KLEINERE SCHRIFTEN

Ludwig Steub

Digitized by Google

KY 52 126 (3-4)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kleinere Schriften

von

Ludwig Steub.

Dritter Band.

Tirolische Miscellen.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1874.

Digitized by Google

KD 52126 (3-4)

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JAN 10 1955

Ueberſetzung vorbehalten.

H.L. Pierce

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
I.	Die Sprachgränzen in Tirol. 1844.	1
II.	Aus dem wälschtiroliſchen Kriege. 1849. . .	50
III.	Schriften von J. Bergmann und J. Thaler. 1850.	63
IV.	Kritiſche Beiträge zur Geſchichte und Alterthumskunde Tirols. 1851.	83
V.	Zur tiroliſchen Literatur. 1862.	96
VI.	Studien eines Tirolers. 1863.	104
VII.	Das Annele im Adlerhorſt. 1863.	117
VIII.	Chronik von Achenthal. 1865.	142
IX.	Die Walſer und die Walchen. 1867. . . .	149
X.	Das Deutſchthum in Wälſchland. I. 1867. .	159
XI.	Das Urbarbuch des Kloſters zu Sonnenburg. 1868.	171
XII.	Die romaniſchen Volksmundarten in Südtirol. 1869.	184
XIII.	Ludwig Rainer von Fügen, der Naturſänger. 1870.	190
XIV.	Zur Geſchichte der Familie Rainer. 1872. . .	239
XV.	Die deutſchen Schulen in Wälſchtirol. 1872 .	273
XVI.	Das Deutſchthum in Wälſchland. II. 1872. .	279
XVII.	Ueber rhätoromaniſche Studien. I. 1872. . .	292
XVIII.	Ueber rhätoromaniſche Studien. II. 1873. .	326
XIX.	Drei Maler aus Tirol. 1873.	363

Digitized by Google

I.

Die Sprachgränzen in Tirol.[1]

1844.

(Die folgenden Aufſätze über die Sprachgränzen in Tirol erſchienen in der zweiten Hälfte des Jahres 1844 in der A. Allgem. Zeitung. Sie ſind der erſte Verſuch, die ethnologiſchen Erſcheinungen dieſes Alpenlandes zuſammenhängend darzuſtellen. Auf dieſer Grundlage entſtanden ſpäter die Schriften: Zur rhätiſchen Ethnologie (1854) und die Herbſttage in Tirol (1867). In den Hauptſachen ſtehe ich noch immer auf demſelben Stand, nur daß ich jetzt mit Felix Dahn im Etſchland eine gothiſche Niederlaſſung annehme und die Deutſchen im wälſchen Gebirge den Longobarden zutheile.

Einzelne Stücke dieſer Aufſätze ſind früher in die Drei Sommer in Tirol aufgenommen und daher hier jetzt weggelaſſen worden. Eine längere Stelle ging auch in die Schrift: Zur rhätiſchen Ethnologie — über. Dieſelbe findet ſich hier gleichwohl wieder, weil jenes Büchlein nie recht aufgekommen und ſein winziges Publicum jedenfalls ein ganz andres iſt, als das dieſer Kleineren Schriften.

Uebrigens iſt auch ſonſt alles entfernt worden, was den Leſer unnöthiger Weiſe aufhalten könnte, ſo daß derſelbe, wie ich hoffe, über dieſe knappe Darſtellung vieler wiſſenswerther Dinge glücklich hinwegkommen und die daran verwendete Zeit nicht bereuen wird.)

1.

Das Land Tirol theilt ſich bekanntlich, was Nationalität und Sprache betrifft, in zwei Hälften und heißt die eine Deutſch-, die andere Wälſchtirol. Die Fragen über die

Digitized by Google

jetzige Sprachgränze beginnen daher erſt dort, wo dieſe beiden Hälften ſich berühren, alſo in Südtirol, im Flußgebiet der Etſch.

Ziehen wir nun an dieſem Strom das Vinſchgau hinunter, laſſen wir Meran und Schloß Tirol links liegen und legen wir noch ein paar Stunden zurück, ſo kommen wir in das lange Dorf Lana, viel beſucht und bekannt, weil in ſeiner ſpitzthurmigen Kirche ein ſchöner gothiſcher Altar zu ſehen iſt. Das Dorf liegt an der wilden Falzauer, die aus dem deutſchen Ultenthal hervorbricht, zwiſchen Weingärten und Obſtbäumen, nicht weit von der breiten ſumpfigen Etſch, und genießt einen ſehr heißen Sommer. In ſeinem Rücken aber erhebt ſich eine rauhe Bergkette, die von Deutſch-Metz heraufzieht an Tramin und Kaltern vorbei, dort in die rothe Mendel aufſtarrt und dann immer höher emporſteigend bis an den Ortles reicht. Ueber dieſen Bergen liegt Wälſchland, der Nonsberg (Val di Non), und alle Wäſſer die von dem Grate ſüdlich fließen, rinnen in den Noce, der bei Wälſch-Michael in die Etſch fällt.

Allein die Waſſerſcheide und der Grat des Höhenzuges ſind nicht auch die Sprachgränze, wie auf Bernhardi's Karte angegeben, ſondern wer da von Lana den ſteilen Bergweg aufwärts geſtiegen iſt, und von der Höhe des Gampens, wo er in die ſonnige dörferreiche Hochebene des Nonsberges hinabſchaut, wieder thalwärts geht, der findet auch auf der wälſchen Seite noch deutſche Dörfer. Sie liegen in zwei Gruppen an zwei Wildbächen: Unſer liebe Frau im Walde und St. Felix an der Novella, Proveis und Laurein, Lavreng (Loregno) an der Pescara, alle zuſammen von ungefähr 1800 Seelen bewohnt. Unſer

Digitized by Google

liebe Frau im Walde (bei den Italienern Sennale), hoch oben an der Halde des Gampens gelegen, weit zerstreut in stiller schattiger Gegend, war in alten Zeiten ein Pilgerspital und ist noch bis auf diesen Tag ein berühmter Wallfahrtsort für die Andächtigen beider Zungen. Unterhalb St. Felix fließt ein kleines Seitenbächlein in die Novella, und dieses bildet jetzt die Sprachgränze. Das erste Dörfchen auf wälschem Gebiet, welches Tret heißt, ist verlorner Boden, denn vor nicht gar langer Zeit sprach es noch deutsch und die Einwohner führen daher dort noch deutsche Geschlechtsnamen, als Larcher, Zangmeister u. dgl. Uebrigens sind die Deutschen dieser vier Gemeinden wackere Leute, und es zeigt sich in ihnen keine Spur von Ausländerei, vielmehr halten sie fest an ihrer Sprache und machen sich mit der der Nachbarn nicht viel zu schaffen, so daß die wenigsten das Italienische sprechen, obgleich sie zum Landgericht nach Fondo gehören. So bequem ihnen dieses liegt, so meinen doch die Bauern mit denen man allenfalls zu reden kommt, sie gingen lieber über den Gampen nach Lana, wo die Protokolle deutsch gemacht werden, als nach Pfundt (Fondo), wo alles wälsch.

Ferner will ihnen die Wirksamkeit der vielen Advocaten, die da unten sitzen, nicht recht behagen, denn diese ziehen die kleinsten Rechtshändel an sich und schreiben große Rechnungen dafür, während bei den deutschen Gerichten die meisten Streitigkeiten der Landleute in Güte verglichen werden.

Auch die Christen von St. Felix wollten's in unserer Zeit nicht mehr tragen, daß sie Amt und Predigt in der Pfarrkirche zu Fondo hören sollten, wo sie nichts verstehen,

Digitized by Google

und baten dringend mit Unſer lieben Frau vereint zu werden. Dieß wurde zwar nicht geſtattet, aber es iſt ihnen erlaubt worden, den pfarrlichen Gottesdienſt „im Walde“ zu beſuchen und dort mit ihren Landsleuten zu beten.

Woher und wie dieſe deutſche Bevölkerung in den Nonsberg gekommen, iſt beſtritten. Die italieniſchen Gelehrten behaupten, es ſeien eingewanderte Bergknappen oder auch, die deutſchen Spitalherrn hätten zum Dienſt der Anſtalt einen Haufen von Landsleuten heraufgeführt. Andre halten dieſe Deutſchen im Nonsberg für einen Keil germaniſchen Stammes, der zur Zeit als der große Schuß deutſcher Einwanderung über den Jaufen an der Paſſer und an der Etſch herabkam, ſich über den Gampen in den Nonsberg eintrieb, dort aber, von der italieniſchen Bevölkerung aufgehalten, am Saum der Höhen feſtſaß. Mit Ausnahme dieſer Hochländer iſt übrigens jetzt im Nonsberg und hinab bis an den Gardaſee keine Spur deutſcher Bevölkerung mehr zu gewahren und das Gebirgsland zur Rechten der Etſch unterſcheidet ſich dadurch auffallend von den Berggebieten auf der linken Seite, die bekanntlich bis in die Gegend von Verona und Vicenza hinunter mit deutſchen Niederlaſſungen durchſprengt ſind.

Verfolgen wir nun auf der Karte den Lauf der Etſch, ſo finden wir uns alsbald in der langen Zunge, welche die deutſche Sprache, vom günſtigen Fluß getragen, ins Gebiet der italieniſchen hineinſtreckt. Die Karte irrt aber hier, wenn ſie auf dem rechten Ufer auch Deutſch-Metz hereinzieht, denn die deutſche Sprache endet ſchon drei Stunden weiter oben, nämlich zu Margreit (Margrè), einem anſehnlichen Dorf mit trefflichem Weinwachs. Das

Dörfchen Curtinig (Cortina), das etwas unterhalb an der Etſch liegt, die oft verwüſtend über die Dämme reißt und von Zeit zu Zeit das trübſelige Neſtchen mit weiten Lagunen umgibt, Curtinig wird von Leuten bewohnt, welche ſämmtlich bilingues ſind, urſprünglich zwar deutſchen Stammes, aber ſo mit wälſcher Einwanderung verſetzt, daß nur Kirche und Schule noch deutſch geblieben. Der nächſte, eine Stunde entfernte Ort, Roverè della Luna, bei den Deutſchen Eichholz, iſt italieniſch, aber auch erſt ſeit Menſchengedenken. Deutſch-Metz (Mezzo tedesco), den ſchönen ſtattlich gebauten Flecken, der am Noce liegt, gegenüber von Wälſch-Metz (Mezzo lombardo), ſollte man wohl dem Namen nach unſerer Sprache zugehörig denken, aber dieſe iſt dort jetzt verklungen, wenn ſie auch in einigen Familien noch bis ins letzte Jahrhundert fortlebte. In alten Zeiten, in den Tagen König Autharis' und der bojoariſchen Theodelinde ſind da wie für das Land ſo auch wohl für die Sprache die Gränzſteine geſtanden, daher die Namen Meta teutonica, Meta longobardica. [1]

Auf dem linken Etſchufer liegt unter ſtolzen Burgtrümmern das große Dorf Salurn, das letzte wo deutſch geſprochen wird, hoffentlich für immerdar die äußerſte Gränzveſte germaniſcher Sprache an der Etſch, obgleich es

[1] Dies iſt eine poetiſche, aber doch ganz unbegründete Hypotheſe, die im vorigen Jahrhundert zuerſt von Roger Schranzhofer aufgeſtellt und dann von Hormayr in ſeinen zahreichen Schriften mit Vorliebe wiederholt worden iſt. — Die beiden Markungen bildeten in alten Zeiten Eine Gemeinde, die ſich dann einmal in zwei Hälften theilte, in eine deutſche und eine lombardiſche. Deßwegen lauten die Namen in den ältern Urkunden *Medium teutonicum*, *Medium lombardum*.

vielleicht in nicht ferner Zeit nur noch als deutſche Enclave gelten wird.

Von Salurn aus ſteht uns nun die Wahl frei ob wir dem Saum des Sprachcontinents folgen wollen, der ſich von da weg, ſo ziemlich mit den nördlichen Gränzbergen des Fleimſerthales zuſammenfallend, gegen das Grödnerthal hinaufzieht, oder ob wir den Inſeln nachgehen, die ſüdlich davon im wälſchen Gebirg liegen, noch wie mancher andere Archipel in den weiten Meeren anzeigend, daß hier ehemals zuſammenhängendes Sprachland geweſen. Es ſcheint angemeſſener, vorerſt dieſe kleinen Eilande abzuthun, und wir ziehen alſo von Salurn hinunter nach Trient, dann gegen Oſten in die Valſugana. Denſelben Weg iſt im Jahr 1833 Herr Cuſtos A. Schmeller gewandert, um die angeblichen Cimbern in den ſieben vicentiniſchen Gemeinden aufzuſuchen, und ſeit der Zeit liegt über dieſen deutſchen Sporaden, über dem Gebiet der Slegheri ſowohl als über dem ihrer Nachbarn im veroneſiſchen Thal des Progno, ein helles Licht. Wir beſchränken uns daher nur jene Nebenthäler zu berühren, die der gelehrte Reiſende nicht unmittelbar in den Kreis ſeiner Unterſuchung aufgenommen hat.

Wie allenthalben auf dem ganzen ſüdlichen Saume des Gränzgebietes die Geſchichte der einzelnen vorgeſchobenen Niederlaſſungen dunkel und beſtritten iſt, ſo auch die der Deutſchen in den öſtlichen Seitenthälern der Etſch. Schon drei oder vierhundert Jahre ehe das gelehrte Deutſchland, zunächſt durch Büſching, von ſeinen verſchollenen Landsleuten wieder Kenntniß erhielt, hatte das weiſe Italien an dieſen Bevölkerungen ſeinen Scharfſinn geübt und mit

vieler Uebereinſtimmung für ſie alle die glorreiche cimbriſche Abſtammung in Anſpruch genommen. Wenn auch Einzelne behaupten wollten, es ſeien dieſelben Rhätier, Tiguriner, Gothen oder Hunnen, ſo gelangte doch jene Anſicht ſchon ſehr frühe zu ſolchem Anſehen, daß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ſelbſt die lateiniſchen Stadtpoeten der ſchönen Vicenza keine Unehre einlegten, wenn ſie den beneidenswerthen Namen aus der nächſten Nachbarſchaft herüberzogen und den eigenen berühmten Geburtsort als „Cimbria“ anredeten. Nüchtern und ernſthaft aber, wie unſere Zeit iſt, bezeigt ſie wenig Scheu vor der Tradition, die in das zweite Jahrtauſend bis an den alten Cajus Marius und die Cimbernſchlacht vor Verona hinaufleitete, und ſo hat es denn ſeiner Zeit keinen Widerſpruch erfahren, was Cuſtos Schmeller als das Endergebniß ſeiner Forſchung angab, nämlich: daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wie noch heutzutage die Deutſchen von Salurn, auch die der ſüdlichern italieniſchen Thäler und Berge in ununterbrochenem Zuſammenhang und Verkehr mit dem großen deutſchen Geſammtkörper müſſen geſtanden und wohl mitunter von daher friſchen Zuwachs erhalten haben. Denn was die Sprache der ſieben und dreizehn Communen u. ſ. w. Alterthümliches zeige, reiche keineswegs höher als in den Zuſtand der deutſchen Geſammtſprache in dieſem Zeitraum hinauf. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber ſeien dieſe Gemeinden durch vollendete Romaniſirung der ſie umgebenden Thallande von der deutſchen Geſammtmaſſe abgeſchnitten worden. Die Frage ob die heutigen Cimbern von den alten Cimbern, von Gothen, Longobarden, Alemannen oder Franken ab-

ſtammen, überläßt Schmeller beim Schweigen aller beſtimmten hiſtoriſchen Aufzeichnungen dem Leſer ſelbſt zur Entſcheidung. Graf B. Giovanelli in Trient hat im Jahr 1826 zu beweiſen geſucht, daß ſie Nachkömmlinge der Alemannen ſeien, welche Theodorich, der Oſtgothe, in die Gränzen Italiens aufnahm.

Was Schmeller vermuthungsweiſe von friſchem Zuwachs ſagt, kommt einer andern und neuern italieniſchen Anſicht entgegen, welche die Cimbern, Gothen und Hunnen bei Seite ſetzt, und alle dieſe deutſch ſprechenden Hochländer im ſpätern Mittelalter einzeln als berufene Lohnarbeiter, zunächſt als Bergknappen hereinſchleichen und ſich allgemach vermehren läßt, oder — wie Frapporti in ſeiner Geſchichte des Gebiets von Trient — darinnen Kriegsleute ſieht, welche die deutſchen Lehnsherren auf den dortigen Bergveſten und vor allem die Grafen von Tirol als Schirmvögte der Kirche zu Trident hier angeſiedelt; dieſe Reiſigen hätten dann mit Frau und Kind und Geſind, mit Marketenderinnen und Handwerksleuten im Laufe der Zeit Colonien gebildet, die ſich nach ihrem eigenen Herkommen verwalteten und Sprache und Sitten von jenſeits der Alpen beibehielten. [1]

Wenn wir alſo von Trient auf die Höhe von Civezzano gelangen, ſo geht zur Linken ein kleines Nebenthal ein, aus welchem die Silla in die Ferſina ſtrömt. Der germaniſche Pilger, der da vorbeikommt, mag in den Runſt hinauf

[1] In neueſter Zeit ſind alle dieſe Anſichten weſentlich erſchüttert worden, da es ſich mit größter Wahrſcheinlichkeit herausſtellt, daß die ſogenannten Cimbern und ihre Nachbarn longobardiſcher Abkunft ſind. Siehe Herbſttage in Tirol S. 186 ff. und unten „das Deutſchthum in Wälſchland," I. und II.

einen wehmüthigen Blick verſenden als über ein Feld, wo die deutſchen Laute, die da einſt erklangen, erſtorben ſind, obgleich an deutſches Weſen noch die eigenthümliche Art des Volkes erinnert; dieſes Thal heißt Pinè (pinetum), deutſch Pineit. Die Bewohner nannten ſich, ſo lange ſie deutſch ſprachen, ſelbſtverſtändlich die Pineiter und heißen auch jetzt noch bei den Italienern nicht i Pinetani, ſondern i Pinaitri. Da oben liegt Rizzolago, das zu ſeiner Zeit Rieslach geheißen hat, noch umgeben von manchen deutſchen Hof- und Flurnamen, deren Bedeutung die verwälſchten Bewohner ſchon lange nicht mehr verſtehen.

Weiter aufwärts, ehe wir in den Flecken Pergine (deutſch Perſen) einziehen, öffnet ſich ein anderes Seitenthal, aus dem die beſagte Ferſina ſelbſt in die herrliche Ebene von Pergine hervorrauſcht. In dieſem Thal wohnen die Mocheni, deutſche Bauern, denen die Italiener dieſen Namen beilegen, weil ſie immer das Wort machen im Munde führen und daſſelbe nicht anders gebrauchen ſollen, als die Engländer ihr to do, nämlich als Hülfszeitwort (ob es wahr iſt, hat noch Niemand conſtatirt); ſie ſelbſt aber wollen die Benennung lieber nicht hören und ſehen darin einen ſpottenden Spitznamen. Sie ſitzen meiſt zur Linken des Baches, etwa 2000 Seelen, und ihre Dorfſchaften heißen: Roveda, Fraſſilongo, Fiorozzo (Florutz) und Palú (Palai); dazu kommt noch ein kleines Dörflein, das weiter ab, eine Stunde öſtlich von Pergine, auf dem Gebirg liegt, und ſich Vignola nennt. Von dieſen Mocheni iſt viel Rühmliches zu melden, und wir wollen daher nicht ſo ſchnell an ihnen vorübergehen.

Zuerſt mag Pater Beda Weber ſprechen, deſſen An-

gaben aber auch nicht immer verläſſig ſind. Er ſagt von ihnen: „Sie ſind eines kernhaften Körperbaues, flink und rüſtig, abgehärtet gegen die Beſchwerden des Lebens, mit lebhafter Geſichtsbildung, blauen Augen, blonden Haaren geziert, als Menſchen und Chriſten gewiſſenhaft, redlich, worthältig, Feinde jedes Zwiſtes, ſo daß kein Volk den Gerichten weniger zu ſchaffen gibt als ſie.[1] Ueberall und in allen Dingen zeigen ſie viel Verſtand, Ruhe im Geſchäft, Beſonnenheit in der Rede und berechnete Nachgiebigkeit im Handeln.“

„Die Mocheni von Palu,“ ſagt ein italieniſcher Bericht, „unterſcheiden ſich bedeutend von den andern Mocheni. Sie kleiden ſich anders und führen italieniſche Geſchlechtsnamen, während die der übrigen deutſch ſind. Daraus will man eine ſpätere Zeit der Ankunft, etwa ums Jahr 1400, folgern. Sie wollen auch gar nicht Mocheni ſein und ſtehen mit dieſen in geſpanntem Verkehr, während die Mocheni der andern Dörfer einander ſehr geneigt ſind, und feſt zuſammenhalten. Es gibt keinen herrſchenden Dialekt, ſondern jedes Dorf hat ſeinen eigenen.“

„Im Winter ziehen viele fort, gehen nach Deutſchland

[1] Unter den deutſchen Beamten in Trient, mit denen ich letzten Herbſt (1873) über die Mocheni ſprach, gelten ſie aber geradezu als verſchlagen und proceßſüchtig. So weit gehen oft die Auffaſſungen auseinander! Als ergötzliches Seitenſtück wäre etwa die verſchiedene Charakteriſirung der Alpbäcker in den Drei Sommern in Tirol, zweite Auflage, I. S. 119, nachzuleſen. Zu dieſer vermag ich jetzt noch einen weitern Beitrag zu liefern. Ein Rechtsgelehrter der dortigen Gegend behauptete nämlich im letzten Herbſte, die Alpbäcker ſeien feige. — Ei, feige? verſetzte ich, ja warum denn? Ja, weil ſie keine Proceſſe führen, entgegnete er, ſondern ihre Händel lieber gütlich ausmachen!

oder gar nach Ungarn und Siebenbürgen, und hauſiren mit Bildern, Senſen, Gläſern und andern kleinen Waaren. Jetzt verlegen ſich die meiſten auf Viehzucht und Ackerbau; etliche aber geben ſich noch mit dem Bergweſen ab. (Der Bergbau war überhaupt vor Zeiten hier in ſchwunghaftem Betrieb, und Spuren von Stollen und Schachten finden ſich noch allenthalben, Beweis genug für manche, in dieſen Inſaſſen eine Colonie von Bergknappen zu ſehen). Sie thun ſich viel auf ihre montaniſtiſchen Kenntniſſe zu gut, und vergeuden in unglücklichen Verſuchen dieſer Art oft ihr ganzes kleines Vermögen. Auch iſt der Bergbau noch heutigen Tages ihr Lieblingsgeſpräch. Es iſt ein allgemein verbreiteter Glaube, daß in der Nacht vor dem Feſt St. Johann des Täufers die Bergſchachten blühen, und es gibt noch viele, die in jenen Stunden dieſem Blühen nachgehen" — in jenen Stunden, wo die Alpenhirten die Sunnwend feiern, wo die ſilberne Schale auf der Reuter-Alm bei Reichenhall von gediegenem Gold überfließt und im Fichtelgebirg am Ochſenkopf ſich die von Kleinodien ſtrotzende Halle öffnet.

„Da Kirche und Schule italieniſch ſind, ſo erhält ſich das Deutſche zunächſt nur, weil es den winterlichen Handelsunternehmungen förderlich iſt. Die Gebete ſprechen ſie ſämmtlich in italieniſcher Sprache, und wenn noch ein alter Bauer ein deutſches Vaterunſer betet, ſo iſt es in reinem Deutſch, wie er es etwa von einem ehemaligen deutſchen Geiſtlichen, von ſeinem Vater oder Großvater gelernt hat, ohne Eigenthümlichkeit des Dialekts." [1]

1 Das Neueſte über die Mocheni iſt ein Bericht aus dem Jahre 1869, den der Schulinſpector Herr Prof. Anton Zingerle, ein Bruder des Ger-

Vier Stunden von Pergine an der Heerſtraße der Valſugana liegt auf fruchtbarer Halde das große Pfarrdorf Roncegno, mit Zubehör 4100 Einwohner zählend, das rückwärts über den Berg Frauwort mit Palu und den andern Dörfen der Mocheni in Zuſammenhang ſteht. In dieſer Gemeinde, die zu deutſch Rundſchein heißt, galt bis ins vorige Jahrhundert noch unſere Sprache, ſo daß der Pfarrer beſtändig einen deutſchen Caplan zu halten genöthigt war, was jetzt überflüſſig wäre. Die Rundſcheiner ſind nach Beda Weber, der ſie noch für Deutſche anſieht, ſchön und groß gebaut, ausgezeichnet dadurch von ihren wälſchen Nachbarn, und ein edler Stolz gibt ſich in ihrem Benehmen kund.

Das gleiche Schickſal, wie in Roncegno, hat übrigens die deutſche Sprache auch im nachbarlichen Torcegno, welches früher mit deutſchem Namen Durchſchein hieß, erleiden müſſen.

Im Thalgrund der Valſugana ſelbſt, zumal in den großen ſtadtmäßigen Flecken Pergine, Levico, Borgo und Telve mag einſt wohl die Hälfte der Einwohner deutſch geweſen ſein. Im volkreichen Telve zum Beiſpiel, das eine halbe Stunde von Torcegno liegt, mußte in frühern Zeiten einer von den zwei Seelſorgern ein Deutſcher ſein, und eine Straße heißt dort jetzt noch die deutſche. Auch in Borgo war einſt neben dem italieniſchen ein deutſcher Pfarrer, der aber ſchon im ſechzehnten Jahrhundert nicht mehr nöthig geweſen und daher verſchwunden iſt. In

maniſten, über die Gemeinden Gareit (Frassilongo) und Eichleit (Roveda) und deren Schulen veröffentlicht hat. Siehe Drei Sommer in Tirol, zweite Auflage, III. S. 305, wo ein Auszug aus dieſem Berichte mitgetheilt wird.

Pergine ſind noch manche deutſche Haushaltungen, die aus älterer Zeit ſtammen mögen. Im Gottesacker daſelbſt ſieht man die alte Kirche San Carlo, die deßhalb merkwürdig iſt, weil in derſelben bis auf unſere Zeiten während der Faſten deutſche Predigten gehalten wurden für die zahlreichen deutſchen Bewohner im Gebirge hinter Pergine.

Rechts von Pergine hinein, alſo auf der ſüdlichen Seite des Hauptthales über den See von Caldonazzo (deutſch Golnatſch) hinauf ins Thal von Centa vordringend finden wir am Fuße der Hohenleiten das Dorf Lavarone (Lafraun) und zwei Stunden weiter in der Pfarre von Pedemonte ein anderes, Luſerna, erſteres 1300, letzteres 660 Einwohner zählend, welche deutſch ſprechen und zwar einen Dialekt, der ſchon allgemach ins Deutſch der ſieben Communen überſchlägt und den deutſchen Tirolern daher unverſtändlicher wird. In Lavarone haben übrigens nur die mindern Leute ihre angeſtammte Mundart beibehalten, die wohlhabenden und gebildeten ſind ſchon lange Italiener geworden. In beiden Dörfern iſt die Zahl der Geſchlechtsnamen ſehr beſchränkt, und man will daher wahrſcheinlich finden, daß ſich urſprünglich nur wenige Familien da niedergelaſſen haben. In Lavarone ſind faſt lauter Bertoldi, in Luſerna ſchreibt ſich faſt alles Nicoluſſi. [1]

Von dem beſagten Dorfe Lavarone am Fuße der Hohenleiten kann man in wenigen Stunden wieder an die Etſch herüberkommen und zwar durch die Folgaria, Folgarida, zu deutſch Füllgreit, eine ſchöne Alpenlandſchaft mit geſunder Luft und trefflichem Waſſer, die vor Zeiten

[1] Ueber dieſe Dörfer und die Folgaria iſt ausführlicher gehandelt: Drei Sommer in Tirol, zweite Auflage, III. S. 288.

ganz deutſch geweſen und auch jetzt noch manche alte Leute zählt, die in der angeſtammten Sprache reden können.

Auch hinter Roveredo in Trembelleno, Terragnolo und Val Arſa am Leno ſoll die deutſche Sprache noch auf einzelnen abgelegenen Höfen fortleben, doch iſt darüber nichts Näheres bekannt.

Werfen wir nun einen Blick auf das geſammte Deutſchthum in den Bergen ſüdlich von Salurn, ſo gewahren wir, daß es da wie dort in ſchneller Abnahme, daß wahrſcheinlich unſere Zeit beſtimmt iſt, die letzten germaniſchen Laute im italieniſchen Gebirge verklingen zu hören. Was die ſieben und dreizehn Gemeinden auf den venediſchen Alpen betrifft, ſo war ihr Volksthum unter den Flügeln des Löwen von Venedig ſo geehrt, daß ihre Beamten und ihre Geiſtlichen des Cimbriſchen kundig ſein mußten, weßwegen denn auch letztere bis ins ſechzehnte Jahrhundert faſt ausſchießlich aus Deutſchland, zum Theil aus weiten Fernen, aus den Bisthümern Breslau, Trier, Meißen ꝛc. herbeigerufen wurden. Jetzt iſt das anders, und es bildet freilich einen ſeltſamen Contraſt, daß die deutſche Sprache, die dort das italieniſche Venedig ſchützte, unter dem deutſchen Oeſterreich ausſtirbt. Den italieniſchen Herren, die zu Verona und Vicenza in den Kanzleien ſitzen, iſt allerdings nicht zuzumuthen, daß ſie ſich darüber erbarmen ſollten. Aber daß auch die Deutſchen von Palai, von Füllgreit, von Lafraun und Luſerna, dieſe auf tiroliſchem Boden gelegenen Bergbewohner der adminiſtrativen Bequemlichkeit zu liebe ſich zu verwälſchen verurtheilt ſind, daß auch über ihnen „die Norne waltet wie über andern deutſchen Mundarten, die gewagt haben, nach

Wälſchland hinunter zu ſteigen," dieß iſt etwas auffallend und für den „Tudescomanen" faſt ſchmerzlich. Wenn man die Sprachkämpfe betrachtet, die auf andern Marken des deutſchen Vaterlandes, in Belgien, in Schleswig, geſchlagen werden, wenn man mit Freuden gewahrt, wie dort begeiſterte Vorkämpfer aufſtehen, den ſchlummernden Volksgeiſt wecken und aller Entdeutſchung männlich wehren, ſo darf man ſich anderſeits wohl verwundern, wie auf dem ſüdlichen Rande in einer Zeit, deren Loſungswort die Nationalität geworden iſt, mehrere Tauſende von Deutſchen ohne Sang und Klang, unbeachtet und vergeſſen zu Italienern werden, in einem Lande, das zu Deutſchland gehört, zum größten Theile von Deutſchen bewohnt wird, und daher gewiß der deutſchen Pfarrer und Schullehrer genug aufbieten könnte, um die Wankenden zu halten und dem einreißenden Abfall zu ſteuern, ſo daß wenigſtens nicht mehr der Beichtſtuhl zu Hilfe genommen würde, um, wie Schmeller von Terragnolern gehört hat, durch Verweigerung der Abſolution zum Gebrauch einer fremden Sprache zu zwingen. Jetzt wäre bei der hohen Sittſamkeit, die den deutſchtiroliſchen Clerus auszeichnet, wohl auch nicht mehr zu fürchten, daß die Pfarrkinder, wie im Jahr 1456 die Cimbern von Enego, den Biſchof bitten müßten, ihnen italieniſche Geiſtliche zu geben, poichè li Tedeschi tengono delle donne e menano la loro vita sull' osterie. Bald wird der Pilger, der hier nach den Deutſchen fragt, auf die Friedhöfe gewieſen werden, wo wälſche Leichenſteine die letzten deutſchen Todten decken.[1]

[1] Dieſer Abſatz, welcher alſo ſchon im Jahre 1844 geſchrieben wurde, iſt glücklicher Weiſe antiquirt, doch wollte ich ihn nicht ſtreichen, einmal

Wir verlaſſen jetzt den ſchwankenden Boden dieſer Spracheilande, um uns wieder nach Salurn auf den feſten Continent zurückzuziehen. Von da aus fällt die Gränze bis zum Schlernkofel und zur Seißeralpe hinauf mit der Waſſerſcheide zuſammen, von welcher einerſeits die Bergbäche in den Aviſio, andererſeits in die Etſch und den Eiſack rinnen. Das ganze Fleimſerthal iſt alſo wie auf der Karte richtig angegeben, italieniſch, nur eine einzige Gemeinde, Anterivo, zu deutſch Altrei, zwei Stunden unterhalb Cavaleſe gelegen und übers Gebirg in nahem Zuſammenhang mit dem deutſchen Dorfe Truden (Trodena) iſt hier noch als dem deutſchen Sprachgebiet zugehörig zu erwähnen. Wälſchen Ofen aber, oder wie nach dem urkundlichen Namen *Colonia Nova italiana* richtiger zu ſchreiben iſt, Wälſch-Noven (800 Einwohner), darf dem Namen

weil er der erſte Noth- und Hilfeſchrei war, der in dieſer Sache vor dem deutſchen Publikum erſcholl, dann auch, weil die tröſtliche Bemerkung daran zu knüpfen iſt, daß jetzt die Regierung dieſen Spracheilanden die verdiente Beachtung zugewendet, allenthalben deutſche Schulen eingerichtet und deutſche Lehrer angeſtellt hat. Ebenſo iſt die rühmliche Thätigkeit des Innsbrucker Vereins und des Landesſchulinſpektors Chr. Schneller mit größter Anerkennung hervorzuheben.

Die Zahl der in den Spracheilanden zerſtreuten Deutſchen betrug übrigens vor zehn Jahren

in San Sebaſtiano	900
in Luſerna	660
im Thal der Mocheni	1990
im Nonsberg	1790
	5340.

In der Volkszählung von 1869 zeigen ſich die Ziffern etwas, doch nicht weſentlich geſtiegen.

zu lieb nicht den Wälſchen zugetheilt werden, ebenſowenig als Deutſch-Metz aus gleichem Grunde den Deutſchen, ſondern es iſt heutzutage völlig germaniſirt, wenn auch die Einwanderer, welche die neue Colonie gründeten, dem Namen nach aus Wälſchland gekommen ſein müſſen. [1]

Wenn man von Wälſch-Noven nordwärts geht, die Fleimſerberge immer zur rechten Hand, ſo gelangt man, nachdem einige kleine Nebenthäler durchſchnitten worden, auf die Seißer Alpe, die liebliche Alm, welche eine ſchöne wellenförmige Fläche von zehn Stunden im Umfang iſt, überall mit Schwaigen und Sennhütten bedeckt, hin und wieder durch Laubwald und Fichtenhaine unterbrochen, ſteil abfallend gegen die Hochebenen von Ratzes und Caſtelrutt und Gröden. Gegen Süden und Weſten wohnen deutſche Bauern zu ihren Füßen, gegen Norden aber die Schnitzler von Gardena. Dieſe und ihre Nachbarn überm Joch, die Enneberger, reden eine Sprache, die mit Ladiniſch und Romanſch in Graubünden die innigſte Verwandtſchaft zeigt. [2]

Oeſtlich vom Enneberger Thal liegt die Sprachgränze im wilden Dolomitgebirg. Dort ſtehen, auf den Hochalpen

[1] Hier oben auf den Höhen von Wälſch- und Deutſch-Noven wohnt auch eine zur Zeit noch ſehr wenig bekannte Völkerſchaft, die Reggel. Sie gelten bald als Heſſen, bald als Sachſen, die mit den Longobarden nach Italien gezogen ſeien. Die ausführlichſte Schilderung derſelben hat bisher Prof. Gredler in ſeiner „Excurſion auf Joch Grimm, Innsbruck 1867“ gegeben, ſie klingt aber nicht ſehr vortheilhaft. Uebrigens ſagt er, Körperwuchs, Tracht, Sitte und Character ſei bei ihnen völlig fremdländiſch; auch hätten ſie einen ganz eigenthümlichen Geruch, der ſprichwörtlich geworden.

[2] Auf Gröden und Enneberg wollen wir hier nicht näher eingehen, da die Drei Sommer in Tirol ausführlich von dieſen Thälern handeln.

zerſtreut, niedlich gebaute und mit heizbaren Zimmerchen verſehene Sennhütten in dörflichen Haufen beiſammen, unſichtbar für alle die im Thal hinabwandern, freundliche Ueberraſchung für den, der an den kahlen Wänden hinaufgeſtiegen iſt und da bei altherkömmlicher Gaſtfreundſchaft Obdach und Erquickung findet. Sie ſind nur im Sommer von den Ennebergern beſetzt, im Winter begräbt ſie tiefer Schnee. An ſeinem Rand herum ſenkt ſich dieſer Gebirgsſtock in ſchmale Thälchen ein, die, zum Theil auch nur in der ſchönen Jahreszeit bewohnt, doch ihrem Namen nach eine Einreihung zulaſſen, welche dann z. B. Geiſelsberg, Grünwald, Außer- und Innerprags dem deutſchen, die ſüdlicheren Thäler dem italieniſchen Gebiet zuweiſen wird. Die Sprachgränze ſchneidet die neue Prachtſtraße über Ampezzo nach Venedig etwas nördlich vom Schloß Peutelſtein (Podestagno) beim Wirthshaus Oſpedale (deutſch: Gaſthaus). Auf dem kurzen Raum, der von da noch bis an die Landmarken von Kärnthen übrig bleibt, fällt die Sprachgränze mit der tiroliſchen Landesgränze zuſammen.

Nunmehr aber, nachdem die Marken abgegangen, müſſen wir den Leſer noch auf verlorne und gefährdete Beſitzthümer innerhalb des Gebietes aufmerkſam machen. Er erinnert ſich, daß im Etſchthal Salurn als der letzte deutſche Ort, als das äußerſte Spitzchen der Zunge, die der deutſche Sprachcontinent in die Länder der Wälſchen hineinſtreckt, bezeichnet worden iſt, aber Salurn wird, wie geſagt, vielleicht bald ſchon mehr als Enclave, denn als Ende einer ſtetigen Fortſetzung zu betrachten ſein. Es iſt nämlich leider wahrzunehmen, daß in unſern Zeiten das Etſchthal von Meran abwärts ſich den Deutſchen nicht mehr

zuträglich zeigt, und daß ſich das germaniſche Element aus dieſem Striche mehr und mehr verflüchtigt. Es werden dafür mehrere Urſachen angegeben und darunter am meiſten die Beſchaffenheit des Klima's hervorgehoben. Die Etſch fließt nämlich von Meran bis gegen Trient in ungeregeltem Rinnſal weit auseinander, überſchwemmt bei Hochwaſſer die niederen Geſtade und läßt das Waſſer dann im Graſe ſitzen. So bilden ſich ſtundenlange Sumpfgelände, und wenn im Sommer die heiße Sonne von Südtirol hineinſcheint, ſo kocht ſie peſtilenzialiſche Dünſte aus, welche Wechſelfieber und andere Krankheiten in Menge erzeugen, ſo daß in der warmen Jahreszeit alle wohlhabenden Leute ins Gebirge flüchten und nur das arbeitende Volk zurückbleibt. Solchen Anfechtungen nun ſollen die Wälſchen bei weitem beſſer gewachſen ſein als die Deutſchen, da ſie „dem Klima einfache Koſt, Schonung der Kräfte durch ſittliche Zucht, Waſſer mit einigen Tropfen Branntwein geſprengt als Specialmittel gegen das Fieber und ſtets fröhlichen Sinn, laut im Geſpräch“ entgegenſtellen. An anderen Orten, wie z. B. in Terlan, wo der Ausbund der Tiroler Weine wächst, in dem man den im Alterthum ſo beliebten rhätiſchen wieder erkennen will, denſelben, welchen Auguſtus trank und Virgil beſang — in Terlan ſind die Weinhöfe ihres edlen Ertrags wegen faſt alle in den Händen reicher Abweſender, ſo daß die ſelbſtändigen deutſchen Weinbauern längſt abhanden gekommen und die Einwohner faſt nur ärmliche Lohnarbeiter ſind, wozu ſich denn auch die Italiener wieder beſſer ſchicken, da ſie ſich, an mäßigere Bedürfniſſe gewöhnt als der Deutſche, auch mit geringerem Verdienſt zufrieden geben. Geht es nun

einem ſolchen Betriebſamen einigermaßen nach Wunſch, ſo kauft er ſich als Kleinhäusler an und erzeugt mit wälſcher Ehehälfte wälſche Nachkommenſchaft, die ſich nicht mehr zu germaniſiren braucht, da die Nachbarn auch ſchon größtentheils Wälſche ſind. Ein anderer Einfuhrweg für italieniſches Weſen iſt der ſchwunghafte Holzhandel, der jetzt auf der Etſch betrieben wird, und der gänzlich in den Händen der Romanen liegt. Hiezu iſt eine beträchtliche Menge von Floßknechten und Holzarbeitern erforderlich, und dieſe kommen alle von unten herauf und ſetzen ſich da oben feſt. Ferner kann man dazu rechnen, daß der Weinbau im Etſchland, ſeit der bayeriſche Zoll beſteht, an Einträglichkeit ſehr merklich verloren, daß der Weinbauer, von langer guter Zeit her an reichliches Leben gewöhnt, ſchwer zu hauſen hat, und an manchen Orten kaum mehr fortkommt. Daher viele Schuldenweſen vor den Gerichten und folgende Verſteigerungen zu niedern Preiſen, bei welchen dann der kümmerlich lebende Wälſche gern als Käufer auftritt, da er noch immer ſich fortbringt wo der Deutſche längſt zu Grunde gegangen. So kommt es denn, daß in Auer, in Branzoll, in Leifers, in Vilpian und Gargazon die deutſche Sprache immer mehr an Boden verliert, daß ſchon in Burgſtall, welches kaum zwei Stunden vor den Thoren Merans liegt, mehrere wälſche Haushaltungen ſich finden, und daß in Pfatten (Vadena), gegenüber von Branzoll, faſt drei deutſche Meilen noch oberhalb der Sprachmark bei Salurn gelegen, unter 370 Seelen die deutſche Sprache kaum mehr gehört wird. Dieſe Pfattener ſind auch ſchon vor mehreren Jahren bereitwilligſt mit italieniſcher Seelſorge und Schule verſehen worden, wäh-

rend man im Trienterkreiſe ängſtlich Acht gibt, daß ja kein Deutſcher auf dem Scheidewege in ſeine angeborene Nationalität zurückfalle.

Die deutſche Sprachkarte, welche die nächſte Generation herausgibt, wird alſo wahrſcheinlich alles mit der wälſchen Farbe bemalen dürfen, was von Meran und von Bozen an auf dem linken Etſchufer gegen Italien hin liegt.[1] Die italieniſche Ungezwungenheit des äußerlichen Lebens iſt auch für die deutſche Nachbarſchaft nicht ohne Reiz. Die Meraner Bauern und die Paſſeirer, ſtolz und ſtattlich, prangen zwar noch in ihrem bunten Thalgewand und halten es ſauber, reingekehrt und gutgenäht an allen Enden, aber abwärts von da macht ſich auch ſchon der Deutſche nicht viel mehr daraus, ſo zerlumpt und ſchmutzig einherzugehen, wie der wälſche Nachbar. Und zerbrochene Fenſter, windſchiefe, ſchlußloſe Thüren und zerbröckeltes Mauerwerk, nach heſperiſcher Art, das alles reicht ſchon namhaft ins deutſche Gebiet herüber, um die Nähe des ſeligen Italiens zu verkündigen.

2.

Wir wollen nunmehr auch einiges darüber ſagen, wie ſich die germaniſchen Stämme ſelbſt in dieſem Alpenland eingetheilt.

Hier iſt nun vor Allem anzumerken, daß nicht das geſammte Deutſchtirol vom bojoariſchen Stamme einge-

[1] So gefährlich iſt die Sache noch nicht, wie wir unten im Capitel: „Das Deutſchthum in Wälſchland.“ II. näher erörtern werden. Auch in der Gegend von Meran ſoll ſich die Zahl der Italiener in neuerer Zeit wieder merklich vermindern.

nommen, ſondern daß im ganzen Oberinnthal Sueben ſitzen und annoch ſchwäbiſch geſprochen wird.

Dieſer ſchwäbiſche Dialekt in Tirol ſteht ſicherlich in Zuſammenhang mit einer Erſcheinung, die auf bayeriſchem Gebiet entgegentritt. Wie nämlich gleich oberhalb der alten Auguſta die ſchwäbiſche Mundart über den Lech und ſchnell eine halbe Tagreiſe weit ins Bayerland hereinſpringt, dann aber bei Fürſtenfeldbruck mit ſcharfer Gränze an die Amper ſtößt, auf dem weſtlichen Ufer des Ammerſees hinläuft und über den Peißenberg ins Amperthal und an die Loiſach zieht, ſo ſetzt ſich dieſes überlechiſche Schwabenthum auch auf tiroliſchem Boden fort. Im grünen Thal der Leutaſch, das ſich um die ſtarren Wände des Wetterſteins herumwindet und bei Mittenwald ins Thal der Iſar ausgeht, ſprechen die Bauersleute ein ſehr ausgeprägtes Schwäbiſch, und ebenſo thun der Ehrwald und die Dörfer am Fern. Im Innthal ſelbſt gilt das Schwäbiſche bis in die Gegend von Telfs herab, wenn auch nicht ganz frei von nachbarlicher Färbung, doch ſo beſtimmt erkennbar, daß man die Gränze kaum weiter hinauf wird ſetzen dürfen. Von Landeck aus aber nimmt dieſe Mundart ſogar einen neuen Anlauf und zieht am Inn hinauf über Finſtermünz an die Quellen der Etſch und bis an die Haide von Mals, wo die letzten Schwaben wohnen, die von den Vinſchgauern die G'höter genannt werden, weil ſie ſtatt gehabt oder g'habt ihr ſchwäbiſches g'hött verwenden. Was das Hiſtoriſche dieſer ſchwäbiſchen Vorwacht innerhalb der Gränzen betrifft, die man als die natürlichen der bayeriſchen Mundart betrachten möchte, ſo iſt es überraſchend, daß ſie zwiſchen Lech und Amper mit dem alten Allod der alemanniſchen Welfen auf

dem Lechrain zuſammenfällt, und auf ein nationales Band zwiſchen Gebietern und Inſaſſen ſchließen läßt. Dieſelbe Strömung aber, welche die Schwaben an die Amper führte, mag ſie auch ſüdwärts an die Leutaſch und über den Fern und von da auch ins obere Innthal und gegen den Ortles hinauf getrieben haben, wenigſtens iſt es viel wahrſcheinlicher, daß dieſe ſchwäbiſchen Vorlande auf bequemeren Wegen vom Lechrain herein beſetzt worden ſind, als über den damals faſt ungangbaren Arlberg.

Nun wollen wir aber auch mit einigen Worten jener Leute gedenken, die vor den Deutſchen in den Alpen gehaust. Man gibt wohl allgemein zu, daß zur römiſchen Zeit das ganze alpiniſche Rhätien ebenſo latiniſirt worden ſei, wie Hiſpanien und Gallien. Sind nun aber die Deutſchen — Bojoaren oder Sueben — zu ihrer Zeit in ſolcher Zahl und Macht hereingebrochen, daß ſie der romaniſchen Sprache plötzlich ein ewiges Stillſchweigen auflegen, die Romanen aus allen Thälern, aus allen Alpendörfern und Berghöfen vertreiben konnten, oder mit andern Worten: iſt das Land gleich von jener Zeit an ſo deutſch geweſen wie jetzt? Wenn vor fünf oder ſechs Menſchenaltern das Romaniſche im Vinſchgau noch bis Schlanders herabging, konnte es ein paar Jahrhunderte früher nicht noch weiter herunter reichen, und wenn auch die Grödner Sprache jetzt nicht mehr ihr ganzes Thal ausfüllt, iſt's nicht denkbar, daß ſie etwa vor einem halben Jahrtauſend auch an den Ufern des Eiſacks herrſchte? Sollte nicht eine Zeit geweſen ſein, wo wenigſtens jenſeits des Brenners die Sprache der Mehrzahl romaniſch und nur die der minderzähligen Eroberer deutſch war? Dieß ſind Fragen, welche gegenwärtig innerhalb der

Alpen mit großem Eifer beſprochen und beſtritten werden. Eigentlich ſind es die Wälſchen, welche den Kampf eröffnet, denn die Deutſchen hatten wenig Antrieb dazu, da ſie die Seligkeit des Beſitzes ſeit langen Jahren ungetrübt genoſſen. Nun aber legten die Italiener jählings ihre Hand auf das Land an der Etſch und dem Eiſack, das die andern durch den gerechten Titel des Schwertes erworben und durch unvordenkliche Verjährung erſeſſen zu haben glaubten, und ſprachen von unverjährbarem Eigenthum der großen italieniſchen Nation. Damit war der Krieg erklärt, der vielleicht noch lange lodern wird.

Das italieniſche Manifeſt iſt ein ſtattlich gedrucktes Buch Giuſeppe Frapporti's, des Trientiners, das den Titel führt: Della storia e della condizione del Trentino nell' antico e nel medio evo und 1840 in Trient ans Licht kam. Es iſt ein Buch, das in mehr als einer Rückſicht anzieht, einmal durch die ſchöne Gewalt ſeiner Sprache, dann als ein friſches Zeichen wiſſenſchaftlicher Regſamkeit in dem Gebiet, das einſt der gelehrte Tartarotti ſo ruhmreich erhellt hat, und endlich durch eine Formulirung der neuen Anſprüche, die man nicht gedrungener wünſchen kann, und die beim erſten Anblick überraſchen muß. Die Gründlichkeit des Forſchers ſetzt weniger in Erſtaunen; es kommen da vielmehr manche Dinge vor, die man, gelinde geſagt, abſonderlich finden möchte; nichts deſto weniger iſt es vielleicht der Mühe werth, hier einen kurzen Inbegriff ſeiner Anſichten und Meinungen zu geben, mindeſtens ſo weit ſie unſere Streitfrage berühren.

Giuſeppe Frapporti alſo iſt ein Trientiner und liebt ſeine Vaterſtadt mit all der innigen Anhänglichkeit, welche

die Italiener ihren Vaterſtädten widmen. Daran thut er auch gewiß kein Unrecht, denn Trient war wirklich zu allen Stunden eine gute und rühmliche Stadt, in der großen römiſchen Zeit eine Colonie der Weltbeherrſcherin, ein uralter Biſchofsſitz, angeblich von Hermagoras und Jovinus, des Evangeliſten Marcus Schülern, geſtiftet, mancher heiligen Martyrer Ruheſtätte, Reſidenz longobardiſcher Herzoge, im Mittelalter mit vielen ehrſamen Freiheiten ausgezeichnet, oft betreten von Kaiſern und Päpſten, im ſechzehnten Jahrhundert berühmt durch den großen Kirchenrath, jetzt noch im Hochgefühl ſeines zweitauſendjährigen Daſeins reinlich, ſchön und mit manchen prächtigen Gebäuden geſchmückt, nicht ohne große Lichter in Kirche, Staat und Wiſſenſchaft, und endlich auch, was mehr als einmal erwähnt wird, mit der Gabe des dritten Dialekts in Italien ausgeſtattet, und mit Bürgern bevölkert, die an Geſtalt und Phyſiognomie unter allen italieniſchen Völkern das ruhm- und ehrenreiche Prädicat italianissimi verdienen. Der alte Glanz weiſe aber auf alte Bedeutſamkeit. Schon der helle Klang des Namens Tridentum lege es offen dar, daß er eine hochanſehnliche Stadt bezeichnet habe, nicht etwa nach der verächtlichen Anſicht Stofella's, die ſchon Graf Giovanelli widerlegt, ein unbedeutendes, von der alten Brixia (Brescia) abhängiges Oertchen, das überdieß erſt unter Auguſtus entſtanden ſei, ſondern eine Gründung der nazione madre, des uritaliſchen Volkes, aus dem ſpäter wieder die Römer hervorgingen, die dann die tridentiſchen Brüder auch mit dem Reich vereinigten. Eine uritaliſche Stadt iſt alſo Trident, nicht, wie die Alten irrthümlich behaupten, eine Stadt der Rhätier, die der Wahrheit nach

eine ganz andere Nation waren als eine italiſche, nämlich die Ahnen der nachher ſogenannten Alemannen (i Reti erano veramente tutt' altra nazione che itala, nazione progenitrice dei dappoi conosciuti Alemanni). Als ſolche Stadt mußte aber Trient auch ſein Gebiet haben, und das Gebiet mußte um ſo anſehnlicher ſein, je bedeutender die Stadt ſelber war. Die Gränzen dieſes Gebiets nun hat Mutter Natur mit eigenen Händen gezeichnet, und ſie ſind gegen Süden die Klauſe von Verona, gegen Norden aber die beſchneiten Zinnen der Centralalpen oder der Brennerpaß und die Ferner im Zillerthal und Oetzthal. „Denn im ganzen weiten Gelände," ſagt der Geſchichtſchreiber, „von den Wurzeln der Berge, die da aufſteigen über Verona bis auf den Grat der Alpen, che l'Italia serra sovra Tiralli, haben die Römer keinen Ort gekannt, älter und anſehnlicher als Trident. Davon nannten ſie die umliegenden Alpen, und Trident war eine Stadt, groß und herrlich, Jahrhunderte vorher, ehe man die Namen der kleinen Orte hörte, die in ſeinem Gebiete liegen. All dieß Land, in deſſen Mitte die alte Metropolis ſitzt, iſt durch den hohen Wall der Alpen getrennt von Deutſchland, und durch eine andere Bergkette abgeſchieden von den benachbarten Gauen Italiens. Die Natur, die ſeine Marken ſetzte, bewahrt ſie unverrückbar trotz aller politiſchen Theilungen und Zerreißungen, deren Ziel es geweſen. Und welcher Ort, der im beſagten Umkreiſe liegt, wird Trident ſein Recht ſtreitig zu machen wagen, das Recht, nach ſeinem Namen das ganze Land zu benennen, das ſich zwiſchen den innern Alpen und den Veroneſer Bergen ausſtreckt?"

In Frapporti's Buch haben wir alſo zum erſtenmale die neue, aber völlig ausgebildete Lehre von einem Tridentinum oder, wie es bequemer heißt, Trentino, von einem bisher unbekannten Lande zwiſchen Verona und dem Brenner, das einmal zu Italien gehörte, oder vielmehr noch dazu gehört, aber jetzt in den Händen der Barbaren iſt. Dieſe Lehre in ihrer geſchichtlichen Wichtigkeit führt Giuſeppe Frapporti mit Fleiß, mit Wehmuth, mit Stolz, oft ſogar mit einem Anflug von Fanatismus durch. Mit Fleiß, ſagen wir, führt Giuſeppe ſeine Anſicht durch, denn er entwirft von ſeiner Schöpfung mehrere Karten nach verſchiedenen Zeiträumen, in denen ganz richtig die Schneide der Oetzthaler und der Zillerthaler Ferner als die Gränze des Trentino angegeben iſt. So erſcheint der Hiſtoriker zugleich als literariſcher Markgraf des idealen italiſchen Reichs, der vorderhand einmal ſeine Pflichten, ſeinen Ambacht uns zeigen und, unbekümmert um die partes infidelium, das ihm anvertraute Gebiet in ſeiner wahren und legitimen Anſicht (sotto il suo vero e leggitimo aspetto) vor Augen haben will. Gar zu große Genauigkeit darf man hier wegen Entlegenheit der Zeiten nicht verlangen, aber auffallend iſt es unter anderm doch, daß man das alte Vemania, jetzt bekanntlich das Städtchen Wangen im Allgäu, hier etliche fünfzig Stunden ſüdlicher auf das Dorf Wangen im Sarnthal verlegt ſieht, auch etwa, daß der Berg Finisterre, den wir uns ſonſt an den Küſten des Oceans denken, in die Gegend von Martinsbruck geſtellt wird, gerade dahin, wo uns andere Karten Finſtermünz verzeichnen. Mit Fleiß geht Frapporti auch an die Prüfung der großen Karte von Italien, die im Jahr 1834

ein Herr Stucchi in Mailand herausgegeben hat, „um den italiſchen Völkern das ſchöne Land, ihr Erbtheil, vor Augen zu ſtellen.“ Er weist da einige Irrthümer nach, in die der Verfaſſer bei Bezeichnung trentiniſcher Ortsnamen wegen Mangels der richtigen Quelle verfallen, und welche die Trentiner in der zweiten Ausgabe verbeſſert zu ſehen wünſchen, ſo nämlich, daß künftig z. B. für Gebatſchferner Vedretta del Gibaccio,[1] für Glurns Glorenza, für Mauls Mulio, für Schlanders Selandria, endlich auch, was faſt zu viel verlangt ſcheint, für Brunecken Brunopoli, und für Mühlbach Milbacco geſchrieben werde. Mit Wehmuth aber klagt Giuſeppe Frapporti über die ſchiefen Anſichten des Plinius und anderer Alten, ſowie der Schriftſteller des Mittelalters, die ihrer Unwiſſenheit wegen nie zur klaren Anſicht der natürlichen Gränzen Italiens gelangen konnten, während ſie doch der größte Italiener dieſes Jahrhunderts und wohl aller die da kommen werden (Napoleon I.) ſo leicht heraus gefunden. Doch ſeien ſie bei den Alten wenigſtens ſo kennbar angedeutet, daß ſich jene ihrer Enkel ſchämen ſollten, welche in Betreff ihres Vaterlandes, das Plinius heilig genannt, unwiſſend und blöde genug ſeien, zu wähnen, daß es gegen Norden nicht über die Klauſe von Verona oder über ähnliche willkürliche und ſchwankende Gränzen hinaufreiche, denn die praktiſchen Römer hätten doch wohl bald bemerken müſſen, daß die italiſche Erde da beginne, wo die Ströme entſpringen, die durch ſie hinunterfließen, und ebenſo ſei der Schluß nicht fern gelegen, daß die Waſſer, die ſich in

[1] Dieſe Umſchreibung wäre aber ſprachlich unrichtig, denn Gebatſch iſt nichts anderes, als das italieniſche campaccio.

italiſche Flüſſe und Meere ergießen, auch italieniſche Thalgelände bilden.

Aber auch viel Stolz ſpricht aus dem Buche, viel Stolz und italieniſch Hochgefühl, zumal, wenn es von den Barbaren handelt. Es iſt eine bekannte Sache, daß ſüdwärts von Bozen unſer ganzes arminiſches Heldenalter ſammt allen ſeinen Fortſetzungen einer hohen Achtung zu keiner Zeit genoſſen hat, außer allenfalls bei etlichen panegiristi dei barbari, deren Frapporti ſtrafend erwähnt, und ſo läßt ſich auch unſer Forſcher weder durch des gefeierten Montesquieu gute Meinung von den Tugenden der germaniſchen Wälder beſtechen, noch durch die von den Deutſchen gehegte Anſicht, daß aus den verkommenen Romanen in Italien überhaupt nie etwas mehr geworden wäre, wenn ſich nicht Gothen und Longobarden herabgelaſſen hätten, ſich mit ihnen zu vermiſchen und ſo ihr „blaues“ Geblüt in dieſe ſchwarzen Adern zu leiten. „Barbari“ heißt es da in hartnäckiger Wiederholung und, wie es ſcheint, ſind nicht überall unſere ungeſchliffenen Altvordern in Anſpruch genommen, ſondern manches Gemälde barbariſchen Thuns, Wollens und Treibens iſt gerade ſo gezeichnet, daß wir, die mit ſo hohen Aufgaben betraute, durch Wiſſenſchaft und Kunſt vor andern hervorleuchtende Nation, ſelbſt damit gemeint ſein könnten; ja, manchmal wird dabei die Vergangenheit mit der Gegenwart ſo künſtlich vermiſcht und unſer ungehobeltes Weſen mit ſo vollſaftigem Pinſel gemalt, daß der deutſche Leſer unwillkürlich an den Schlafrock greift, ob nicht die Zotteln der cheruskiſchen Bärenhaut noch verrätheriſch daran hängen. Es wird zwar theoretiſch nicht geläugnet, daß ſich Barbarei

mit der Größe vertrage, aber in der Praxis werden sehr wenige Beispiele zugelassen, „sintemal der Geist der Barbaren am Ende doch kein anderer ist als der Geist des Hasses und der Zerstörung.“ Theodorich, der Gothenkönig, der Vogt von Berne, der Held der deutschen Heldenlieder, von dem zu Aventins Zeiten noch die bayerischen Bauern sangen, er heißt der abgefeimteste der Usurpatoren (scaltrissimo degli usurpatori), zugleich auch Tyrann, und wenn dann doch später die hohen Tugenden etlicher deutscher Kirchenfürsten zu Trient gerühmt werden, während Italien in der gezeichneten Epoche hieher wenig Gelungenes geliefert zu haben scheint, so schließt die Anerkennung des Ehrenmannes doch gern mit den alles wieder aufhebenden Worten: ma non fù italiano! Er war aber doch kein Italiener!

Von den Deutschen, auch von den tirolischen Nachbarn (i nostri vicini, i Tirolesi) will man überhaupt nichts annehmen, weder Männer mit Tugenden, noch die Tugenden allein; man wünscht nun einmal keine Verbindlichkeiten. Deßwegen wird auch der gelehrte und wohlmeinende Graf Giovanelli zu Trient hart angelassen, weil ihm eines Tages die schriftliche Aeußerung entfahren, die Trientiner hätten nichts von den Deutschen angenommen als ihr arbeitsames Leben und die unendliche Geduld in der Bebauung des Bodens — während doch die Arbeitsamkeit eine italienische, eine sehr italienische Tugend (virtù italiana, italianissima) sei, und daher nie einen Einfuhrartikel habe bilden können. Für all das Harte was hier dem deutschen Liebhaber italienischer Lecture geboten wird, findet sich fast nur einmal der Schimmer eines Entgegenkommens, wenn nämlich als eine Auszeichnung ge-

rühmt wird, daß die Trienter bei der seltenen Gelenkigkeit ihres Ingeniums sich die deutsche Sprache so sehr anzueignen wissen, daß man sie nach ihrem Accente für geborne Deutsche halten müsse, aber auch dieser eingebornen Anlage scheint der Geschichtschreiber für seine Person entsagt oder wenigstens doch den unheiligen Gebrauch seiner deutschen Sprachkenntniß möglichst gemieden zu haben. Nur wer sich zu römischer Sprache erhoben hat, steht eigentlich auf gleichem Fuße mit ihm, daher auch Velsero, Rescio, Inderbacchio (Welser, Resch, Hinterbach) und ein paar andere Deutsche hin und wieder als Gewährsmänner auftreten, aber nur selten, höchst ausnahmsweise Ormajero und Rosmanno (Hormayr und Roschmann). Auffallend möchte es dabei scheinen, daß später, nachdem die ersten Jahrhunderte der Barbarei vorüber sind, Stadt und Volk von Trient mit Stolz und Nachdruck lombardisch genannt werden; doch läßt sich dieß ohne viele Schwierigkeit erklären.

Auch von Fanatismus haben wir oben gesprochen, und es scheint uns dieses Wort keineswegs zu hart, wenn wir z. B. die Klage lesen, daß sich die deutschen Bewohner des Trentino bis zur Stunde nicht italianisiren wollten — eine Klage, welche die Vinschgauer und Pusterer um so seltsamer ansprechen dürfte, als sie in ihrer Befangenheit Gott täglich danken, daß sie nicht so elend zu leben brauchen, wie die Wälschen. Nur aus der übermächtigen Gewalt der deutschen Grafen von Tirol und ihrer Reisigen sei es zu erklären, daß sich die Bewohner des obern Trentino niemals italianisiren konnten — ein Umschlag zu dem sie doch der italische Himmel, die Bedürfnisse der Civilisation und des Verkehrs längst aufgefordert und gerufen hätten. Aber

trotz alle dem hätten sie weder Gesichter (!), noch Manier, noch die Sprache abgelegt, weil sie Herren der Italiener seien und Brüder der transalpinischen Deutschen, welche mächtiger als die Italiener. „Denn wenn das Glück diesen so gewogen gewesen wäre, daß sie umgekehrt die Deutschen bezwungen hätten, so würden die cisalpinischen deutschen Colonien in kürzester Zeit sich italianisirt haben, und der Natur wäre menschlicher Zwang gewichen.“ Wird schon sein! sagt der Tiroler in solchen Fällen; uns aber scheint aus derlei Reden gleichwohl etwelche nationale Befangenheit entgegenzuwinken; denn wenn auf einer Seite als Auszeichnung gerühmt wird, daß die Trentiner noch bis zur Stunde italianissimi geblieben seien, trotz der Bestrebungen, die man zu allen Zeiten aufgeboten, sie zu germanisiren, so sollte man auf der andern Seite den wackern Leuten an der Etsch und am Eisack nicht das zum Vorwurf machen, was in Trient eine Tugend ist.

Indessen kommen solche kleine Vergehen gegen die Billigkeit bekanntlich auch an andern Orten vor, und die Deutschen haben Zeit genug gehabt sich daran zu gewöhnen. Auch ist Frapporti nicht überall gleich streng. Viel gutmüthiger zeigt er sich z. B. gegen Franz Resch, den gelehrten Geschichtschreiber der Kirche zu Seben und Brixen, „einen Deutschen der in Italien geboren war, ohne daß er es je gemerkt,“ und der zur milden Ahndung für diese seine Unbewußtheit lediglich il buon Rescio, der gute Rescio, genannt wird, wogegen einige adelige Familien des Trentino, die, schlimmer als Resch, ihre Nationalität nicht verkannt, sondern verläugnet, um vieles schärfer angesehen werden. „Kund und zu wissen sei es unsern Brüdern in

den andern Provinzen Italiens," ruft der Geſchichtſchreiber von Trient, „daß nicht alle die barbariſchen Geſchlechtsnamen der Trientiner eines deutſchen Urſprunges, ſondern nur der Unterwürfigkeit oder andern Familienrückſichten zu Liebe aus dem ſchönſten italieniſchen Gepräge germaniſirt worden ſind. So hat man aus den Namen Tono, Sporo, Corredo, Firmiano, Clesio, Cuneo, Arsio und andern ähnlichen ein Thun, Spaur, Coreth, Firmian, Cleß, Kuen, Arß oder Arzt oder Artz gemacht, alſo daß es eine höchſt ſchwierige Sache geworden iſt, nur zu errathen, wie ſie auszuſprechen und zu ſchreiben. Auf ſolche Art haben dieſe Familien ihre ſo ſchönen italieniſchen Namen in ſcheußlichſter Weiſe (brutissimamente) zu deutſchen entſtellt." Hier werden wir alſo auf eine Erwerbung hingewieſen, die nicht allgemein bekannt iſt, und inſofern wollen wir es auch nur als eine Herſtellung des Gleichgewichts anſehen, wenn Frapporti den Grafen Gebhard von Hirſchberg euphemiſch und euphoniſch einen Gebardo di Montecervo oder den Brixener Biſchof Bruno von Kirchberg Brunone di Montechiesa nennt, und wenn auch andern ehrenwerthen deutſchen Familiennamen eine ähnliche Verklärung zugeht. Glücklicherweiſe kann der begeiſterte Trientiner beifügen, daß obige Apoſtaſie keinen großen Schaden geſtiftet; es ſei vielmehr zu verwundern, wie der Dialekt von Trient, der von deutſchen Wörtern ſtrotzen zu müſſen ſcheine, doch nicht mehr als dreißig[1] angenommen habe, tanta è l'eccellenza e la purità di questo dialetto meritamente terzo fra gli italiani. — Das ſoll ſeiner

[1] Nach Chr. Schneller (Die romaniſchen Volksmundarten in Südtirol) ſind es allerdings ungleich mehr.

Zeit etlicher befangener Landsleute wegen zum geſonderten Nachweis kommen. Dabei wird wahrſcheinlich auch bewieſen werden, was wir jetzt ſchon vermuthen, nämlich, daß die Trientiner ihr Fraila (Fräulein), ihr Auschenet (Hausknecht), ihr Wagerle, ihr Tisler, Slosser und andere Handwerksnamen unvorſichtiger Weiſe von uns genommen, wie ſich ja auch neben ihren grotesken Taufnamen, ihren Cäſarn, Scipionen, Calpurniuſſen, ihren Lucretien und Cornelien unſere lebensfriſchen tiroliſchen Maidele, Roſele, Seppele, Hanſele (Ansele) in den Schooß ihrer Familien hineingeſchmeichelt haben.

Frapporti's Buch konnte billigerweiſe von Salurn an aufwärts nicht der freundlichen Anerkennung entgegenſehen, die ihm unterhalb des Aviſio zu Theil wurde. Man hat von deutſcher Seite aus manches erwiedert. Einer der germaniſchen Gegner ſprach damals ſogar ſehr bitter von der Monomanie des Romaniſirens, vermöge welcher ſich die zahlreiche Partei, deren Haupt Frapporti ſei, unermüdlich bemühe, den trockenen Boden vorſündfluthlicher Geſchichte bis zu dem Schlamm der Völkerwanderung zu ſondiren und mit beliebiger Deutung der dunkelſten Stellen ſchlechtunterrichteter Claſſiker, wie auch mit dem leichtfertigſten Haſchen nach italiſchen Gleichklängen in Namen den Grundſatz aufzuſtellen, ganz Tirol bis zum Brenner und darüber hinaus ſei gut römiſch und alle Bewohner römiſche Abkömmlinge, denen das deutſche Barbarenthum nur aufgedrungen worden, die man alſo zu einem dereinſtigen panitaliſchen Reiche nicht laut und oft genug anticipando reclamiren könne.

Wir glauben, die Frage ließe ſich entſcheiden ohne

beliebige Deutung der dunkelſten Stellen ſchlechtunterrichteter Claſſiker zu Hülfe zu nehmen. Man dürfte beiſpielshalber nur an die provinciales Romani denken, welche zu Theodorichs Zeiten die Bewohner des gothiſchen Rhätiens waren. Indeſſen iſt daſſelbe Ergebniß ohne alle Bücher zu gewinnen, ohne alle zweideutigen und unzweideutigen Citate. Es iſt nämlich eine wenig beachtete, aber gewiß ſehr viel enthüllende Wahrnehmung, daß die Erde, die grüne Flur, das braune Geſtein, der weiße Fernerbach in den rhätiſchen Alpen ihre eigene Sprache reden. In der That, die Wieſen und Aecker, die Felder und Wälder, Fels und Berg, Quell und Strom, das ſpricht im conſervativen Gebirg noch immer die alten Laute fort, die es einmal vor langen Jahrhunderten von den früheren Bewohnern erlernt hat — eine Sprache, die der Landmann, dem ſie zur Verwahrung anvertraut, als hiſtoriſches Fideicommiß faſt unberührt auf Kinder und Kindeskinder vererbt — deren alte Klänge zwar leiſe flüſternd an Ort und Stelle vernommen werden, aber nicht in die Studirſtuben hineinſchallen. Um der Sache näher zu kommen, wollen wir uns nun einbilden, wir ſeien eines ſchönen Herbſtabends in einem reizenden Thalgelände am Eiſack oder an der Etſch angekommen, zu Brixen etwa oder zu Klauſen, zu Bozen, zu Meran, zu Schlanders oder zu Mals, und wir gehen hinaus um an den Halden herum zu luſtwandeln und fragen dabei die Leute, die uns begegnen, nach den Namen der Dinge, die wir um uns ſehen. Und da wird uns denn der tiroliſche Landmann mit willfähriger Freundlichkeit berichten, dieſes ſein Wieslein heiße Pradell, jener große Anger heiße Pragrand, eine andere Wieſe

Pradefond, eine dritte Praderif, eine vierte Plandefott, jenen Acker nenne man Tſchamplöng, dieſen Tſchampeleit, die Quelle heiße Funtanell, das Haus daneben Kasleid, der Steg darüber Puntleit, und der Fels, wo ſie entſpringe, Peterſchell. Wenn uns nun dieſe Namen im Speſſart oder im Böhmerwald begegneten, ſo wäre das gewiß ſehr räthſelhaft, aber hier wo die Romanen ſchon über den nächſten Bergen wohnen, bleibt wohl nichts anderes übrig, als ohne alles Wagniß in Pradell ein pratello, in Pragrand ein prato (prà) grande, in Pradefond ein prato del fondo, in Praderif ein prato del rivo, in Plandefott ein plan di sotto, in Tſchamplöng ein campo lungo, in Tſchampeleit ein campeletto, endlich in Funtanell, Kasleid, Puntleit, Peterſchell ein fontanella, caseletta, ponteletto, petrisella zu ſehen.

Wollte man nun aber ſagen, das komme alles von einem vorübergehenden romaniſchen Sturme, der in dem Aprilenwetter der letzten römiſchen Kaiſerzeit über das Land gefahren, ſo wird der Unbefangene gewiß erinnern, daß den Samen, der ſo tief in Grund und Boden eingewachſen iſt und auf Jahrtauſende Wurzel geſchlagen hat, kein vorübergehender Säemann ausgeworfen, daß vielmehr Jahrhunderte an dieſem romaniſchen Netze ſpinnen mußten, bis es mit ununterbrochenem Garne über dem ganzen Südlande lag. Auch dürfen wir nicht zugeben, daß die frühere Sprache beim Einfall der Deutſchen jählings verklungen ſei, denn wenn ſich auch der romaniſche Faden an den intereſſanten Perſönlichkeiten des Nobilis Romanus Dominicus, des Breonenſers, der zur Zeit als der heilige Corbinian ſtarb (730), im Innthal lebte, und des Quartinus, des Preg-

nariers, der im Jahr 828 mit Beiziehung romaniſcher Zeugen dem heiligen Candidus zu Innichen Schenkungen machte, und deſſen muthmaßlicher Aeltervater auf einem römiſchen Grabſtein zu Mauls unter demſelben Namen auftritt — wenn ſich auch an dieſen beiden Männern der romaniſche Faden nur in lokaler Beſchränkung und auch ſo nur bis in die Zeit der Karolinger fortziehen läßt, ſo zeigen doch viele jener Namen eine Form, die man ohne Bedenken für noch jünger halten darf. Denen aber, die ſolche Erſcheinungen nur bei den nächſten Angränzern der Romanen finden möchten, müſſen wir entgegnen, daß noch vier Stunden nordwärts von Brixen der Puntleiterſteg über den Eiſack geht, und daß nicht weit von Sterzing, da wo man über den Jaufen zieht, eine einſame Sennhütte am Fichtenwalde, die Gaſtpeneider Almhütte (casa di pineto, Kas d' Peneid), noch zur Stunde durch ihren Namen verbürgt, daß unter ihrem Schindeldache vor Zeiten Butter und Käſe beim weichen Klang romaniſcher Alpenlieder bereitet wurden. [1]

Gehen wir indeſſen wieder ins Etſchland zurück. Heutzutage iſt nun aber dieſes durch und durch germaniſirt, und es entſteht daher die Frage, wem verdanken wir die Aneignung des ſchönen deutſchen Südlandes? Jedenfalls müſſen Einwanderungen deutſcher Stämme von Norden her ſtattgefunden haben. Dieſe Einwanderer laſſen ſich aber noch zur Stunde ohne Schwierigkeit erkennen — es

[1] Seitdem hat ſich allerdings herausgeſtellt, daß die romaniſchen Ortsnamen nicht blos bis an den Brenner gehen, ſondern daß ſie ſich auch im Oetzthale, im Zillerthale und ſogar im Achenthale ſehr häufig finden. Siehe Drei Sommer in Tirol. Zweite Auflage. I. 157. 256. II. 109.

ſind keine andern als die kräftigen hochgewachſenen blauäugigen Männer aus der engen Schlucht von Paſſeier, aus dem trauben- und kaſtanienreichen Burggrafenamte um Meran, die Männer von Ulten und von Sarnthal, alle zuſammen ein Schlag, der an äußerer Schönheit und an innerer Kraft unter allen Bauerſchaften Germaniens preiswürdig hervorleuchtet.

Wir haben alſo in der Gegend von Meran um die rhätiſche Burg Tirol einen Herd gefunden, ein Hauptquartier, von dem wir, das Wipp- und Puſterthal etwa abgezogen, die Germaniſirung von Südtirol ausgehen laſſen dürfen, obgleich auch in dieſen Urſitzen des ſüdtiroliſchen Deutſchthums die Germanen noch lange Zeit friedlich mit Romanen zuſammengewohnt haben mögen. Von dorther zogen nach alter Ueberlieferung die Sarnthaler in das Gelände ein, das ſie jetzt bewohnen, von dorther, ſcheint uns, zog die deutſche Sprache auf die Hochebene von Caſtelrutt und Deutſch-Noven, ſo wie auf die Rebenhügel von Kaltern und Tramin, wo zwar deutſche Männer in früheren Jahrhunderten lege longobardica lebten, aber doch die völlige Germaniſirung nicht vom Longobardenland herauf, ſondern wohl von oben hinunter gekommen ſein mag. Von dorther ſind ferner die Deutſchen von Pergine ausgegangen, die Urväter der Mocheni und die Männer, die ſich auf den rauhen Höhen der ſieben Gemeinden niederließen.[1] Von dorther lernten alſo auch das Vinſchgau

[1] Dieſer Anſicht iſt jetzt, wie ſchon oben bemerkt, eine andre gegenübergetreten. Profeſſor Felix Dahn hat nämlich, geſtützt auf einen Geographen des zwölften Jahrhunderts, der die Meraner Gothen nennt, für die Meraner Bauern, die Paſſeirer, Ultner und Sarner gothiſche Abkunft in Anſpruch

und ſeine Seitenthäler ihre jetzige Sprache, und an der Etſch wuchs ſie, bojoariſch wie ſie war, hinauf bis an die Malſer Haide, bis wo jetzt die ſchwäbiſchen G'höter wohnen.

Wenn übrigens der Garten und die Blume des deutſchen Volksthums jenſeits der Alpen im Burggrafenamt erblühte, ſo iſt es begreiflich, daß einzelne deutſche Schößlinge ſchon in den erſten Zeiten auch in das romaniſche Gebiet hineinrankten. Es iſt eine bemerkenswerthe Thatſache, daß von der Burg zu Buchenſtein an, die hinter Enneberg faſt ſchon im venediſchen Gebirge liegt und mit italieniſchem Namen Caſtel d'Andrazzo genannt wird, bis auf das Schloß zu Hohen-Balken bei Somvix im ſtockromaniſchen Hochthal am bündneriſchen Vorderrhein die ritterlichen Veſten und Burgen, ganz unabhängig von der Sprache, welche die Landleute ſprachen oder ſprechen, zum größten Theil deutſche Namen tragen. Demnach iſt es erlaubt, in manchen Gegenden die alten Burgſtälle und die Gehöfte der Dienſtleute als die erſten Oaſen zu betrachten, von denen aus ſich das friſche Grün des deutſchen Weſens über die verwelkten Romanen verbreitete, obwohl es mitunter nicht die liebevollſten Hände waren, welche dieſe Auffriſchung beſorgten.

Die Zeit der Germaniſirung iſt freilich nach Lage und Zuſammenhang der verſchiedenen Thalgelände ſehr verſchieden geweſen, und in beſtimmte Jahrzehnte wird ſie

genommen und die Deutſchen in den venediſchen Gemeinden und in der Valſugana ſind nach neueren Quellen ohne Zweifel von den Longobarden abzuleiten. Was die Gothen betrifft, verweiſen wir auf die Herbſttage S. 159 ff.; über die Longobarden werden wir ſpäter, namentlich in den Capiteln „das Deutſchthum in Wälſchland," eingehender ſprechen.

ſich wohl kaum irgendwo verlegen laſſen. Immerhin würde eine tiroliſche Sprachkarte etwa aus dem eilften Jahrhundert ein ſehr buntſcheckiges Bild bieten: deutſche Farben in zahlreichen Einſprengungen, und zwar viel umfänglichern als jetzt, noch weit unter Salurn hinunter bis in die Mark Verona und bis Vicenza, wälſche Farben dagegen mit jenen vermiſcht, bis an den Brenner (und bis an den Achenſee); der Burgfrieden von Schloß Tirol mit dem Paſſeier, mit Ulten und Sarnthal, dann das Puſterthal, das von den Slaven wüſte gelegt und von den Bojoaren neu bevölkert worden war, als zwei große deutſche Sprachinſeln, die aber noch nicht ganz geſäubert ſind, in Nals und Eppan, im Eiſackthal und allen ſeinen Nebenthälern, in Vinſchgau, Stanzerthal, Paznaun und halb Vorarlberg das Landvolk noch romaniſch, die Burgen und ihre Vorflecken deutſch, die Städte gemiſcht, Brixen überwiegend deutſch, aber Trient noch lange nicht ganz wälſch, denn das erſte Stadtrecht von Trient aus dem vierzehnten Jahrhundert war, wie auch Frapporti ehrlich eingeſteht, in deutſcher Sprache abgefaßt. In Bozen mögen ſich dazumal beide Sprachen die Wage gehalten haben. Zwar will Pincio, der im ſechzehnten Jahrhundert ſchrieb, behaupten, daß hundert Jahre vor ſeiner Zeit dieſe Stadt noch ganz italieniſch geweſen, allein dieſe Behauptung iſt nicht glaublich, weil ſchon viel früher und zwar in reicher Anzahl deutſche Bürger zu Bozen urkundlich vorkommen, unter welchen wir nur den ehrenwerthen *Roprechtus Schuselspularius* aus dem Jahr 1315 anführen wollen, der ſich unſchwer als ein deutſcher Ruprecht Schüſſelſpüler erkennen läßt.

Aus all dieſem geht nun leider hervor, daß wir auf Seite der Italiener ſtehen, und ungefähr die nämliche, eher noch eine ſchlimmere Meinung hegen als die, welche Giuſeppe Frapporti, der Trientiner, behufs der Verherrlichung ſeines Trentino aufgeſtellt, da wir mit demſelben inſofern übereinſtimmen, als wir eine der Völkerwanderung vorhergehende völlige und ſtellenweiſe noch durch Jahrhunderte fortdauernde Romaniſirung, nicht nur bis an den Brenner, ſondern bis an die bayeriſchen Alpen annehmen. An ſeiner Art der Beweisführung möchten wir uns freilich nicht betheiligen, denn „die heiligen natürlichen Gränzen“ wollen uns hier ſo wenig beweiſend dünken als am Rhein, und den Eifer, welchen der wälſchtiroliſche Geſchichtsforſcher ſonſt noch für Zubereitung und Herrichtung der alten Quellen aufgeboten, hätte er ſich vielleicht ganz erſparen können, da Graf Benedict Giovanelli ſchon vor bald zwanzig Jahren viel eindringender dargethan hat, daß Trient eine Stadt der Rhätier geweſen, ſo daß man nach dem Recht der Wiedervergeltung das Strafverfahren, das wir oben gegen Franz Reſch, den Brixener, angewendet ſehen, am Ende auch gegen ſeinen Richter kehren und ſagen möchte, er ſei in Rhätien geboren ohne es zu merken, der gute Frapporti!

Nun ſind aber die Tiroler mit ſo ganzem Herzen deutſch, daß ſie ſolche wälſche Genealogien für ruchloſe Ketzerei halten und dadurch faſt verletzt werden. Viel beſſer kömmt man noch mit dem Keltenthum durch, doch trauen wir leider demſelben gerade in dieſem Lande wenig Halt zu, und möchten ihm höchſtens an den Gränzen etlichen Einfluß einräumen. Was aber unſern Romanismus betrifft, ſo

erinnern wir zur Entſchuldigung, daß es ſich hier nicht um Gegenwart oder Zukunft handle, ſondern um den Zuſtand wie er etwa in den erſten anderthalb Jahrtauſenden nach Chriſti Geburt geweſen, um einen Zuſtand, an dem wir in unſern Tagen durch allen Patriotismus nichts mehr ändern können, und deſſen Beſchaffenheit wir uns gefallen laſſen müſſen, wie ſie immer auch geweſen ſein mag. Auch liegt das Anziehende gerade darin, daß die Germanen ſich in das neue Land nicht breit und ſchwerfällig hineingelegt, die Romanen zertreten, zermalmt und ausgemetzelt, ſondern daß anfänglich nur eine zarte Einſpritzung ihres edlen Geblüts durch die Thaladern der etſchländiſchen Alpen lief, nur ein dünnes Brünnlein, das aber vermöge der innern Vortrefflichkeit eine heilſame Wunderkraft verübte, und ohne an dieſer Kraft zu verlieren, ſich immer weiter ausbreitete — daß von Anfang an nur wenige deutſche Gefolgſchaften ſich jenſeits des Brenners niederließen, dieſe aber durch ihr überlegenes Naturell die Nachbarn zum Deutſchthum heranzogen, den verkommenen Römlingen Sinn für Ehre und Freiheit beibrachten, allem Leben, allen Sitten und Gebräuchen, allen Rechten und Ordnungen ihren Typus aufdrückten, und ſo vereint mit allen Landesgenoſſen jenes ſtattliche Gebäude von Volksfreiheiten aufführten, deſſen Erinnerung jetzt noch der Stolz Tirols iſt. Wenn es ſie aber verdrießen ſollte, daß auf dieſe Weiſe mancher Tropfen unächten Blutes nicht abgeläugnet werden kann, ſo mögen ſie zum Troſt auf die andern deutſchen Völker blicken, unter denen die wenigſten beſſer daran ſind, die ſich aber durch dieſes Gebrechen des Stammbaumes nicht hindern laſſen werden, ihre Carrière zu machen.

3.

Bisher haben wir zunächst nur von Romanen, von Bojoaren und Sueben, sohin von Völkerschaften gesprochen, welche zur Zeit noch auf tirolischem Boden neben einander wohnen. Nunmehr kommt aber auch noch eine völlig untergegangene Nationalität anzuführen, nämlich die slavische. Die karantanischen Slaven oder Wenden brachen im letzten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts aus Kärnthen herein; Paul Warnefried erzählt von den langen und blutigen Kämpfen, die sie im Pusterthal, an der Drau und Rienz mit den Bojoaren unter den Agilolfingern gefochten. In jenen Tagen war einmal die Gränze zwischen Bojoaren und Wenden für lange Zeit bei Anras, vier Stunden oberhalb Lienz (ad rivolum montis Anarasi [770]). In der That scheinen sich auch im Hauptthal die letztern bleibend nicht weiter angesetzt zu haben; wohl aber stiegen sie seitwärts an der Isel hinauf bis an die Schneeberge, welche jenseits ins Ahrnthal hinunterreichen. Dort und im Virgen- und Tefferecherthal finden sich noch die Dörfer, die sie bewohnt haben, wie Staniska, Mierniz, Gößnitz, Eischnitz, Lasnitz, Zobelnitz, Feistriz und andere slavischen Namens. Auch Windischmatrei erinnert noch an sie. Die Sprache selbst ist längst verklungen; doch weiß niemand zu welcher Zeit.

In den undeutschen Ortsnamen Tirols steckt aber auch noch eine ganz eigene Familie, welche auf romanisch nicht erklärt werden kann. Es sind Namen wie Mauls, Sils, Tils, wie Wattens, Terfens, Uderns, Velthurns, Tisens, Tagusens, Schluderns u. s. w. Man sieht beim ersten

Blick, daß ſie aus einer andern Sprache ſtammen müſſen, als aus jener, welche uns Pradell, Puntleit und Funtanell (pratello, ponteletto, fontanella) geſchenkt. Welches war aber dieſe Sprache?

Es ſcheint hier nur eine Alternative möglich: entweder war's etruskiſch (raſeniſch), wie Livius von Padua, der Nachbar der rhätiſchen Alpen, verſichert, und wie auch mancher Fund aus dem Boden anzudeuten ſcheint, oder keltiſch, wie manche Neuere wollen. Zur Entſcheidung dieſer Frage ſcheinen nun beſagte Namen vollkommen auszureichen, denn wenn auch viele davon ſehr abgeſchliffen ſind, ſo klingen doch wieder andere ſo rein und unverdorben, als kämen ſie eben erſt aus ihrer ſprachlichen Werkſtätte. In jüngſter Zeit iſt daher auch verſucht worden, mit dieſen Namen zunächſt jene andern zuſammenzuhalten, welche uns die Inſchriften altetruskiſcher Grabmäler aufbewahrt, eine Mühewaltung, über die wir uns gern auf den Wunſch beſchränken, daß kritiſche Pochwerke und ſorgſame Abſchlemmungen aus den Stufen dieſer erſten Schürfung zuletzt etwas reines und brauchbares Erz zu Tage fördern und die Frage löſen mögen, ob die Etruſker wirklich, wie Niebuhr angenommen, aus den Alpen an die Tiber hinabgeſtiegen, und ob der etruskiſche Tempel in der That, wie Leo v. Klenze behauptet, das rhätiſche Bauernhaus ſei. Wir erwähnen hier nur der Vollſtändigkeit willen, daß jene Nomenclatur von manchen, insbeſondere von jenen, die keine fremde Miſchung im deutſchen Tirol zugeben wollen, für altdeutſch, für ſehr altdeutſch gehalten wird. Nun wäre es aber, wie ein gelehrter Freund behauptet, doch ein ſeltener Umſtand, daß die Alt-

deutſchen jenſeits des Scharnizwaldes ihre Dörfer Gufidaun und Albeins und Gargazon benannt, dieſſeits aber Dingolfing und Erding und Plattling? An die Gothen hat man dabei wohl auch gedacht, aber aus den ruhmreichen Zeiten Dietrichs von Bern iſt in Deutſchtirol vielleicht kein Klang mehr übrig als etwa Goſſenſaß, ehemals Gozzenſazze, der Gothenſitz, ein Dorf am Brenner, unter denſelben Breonenſern angelegt, deren Zügelung der Vogt von Berne ſeinem Herzog an der rhätiſchen Mark, Servatus, ſo ſehr ans Herz gelegt hat. An dieſe durch uralte Eiſenwerke ausgezeichnete Dorfſchaft dürfte vielleicht auch eher als an den Kaukaſus zu denken ſein, wenn in der deutſchen Heldenſage, die tiroliſcher Localitäten ſo oft Erwähnung thut, der Berg Göikelſas,. Geikeiſas, Gloggenſachſen u. ſ. w. genannt wird, allwo einſt König Elberich und Wieland, der Schmied, mit einander Schwerter ſchmiedeten.

Die nähere Betrachtung der Ortsnamen und ihrer Fundorte verbreitet über die frühere Vertheilung der Bewohner manches willkommene Licht. Wenn wir z. B. wahrnehmen, daß im ganzen Vinſchgau, von Meran aufwärts bis an den Haiderſee, alle Dörfer und Flecken bis auf drei oder vier vorromaniſche Namen tragen, ſo ergibt ſich daraus, daß dieſelbe Anordnung der Ortſchaften, wie ſie heutigen Tages beſteht, bis in die Zeiten der alten Venoſten hinaufreiche. Wenn wir dagegen im Oetzthal etwa von Umhauſen an aufwärts gehen und über Winkel, Au und Ried nach Lengenfeld, über Huben, Gruben, Sölden nach Zwieſelſtein gelangen, und auf dem ganzen Weg weder romaniſche noch vorromaniſche Klänge hören oder erfragen können,

während ſie doch am Eingang des Thales und am Innſtrom hin und her nicht ſelten, ſo bedeutet dieß, daß in römiſcher Zeit das Thal noch unbewohnt geweſen und vor der Völkerwanderung keine menſchlichen Anſiedelungen darin errichtet worden ſeien. So iſt es auch mit dem innern Zillerthal und mit dem untern Theil des Paznauns, und wie im Oetzthal, ſo ſprechen auch in dieſen beiden Thälern die Sagen von Seegewäſſern, welche einmal da flutheten, wo jetzt die Dörfer ſtehen. Im Oetzthal, im Zillerthal und im Paznaun aber finden ſich in den innerſten Gründen, am Eis der Ferner, um den Urſprung der Thalbäche wieder romaniſche Namen — eine auffallende Begegnung, da man ſich kaum denken mag, daß die erſten Einwanderer durch See und Sumpf und Wildniß ſich viele Stunden weit hinaufgearbeitet, um auf den winterlichen Höhen von Vent und Dux und Galtür ihre Hütten zu bauen. Es eilt aber auch da allenthalben die Sage zu Hülfe, welche die Urcoloniſten nicht von unten herauf, nicht dem Bach entlang, ſondern von rückwärts über die Jöcher und die Ferner kommen läßt. Dieſe Ueberlieferung iſt um ſo glaubwürdiger, da der uralte Zuſammenhang dieſer Innerthälerer mit den Leuten jenſeits des Joches zum Theil noch bis in unſere Tage lebendig geblieben, zum Theil wenigſtens noch hiſtoriſch bekannt iſt. Daß die Galtürer und Iſchgler im Paznaun vor Zeiten in die Kirchen des Engadeins pfärrig waren, iſt jetzt noch nicht vergeſſen. Wir fügen auch noch bei, daß die einſame Alpengemeinde Vent, die zuhinterſt im Oetzthal liegt, obgleich durch die ſchauervolle Wüſtenei der Ferner vom Etſchland getrennt, bis in unſer Jahrhundert herein ins Gericht nach Caſtelbell im

warmen Vinſchgau und in die Pfarre nach Unſer Lieben Frau zu Schnals, und daß die Hinterduxer nicht zum Zillerthal gehörten, dem ihr Bach zuläuft, ſondern in Gericht und Pfarre übers Joch nach Matrei im Wippthal, wohin ſie im Winter, wenn jenes etwa nicht zu befahren, fünfundzwanzig Stunden zu gehen haben. Ebenſo iſt es mit den ehemals undeutſchen Alpendörfchen in den Seitenſchluchten des Lechthales, mit Madau am Parſeierbach, Grameis am Parſallerbach, Bſchlabs am Parzinerbach — ſie ſind theils jetzt noch bergüber dem fernern Innthal zugethan, theils erſt in dieſem Jahrhundert davon getrennt worden. Aehnliches begegnet uns im romaniſchen Thal von Enneberg, wo die Sage die erſte Einwanderung gleichfalls nicht vom Puſterthal hereinkommen läßt, ſondern über das Gröbnerjöchel und den uralten Hof Rubatſch am grünen Bühel bei Colfuſc, als die erſte Anſiedelung bezeichnet. Die gleichen Erſcheinungen treten in Graubünden und in den Bergen um den Monteroſa auf und ſind dort auch ſchon von bedachtſamen Wanderern hervorgehoben worden. Das Gedächtniß einer frühern Bevölkerung lebt dann da und dort noch in der Ueberlieferung fort, die ſie als Wilde kennt, welche das Chriſtenthum nicht annehmen wollen, oder als grimmige Rieſen, welche die neuen Capellen niederwerfen. So weiß das Enneberger Thal noch von ſeinen Salvangs, ſeinen Wilden, zu erzählen, die in Klüften wohnten und von der Jagd und Kräutern lebten, zwar Niemand wehe thaten, aber ſich an denen, die ſie neckten, grauſam rächten. Auch die vorarlbergiſchen Damilſer ſagen ja noch von den Wilden, die, als die erſten Walſer kamen, am „Brand“ ihre Heimath hatten. Eine

anſehnliche Haushaltung ſchlimmer Rieſen ſaß auf der Burg Tirol und langte aus dem Horſt mit langen Armen herüber, um die kaum erſtehenden Mauern von St. Peters Kirchlein einzureißen. Den innthaliſchen Rieſen Thyrſus hat der ſtarke Haymon am Thyrſenbach bei Zirl erſchlagen, eine Waffenthat, zu deren Sühne er das Kloſter Wilten baute. Auch im Schloß zu Greyerz hausten einſt die Rieſen; ebenſo war das Einfiſch- und das Eringerthal im Wallis vordem ihr Beſitzthum, und im Kalveuſerthal hinter Pfäfers gräbt man noch jetzt zuweilen ihre Knochen aus.

Und nun wollen wir ſchließen. Wir würden uns freuen, wenn es gelungen wäre, ſachverſtändige Männer aufmerkſam zu machen, wie in den rhätiſchen Alpen, wo ja auch der Schlüſſel für die neuere Geognoſie gefunden wurde, noch manches Lichtchen leuchte, das vielleicht auf die dunkeln Geſtaltungen uralt-italiſchen Völkerweſens, gewiß aber auf die mittelalterlichen Stammverhältniſſe in den deutſchen Südmarken einen erwünſchten Schimmer werfen könnte. Es iſt erfreulich, zu bemerken, daß die tiroliſchen Geſchichtsfreunde Fleiß und Mühe mehr und mehr der Betrachtung des nationalen Werdens zuwenden, und neben den Urkundenforſchungen auch jenes Material, ſo nicht in den Archiven liegt, ſorgſam und liebreich ſammeln. So ſind denn bereits mehrere Monographien über einzelne Thäler vorhanden, welche uns zu obiger Darſtellung dankenswerthe Züge lieferten. Im Gebirge ſteht jedes Thal für ſich, jedes hat ſeine eigene Geſchichte, ſeine eigene Sprachnuance, ſeine eigene Tracht, ſeine eigenen Leute, ſeinen eigenen Lebenswandel. Dieſe einzelnen Sonderphyſiognomien ſollten nun allmählich alle treu und ſorgfältig gezeichnet, es ſollten

zur Zeichnung und Färbung des Bildes die Stimmen der Vorzeit, die Sprache der Flur, die Wanderungsſagen, die andern Mythen und Mähren herbeigezogen, der phyſiſche Schlag der Bewohner, ihre Mundart, der Bau ihrer Kirchen, ihrer Häuſer, die Art ihres Lebens, ihre Sitten und Gebräuche, ihre alten Rechte und Gewohnheiten, auch ihre Tracht verglichen, und ſo der Schluß aus der Gegenwart auf die Vergangenheit ermöglicht und umgekehrt aus dieſer jene erklärt werden. So würde ſich wohl zeigen, daß das Land um König Laurins Roſengarten noch manchen Edelſtein, manch hiſtoriſches Kleinod verbirgt. Aus allen dieſen geſonderten Arbeiten aber würde ſich zuletzt in Verbindung mit der documentirten Hiſtorie die Geſchichte zuſammenſtellen laſſen wie aus Rhätiern und Romanen, aus Gothen, Longobarden, Bojoaren, Sueben, ſogar aus karantaniſchen Slaven, wie aus dieſen verſchiedenen Beſtandtheilen das ſchöne und wohlklingende Erz zuſammenſchmolz, das jetzt als deutſchtiroliſches Volksthum vor uns liegt.

II.

Aus dem wälschtirolischen Kriege.

Wien 1849.

1849.

Herr Adolph Pichler, ein Doctor der Arzneikunde, hat unter diesem Titel ein Schriftchen herausgegeben und darin den Krieg der Wiener Studenten mit den Lombarden beschrieben, wie er im Frühling des vorigen Jahres weit drinnen im wälschen Gebirge, im Thal des Chiese und an den schönen Gestaden des Idrosees geführt worden ist. Dies Gedenkbuch fängt bei den Märztagen an, wo die Tiroler Studenten, „die in Wien auf das thätigste mitgewirkt," sich die schwere Frage stellten, welche Folgen ihre Thaten haben dürften in dem gebenedeiten Heimathlande, und wie die neu erworbene Freiheit am besten zu schützen wäre vor dem dunkeln Haufen derer, die sie als das Werk des Teufels und als lutherisches Ketzergift darstellen würden. Ehe sie aber noch darüber ins Reine gekommen, lief die Botschaft ein, daß die Lombarden bei Rocca d'Anfo vor den Bergen von Wälschtirol stünden und Val Arsa schon betreten hätten. Allen, welche die Stimmung dieser Gegenden kannten, mußte die Lage als höchst gefährlich erscheinen; denn die Bevölkerung der Städte war seit langem für die

italieniſche Sache gewonnen, und der Landmann, der die Verbindung mit Deutſchtirol ſeines Erwerbes und Abſatzes halber ſich nicht ungern gefallen ließ, hatte doch andererſeits nicht den wünſchenswerthen Todesmuth, um den einbrechenden Sprachverwandten feindlich entgegenzutreten. Von den deutſchen Bauern war aber nach den verläſſigſten Nachrichten vorerſt auch nichts zu hoffen. Die Aufrufe wie ſie aus den Kanzleien hervorgingen, voll von poetiſchen Erinnerungen an alte Glorien, die dem Aelpler abgeſchmackt geworden, ſie verhallten nutzlos im Gebirge. Wenn ſie zu uns kommen, meinten die Schützen in den ſicheren deutſchen Thalſchluchten, dann werden wir ſie wohl niederſchlagen nach unſerer Väter Art, aber aufſuchen thun wir ſie nicht. Wer ans Jahr Neun erinnerte, der erhielt die Antwort: gerade deßwegen ziehe man nicht aus, um nicht wieder ſo betrogen zu werden wie dazumal.

Deſto nothwendiger dünkte daher den Tirolern zu Wien die Hülfe höher geſtimmter Freiſchaaren, und am vierten April traten alle tiroliſchen Muſenſöhne deutſchen Stammes in der Sonne auf der Wieden zuſammen, um zu berathen was für das Vaterland zu thun ſei. Der tiroliſche Rothbart, der alte Kapuziner Haſpinger, der ſeit Anno Neun ganz verſchollen geweſen, der kam jetzt auch wieder hervor und ſchrieb ſeinen Namen zuerſt auf die Rolle der Reiſigen. Erzherzog Johann verſprach mit Rath und That dabei zu ſein, die Bürger von Wien ſteuerten Geld und Waffen, und gegen Mitte April war die Schaar zum Zuge nach den wälſchen Gränzen gerüſtet. Freilich zweifelten manche, ob es nicht beſſer wäre in Wien zu bleiben, als an den Gardaſee zu ziehen, wo keine Reaction zu bekämpfen ſei;

allein Dr. Adolph Pichler, der jetzt Hauptmann geworden, gab seine Meinung durchschlagend für den Auszug ab; denn das Beste für Tiroler sei das gefährdete Tirol zu schützen. Am fünfzehnten April zog der Heerhaufen zur Fahnenweihe in den Stephansdom, und von da auf die Eisenbahn, wo die Wiener Freunde Abschied nahmen. Andern Mittags waren die Tiroler in Graz, „wo die Stimmung radicaler war als selbst in Wien." Im Saale der Ressource gaben ihnen die Einwohner ein glänzendes Fest. Sie sangen alle zusammen: Was ist des Deutschen Vaterland? und der Hauptmann ergriff, nachdem das Lied verklungen, das Wort: „Nicht als Tiroler wollten sie angesehen sein, sondern als Deutschlands Gränzsoldaten, und darum flattere die schwarz-roth-goldne Fahne vor ihren Reihen. Einer für Alle, Alle für Einen, Alles für Deutschland."

Ohne Aufenthalt zogen nun die jungen Schützen durch die schöne Steiermark, überall freundlichen Grüßen und ehrender Aufnahme begegnend. Ein steierischer Schullehrer hatte seine sämmtliche Jugend an die Straße gestellt, um die angehenden Helden zu bewillkommnen. Hin und wieder flog auch von Mädchenhand ein Vergißmeinnicht, ein Blumenkranz auf die vorbeirollenden Leiterwagen. Die Klagenfurter freuten sich über die streitfertigen Tiroler nicht minder als die Bürger von Graz, und am einundzwanzigsten April erblickten jene zum erstenmale die glänzenden Schneegebirge ihrer Heimath. Am nämlichen Tage noch rückten sie in das pusterthalische Lienz ein.

Mittlerweile war aber auch im Lande eine muntere Kriegslust ausgebrochen. Erzherzog Johann war gekommen

um aufzumahnen. Die Herabſetzung des Salzpreiſes hatte die Bauern mit Dankbarkeit erfüllt, die Gebildeten, die vielverketzerten Bücherleſer, waren ebenfalls aufgeſtanden, und zuletzt hatte ſtellenweiſe ſogar der Klerus in die Trompete geſtoßen. Dieſes alles gefiel den Ankömmlingen und ergötzte ſie wohl viel inniger als das Gerücht, das im Lande verbreitet wurde, dieſe ihre ruchloſe Horde ſei nur gekommen, um das fromme Tirol dem wahren Glauben und den alten Sitten abſpenſtig zu machen, und ebenſo Geiſtliche zu mißhandeln wie Nonnen zu entehren.

Als die angehenden Helden eines Tages feſtlich bewirthet zu Bozen ſaßen, traten in dunkelgrünen Röcken zwölf junge Männer ein und erklärten Tiroler Studenten aus Salzburg zu ſein, die mit denen von Wien gemeinſchaftlich das Vaterland vertheidigen wollten. Tags darauf kam Erzherzog Johann in die Stadt und muſterte vergnügt die friſche Compagnie. Wieder einen Tag darauf rückten die Innsbrucker Studenten ein, die ſich ſpäter bei Enego ſo ausgezeichnet, aber noch keinen Plutarch für ihre Thaten gefunden haben. Der Hauptmann der Wiener Freiſchaar lobt der Innsbrucker Muſenſöhne Beſcheidenheit und muſterhafte Disciplin, gibt dabei aber auch zu verſtehen, daß ſich außerdem in dieſem Studentenkrieg mancherlei Zügelloſigkeit unreifer Burſche gezeigt, „welche mit zehn Wörtlein Latein im Kopfe voll thörichter Selbſtüberſchätzung ſich berufen glaubten, alles zu richten, zu verbeſſern und zu verurtheilen.“

Von Bozen führte der Hauptmann ſeine Schaar an den Gardaſee, wo er von alten deutſchen Tagen träumend Herrn Dietrichs von Bern gedachte, der da den Drachen

erſchlagen, und der ſchönen Braut des Sachſenkaiſers Otto, die an dieſem blauen Gewäſſer eine Zuflucht gefunden hat. Auch dünkte es ihm erhebend und der Erinnerung werth, daß nach den alten Kaiſerzügen nun zum erſtenmal wieder an ſeiner Seite das deutſche Banner über dem See von Garten wallte. Die Studenten zogen aber jetzt mit ihrem Rothbart Haspinger über den Ponale und durch das Ledrothal nach Storo in Judicarien. Dort bei Darzo, bei Ponte tedesco, an dem alten Schloß von Rocca d'Anfo ſtanden ſie wochenlang den Lombarden gegenüber, und kämpften vereint mit den tiroliſchen Kaiſerjägern jene Gränzkämpfe, über welche die Zeitungen damals berichtet haben. Die Studenten freuten ſich dieſer Waffenbrüderſchaft und hielten das beſte Vernehmen, obgleich der Hauptmann den tiefinneren Zwieſpalt zwiſchen der beiderſeitigen Stellung nicht verkannte, denn noch gebe es in Oeſterreich keine Idee, für welche Soldat und Bürger zugleich einſtünden. Auch die Wiltauer Schützen waren in dieſes Thal befehligt worden und fochten nun bei Ponte tedesco mit, wo Dr. Frieſe, gerade am Gränzſtein zwiſchen Deutſchland und Italien, vielbetrauert fiel.

Als Lodron und Caffaro genommen waren, brach die Compagnie gegen Ende Mai nach Ala auf. Dort begab es ſich, daß ſie unter einem großen Haufen italieniſcher Soldaten, die bei Curtatone gefangen worden, neunzehn Studenten von Piſa fanden, ſie freundlich bewirtheten und „im heiligen Geiſte der Zukunft eine Verſöhnung weltgeſchichtlicher Ideen feierten." — „War es nicht derſelbe Gedanke, für den ſie ſtritten?" O möchte eine würdige Ausgleichung zwiſchen beiden Völkern ſtattfinden! ſagt wohl

mit allgemeiner Zuſtimmung der Hauptmann, nicht beurkundet von dem nichtswürdigen Volk der Diplomaten, ſondern von den Herzen der edelſten Männer dieſſeits und jenſeits der Alpen! — Die kriegsgefangenen Piſaner aber, die von da traurig in fremde Gefangenſchaft zogen, ſchieden nicht ohne begeiſterten Dank für die Milde und den Edelmuth, den die Tiroler bei ihrer Aufnahme bezeigt.

Von Ala zog die Compagnie am zehnten Junius nach Bozen, wo ſie nach zweimonatlicher Dienſtzeit auseinandergehen wollte. Der Hauptmann brachte aus dem Kriege die Erfahrung mit, daß es eine gänzliche Verkehrtheit ſei, die Aufhebung der ſtehenden Heere zu beantragen. Er glaubt, daß im Felde Ausdauer mehr nütze, als das Anprallen ungeſtümen Muthes. Republik und Conſtitution dürfe man nicht mit ins Lager nehmen; dort müſſe rückſichtsloſer Gehorſam walten, und dieſer brauche, wie jede Tugend, ſtrenge Uebung.

So löste ſich denn die Compagnie im Junius wieder auf, und der Hauptmann, der auch ihr Geſchichtſchreiber geworden, ſchließt ſeinen Bericht mit folgenden Worten: „Ehe wir zu Bozen auseinandergingen, beſchloſſen wir, die Fahne auf der Burg Tirol zu hinterlegen. Unſer wenige zogen wir am erſten Julius hinauf durch die Weinberge von Meran; ich konnte ein Gefühl der Wehmuth nicht ganz unterdrücken, als ich zum letztenmal dieſe Fahne, welche uns auf ſo weitem Wege durch ſo viele Gefahren geführt hatte, vor mir an der Spitze des kleinen Zuges herflattern ſah. Es war Mittag, als wir durch das Schloßthor traten. Im Ritterſaale bildeten wir einen Kreis, noch einmal ſangen wir das Lied: „Was iſt des Deutſchen

Vaterland?“ noch einmal ließen wir vom Fenſter aus die theure Fahne im Zug des Windes wallen, dann übergaben wir ſie dem Caſtellan. So möge ſie am würdigſten Platz in ganz Tirol aufbewahrt ſein, bis ſie wieder eine rüſtige Schaar Kämpfer dem Feind entgegenträgt.“

Es iſt, nebenbei geſagt, ſchon bekannt, daß damals auch die andern Heerſchaaren der Innsbrucker Studenten und die Landesſchützen nach manchem Strauß nicht ohne Verluſt, doch ohne große Unfälle wieder heim gekommen ſind — von der Vertheidigung der wälſchen Gränze, wo vor ihnen Feinde, hinter ihnen wenigſtens keine Freunde ſtanden. Wenn nichts anderes, meinten die heimkehrenden Streiter, ſo hätten ſie ſicher doch ſo viel verdient, daß man ihnen jene Marken laſſe, die ſie geſchützt und bewahrt. Ganz anderer Meinung waren aber bekanntlich die Signori von Trient und Roveredo, welche insgeſammt die alten bureaukratiſchen Sünden der Innsbrucker Kanzlei zur Ausrede nahmen, um beim anbrechenden Völkerfrühling einen neuen Blüthenzweig in den europäiſchen Garten zu ſetzen — das freie, unabhängige, italieniſche Fürſtenthum Trient. Als es dem Schwert Italiens nicht gelungen war, dieſes Kleinod zu erwerben, ließ man ſich auch das Mindergute gefallen und bat unter Zuſage erneuerter Anhänglichkeit an das erhabene Kaiſerhaus um vollſtändige Trennung von den deutſchen Nachbarn. Dieſe aber, die Deutſchtiroler, die Bauern wie die Herren, ergrimmten zuſehends über dieſes wälſche Begehren und beſchworen alle Machthaber über ihr Vaterland nicht die grauſame Strafe der Zerreißung zu verhängen, welche das Aergſte geweſen, was „der erfinderiſche Machiavellismus des Corſen nach

dem glorreichen Trauerſpiel von 1809 gegen Tirol erſonnen." Jetzt, nachdem man ſiegreich für ihren ungeſchmälerten Beſtand gekämpft, jetzt ſollte die Grafſchaft, deren Gebiet ſeit Jahrhunderten immer nur gewachſen, ohne äußern Zwang, ohne Krieg und Empörung zerriſſen und um ein Drittheil verkleinert werden! Außer dem Ehrenpunkt war aber auch die Furcht vor künftigen Zollſchranken und andern Verkehrsſtörungen bewegend und noch mehr die Sorge für den Schutz des Landes. Sollten nämlich die Gränzen nach der Nationalität geſetzt werden, ſo würden die äußerſten Vorpoſten Italiens vor den Thoren von Meran und Brunecken ſtehen, und alle deutſchen Gebiete ſüdlich von Brixen, das Puſterthal, das Etſchland, das Vinſchgau wären im Kriegsfall überflügelt und unhaltbar oder doch jedenfalls beſtändigem Schrecken ausgeſetzt vor wälſchen Ueberfällen, die ſich auf den nächſten Bergen vorbereiten ließen. Darum: entweder Italien bis an den Brenner, Brixen, Bozen, Meran und das Puſterthal dreingegeben, oder Deutſchland bis an die Veroneſer Klauſe. Weit entfernt, ſich auf eine Transaction einzulaſſen, fanden vielmehr die Landesſchützen von Tirol mit dem ihnen eigenen Scharfblick, daß mehrere feſte Caſtelle, die zum Schutz vor feindlichen Einfällen unentbehrlich, gerade dicht jenſeits der Gränze liegen, und ſie haben ſich daher binnen Jahresfriſt nicht wenig Mühe dafür gegeben, daß auch Rocca d'Anfo, das wunderliche Bergſchloß Covelo und etliche andere ſolche für den Weltfrieden unerhebliche Neſter mit dem theuern Bergland vereinigt werden.

Bei ſolcher Stimmung mußte es natürlich Beruhigung, Freude und Jubel erzeugen, wenn in dieſen Tagen von

Wien die Nachricht kam, die österreichische Regierung werde niemals zugeben, daß die Provinz Tirol in zwei von einander unabhängige Theile getrennt werde, weil eine solche Trennung ein Verrath an der tirolischen Nationalität, ein Verderben für die ganze Provinz und sogar ein Unglück für das italienische Tirol selbst wäre. Wenn sich andererseits die Wälschtiroler zergrämen, so ist ihnen das auch nicht übel zu nehmen, nur sollen sie es den Deutschen nicht verdenken, daß diese nicht lassen wollen, was sie nicht entbehren können. Auch mögen sie dabei erwägen, daß ihre Nationalität fortan geachtet, gleichberechtigt sein wird, und daß der alte Innsbrucker Hochmuth und die alten Zöpfe sie nicht mehr behelligen werden. Waren ja doch ihre Beschwerden immer schon so beschaffen, daß der größte Theil nicht den Deutschen über dem Brenner zur Last fiel, sondern dem System zu Wien. Und dann ist zu bezweifeln, ob sie fürderhin zu Verona, zu Venedig oder Mailand wärmere Freunde finden werden, als im deutschen Nachbarlande. Bei jenen allerdings schönen Phrasen von der nazione madre, von dem italischen Urvolk, dem die Trienter ihre immerhin rühmliche Abstammung und ihren Dialekt, den dritten in Hesperien, verdanken, ist doch manche Uebertreibung, manche Affectation mituntergelaufen. Die Wälschtiroler sind lange nicht so italienisch, lange nicht so undeutsch, als sie in ihren politischen Demonstrationen zu sein sich bemühen. Abgesehen davon, daß in den Thälern ostwärts von der Etsch noch manche zerstreute und freilich ganz vernachlässigte deutsche Gemeinde sich findet, abgesehen davon, daß da auch in der italienisirten Bevölkerung das deutsche Blut noch durchschlägt,

wie denn die wälſchen Fleimſer ſelbſt im letzten Jahre noch einen eifrigen Heereszug zum Schutz der Gränze veranſtalteten — abgeſehen alſo von den Germanismen der Bauern, ſo iſt auch in den beiden Großſtädten das italieniſche Element nicht ſo rein und unvermiſcht, als man nach dem Verdict ihrer Journale erwarten ſollte. Sind ja doch ihre Adreſſen, ihre Proclamationen oft zu einem Drittel von deutſchen Firmen unterzeichnet, welche, freilich nicht contra naturam sui generis, aus Höflichkeit die Bewegung gegen die Deutſchen mitleiten helfen. Die uralte Verbindung mit Deutſchtirol hat nämlich eine große Anzahl deutſcher Familien ins italieniſche Etſchland geführt, und es war im Mittelalter wohl die halbe Bürgerſchaft von Trient des beſten deutſchen Blutes. Darum weiß auch jeder ordentliche Trienter ganz gut Deutſch zu ſprechen, und es iſt eine unſtatthafte Beſcheidenheit, wenn ſie glauben, ſie könnten ſich in Innsbruck nicht verſtändlich machen. Da wir hier die Gründe für und wider ſammeln, ſo mag auch nicht verſchwiegen ſein, daß die Wälſchtiroler trotz des drittbeſten Dialekts doch in Italien immer nur als Tedeschi betrachtet werden, als ein halbbarbariſches Bergvolk, deſſen trübes Geblüt ſich nicht halbwegs mit dem claſſiſchen der wahren Italiener meſſen dürfe. Selbſt die hohen Ehrenſtellen, welche dieſe italieniſchen Altöſterreicher im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche mit leichter Mühe erkletterten, haben ihnen wenig Popularität verſchafft, da die bevorzugten Talente ſich zumeiſt der Polizeikundſchaft, den politiſchen Verfolgungen und andern unreinen Geſchäftszweigen zugewendet haben. Lag ja doch auch in der neuitalieniſchen Sehnſucht nach den Brennerpäſſen mehr ein

Gelüſte nach dem Land als nach den Leuten; denn man hätte die Barbaren von Bozen und Meran ebenſo gern an dem Glücke des großen italiſchen Reiches theilnehmen laſſen als die Schöngeiſter von Trient und Roveredo. Ueberdieß hat der Grundbeſitzer leicht einzuſehen, daß für ſeine Producte, freilich erſt nach dem Fall der Zollſchranken, der Markt in Deutſchland viel günſtiger iſt als in Italien, das ungefähr das nämliche hervorbringt, und ebenſo leicht begreift der Bewohner der Etſch, daß die Landplage der Ueberſchwemmung am Ende in Innsbruck aus alter Ueberlieferung doch viel beſſer gewürdigt werde, als im venetianiſchen Flachlande, das früher ſogar die beabſichtigten Regelungen des obern Flußbettes möglichſt zu hintertreiben ſuchte. Somit werden ſich bei gutem Willen denn doch wieder Fäden finden laſſen, um die alte Freundſchaft neuerdings anzuknüpfen. Mitten unter der Aufregung des letzten Jahres, den gegenſeitigen Vorwürfen und Verwünſchungen, hat es weder da noch dort an milden verſöhnlichen Stimmen gefehlt, die für eine treuherzige Verſtändigung ſprachen: „Gerechtigkeit für Wälſchtirol“ iſt jetzt auch der Wahlſpruch der Deutſchtiroler geworden, und beide Theile mögen auf ihrem Wege, an dem allerdings noch manche Dornen liegen, ſich mit der Hoffnung ſtärken: Eine Freiheit macht uns alle frei!

Wenn man aber — um zum Schluß noch einmal auf den Auszug der Studenten zurückzukommen — wenn man in des Hauptmanns Gedenkbuch lieſt, wie ſie damals mit jugendlicher Begeiſterung das Lied des alten Arndt geſungen und ſich an den deutſchen Farben ihres Banners gefreut, wie ſie überall auf ihrem Wege von Wien bis

nach Bozen mit demſelben Liede und denſelben Farben begrüßt wurden, wie man dazumal von keinem andern Vaterlande hörte, als von Deutſchland und abermals Deutſchland, und wenn man dann vergleicht, wie es jetzt ſteht im Land Tirol, in Kärnthen, in Steiermark und in Oeſterreich, ſo ſieht man deutlich, daß das gute deutſche Volk auch wieder einmal einen Anlauf umſonſt genommen, daß ſtatt einer feſten Vereinigung mit Deutſchland, wie ſie damals gehofft wurde, vielleicht nichts mehr in Ausſicht ſteht, als einige halbgeduldete Sympathien, die man auch bald mit der neuöſterreichiſchen „Gloire" zu beſeitigen ſuchen wird. Ob wir aber auch darein reden dürfen? Nu, als nächſten Nachbarn, als Söhnen deſſelben Stammes, darf den Bayern wohl auch daran liegen, welchen Bahnen das ſchöne Land in den deutſchen Alpen und an der deutſchen Donau ferner folgen wird!

Hat ja doch der bojoariſche Stamm, unverkennbar derſelbe in Sitte, Sprache, in ſeinen Geſängen, in ſeiner Gemüthsart, in ſeinem ganzen Weſen, alle Länder eingenommen vom Lech bis zu den Wenden und Ungarn, von dem Fichtelgebirge bis nach Wälſchland. Er hat die Städte der Magyaren und der ſüdlichen Slaven germaniſirt, bis hinab nach Semlin und Belgrad, wo jetzt deutſche Zeitungen erſcheinen. Freilich geht eine breite Blutſpur durch ſeine Geſchichte von dem Tage an, dem achten September 1156, wo Friedrich der Rothbart auf dem Felde bei Regensburg das bayeriſche Oſtreich von dem bayeriſchen Weſtreich trennte. Man hat damals nicht gefragt, ob die beiden Theile auseinander wollten, aber ſeitdem iſt die Hälfte der deutſchen Geſchichte ein endloſer verheerender Krieg im

Schooße des eigenen Stammes, geführt auf deutſcher Erde mit Hülfe von Franzoſen und Wälſchen, von Panduren und Croaten. Wie ſich die „Häuſer“ haßten und ſchlugen und zu zertreten ſuchten, ſo mußten auch die Völker auf die Schlachtfelder. Das hat ſich auch in den letzten Decennien bei dem Treibjagen auf deutſch-monumentale Ereigniſſe für die bayeriſche Kunſt ſo bitter fühlen laſſen, daß Jahrhunderte hindurch faſt alle Lorbeerkränze gegen deutſche Völker, gegen den eigenen Stamm erfochten wurden. Bei den andern Deutſchen iſt es freilich auch nicht beſſer; der Anblick des gleichen Jammers mahnt allenthalben zur Beſcheidenheit. Als nun im ewigen Hader der angeſtammten Häuſer die Oeſterreicher, die Tiroler, die Bayern die grimmigſten Feinde geworden, hieß es, das ſei nun einmal die Folge ihrer entgegengeſetzten Stammeseigenthümlichkeiten, die aber im Weſen ganz dieſelben ſind.

Endlich hat unſer Jahrhundert zwar noch den heftigſten Kampf, aber auch die Tage der Verſöhnung geſehen. Die Augen gehen jählings auf, und man erkennt die Verblendung der vergangenen Zeiten. In unſern Tagen ſchlägt die alte Gleichheit des Blutes immer mehr durch. Die Kronen, die Häuſer, die Cabinette, ſie kommen und gehen — die Einheit unſers Volkes wird ewig beſtehen.

III.

Schriften von J. Bergmann und J. Thaler.

1850.

Unterſuchungen über die freien Walliſer oder Walſer in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen dieſe Gebiete betreffenden hiſtoriſchen Erläuterungen von Joſeph Bergmann, k. k. Rathe, erſtem Cuſtos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinette und der k. k. Ambraſer-Sammlung, Mitgliede mehrerer gelehrter Geſellſchaften. Mit einer Karte von Franz v. Hauslab, k. k. Oberſt. Wien. Gedruckt bei Carl Gerold 1844.

Früheſte Kunde über den Bregenzerwald und die Stiftung des Kloſters Mehrerau, ſowie auch über das Erlöſchen der alten Grafen von Bregenz im zwölften Jahrhunderte. Von Joſeph Bergmann ꝛc. ꝛc. Wien. Gedruckt bei Carl Gerold. 1847.

Urkunden der vier vorarlbergiſchen Herrſchaften und der Grafen von Montfort. Mit topographiſch-hiſtoriſchen Erläuterungen von Joſeph Bergmann. Wien 1849.

Tirols Alterthümer in deſſen geographiſchen Eigennamen. Von J. Thaler. (Im elften und zwölften

Bändchen der Neuen Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1845 und 1846.)

(Die hier folgende Abhandlung, die zuerst (Januar 1850) in den Gelehrten Anzeigen der bayerischen Akademie der Wissenschaften erschien, ist die Palinodie, welche weiter unten (Nr. XVII) in den Rhätoromanischen Studien wieder erwähnt wird. Ihr onomatologischer Bestandtheil ist zwar ganz und gar in die Schrift „Zur rhätischen Ethnologie" (Stuttgart, 1854) übergegangen, aber dennoch schien es erlaubt, ihren alten Text hier fast unverändert wiederzugeben. Einerseits ist nämlich jene Schrift, wie schon oben gesagt, selbst in Tirol nur wenigen Auserwählten bekannt geworden, und anderseits mag es manchem sprachkundigen Leser, der auf solche Studien nicht viel Zeit verwenden kann, willkommen sein, hier einen kurzgefaßten Inbegriff der ganzen rhätischen Onomatologie zu finden.)

Die Geschichte des Landes Tirol wartet mit stets wachsender Spannung auf ihren Verfasser. Die bisher angestellten Versuche, sie von Urbeginn bis zum letzten Menschenalter in einem Faden herabzuerzählen, sind kaum der Rede werth — theils höchst dürftige Abrisse, theils weitläufige, oberflächliche Compilationen. Freiherr von Hormayr hat diese Aufgabe seines Lebens bekanntlich schon frühzeitig aufgegeben; die Schriftsteller im Lande hatten früher die Censur, haben jetzt noch die herben Wirkungen geistlicher Empfindlichkeit zu fürchten; auch steht die historische Propädeutik noch nicht auf der Höhe, die ein gedeihliches Unternehmen verbürgen könnte. Deutsche Scribenten andrer Stämme haben das Land nur sehr abspringend in den Kreis ihrer Forschungen gezogen und wurden, wie die Tiroler behaupten, selbst bei diesen so seltenen Abstechern von einem providentiellen „Unstern" verfolgt, so daß bei jenen wackern Leuten bezüglich der Historie ihres Landes ungefähr dieselbe Ansicht eingewurzelt ist, wie wir sie bei

Micali über die Geſchichte Italiens finden, nämlich, daß ſie von Barbaren nicht geſchrieben werden könne, und daß alles, was dieſe als Forſcher zu Tage fördern, höchſtens ein Lächeln der Nachſicht verdiene.

Mittlerweile hat man ſich denn auf Verfertigung von Monographien geworfen. Profeſſor Albert Jäger hat z. B. die Geſchichte des Jahres 1703 mit eben ſo viel Freimuth als Gründlichkeit zuſammengeſtellt, und ſtudirt nunmehr die Tage Herzog Sigmunds, des Münzreichen. Seine Neigung ſcheint ſich vor Allem auf die Erforſchung des innern Verfaſſungslebens ſeit den Zeiten der Habsburger zu richten und gewiß iſt auf dieſem Felde noch viel Tüchtiges von ihm zu erwarten.

Nicht allein hiſtoriſch, ſondern auch ethnographiſch geberdet ſich die in anderen Gegenden und unter anderen Umſtänden geborne Muſe des Herrn Joſeph Bergmann, welcher k. k. Rath und Cuſtos an der Ambraſer Sammlung zu Wien iſt. Dieſer Gelehrte verlebte ſeine Jugend auf einem ſchönen Hofe bei Hittiſau im Bregenzerwald und bewahrte die Liebe für ſeine Heimath friſch und warm bis auf den heutigen Tag. Von einigen kleinern, zunächſt durch Wiener Archivalien angeregten Aufſätzen über die Heimlichkeiten des Waldes gieng er vor etlichen Jahren auf die Walſer über, die nächſten Nachbarn ſeines anmuthigen Vaterländchens. Den Unterſuchungen über die Walſer gebührt das Verdienſt, die allerdings ſchon früher angenommene und geglaubte Abſtammung dieſer vorarlbergiſchen Aelpler von den burgundiſchen Bewohnern des obern Wallis außer Zweifel geſetzt zu haben. Ermuthigt durch das Ergebniß ſeiner Mühen, unterwarf Herr Berg-

mann sofort auch seine eigentlichste Heimath einer umfassenden Forschung und gab auf dem Grund derselben die „Früheste Kunde über den Bregenzerwald“ ans Licht. Als diese vollendet war, breiteten sich seine Studien über das ganze Land Vorarlberg aus und so erhielten wir denn im vergangenen Jahre die „Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort.“ [1]

Die Manier des Herrn Joseph Bergmann ist sehr angenehm und belehrend. Er sucht sich nach seiner Neigung ein Alpenthal heraus, theilt nach Möglichkeit die Geschichte desselben mit und legt nebenbei sehr großen Werth auf Abstammung, auf Sprache, die frühere so wie die jetzige, auf alte Einrichtungen, Sitten und Trachten. Denkt man sich nun noch die landschaftliche Basis hinzu, so ergibt sich ein sehr dankenswerthes Bild der ganzen Thalschaft — so hell und klar, daß die Finsterniß, die auf so vielen andern ruht, nur um so bedauerlicher erscheint.

Was nun den neuern Arbeitern auf diesem Gebiete vor allem auffällt, das ist die Bewegung, der Wechsel in dem ältern Völkerwesen der rhätischen Alpenlande, sowie das Leben und Sterben der Sprachen.

Frühere Forscher ließen diese Erscheinung so ziemlich

1 Der damalige Custos Bergmann gieng in ehrenvollem Ruhestand als Ritter von Bergmann und Director des k. k. Münz- und Antikencabinets am 29. Juli 1872 aus diesem Leben. Seine letzten Tage hatte er auf dem Katharinenhof bei Graz verbracht. Er war auch noch in den letzten zwanzig Jahren mannigfach mit seiner Heimath beschäftigt. Die letzte Studie, die er ihr, „Seinem theuern Vaterlande der treue Sohn“ gewidmet hat, ist die „Landeskunde von Vorarlberg“ (Innsbruck und Feldkirch. Wagner'sche Buchhandlung. 1868), eine sehr inhaltsreiche Darstellung der topographischen, statistischen und historischen Merkwürdigkeiten des Ländchens.

außerhalb ihres Geſichtskreiſes und wenn ihr Auge ſich auf irgend eine auffallende Thatſache dieſer Art gerichtet hatte, ſo ſah es in der Regel falſch. Und doch ſind dieſe Fragen gerade auf dieſem Boden um ſo anziehender, je bedeutſamer die auftretenden Völker für die früheſte, wie für die ſpätere Geſchichte Mitteleuropas geworden. Die Thaladern der Alpen ſind nämlich in drei verſchiedenen Jahrtauſenden auch jedesmal mit verſchiedenem Blute injicirt geweſen — mit rhätiſchem, römiſchem und germaniſchem. Rhätien iſt das Land, in welchem die deutſche Gelehrſamkeit, die es etruskiſchen Stämmen zuweist, den Schlüſſel zur Urgeſchichte Italiens zu finden glaubt; nachdem die Urbewohner überwunden, ſehen wir auf den rhätiſchen Alpen Roms kriegeriſche Söhne in friedliche Milchwirthſchaft und poetiſches Hirtenleben verſenkt. Später als die rhätiſche Sprache vielleicht noch nicht verklungen, die römiſche erſt ſeit ein paar Jahrhunderten lautbar geworden, drangen Gothen, Longobarden, Sueben, Bojoaren ein. Die letzteren ſcheinen ſich zuerſt namentlich in den großen Hauptthälern am Inn, an der Rienz (Puſterthal) und an der Etſch verbreitet und feſtgeſetzt zu haben, während in den Seitenthälern die romaniſchen Hirten noch lange unbehelligt blieben und ihre Sprache noch lange bewahrten.

Von allen dieſen Vorgängen, vom alten Rhätus an bis in die letzten Jahrhunderte, wo der ethniſche Proceß zum Stillſtand kam und die früher ſchwankenden und unſichern Umriſſe feſt werden, ſind uns Wahrzeichen geblieben. Ueber die älteſten Zeiten haben ſich neuerdings wieder unterirdiſche Zeugen gefunden, eine Anzahl von Alterthümern, die in der Nähe von Innsbruck ausgegraben

wurden, durchaus etruskiſchen Styls, auch noch mit etruskiſcher Schrift verſehen. Dieſer Fund beweist allein ſchon den oft bezweifelten Zuſammenhang Rhätiens und Etruriens, denn da die Gallier im fünften Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung das Padusland einnahmen und den Verkehr der Länder am Inn mit denen am Arnus abſchnitten und da ſpäter, als die Römer durch Unterwerfung der Gallier die Verbindung wieder hergeſtellt hatten, etruriſche Kunſt und Schrift erloſchen war, ſo muß die erſte Schule jener Gebilde nothwendig jenſeits des fünften Jahrhunderts vor Chriſti Geburt zu ſuchen ſein. Es wäre daher ſehr wünſchenswerth, daß deutſche Archäologen, welche die etruskiſchen Muſeen durchgeforſcht haben, einmal auch einen wiſſenſchaftlichen Blick auf dieſe Schätze zu Innsbruck werfen und dasjenige ausſagen würden, was ihnen die Vergleichung mit den in Italien geſehenen Alterthümern eingibt.

Abgeſehen von dieſen metallenen Monumenten der älteſten Zeit findet ſich aber auf rhätiſchem Boden auch eine Unzahl kleiner Sprachdenkmäler und zwar aus allen Zeiten. Man ſtößt da nämlich auf tauſende von Localnamen, die, ſofern ſie nicht deutſch ſind, von Romanen, Römern oder Rhätiern herrühren müſſen. Mit dieſen Ortsnamen hat es nun eine ſonderbare Bewandniß. Wer da auf altem deutſchen Boden geboren iſt, der ahnt wohl kaum, wie gut es ihm in dieſer Beziehung geworden. Er ſteht z. B. wenn er eine Fußreiſe machen will, in Lauterbach auf, verrichtet in Waldkirchen ſein Morgengebet, löſcht in Hohenbrunn den erſten Durſt, ruht in Grünwald aus und ſo kommt er von Stunde zu Stunde in Dörfer

und Weiler, deren Namen ihm so heimlich klingen, als wenn er sie selbst gegeben hätte und die Minderzahl der halb oder ganz unverständlichen beläſtigt ihn nicht, da sie gewöhnlich auch wieder durch eine wohlbekannte Endsilbe wie ing, ach, au den erstern näher gerückt sind. Ganz anders ist es in den meisten Gegenden von Deutschtirol, wo wir keinen Schritt machen können, ohne durch wildfremde wunderliche Namen überrascht zu werden. Schon die Specialkarten weisen deren viele hunderte auf — noch ungleich mehrere aber wird der Neugierige finden, welcher sich, um die Sache näher zu besehen, die alten Grund- und Saalbücher oder neuere Verzeichnisse der Flur- und Waldnamen aufschlagen läßt.

Diese räthselhafte Erscheinung ist von den Eingebornen bis in die neueste Zeit nur wenig in Betracht gezogen worden und Herr Pfarrer Thaler von Kuens bei Meran sagt daher nicht mit Unrecht, es seien dieß „Namen, welche die Einheimischen, weil von Jugend auf daran gewöhnt, lange unbeachtet ließen und auf die sie größtentheils erst durch Auswärtige, welche von deren fremdartiger Form gleich beim Eintritte in dieses Ländchen überrascht wurden, aufmerksam gemacht werden mußten."

Hiemit haben wir denn einen weitern Forscher eingeführt und so sind es also, den Berichterstatter als Verfasser der Urbewohner Rhätiens [1] miteingeschlossen, gegen-

[1] „Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern" (München, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt 1843) ist eben der Titel jener meiner Schrift, gegen welche diese meine Abhandlung, gerichtet ist, weil erstere sehr viele Ortsnamen in Deutschtirol, welche entschieden romanischen Ursprungs sind, als etruskisch behandelt hatte. Zur

wärtig ihrer drei, die ſich mit dieſen im Einzelnen unſcheinbaren, im Endergebniß aber vielleicht nicht zu verachtenden Studien beſchäftigen. Alle drei kommen darin überein, daß ſie Dilettanten ſind; dem Beruf nach iſt kein vergleichender Linguiſt, auch kein Germaniſt oder Romaniſt unter ihnen. Selbſt das Romaunſch in Graubünden und das Ladiniſche in Gröden und Enneberg, welche Idiome in vielen kleinen Fragen ſich nützlich erweiſen würden, kennen ſie nur nach ſehr dürftigen Quellen. Außerdem fehlen ihnen noch autoptiſche Kenntniſſe mancher hieher gehöriger Gegenden, namentlich des myſtiſchen Graubündens, das ſo viele Belege bieten könnte. Aus dieſen und andern Gründen kommen ſie auch darin überein, daß ſie ihr Amt, welches ſie nur mit Beſcheidenheit üben, lediglich als Proviſorium betrachten, immer ſpähend, ob nicht ein anderer, in allen hieher gehörigen Kenntniſſen tief nnd gründlich Bewanderter die Sache aufnehmen wolle — bisher umſonſt, denn außer einem wohlverdienten Tadel, den die damaligen Recenſenten über „die Urbewohner Rhätiens“ laut werden ließen, hat ſich die deutſche Wiſſenſchaft mit dem ganzen ihnen lieb gewordenen Kram noch keine Minute verdorben.

Mit wenig Apparat, aber viel gutem Willen ausgerüſtet, haben nun aber die drei Liebhaber doch ſchon manche Fortſchritte gemacht. In der That gieng noch vor ungefähr zehn Jahren, was die romaniſchen Namen betrifft, das Verſtändniß über Pradell (pratello) und Fontanell (fontanella) nicht weit hinaus und ſchon bei Puntleit und

weiteren Sühne des Frevels iſt dann ſpäter die oben erwähnte Schrift „Zur rhätiſchen Ethnologie“ verfaßt worden.

Petſcheid wollte man lieber in weit abliegende Irrthümer verfallen als an ponteletto und peceto (Fichtenwald) denken. [1] Nunmehr aber hat man ſchon für eine lange Reihe anderer, auf den erſten Blick ſehr befremdlicher Namen Urform und Bedeutung gefunden und iſt dabei auf die Wahrnehmung gekommen, daß die Namengebung der Römer und der ihnen nachfolgenden Romanen durchaus deſcriptiv, ſowie höchſt einfach und natürlich war.

Wir finden dabei, wie ſich erwarten läßt, daß Wieſe und Feld, Berg und Thal, Haus und Hof die erſte Rolle ſpielen. Die Adjectiva, die dazu treten, beruhen auf ſchlichter ſinnlicher Anſchauung — ſchön, gut, lang, groß u. ſ. w. Sehr häufig iſt der Gegenſatz von oben und unten. Letzteres, urſprünglich wohl de sutt (di sotto), klingt jetzt ſutt, zutt, zott, auch ſeit, zeit; erſteres, de sura (di sopra), lautet vermöge der verſchiedenen Umwandlungen des u auch ſehr mannigfaltig, wie etwa: zur, zür, zier, zeir, zêr, zör, zauer, auch tſchur, tſchier u. ſ. w. Im Ganzen ſieht man, daß zu jener Zeit die vielen Derivativbildungen, die ſich das Italieniſche erhalten hat, [2] während ſie in den ladiniſchen Idiomen erſtorben ſind, hier noch in voller Lebenskraft blühten. Ueber die jetzigen Formen wollen wir uns hier nicht in Erörterungen einlaſſen; man wird finden, daß ſie — unter verſchiedenen Einwirkungen — ſehr weit auseinander gerathen ſind.

1 Petſcheid nahm Beda Weber damals für ein deutſches Pfadſcheide; ich hielt es, was jedenfalls noch ſchlimmer war, für ein etruskiſches Velcuta. Puntleit erklärte Beda Weber aus dem Keltiſchen; ich habe es gar nicht zu erklären verſucht.

2 Wie accio, ello, icello, one u. ſ. w.

Die folgenden Beiſpiele werden näher in das Weſen dieſer Namenſchaft einblicken laſſen. [1]

Pratum, Wieſe, jetzt Pra, Par, Per u. dgl.

Hievon findet ſich Pragrand, Pargrand (pra grande), was ſehr häufig vorkömmt, ferner Parlung, Parlaun, Perlaun, pra lungo, Parbiel, pra bello, Prazera, Perſur, Perſeier, pra de sura, Prazott, Perſutt, pra de sutt.

Abgeleitete Bildungen ſind das oft wiederkehrende Pardell, Pardiel, pratello, Pardatſch, prataccio, Pardaun, pratone, Prazell, Prazöll, pratisello u. ſ. w.

Zuſammenſetzungen ſind Pradefant, Prafand, pra de fundo, Pradelwart, pra de la guardia, Pragafall und Parpfienz im Montavon, pra de caval, pra de fienes

[1] Viele dieſer Namen findet man auf Peter Anichs Karte von Tirol und auf den neuern Specialkarten. Andre geben die neuern Landbeſchreibungen, wie z. B. die von Staffler. Eine gute Anzahl habe ich aus alten Urbarien u. dgl. zu Innsbruck zuſammengetragen und eine ſehr ſchöne Sammlung aus Vorarlberg verdanke ich der Güte des Herrn Kreishauptmanns v. Ebner zu Bregenz. — Die Namen erſcheinen hier übrigens ſämmtlich in jener Schreibweiſe, in welcher ich ſie vorfand; es herrſcht darin keine Rückſicht auf die — unverſtandene — Herkunft, ſondern nur das Streben, den jetzigen Laut möglichſt getreu wieder zu geben. Sehr viele tiroliſche Familien, zumal aus dem Bauernſtand, haben ihre Geſchlechtsnamen von ſolchen undeutſchen Hofnamen entnommen. Die Schreibung derſelben hängt aber zunächſt von Schullehrern, Geiſtlichen und Gerichtsperſonen ab, welche nach Kräften deutſchen Klang und Sinn hineinzubringen ſuchen. So ſchreibt man z. B. Bratelwarter, gleichſam einer, der auf den Braten wartet, obgleich es von pra de la guardia kömmt, und daher beſſer Pradelwarder zu ſchreiben wäre. Der ſehr oft vorkommende Name Petſcheider (von peceto) wird ſehr verſchieden, auch Batt- Bett- Bitt- Buttſcheider geſchrieben. So auch Bitterſchöller von petrisella; ſogar Pfundneller, Pfungneller, Pfunglitter lieſt man von fontanella und ponteletto.

(Heuwieſe), Pramont, Pratmaun, pra de munt. Brederis, ein Dorf in Vorarlberg, iſt wohl nichts anders als pra de rives, Bachwieſe. Der Name Brettfall, welchen eine im Zillerthale auf einem Felſenvorſprung gelegene Einſiedelei trägt, wird wohl von pra de val, Thalwieſe, kommen; nur muß dabei angenommen werden, daß der Felſen den Namen des anliegenden Thalgrundes an ſich gezogen habe, was nicht auffallen darf, da ſehr viele Berge Namen tragen, welche mit val zuſammengeſetzt ſind.

Ein Pradawal findet ſich bei Taufers im obern Vinſchgau, ein Pratval im Domleſchg.

Planum, Ebene, jetzt Plan, Pla, ſehr häufig; z. B. Plazera, plan de sura, Plandeſott, Planzott, Plazott, Plaſutt, plan de sutt, Planſell, planisello, Plaunwell, plan bello, Planggeroß im Pitzthal, plan grosso. Dieſer Name wird auf der Karte von Peter Anich Blank-Roß geſchrieben, ein Zeichen, wie leicht man ſich dazumal die Etymologien zu machen wußte. Plateriol, plan de rivuolo, Plantafuß, plan de fossa, Plattei, plan d'aua (aqua).

Campus, Feld, jetzt Kamp, Gamp, Tſchamp u. ſ. w.

Kompeid, campetto, Kanſell, Gonſell, Gontſchella, campisello, Kompatſch, campaccio, Ganzutt, Konſör, Gantſchör, Gantſchier, campo de sutt, campo de sura; Tſchamplöng, campo longo, Gandereu (bei Schnan), Tſchonderei (bei Spiß), Gambrif (bei Kauns), campo de rivo, Gantebei, campo de bue, Kandelwahl, campo de la valle. Das öfter vorkommende Gamperdon, Gamperdün, Tſchamperton iſt wohl campo rotundo. Kammerſchein bei Mühlbach im Puſterthale, campo ursino.

Mancherlei Namen ſind vom alten Verbum runcare.

ausreuten, hergeleitet und erſetzen jene häufigen Reute, Greut und Gſchwend des deutſchen Gebirges, ſo Runk, Runtſcha, Rungges, Rungad, Rungatſch, Rungatitſch, Rungal, Rungalin, Rungelatſch u. ſ. w. Ranzauer, Ranzutt, runca de sura, runca de sutt. Randur, runcatura.

Das romaniſche monte, Berg, iſt verhältnißmäßig ſelten zu finden. Mathon, montagna, Matatſch, montaccio, Mombiel, monte bello, Manſaura, monte de sura, Monteplair im obern Vinſchgau, monte de bell'aria? Beliebter war jedenfalls collis, col, jetzt Kol, Gol, Gal, mitunter auch Gl, wie in Glatſch, collaccio, Gleins, collines; Galtſchär, col de sura, Kolfusk, col fosco, Gallaferde, colle verde, Golmetz, Galmitz, col mezzo, Galpeines, col de pines.

Vielfach finden ſich Verbindungen mit dem Adjectivum ruptus, rutto, rotto, wie in Kaſtelrutt, urkundlich *Castellum ruptum*. So entſtand denn Gallruth, Gallreide, Gloreut, Kohlraut, alles Namen für Gegenden, wo, wie man jetzt ſagt, „der Schrofen eingebrochen iſt," nämlich ein Bergbruch ſtattgefunden hat.

Häufiger als alle dieſe kommt indeſſen val, Thal, vor,[1] jetzt als Val, Vel, Vil, Vol, Vul, auch als Fl — (in manchen Namen wohl leicht mit villa zu verwechſeln). Valletta, Valeid, Flitt, vallaccia, Flatſch, vallettaccia, Viltätſch, vallone, Flon, val de sura, Walzur (in Paznaun), Valezera (im Walſerthale), Falzauer (urkundlich *Valsur*). Letzteres iſt der Name des Bergſtroms, der

[1] Daß der Name Fallmerayer, der bei Brixen zu Hauſe, von va Maria kömmt, haben wir ſchon anderswo bemerkt.

durch das Ultenthal läuft. Dieſes muß daher früher wohl auch val de sura geheißen haben, welche Bezeichnung nunmehr an dem Bache hängen geblieben iſt. Val nova, val bona, jetzt in den Familiennamen Wallnöfer, Wellponer übrig; auch Falbann findet ſich. Val longa, Fallong, Flung, val nera, Velnair. Falſchgaier in Obervinſchgau, val oscura, Fallerſchein im Lechthal, val ursina.

Die Silbe Ver, die in ſo vielen Namen auftritt, hat den drei Liebhabern auch nicht wenig Mühe gemacht. Der Verfaſſer der „Urbewohner" ſchlug zuerſt vor, ſie als raſeniſch d. h. etruskiſch gelten zu laſſen, was ſich denn auch Bergmann gefallen ließ. Thaler, bei ſeiner Vorliebe für das Keltiſche, denkt an „das iriſche Appellativum fair (Hügel), verwandt mit dem gothiſchen fairgun, Berg."

Der Berichterſtatter hat nun zwar ſeine Anſicht, daß auch raſeniſche Derivate von Ver vorhanden, nicht aufgegeben, allein viele Namen, die er ehemals zu jenen zählte, darf er jetzt mit Sicherheit den romaniſchen zuweiſen. Er wurde auf das Richtige zuerſt aufmerkſam, als er ein Dörfchen im Montavon, das auf den Karten Valcalda heißt, von den Einheimiſchen Vergalde nennen hörte. Val kann alſo auch zu Ver entſtellt werden und ſohin iſt ſicherlich Verwell und Verbeil nichts anders, als val bella. Das Gleiche wird Verwall ſein. Vernuer iſt nun was Velnair, nämlich val nera, Vermala val mala, Verſetſch val secca, Vergröß val grossa, Vergötſchen val coccina (coccinus als cötschen, cuetschen iſt das ladiniſche Wort für roth). So erklärt ſich denn auch der Name

Vermazon, Formazon, der öfter vorkommt, als val mezzana, das Mitterthal, und ist dabei sicherlich nicht, wie Thaler meint, an formaggio zu denken. Selbst Firmisan, der Gletscher im Oetzthale, ist dasselbe. So wird denn auch Versell, Versall, Versill ganz klar als vallesella und Versair stellt sich als val de sura heraus.

Was bedeutet aber Vernaggt? Bekanntlich trägt diesen Namen eine der innersten, durch ihren Gletscher berühmten Schluchten des Oetzthales. Es liegt nichts näher als val de nocte und Vernueg, Name einer Bergspitze in Obervinschgau, ist wohl dasselbe. Allerdings ist nicht ganz klar, was damit gesagt sein soll — vielleicht ein düstres, im Schatten liegendes Thal. Deutlicher ist dieser Gedanke ausgedrückt in Falschgaier, das oben angeführt worden.

Von casa, Haus, Hütte finden wir Gusamal, casa mala, Gußefaggl, casa de vaccula, Gastpeneid, casa de pineto.

Gewöhnlich bleibt aber von diesem Worte nichts übrig als Gs, Gsch. So lautet casale jetzt Gsal, Gsol, casettaccia Gstatz, casellines Gschlenz, casignizza Gschnitz. Sohin wird man auch Gspell, Gschwell, Gschleng verstehen und als casa bella, casa longa deuten. Gschnür und Gschneier, wie Gaschnera bei Nenzing in Vorarlberg, sind daher casa nigra, nera. Gstrenga ist vielleicht casa de runca, Gstaies, Gsteis casa d'aues (aua = aqua), Wasserhaus.

Betrachtet man diese weitgehende Beseitigung der Vocale, so fällt es auch kaum mehr auf, wenn wir Fagschlung (ein Weiler in Stubai) für val de casa lunga

(va' c' s' lung), Praxmar (ein Hof in Liſens) für pra de casa major, Proxaufen aber (eine Wieſe bei Gufidaun) für pra de casa alba anſehen.

Zum Schluſſe wollen wir noch einige Bemerkungen beigeben, die im Vorhergehenden nicht untergebracht werden konnten, unter anderm auch über Namen, in deren Auslegung die Mitarbeiter nicht das Richtige getroffen zu haben ſcheinen.

In Vorarlberg, im Süden von Rankweil, am Ufer eines kleinen See's liegen die Trümmer eines alten Frauenklöſterleins, genannt Valduna. Der Witz vorausgegangener Etymologen hat darin ein Vallis Dominarum zu ſehen geglaubt, was indeſſen ſchon früher (Drei Sommer in Tirol S. 151) beanſtandet wurde. Nunmehr bietet ſchon eine der Bergmanniſchen Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert *Valrun* (verſchrieben für Valtun) und im vierzehnten Jahrhundert findet ſich abermals *Valdun*. Der Name iſt vielleicht vorrömiſch; wenn er romaniſch, kann er nichts anders ſein, als vallettone, was in Tirol als Velton, Veldaun vorkommt.

In Bergmanns Urkunden S. 102 heißt es (im J. 1391): der bach in Santaniſer (Satteinſer) holtz, den man nempt Anwanera." Es iſt da gewiß Auwanera zu leſen, aqua nera. Jetzt heißt der Bach Avera.

Der Name Frommengärſch, Dorf an der Ill, erklärt ſich aus fromageria, mittellateiniſch: locus ubi casei fiunt vel asservantur; davon alſo der Plural fromageries = Frommengärſch.

Gurtibohl in Montavon iſt wohl corte de val, Thalhof.

In den „Unterſuchungen über die Walliſer“ nimmt Bergmann auf Seite 11 u. ff. mehrere der vorarlbergiſchen Namen vor. Er ſagt dabei unter anderm: „Dieſes ca (von casa) hat ſich in dem nun entromaniſirten Montavon in ga — verdorben, z. B. Gampretz = ca en prez oder praz — Haus auf der Wieſe; Gamplatſch = ca en plats, Haus auf der Platte; Gampletſch = ca en bletsch — Haus in der Näſſe, Feuchtigkeit.“ Warum nicht einfacher Gampretz für campereccio (vgl. Diez, Grammatik der romaniſchen Sprachen, S. 225) und Gamplatſch, wofür Gampletſch nur andere Ausſprache, für campellaccio wie Rungelatſch, Alplatſch u. ſ. f.? So iſt auch das oft gedeutete Pontlatz, Brücke im Oberinnthal, nicht pons latus oder pons lateris, ſondern ganz ſicher pontellaccio. (Vgl. das ital. coltellaccio.)

Blons, Plons (S. 18), Dorf im Walſerthale, auch ſonſt noch in Tirol, ſoll von dem romaunſchen pluna Holzbeuge, kommen. Beſſer von planes, die ebenen se Plätze. Die Neigung, den Namen, wenn möglich, pluraliſch zu faſſen, iſt überall erſichtlich.

Baziel (S. 18), Alpe bey Zürs, „von dem romaunſchen baziel, Gelte.“ Möglich; aber ebenſo leicht kann es pezzuolo, Feldſtück, oder pozzuolo ſein.

Was Tirol betrifft, ſo haben wir zunächſt die Arbeit des Herrn Pfarrer Thaler anzuſprechen, welcher dem Keltiſchen vielen Werth beilegt und daraus manches verdollmetſcht, ohne daß wir beiſtimmen können. Auch einige aus den romaniſchen Sprachen genommene Erklärungen dürfen vielleicht ohne Schaden wieder aufgegeben werden; insbeſondere ſcheinen uns die Berufungen auf das Neu-

französische, das als natürliches Surrogat des Keltischen gelten soll, in den meisten Fällen unpassend und Deutungen, wie Tschegot von scié coté, ganz unannehmbar. Da liegt doch cicada oder cicuta, Grillen- oder Schierlingsberg, viel näher. Um noch Einiges herauszugreifen, besprechen wir:

Abesell (S. 66, zwölftes Bändchen der Zeitschrift des Ferdinandeums) weder abyssellus mit Beda Weber, noch aube (alpe) und selle, „Alpensattel", sondern avasella, Wässerlein, dasselbe was Agasella bei Göfis in Vorarlberg.

Andrian (S. 68), wahrscheinlich antraeanum, waldige Grotte — meint Herr Thaler, aber das ist es sicher nicht. In der schönen, weinreichen Gegend von Bozen haben schon die Römer eine Anzahl Niederlassungen gegründet, die noch jetzt fast dicht bei einander stehen und alle noch das alte, an einen Namen gesetzte anum (wie Formianum, Tusculanum, Sirmianum) deutlich zeigen. So Girlan in Urkunden *Cornulanum*, wahrscheinlich Cornelianum, Prissian, Priscianum, Baßlan, Basilianum, Riffian, urkundlich *Rufianum*, von Rufus, Lahna, Leonianum. Ferner Piglan, Missian, Grissian, Siffian, Sirmian.[1] So wird gewiß auch Andrian von einem Andrius (*Ἀνδρεῖος*) oder Andreas kommen.

Luimas, Luitmes, hinterster Hof im Kalmthale in Passeier (S. 89), weder von lo maso, noch von franz. lieu-maison, sondern von ultimes sc. cases. Ein Luimeshof auch in Stubai.

[1] Vgl. Zur rhätischen Ethnologie S. 126.

Neben Mattatz (S. 93) läßt sich auch Matschatsch erwähnen, ein Berg bei Kaltern, vom ital. maggiatico, brachliegend.

Sprons (S. 105), Hochthal ober Meran „von pronus sc. clivus.“ Wohl eher von sopranes sc. cases oder prates.

Verschnaid ist fraxinetum, frassineto, farsineto.

Im Uebrigen darf man Herrn Pfarrer Thaler für seinen Eifer, zu sammeln und zu sichten, um so dankbarer sein, als sich bisher in Tirol kein Anderer aufgethan hat, der in diesem Fache mit ihm wetteifern möchte.

Hiemit soll denn diese Besprechung romanischer Sprachdenkmäler in Deutschtirol ihr Ende haben. Den Nutzen solcher Untersuchungen wollen wir nicht zu hoch anschlagen — aber Ein Ergebniß scheint doch der Rede werth. Es zeigt sich nämlich, daß sich der Romanismus auf jetzt deutschem Boden noch über ein halbes Jahrtausend nach der Völkerwanderung erhalten hat, zum Theil noch bis ins zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, in einzelnen Gegenden auch noch länger. Was Vorarlberg betrifft, wo man namentlich im Walgau (um Bludenz) und im Montavon noch im sechzehnten Jahrhundert „wälsch“ oder „grobrhätisch“ gesprochen hat, so war dort diese Thatsache von Alters her bekannt; in Deutschtirol dagegen wurde die romanische Vorzeit, und mitunter sehr hartnäckig, fast bis heute bestritten.

Die geographischen Gränzen der Erscheinung sind ziemlich leicht und sicher festzustellen. Das Flußgebiet der Etsch und des Eisacks ist voll von Romanismen; an der Drau sind sie selten, im Innthale finden sie sich in der

Gegend von Landeck noch sehr häufig, gehen dann dünner gesät bis an das Zillerthal, sind aber in einzelnen Fundstücken bis nach Salzburg hin zu verfolgen. In Vorarlberg nehmen sie mit scharfer Gränze den südlichen Theil des Landes ein, das ehemals sogenannte Capitulum Drusianum.

So sehr nun aber der Blick sich schärfen und die Geschicklichkeit in der Deutung sich durch Uebung ausbilden mag, so viel steht jetzt schon fest: Wenn aus dem Namenvorrath eines Bezirks Alles ausgehoben worden, was deutsch und was romanisch ist, so ergibt sich noch ein nicht unbedeutender Rest von Namen, der allen Deutungsversuchen widersteht und der daher aus einer Sprache stammen muß, welche der römischen vorausgieng, also aus der rhätischen.

Es ist nämlich ganz unmöglich, daß dasselbe Volk, das uns die oben besprochene klare, fast übereinfache Nomenclatur hinterlassen, zugleich auch Namen geschaffen haben soll, die selbst in seiner Sprache gar keinen Sinn haben konnten.

Diese Namen fallen übrigens zumeist auf die Wohnsitze der Menschen, auf Dörfer und Weiler, während sie als Flurnamen in der Minderzahl sind. Daraus geht hervor, daß die Römer oder Romanen die Namen der bestehenden Ansiedlungen beibehielten, aus Feld und Wiese aber die fremden verdrängten, wie ungefähr nach ihnen die Deutschen den größern Niederlassungen, Dörfern und Weilern, ihre alten Benennungen gelassen haben, aber in der Flur, wenn auch langsam, die romanischen beseitigen.

Ich erlaube mir nicht, das Wesen jener uralten, vorrömischen, rhätischen, etruskischen oder, mit anderm Ausdruck, rasenischen Namen hier vollständig auseinanderzu-

ſetzen. Es ſei nur erwähnt, daß uns die alten Etrusker zwar ſonſt ſehr wenige Denkmäler ihrer Sprache, aber dafür in ihren Grabinſchriften eine unzählige Menge männlicher und weiblicher Namen hinterlaſſen haben. Nun iſt es aber außer allem Zweifel, daß die Gleichheit zweier unbekannter Sprachen, hier alſo der rhätiſchen und der etruskiſchen, ſich auch durch die Identität ihrer Namen erweiſen laſſe und wenn wir alſo wahrnehmen, daß jene vorrömiſchen Ortsnamen in Tirol, Vorarlberg und Bünden vornehmlich in s, eis, ers, els, eins, ens, don, dein, ſaun, ſein u. ſ. w. ausgehen, wie z. B. Mals, Burgeis, Labers, Vendels, Sateins, Wattens, Maldon, Saldein, Malſaun, Malſein, und daß ebenſo die etruskiſchen Namen der Grabinſchriften vornehmlich in usa, isa, arisa, alisa, inisa, tuna, tina, suna, sina u. ſ. w. enden, ſo dürfen wir ſicherlich behaupten, daß rhätiſch und etruskiſch dereinſt dieſelbe Sprache geweſen. Daß wir dieſe Namen, weil das Etruskiſche bis jetzt noch unerklärt, nicht deuten können, iſt allerdings traurig, aber ohne allen Einfluß auf jene Beweisführung.

IV.

Kritiſche Beiträge zur Geſchichte und Alterthumskunde Tirols.

Von Mathias Koch. Abgedruckt in den Sitzungsberichten der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. Philoſophiſch-hiſtoriſche Claſſe. Jahrgang 1850. — Zweite Abth. (November).

1851.

Obwohl dieſe kritiſchen Beiträge nicht ſelbſtſtändig, ſondern nur als Theil einer akademiſchen Zeitſchrift auftreten, ſo dürfen ſie denn doch an einem ähnlichen Ort auch ihre Beſprechung und ſtellenweiſe ihre Widerlegung finden, zumal da ſich der Verfaſſer hinlänglich Raum gegönnt, ſeine Sätze ſo gründlich als ihm immer möglich darzulegen, und dabei die Abſicht nicht verheimlicht hat, in der rhätiſchen Frage einmal energiſch aufzuräumen und gewiſſe Irrthümer, die ſich in neuerer Zeit ans Licht gewagt, für immer ins Elend zu ſchicken.

Aufrichtig geſagt, glauben wir indeſſen nicht, daß dieſe kritiſchen Beiträge ſehr viel zur Kritik der rhätiſchen Studien beitragen. Herr M. Koch iſt Keltomane, weiß aber, wie dies bei den Keltomanen üblich iſt, nur ſehr

wenig von der Sprache, für deren einſtige Nutznießer er ſchwärmt.

Immerhin iſt auf dem rhätiſchen Felde Jeder willkommen, der nur einen Spaten anſetzt, denn ſo anziehend es iſt, ſo viele Räthſel es ſeinen Pflegern aufgibt, ſo hat ſich bisher doch noch kein namhafter Forſcher herbeigelaſſen, es mit den Mitteln der neuern Wiſſenſchaft zu bebauen.

Noch immer tummeln ſich drei oder vier Dilettanten darauf herum, die zwar ihrem Geſchäft mit dem beſten Willen obliegen, aber gleichwohl die Stunde ſehnlichſt herbeiwünſchen, wo auch dieſe Studien ſo betrieben würden, wie z. B. die Herren Mommſen, Kuhn und Aufrecht in den italiſchen Gränzen die ihrigen betreiben.

Zu dieſen gutwilligen Rhätologen rechnet ſich auch der Verfaſſer der „Urbewohner Rhätiens“, einer Schrift, die, ſo viel auch im Einzelnen verfehlt iſt, ſeines Erachtens einen noch immer unwiderlegten und kaum zu widerlegenden Satz enthält, nämlich daß die rhätiſchen, d. h. die tiroliſch-bündneriſchen Ortsnamen, ſo weit ſie rhätiſch ſind, denſelben Habitus darbieten, wie die Städtenamen der Etruſker und wie alle übrigen Namen dieſes Volkes, die uns auf Grabdenkmälern oder andern Monumenten erhalten ſind.

Es gibt nämlich im Umfange des alten Rhätiens und zwar in den jetzt deutſch redenden Gegenden dieſes Alpenlandes eine Menge von Ortsnamen, nicht allein für Städte und Dörfer, ſondern auch für einzelne Höfe, Felder, Wälder, Berge, Felſen, Bäche u. ſ. w., welche ein jedes Ohr, das für linguiſtiſche Eindrücke nur einigermaßen empfänglich iſt, als undeutſch und fremdartig

erkennen muß. Ja ſogar die dortigen Bauersleute wundern ſich oft über die „ſpaſſigen“ Namen ihrer Höfe und Fluren.

Bei näherer Betrachtung und Vergleichung dieſer undeutſchen Ortsnamen ergibt ſich aber ferner, daß auch ſie nicht aus Einer Sprache ſtammen, nicht der gleichen Abkunft ſind. Der eine Theil derſelben läßt ſich nämlich ohne große Mühe aus dem Lateiniſchen oder vielmehr aus dem Romaniſchen erklären und erhält dadurch ſeinen ſichern Stammbaum; dem andern Theil aber iſt mit dieſen Mitteln nicht beizukommen; er iſt, wenigſtens zur Zeit, nicht zu enträthſeln. Die alten Formen dieſer Namen ſind durch Vergleichung ziemlich ſicher herzuſtellen, aber der Sinn iſt nicht zu errathen. Es geht da wie mit den etruskiſchen Inſchriften — man kann zwar die Wörter leſen, aber man weiß nicht, was ſie ſagen wollen.

So unverſtändlich indeſſen dieſe Bildungen jener längſt verſchollenen Sprache ſind, ſo iſt doch eine gewiſſe Methode darin. Dieſe ganze Nomenclatur ſtellt ſo zu ſagen einen mächtigen Baum dar, der in eine unzählbare Menge von Aeſten, Zweigen und Blättern auseinander geht, aber auch im äußerſten Blättchen noch den Stoff und die Structur des Stammes, zu dem es gehört, erkennen läßt.

Um dieſem ſpecifiſchen Charakter der rhätiſchen Namen näher zu kommen, wollen wir aber vor Allem einen Blick auf die Nachbarſchaft werfen.

Betrachten wir alſo zuerſt die keltiſchen Namen, die alten claſſiſchen nämlich, wie ſie in Gallien und den britanniſchen Inſeln vorkommen, ſo finden wir vorwiegend Compoſita, zuſammengeſetzte Namen. Die Compoſita mit dunum, durum und magus ſind längſt als ſolche bekannt;

aber auch in Namen wie Cattuvellauni, Veromandui, Durocortorum, Mediomatrici, Durocatalauni, Sumalocenna u. ſ. w. erkennt gewiß auch der Nichtkelte wenigſtens einen doppelten Beſtandtheil.

Werfen wir nun einen Blick auf eine deutſche Karte, ſo finden wir außer manchen reinen Appellativen, die lediglich der Gebrauch als Eigennamen feſtgeſtellt hat, wie Wald, Egg, Bruck, Berg, See, Bach, in der Hauptſache zwei große Gattungen, nämlich Ableitungen von ältern Perſonennamen, jene zahlloſe Claſſe auf ingen, ungen, ing und dann eine zweite Claſſe, welche zuſammengeſetzt iſt entweder aus zwei Appellativen, wie Holzkirchen, Seefeld, Schönberg u. ſ. w., oder aus einem Nomen proprium und einem Appellativum, wie Wolfhartshauſen, Weſſobrunn, Dietramszell u. ſ. w.

Alſo finden wir, daß die Kelten und Germanen ihren Orten mit Vorliebe zuſammengeſetzte Namen gegeben haben.

Betrachten wir dagegen die Nomenclatur der italiſchen Halbinſel, ſo finden wir von oben bis unten eine ganz verſchiedene Weiſe. Wenn wir da die mehr als zweiſilbigen Ortsnamen zuſammenſtellen, ſo zeigt ſich, daß eine nicht eben große Anzahl von wiederkehrenden Ausgängen die ganze Namengebung beherrſcht und ihr den ſpecifiſch italiſchen Charakter aufdrückt. Solche Ausgänge ſind entum, ernum, urnum, turnum, ternum, ulum, culum, usium, anum, inum u. ſ. w.[1] Nun iſt die Erforſchung der altitaliſchen Sprachen zwar noch lange nicht an ihrem Ziele, aber ſo viel iſt doch außer allem

[1] Zur Erinnerung nur wenige Beiſpiele: als Maleventum, Tifernum, Vulturnum, Liternum, Tusculum, Canusia, Lavinium.

Zweifel, daß jene Ausgänge keine selbſtſtändigen Worte, ſondern Formativanſätze ſind.

Daraus ergibt ſich alſo, daß in der keltiſchen und germaniſchen Namengebung die Zuſammenſetzung vorwiegt, im Gebiete der italiſchen Sprachen aber die Namen dadurch entſtehen, daß an einen einſilbigen Stamm gewiſſe Suffixe oder Anſätze treten.

Was nun aber hiemit als das Charakteriſtiſche der italiſchen Namenſchaft bezeichnet worden, das iſt gerade auch das Eigenthümliche der rhätiſchen.

Obgleich wir nun dieſer rhätiſchen Nomenclatur bisher einen durchaus italiſchen Charakter beigelegt haben, ſo ſind doch zwingende Gründe vorhanden, ihr die allernächſte Verwandtſchaft oder vielmehr Identität mit dem Etruskiſchen zuzuſchreiben. Vor allem fällt da das auslautende s auf, das einem alten usa, asa, sa entſpricht, wie dies gerade in der etruskiſchen Epigraphik ſo unendlich häufig iſt. Wir finden da viele Hunderte von Frauennamen, die auf usa, asa, isa, esa, auf arisa, alisa, anisa, unisa, inisa ausgehen, und dies ſind ja eben unſere tiroliſch-bündneriſchen Namen auf s und ſa, wie Lävis, Lafeis, Marduſa, Tanaſa, Tanuſa; auf ers, wie Labers, Leifers, Lofers, Mutters, Natters; auf els, wie Vendels, Mädels, Preſels; auf ans, uns, ens, enz, wie Marans, Lafuns, Tiſens, Wattens, Bludenz. Dieſen Erſcheinungen ganz entſprechend kommt uns denn auch in der etruskiſchen Epigraphik für unſer Lävis ein Lavisa entgegen, für Volders (urkdl. *Volares*) ein Vularisa, für Vendels (urkdl. *Venls*) ein Venalisa, für Preſels ein Perisalisa, für Tiſens ein Tusenisa, für Wattens ein Vathinisa,

wie wir denn überhaupt jede rhätiſche Namensform durch ihr Analogon in der etruskiſchen Epigraphik belegen können.

Damit glauben wir denn den Beweis geliefert zu haben, daß die vorromaniſchen Ortsnamen in den rhätiſchen Alpen aus einem den uritaliſchen Sprachen verwandten, mit der etruskiſchen aber identiſchen Idiome herzuleiten ſeien. [1]

In einer gewiſſen Gegend ſeiner Abhandlung ſpricht Herr Koch auch von den Euganeern und ihrer Flucht in die Alpen. Damit bringt er den Namen der Valſugana als vallis Euganea in Verbindung, allein dieſe allerdings ſehr gewöhnliche Deutung iſt ſicherlich falſch. Der Hauptort dieſes Thales hieß zu den Zeiten der Römer Alsuca, Ausuca und davon kommt dann die Bezeichnung Vallis Alsucana, Valalsugana, Valsugana, die mit den Euganeern nichts zu thun hat. Il fonte degli Euganei, den Hormayr erwähnt, dürfte in der Wirklichkeit vielleicht gar nicht aufzufinden ſein oder er verdankt ſeinen gelehrten Namen irgend einem gelehrten Sommerfriſchler aus Trient oder Roveredo. So falſch aber die gewöhnliche Deutung von Valſugana, ſo richtig iſt die ungewöhnliche von Goſſenſaß, wie ſie in den Urbewohnern Rhätiens S. 22 gegeben iſt. Herr Koch ſagt hierüber in einer ſchnöden

[1] Hier folgt nun im früheren Texte eine Erörterung der von Herrn Koch angeführten Stellen aus Strabo, welche wir aber unſern Leſern lieber ſchenken wollen. Neugierige Forſcher, die ſie gleichwohl nicht entbehren zu können glauben, mögen ſich auf die Gelehrten Anzeigen der k. b. Academie der Wiſſenſchaften, December 1851, wo dieſe Abhandlung zuerſt erſchien, verweiſen laſſen.

Note: „Ein Beiſpiel von falſchen, bloß auf Analogie beruhenden Schlüſſen gibt der tiroliſche Ortsname Goſſenſaß mit Gothenſitz gedeutet. Will man dieſen grellen Verſtoß einſehen, ſo braucht man bloß die urkundliche Form aufzuſuchen.“

Schlagen wir nun das angerathene Verfahren ein, ſo finden wir als urkundliche Form in Hormayrs ſämmtlichen Werken I. S. 279 die Form *Gozzinsasse*. Blättern wir dann in einem andern Buche, von dem vielleicht auch Herr Mathias Koch gehört hat, nämlich in Grimms deutſcher Grammatik, zweite Ausgabe, und laſſen wir uns auf S. 153 nieder, ſo finden wir unter Anderem, daß der Name Gotones mittelhochdeutſch Gozones gelautet haben würde, wie Patavium Pazowa lautete. Und wie aus Pazowa Paſſau geworden, ſo aus Gozzinſaſſe Goſſenſaß. Wo liegt nun der grelle Verſtoß?

Im Verlauf der Abhandlung S. 567 läßt ſich Herr Koch ſogar auf Ortsnamen ein und führt dann Kardaun bei Bozen an, was keltiſch ſein ſoll. Fände ſich dieſer Name an der Seine oder an der Loire, ſo würden wir uns deßwegen nicht in Streit einlaſſen, allein bei Bozen können wir keine keltiſchen Namen zugeben. Wenn Kardaun nicht ein romaniſches cortone (großer Hof) iſt, dem aber die urkundliche Form *Cardun* zu widerſprechen ſcheint, ſo iſt es ſicherlich ein rhätiſches Cartuna, und dies iſt daſſelbe, was Cortona in Etrurien. Die Endſilbe daun weist in den Alpen keineswegs auf keltiſchen Urſprung; ſie kann in urſprünglich romaniſchen Wörtern vorkommen, wie z. B. in Pardaun = pratone (große Wieſe), Veldaun = vallettone, und andernfalls iſt ſie nicht das keltiſche

dunum, ſondern ein rhätiſches tuna, das ganz parallel läuft mit den Endungen suna, runa, luna und auch nicht immer daun zu werden brauchte, ſondern jetzt auch dein, tina, don lauten kann. Vgl. Altuna, Aldein; Artuna, Irdein; Cafatuna, Gufidaun; Salatuna, Salatina; Maltuna, Maldon u. ſ. w. Karneid, das neben Kardaun zu finden iſt, ſteht entweder für Kartneid und iſt dann als cortignetta zu erklären oder es iſt rhätiſch und lautet urſprünglich Carnuta. Kampenn und Kampill ſind unzweifelhaft romaniſch, campigno und campillo. Hall wird wohl deutſch ſein, Aguntum, Veldidena u. ſ. w. ſind rhätiſch.

Endlich beſpricht Herr Koch auch die in Süd- und Nordtirol ausgegrabenen Alterthümer. Da wir die etruskiſchen Muſeen nicht geſehen haben und die etruskiſche Kunſt nur aus den Abbildungen kennen, ſo wollen wir uns auf dieſe Frage gar nicht einlaſſen. Die Schriftzüge auf den gefundenen Geräthſchaften ſind übrigens ohne Zweifel etruskiſch und unter Vorausſetzung dieſes Zugeſtändniſſes haben wir nichts entgegen, wenn Herr Koch in denſelben auch Aehnlichkeit oder Gleichheit mit andern alten Alphabeten findet. Uebrigens beläſtigt uns nicht die leiſeſte Ahnung, daß dieſe Ausgrabungen, wenn deren Prüfung dereinſt in die rechten Hände fällt, unſere Theſen im mindeſten behelligen werden.

Was nun die Ausdehnung oder das Gebiet der Rhätier betrifft, ſo nehmen wir nur ein ganz kleines Zugeſtändniß in Anſpruch, etwa nur ſo viel, daß es überhaupt Rhätier gegeben, daß dieſe etwa bei Chur oder an der Etſch, im Vinſchgau oder bei Bozen gewohnt. Wenn man uns ſo viel einräumt, ſo verzichten wir auf ſämmtliche Stellen

der Alten und beweiſen dann Alles mit unſerem eigenen Material. Wir ſagen dann ganz einfach: ſo weit die rhätiſchen Ortsnamen gehen, ſo weit haben ehedem Rhätier gewohnt. Würde man alſo die Gegend von Chur als ein ächt rhätiſches Revier bezeichnen, ſo nehmen wir die dortigen Namen vor und behaupten (natürlich mit Einrechnung verſchiedener Ausſprache und wechſelnden Accents), Trins am Vorderrhein ſei daſſelbe, was Trins im Gſchnitzthal am Brenner, Ems (urkdl. *Amades*) daſſelbe, was Matſch im Vinſchgau, Maladers daſſelbe, was Milders in Stubai, Malans daſſelbe, was Melans bei Hall, Mels daſſelbe, was Mils bei Hall und bei Imſt, Mauls bei Sterzing und Mals im Vinſchgau, Sarns und Sils im Domleſchg daſſelbe, was Sarns bei Brixen und Sils im Innthal — kurz vom Gotthard bis zum Zillerthale und von Hohenems bis Trient überall dieſelben Namen, die ſich augenſcheinlich bei ihrer Verbreitung um diejenigen Gränzen, welche Herr Koch den Rhätiern ſetzen will, nicht im mindeſten kümmerten. Aber auch Trient iſt noch nicht der Gränzſtein dieſer rhätiſchen Nomenclatur, ſondern dieſelben Namen, wie ſie in den jetzt deutſchen Gebieten vorkommen, finden ſich, nur romaniſch colorirt, auch in Wälſchtirol und im Veltelin; allein dieſe ſüdliche Ausdehnung wollen wir hier der Kürze halber nicht weiter verfolgen.

Uebrigens können wir allerdings zugeſtehen, daß wir in Tirol auch keltiſchen Einfluß wahrnehmen, daß ſich auch keltiſche Ortsnamen oder wenigſtens keltiſche Anſätze an rhätiſchen Namen finden.

Einmal müſſen wir anerkennen, daß die Continuität

der rhätiſchen Namen am Zillerthal abbricht. Dort herum finden ſich noch Schlitters, Fügen (Focuna), Uderns, weiter draußen, in weiten Zwiſchenräumen nur noch Itters und Lofers. Dort mag alſo der Punkt ſein, wo Rhätier und Kelten auf einander ſtießen und ſich miſchten. Den Namen der Station Masciacum bei Matzen oder Wörgl wollen wir wenigſtens gerne den Kelten überlaſſen. Derſelbe hat im innern Rhätien nicht ſeines Gleichen, liegt aber vielleicht auch dem Namen Meſchach bei Götzis in Vorarlberg zu Grunde. Als Meſſy kommt er jetzt in Frankreich vor.

Wenn nun alſo an dem Suffix acum die Ortsnamen der Kelten mit Verläſſigkeit zu erkennen ſind, ſo können wir ihnen allerdings auch in Wälſchtirol ein kleines Häuflein zuwenden, als z. B. Liſignago im Fleimſerthale, Cavedago am Nonsberge, Almazago und Termenago im Sulzberge, Stimiago in Judicarien. Gleichwohl ſcheint aber nur der Ausgang den Kelten anzugehören, während der andere Theil des Wortes rhätiſch ſein dürfte. In Liſignago wenigſtens ſcheint Liſigna ganz deutlich das deutſchtiroliſche Lüſen (urkdl. *Lusina*) zu ſein.[1]

Immerhin wird der keltiſche Urſprung dieſes Suffixes dadurch noch wahrſcheinlicher gemacht, daß es auch im ehemals keltiſchen Paduslande ſehr häufig gefunden wird, wie Tregnago, Guſago, Gorlago, Cavernago, Imberſago, Legnago u. ſ. w. darthun. Das Reſultat wäre alſo, daß ſich im Unterinnthale wenigſtens Eine Spur des Keltiſchen

[1] Von dieſem ago ſprechen auch die Herbſttage in Tirol, S. 125, 143 Ferner wird davon unten, in dem Capitel „Ueber rhätoromaniſche Studien", gehandelt.

findet, während im Süden von Verona her bis in das Fleimſerthal und den Nonsberg das Eindringen keltiſcher Stämme durch mehrere Wahrzeichen bekundet iſt.

Am Schluſſe der viel beſprochenen Abhandlung werden wir endlich gar auf das politiſche Gebiet geführt und uns ſo zur Gewiſſenspflicht gemacht, die Unſchädlichkeit unſerer Theſis auch von dieſer Seite nachzuweiſen. Als „Oeſterreicher, der ſich ſeiner ſtaatsbürgerlichen Aufgabe bewußt iſt," fühlte ſich Herr Koch um ſo mehr zu einer Erhebung ſeiner Stimme veranlaßt, als ſeine Erwartung einer von Deutſchtirol ausgehenden kräftigen Zurückweiſung dieſer wiſſenſchaftlich falſchen und politiſch ſchädlichen Meinung gänzlich fehlſchlug. Es ſchien ihm höchſte Zeit — denn „der aus der Gelehrtenſtube in das wälſchtiroliſche Volk gedrungene und von einer übelgeſinnten Partei ohne Zweifel genährte Wahn etruskiſcher Abſtammung hat zu der, wie wir wiſſen, hartnäckig verfolgten Lostrennungsforderung weſentlich beigetragen, er hat ſelbſt zerſetzender als der Vorwand ehemaliger Vereinigung der ſüdlichen Landestheile mit Italien gewirkt." (Damit iſt doch wohl die Vereinigung mit dem napoleoniſchen Königreich Italien gemeint?)

Wir haben nun zwar die feurigen Blätter von Trient und Roveredo ſchon ſeit bald ſieben Jahren nicht mehr geleſen, allein wenn ihre Taktik nicht eine ganz andere geworden iſt, als ſie damals war, ſo dürfen wir keck behaupten, daß auch der patriotiſche Epilog, den Herr Koch ſeiner Abhandlung zu geben wußte, nur auf einem Irrthum beruht. Von den etruskiſchen Ahnen war unſers Wiſſens in Wälſchtirol gar nie die Rede, ganz abweichend

von Graubünden, wo ſich auch noch neuere Mythen an dieſen Namen knüpfen, ſondern dort wurde die Sache ganz anders genommen. Frapporti, welcher der Bannerträger der italiſchen Sympathien war, ſprach nur von der Nazione madre, von den alten Uritaliern, die vom Brenner bis Sicilien, nach ſeiner Meinung, ein einiges Volk geweſen, die dann auch wie Rom ſo Trient gegründet. Deßwegen iſt letzteres nicht etruskiſch, ſondern eine città italianissima. Noch weniger werden die Wälſchtiroler mit den Rhätiern verbunden, welch' letztere nach Frapporti ja die Ahnherren der ſpäteren Alemannen ſind. Freiherr v. Giovanelli hatte hierüber allerdings quellenmäßigere Anſichten, allein ſeine Abhandlungen, voll klaſſiſcher Gelehrſamkeit, haben der wälſchtiroliſchen Jugend ſchwerlich den Kopf verrückt. Namentlich bei den dortigen Landleuten dürfte mit Porſena und den alten Lucumonen ſo wenig auszurichten ſein, als bei den unſern mit Hermann und Thusnelda. Zu Trient hat man in neueren Zeiten am liebſten über den Apennin und den Arno hinweg mit der ewigen Roma kokettirt, und wenn ein politiſcher Agitator in Wälſchtirol nur ein wenig nachdenkt, ſo wird er auch finden, daß er ſeine Anhänger mit den glänzenden Erinnerungen an die Zeiten der römiſchen Weltherrſchaft bei weitem mehr entflammen kann, als mit Berufungen auf die längſt verſchollenen Etrusker, deren unvordenkliche Glanzperiode ſchon in den Zeiten der römiſchen Macht eine halbe Mythe war. Viel triftiger ſpricht ohnedem für italieniſche Vergrößerungsgelüſte der andere Umſtand, daß die italieniſche Sprache noch bis ins Mittelalter, ja bis nach den Zeiten der Reformation in Tirol und Vorarlberg

viel weiter reichte als jetzt. Sollen wir aber dieſe hiſtoriſche Thatſache nicht anerkennen, weil allenfalls ein uns peinlicher Gebrauch davon gemacht werden könnte? Erſchrecken die Franzoſen etwa, wenn man ihnen ſagt, ihr Land ſei vor Alters von Völkern bewohnt geweſen, die zu einem Theil mit den baskiſchen, zum andern mit den bretoniſchen Stämmen verwandt waren? Oder wird den Deutſchen Angſt, wenn ihnen die Franzoſen ſagen, daß ehemals galliſche Stämme bis nach Thracien und Galatien hin gewohnt? Wenn es nur darauf ankäme, die Geographie eines Atlas antiquus wieder herzuſtellen, ſo könnten ja vor Allem die Germanen von den Zeiten der Völkerwanderung her auf ganz Weſteuropa Anſpruch machen.

Was endlich Herr Koch zu Ende ſeiner Abhandlung über das Verſchwinden des deutſchen Elementes in den Sette Communi, in der Valſugana, über das Heraufwachſen des Italieniſchen im Etſchlande ſagt, das haben wir ſelbſt auch ſchon längſt geſagt, begeben uns daher aller Erinnerung dagegen und vereinigen uns in dem Wunſche, daß doch endlich das Allernöthigſte geſchehen möchte, um jene Landsleute bei ihrer Sprache zu erhalten, da ſonſt von dieſer wohl in dem nächſten Menſchenalter keine Spur mehr übrig ſein wird.

V.

Zur tirolischen Literatur.

1862.

Die tirolische Literatur hat in neuester Zeit mehrere Erscheinungen hervorgebracht, welchen wir wohl einige anzeigende Worte widmen dürfen. Adolf Pichlers jüngstes Buch: „Aus den Tiroler Bergen" vertritt die bellettristische Ader des Landes und mag den Freunden der rhätischen Alpen dringendst empfohlen werden. Der Verfasser zeigt sich gut unterrichtet, naturhistorisch gebildet und geistreich, entspricht daher auch allen Anforderungen, welche in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts an einen Touristen der besseren Gattung gestellt werden. Ein bedeutendes Werk im historischen Fach ist dagegen eine zweibändige Geschichte des Cardinals v. Cusa, vielmehr seines langen Streites mit Herzog Sigmund von Tirol. Dr. Albert Jäger, früher zu Marienberg, später Lehrer am Gymnasium zu Meran, jetzt Professor an der Universität zu Wien, hat dieselbe endlich nach fünfzehnjähriger Arbeit ans Licht gegeben, und die Wagner'sche Buchhandlung zu Innsbruck hat sie verlegt.

Es ist ein schwieriges Werk, die Zeit des Cardinals,

der bekanntlich auch Biſchof von Brixen geweſen, und ſeine Händel mit dem beſagten Herzog aufrichtig und mit unabhängigem Sinne darzuſtellen; doch wird nicht bezweifelt, daß Profeſſor Jäger die Aufgabe glücklich gelöst habe. Eine ausführliche Beſprechung des Buches kundigeren Händen überlaſſend, gedenken wir noch einer kleineren Arbeit über das „Leben und die Schriften des Johannes Naſus, Weihbiſchofs zu Brixen," welche ein Franciscaner, P. F. B. Schöpf zu Botzen verfaßt und damit „eine längſt gefühlte Lücke unſerer Literaturgeſchichte" ausgefüllt hat, da der jetzt verſchollene Naß oder Naſus einer der bedeutendſten katholiſchen Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts geweſen.

Auch Schulers „Geſammelte Schriften, herausgegeben von ſeinen Freunden," ſind jetzt in einem einzigen Band erſchienen. Dr. Johannes Schuler, lange Zeit ſtändiſcher Archivar, dann Innsbrucks Vertreter beim Parlament zu Frankfurt, nachher Profeſſor der Rechtsphiloſophie an der vaterländiſchen Univerſität, vor zwei Jahren geſtorben, war ein kleines unanſehnliches Männchen, aber gelehrt und weiſe wie wenige im Lande Tirol, dabei menſchenfreundlich, ohne Neid, immer hilfreich, mit Lehre und Ermunterung zur Hand bei jedem guten Gedanken, der nach Verwirklichung ſtrebte, ſei es im poetiſchen, im proſaiſchen, im politiſchen Feld oder in Angelegenheiten der Gemeinde, der Vertraute der tiroliſchen Jugend wie des tiroliſchen Alters — kurz ein durchaus liebenswürdiger Charakter. Er hatte früh begonnen ſich poetiſch zu bethätigen, hörte aber auch früh wieder auf, und zwar ſchon vor ſeinem dreißigſten Lebensjahr. Er war es, der ſich 1829 mit

Streiter und Beda Weber verabredete, auch in Tirol wenigſtens die Morgendämmerung einer geiſtig angeregten Zeit herbeizuführen, und ein Taſchenbuch, „Die Alpenblumen aus Tirol“ zu gründen. Dieſer Almanach konnte zwar nur drei Jahre lang am Leben erhalten werden, iſt aber doch, während die ſonſtigen Taſchenbücher ſchon je übers Jahr vergeſſen werden, in Tirol noch immer in gutem Gedächtniß, und gehört eigentlich zu den Büchern, die jedes gebildete Landeskind geleſen haben muß. Als das beſte, was darin zu finden, gilt übrigens Schulers Novelle „Jacob Steiner,“ die traurige Geſchichte des berühmten Geigenmachers von Abſam. Sie erſcheint nun in den „Geſammelten Schriften“ wieder und neben ihr alles andere, leider wenige, was der treffliche Mann geſchrieben.

Dem Buch iſt übrigens ein biographiſches Denkmal vorgeſetzt, welches mit ſchöner Pietät den Lebensgang des Verſtorbenen ſchildert. Nachdem ſeine freie Seele von Jugend auf, mit Ausnahme des Frankfurter Jahrs, unter Metternich und Bach gelebt, überkam ihn noch auf dem Todbette die frohe Kunde, daß ein neuer Morgen über Oeſterreich dämmere. Da fiel ihm faſt das Sterben ſchwer, und er rief bewegt: „Jetzt käme meine Zeit — nur drei Jahre möcht' ich ‚noch zu leben haben!“ Noch in den letzten Stunden beſchäftigte ihn die Sorge um das Vaterland. Mit Nachdruck ſprach er damals, was alle ſeine Landsleute wohl beherzigen dürften, und wiederholte es öfter: „Eines iſt was unſerm Lande noth thut, die religiöſe Toleranz; wenn es dieſe nicht zu erringen weiß, ſo iſt kein Heil zu erwarten!“ — —

Ein wunderliches Büchlein iſt ſo eben zu Bozen er-

ſchienen, nämlich das „Journal des offenen Landtags zu Innsbruck 1790.“ Es iſt bekannt, daß die Tiroler über Kaiſer Joſephs II. Reformen ziemlich mürriſch geworden waren, und daß ihnen ſein Nachfolger Leopold II. eine feierliche Gelegenheit geben wollte, ſich mit ihm gütlich auseinanderzuſetzen. Zu dieſem Zweck wurde wieder ein offener Landtag einberufen, ein Inſtitut, welches man ſiebenzig Jahre lang nicht mehr hatte auftreten laſſen. So kamen denn die Prieſterſchaft, der Herren- und Ritterſtand (gegen dreihundert Mann), die Städter und die Bauern in Innsbruck zuſammen und tagten in alterthümlicher Pracht. Das Journal, welches von einem der Mitglieder nicht ohne leiſen Anflug von Ironie zu ſeiner Erinnerung niedergeſchrieben iſt, gewährt eine ſehr ergötzliche Lectüre. Wir müſſen uns leider verſagen, hier Auszüge daraus zu geben, obgleich ſich manches unſchätzbare Kleinod feudaliſtiſcher Zopferei darinnen findet. Ob aber der Herausgeber nicht gar zu bitter urtheilt, wenn er die Meinung ausſpricht, der ſeitdem verfloſſene Zeitraum von einundſiebenzig Jahren ſcheine für die politiſche Bildung des Volkes ſpurlos vorübergegangen zu ſein?

Auch die hiſtoriſche Schule, welche Profeſſor Ficker angelegt, tritt mit ein paar intereſſanten Schriftchen auf. J. Durigs „Beiträge zur Geſchichte Tirols“ ſind zwar ſchon im Jahr 1860 erſchienen, dürfen aber wohl auch in dieſem noch erwähnt werden. Sie ſchildern eine ſehr wichtige Epoche, nämlich die eigentliche Entſtehung der Grafſchaft Tirol, welche aus ſehr unſcheinbaren Anfängen binnen eines Menſchenalters ſo raſch heranwuchs, daß ſie vor Ende des dreizehnten Jahrhunderts ſchon jene ſchöne Ab-

rundung erreicht hatte, wie sie nachher fortbestand, bis Kaiser Max sein Lieblingsländchen schließlich noch mit den drei bayerischen Gerichten Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel, mit dem bis dahin Görzischen Pusterthal und den wälschen Confinen vergrößerte. Hr. Durig hat mit Klarheit dargelegt, wie dieses Gebiet, welches allererst zum Herzogthum Bayern gehörte, und eigentlich noch keinen Namen hatte — in montanis, „im Gebirge," sagte man aushilfsweise — im eilften und zwölften Jahrhundert dadurch selbständig wurde, daß die Kaiser den Bischöfen zu Brixen und zu Trient, welche sie sich wegen des Durchzugs nach Italien geneigt wünschten, das Herzogsamt verliehen, wie die Bischöfe aber von dieser Würde wenig Nutzen hatten, da sie Hab und Gut, Vogteien, Gerichte und Grafschaften nach einander an die weltlichen Herren zu Lehen geben mußten, vor allen an die Grafen von Tirol, welche, zumal Meinhard II., gemästet mit dem nahrhaftesten Mark der Kirche, deren Oberhirten auf Leben und Tod bekämpften, dabei das Herzogthum, wenn auch ohne den Namen, nach ihrem Hauptschloß ober Meran versiedelten, und den Kirchenhirten, die sie als ihre Schirmvögte eigentlich hätten beschützen sollen, wenig mehr überließen als den Trost, das Leben und in ihren Bischofssitzen doch noch ein Absteigquartier und eine priesterliche Herberge gerettet zu haben.

Diese Geschichten sind uns von Herrn Durig einfach und schmucklos, aber nach fleißigem Quellenstudium beschrieben worden, so daß sich jeder patriotische Tiroler freuen wird, jene dunkle Gegend der vaterländischen Historie mit neuem Licht beleuchtet zu sehen.

Einen bekannteren und daher wohl auch dankbarern Stoff hat Dr. Alfons Huber, ein Altersgenoſſe und Mitſchüler Durigs, ſich gewählt, nämlich die Entſtehung des Schweizerbundes. („Die Waldſtätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur feſten Begründung ihrer Eidgenoſſenſchaft mit einem Anhang über die geſchichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell.“ Innsbruck, Wagner'ſche Buchhandlung 1861.) Der Verfaſſer ſpricht übrigens von ſeiner Arbeit mit anerkennenswerther Beſcheidenheit. Da die Literatur über ſeinen Gegenſtand, ſagt er in der Vorrede, bereits einen ſolchen Umfang erlangt habe, daß es denen, die ſich nicht ſpeciell mit dieſen Verhältniſſen beſchäftigen, faſt unmöglich werde, ſich auch nur mit den bedeutendſten der einſchlägigen Arbeiten bekannt zu machen, ſo habe er zunächſt nur ein möglichſt vollſtändiges Bild von dem Stande und den Reſultaten der bisherigen Forſchungen geben wollen. Unſers Bedünkens bezeichnet das Büchlein aber auch einen Abſchnitt auf dieſem Felde — das Ziel, das die Forſchung ſeit dritthalbhundert Jahren, ſeit Willimans Epiſtel an ſeinen Freund Goldaſt (1607), zuerſt in langen Zwiſchenräumen, im letzten Menſchenalter mit einer gewiſſen Haſt und unausgeſetzt verfolgt hat, es iſt erreicht: unſer Wilhelm Tell, der Urner, welchen Tſchudi, Johannes v. Müller und Friedrich v. Schiller ſo ſchön verklärt haben, er exiſtirt nicht mehr!

Es könnte zwar ſcheinen, als ſei dieſes Reſultat ſchon längſt errungen, allein hiegegen iſt zu bedenken, daß der Satz zwar aufgeſtellt war, aber noch von vielen Seiten angefochten wurde, und daß ſelbſt in den letzten zwanzig Jahren trotz Kopp und Häuſſer wieder Arbeiten erſchienen

ſind, die den Mythus noch in allen ſeinen Theilen aufrecht zu halten ſuchten, gleichſam als ſeien alle die ſcharfſinnigen Forſchungen, die ihn zerſetzt und aufgelöst, gar nicht vorhanden. Hat ja doch das „Deutſche Muſeum“ noch im März v. J. eine Abhandlung von Wilhelm Genaſt gebracht, welche nach verſchiedenen Ausführungen mit dem Satze ſchließt: „Es liegt kein Grund vor, dasjenige für erdichtet zu halten, was von Tells Thaten in den Chroniken uns überliefert worden iſt.“

Wenn wir nun Hubers Arbeit betrachten und abwägen, ſo kommen wir allerdings zu der Anſicht, daß auch die letzten apologetiſchen Verſuche nicht gelungen ſind. Es iſt nämlich ſchon längſt bekannt, daß die Sage, in welcher unſer Wilhelm Tell ſpielt, unter anderm Namen bereits bei Saxo Grammaticus († 1204) als eine altnordiſche vorkommt, [1] daß gleichzeitige Quellen von Wilhelm Tell nichts wiſſen, und daß die Schweizer Chroniken erſt hundert und ſiebenzig Jahre nach der angeblichen Geſchichte von ihr zu erzählen beginnen; den neuern Unterſuchungen verdanken wir dagegen die Gewißheit, daß um 1307, in welche Zeit der Aufſtand der Waldſtätte nach der bisherigen Gewohnheit geſetzt wurde, dort gar nichts Erhebliches vorkam; daß auch Oeſterreich damals keine Vögte dort hatte, daß

[1] Da der nordiſche Heros Palna Toki heißt, ſo wäre ſogar ein Zuſammenhang zwiſchen den beiden Namen zu vermuthen. Aus Toki konnte nämlich auf deutſchem Boden die Koſeform Tokilo und aus dieſer dann Togilo, Tögel, Töll hervorgehen. Doch fragt ſich, ob die Schweizer ſchon im fünfzehnten Jahrhundert Tell für Töll geſchrieben hätten. Als deutſcher Name betrachtet, erklärt ſich Tell, wie das ältere Tello, Name eines bekannten Churer Biſchofs, als eine Ableitung aus Tegenhart, Tegino, Tegilo.

namentlich ein Geßler niemals Vogt zu Küßnacht war. Noch immer aber gieng die Angabe durch die Welt, daß Tells Mannsſtamm erſt 1684 erloſchen, die letzte Enkelin erſt 1720 geſtorben ſei. Es mußte alſo doch Telle gegeben haben, und Genaſt führt zu unſrer Beruhigung an, daß wenigſtens Johannes v. Müller dieß als erwieſen annehme. Hiegegen iſt aber leider zu erinnern, daß J. E. Kopp, der in dieſer Sache nichts ununterſucht gelaſſen, auch jenen ſchönen Wahn zerſtört hat. Er fand nämlich in dem Kirchbuch von Attinghauſen, daß der Name Tell zwar im ſiebenzehnten Jahrhundert vorkomme, jedoch nur deßwegen, weil ein gewiſſer Johann Martin Nell plötzlich ſeinen Namen ändert, und als Tell verſtirbt, während ſeine Tochter wieder den Namen Nell führt. Auch die ſcheinbar verbürgte Thatſache, daß noch 1388 ſich 114 Perſonen fanden, welche den Tell gekannt zu haben eidlich beſtätigten, verdient keinen Glauben, da ſie nur auf einem Schriftſtück beruht, welches ſicherlich apokryph iſt. Somit wäre denn in der Sache kaum mehr etwas Erhebliches zu thun, und man dürfte die Frage wohl zu den erledigten zählen. [1]

[1] Die Frage iſt keineswegs zu den erledigten gezählt worden, denn ſeit dem Jahre 1862 ſind über dieſelbe noch allerlei Arbeiten, Aufſätze in Zeitſchriften und ganze Bücher erſchienen. Als das bedeutendſte darunter wird „der Urſprung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft“, franzöſiſch von Rilliet, überſetzt von Brunner, Aarau 1873, genannt. Ich fand leider keine Zeit mehr, es zu vergleichen.

VI.

Studien eines Tirolers.

Von J. Streiter. Leipzig 1862.

1863.

Die Einwohner der nahrhaften Stadt Bozen im Etſchland ſchreiben der Bücher nicht gar viele, allein gerade deßhalb verdienen die wenigen, die ihnen entfließen, deſto mehr Beachtung. So ſind denn auch die Studien eines Tirolers von J. Streiter, dem Bürgermeiſter jener Stadt, einer geſpannten Aufmerkſamkeit nicht unwerth. Sie behandeln alle wichtigen Begebenheiten, welche ſich in ſeinem Vaterländchen während der letzten Jahrzehnte zugetragen, und zwar in einem Geiſt, in dem ſie, wie behauptet werden darf, bisher noch nicht behandelt worden ſind. Es geht nämlich ein eigenthümlicher Strom von Aerger und Bitterkeit durch das Buch, ſo daß ſich der Leſer alsbald fragt: woher denn dieſe Verſtimmung, da ja die Inſaßen der tiroliſchen Alpen ſonſt für heiter gelten, und ihr Frohſinn wenigſtens früher viel von ſich reden machte? Bei dem Verfaſſer dieſer Studien ſcheint aber die üble Laune ſchon weit in die Vergangenheit zurückzureichen, und wer je von

ſeinem Lebenslauf gehört, begreift auch am Ende unſchwer, daß derſelbe, wenn er die Feder für die Nachwelt erfaßt, leicht in einen andern Humor verfällt als in den des muntern Zillerthalers, der auf der Münchener Dult ſeine Handſchuhe anzupreiſen beginnt.

Der junge Streiter wurde als ein Bozener Kind da und dort der unvermeidlichen Leitung andächtiger Mönche anheimgegeben, allein dieſe erlebten wirklich wenig Dank von ihm. Es wird ihm allzeit unvergeßlich bleiben, wie ſie ihm zu Trient, obwohl er ſchon ein „Philoſoph" war, noch Schiller, Goethe und Leſſing confiscirten und nur Thomas von Kempen und Cicero's Reden übrig ließen — oder wie ihn einſt ein Profeſſor des neuen Teſtaments bei den Haaren auf dem Boden herumzog, weil er entdeckt hatte, daß der „Philoſoph" eine Tragödie von Alfieri zu beſuchen vorhabe — oder wie er noch in Innsbruck als „Hörer der Rechte" mit einem ſpätern Würdenträger von ziemlicher Höhe ſich monatelang herumſtreiten mußte: ob Homer wirklich ein „Zoche" (Lümmel) und des Leſens werth ſei oder nicht. Die unaufhörlichen Betſtunden und die langen Roſenkränze, die immer wiederholten Bußübungen und Beichten, die ſchlechten Schulbücher und die ſchlechten Lehrer, langweilige Compendien und langweilige Exegeten, der modernde Duft dieſer Schulſtuben, die jeden friſchen Luftzug und auch die deutſche Literatur ausſchloſſen — kurz das ganze monaſtiſche Treiben in dem Kloſtergymnaſium einer tiroliſchen Kleinſtadt und die ängſtliche Bornirtheit der damaligen geiſtesarmen Landesuniverſität — wir wollen keineswegs ſagen, daß aus ſolcher Diät nicht ſchon mancher biedere, wenn auch etwas unorthographiſche

Tiroler hervorgegangen; aber den Brixener Fragmentiſten, der derohalben im achtzehnten Lebensjahr eine Hegira nach Salzburg unternahm, wie jenen Joſeph Streiter hat ſie keineswegs befriedigt. Dem Bozener Kloſterſchüler ging, als er Jüngling geworden, des Lebens Schönheit und des Daſeins Würze nicht im Oberinnthal auf, wohin, wie der tiroliſche Volksmann Riehle ſagt, „glücklicherweiſe noch keine Intelligenz gedrungen," ſondern erſt in den deutſchen Culturländern, am Rhein, zu Heidelberg, zu Dresden, zu Berlin. Es war ihm fortan weniger darum zu thun, unter etſchländiſchen Weinlauben mit gutmüthigen Franciscanern die Wunderthaten der heiligen Philomena zu erörtern, als mit freiſinnigen Männern, die auch von Kunſt, Literatur, Theater, Muſik und dergleichen weltlichen Dingen zu reden wußten, über die große Zukunft der deutſchen Nation zu ſprechen und über die Naivetäten ſeiner engern Landsleute zu ſcherzen, wobei jedoch, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Gränze der Gemüthlichkeit nie überſchritten wurde. So geſchah es denn, daß er ſich mit den Jahren mehr und mehr entalpte. Daß das Gute, nach Goethe, ſo nahe liege, wollte ihm nicht immer recht fühlbar werden. Er hätte ſein Haupt viel lieber mit rheingauiſchem Rebenlaub bekränzt, als mit Edelweiß vom Similaun. Ein Uhland'ſches Lied zog ihn kräftiger an, als der witzigſte Schnaderhaggen, und ein gutes hiſtoriſches Bild, wenn auch aus ketzeriſchem Pinſel gefloſſen, gefiel ihm beſſer als alles was die zeitgenöſſiſchen Heiligenmaler am Eiſack ſchönes leiſten konnten. So zeigt auch ſein ſtilles Haus zu Payersberg von außen keine jener charakteriſtiſchen Zierden, die den Alpenſohn verrathen, keine durchſchoſſene

Scheibe, keinen Geierkopf, keine Bärentatze; aber im Innern findet man allerdings verſchiedene muſikaliſche Inſtrumente, gutgewählte Bilder und eine treffliche Bibliothek. Es darf nach allem dieſem nicht wundernehmen, wenn ſolch ein Germane ſich in ſeiner Einſiedelei am Fuß des porphyrnen Rittengebirges immer einſamer fühlte. Er wurde ein heiterer Miſanthrop, und gefiel ſich mehr und mehr in dieſer Stellung. In den Tagen Metternichs, in der guten alten Zeit, wie jetzt die „Alttiroler" ſagen, war für ihn nichts zu thun, nichts zu erſtreben — aber mit den Jahren kam gleichwohl, wie wir alle wiſſen, ein Umſchwung heran. Vom allgemeinen Vertrauen geſchoben, rollte ihm endlich ein curuliſcher Stuhl entgegen — er brauchte ſich nur hineinzuſetzen und war — Bürgermeiſter von Bozen.

Nach dieſen Beiträgen zur Lebensgeſchichte des Verfaſſers haben wir auch noch einiges über ſeine neueſte Veröffentlichung zu ſagen, allein wir müſſen leider melden, daß, wie ſchon oben angedeutet, nicht viel Angenehmes daraus zu erzählen iſt. Die tiroliſchen Landesangelegenheiten, von der Berufung der Jeſuiten und der Vertreibung der Zillerthaler bis auf die heutige Proteſtantenfrage, bieten ſehr wenige Erſcheinungen, an denen die deutſchen Brüder ihr trübſinniges Gemüth ergötzen könnten. Rechnen wir die Tage ab, wo die Tiroler als „Deutſchlands Gemſenwacht" durch ihre Ausfahrten an die deutſche Bundesgränze unſere Sympathien mit ſich zogen, ſo bleiben nur jene drei Markſteine ihrer neueren Geſchichte übrig, die wir mit der Theorie von der allgemeinen Perfectibilität der Menſchheit ſchwer vereinbaren können. Wenn nun auch ein bißchen Troſt darinnen liegt, daß das Volk dem Urſprung jener

Ereigniſſe ganz fremd war, daß es ſich höchſtens allmählich durch geſchickte Faiſeurs etwas wach trommeln und, wenn's nichts koſtete, auch zum Ausdruck irgend einer Meinung verleiten ließ, oder ferner, daß viele wackere Männer im Lande ſind, welche, wenn ſie nur wüßten, wie es aufgenommen würde, ganz anders auftreten möchten, ſo gibt dieß höchſtens eine gute Hoffnung für die Zukunft, aber es erheitert nicht die unerquickliche Betrachtung der Vergangenheit. Dieſe Stimmung hat ſelbſt der Gedanke, den der Vicelandeshauptmann von Zallinger neulich im Landtag geäußert, nicht weſentlich erheitern können. Er bringt nämlich trocken und geſchäftsmäßig auf ein Abkommen mit den übrigen Deutſchen, auf daß dieſe die Tiroler Weine wohlfeiler über die Gränze laſſen und in größern Quantitäten zu ſich nehmen ſollen, aber ohne daß ſie in der Proteſtantenfrage eine Conceſſion erwarten dürften. — Man liebäugelt nur mit unſern Kehlen, nicht mit unſern Herzen. — Dieſſeits fühlt man die Abſicht und man iſt verſtimmt.

Eine Frage, die ein Recenſent des Büchleins vielleicht aufwerfen dürfte, wäre die: ob der Verfaſſer ſeine Landsleute nicht zu ſtreng beurtheile. Er fordert von denſelben nicht nur einen großen Stock von Einſichten, ſondern auch eine Geſinnungstüchtigkeit, eine Feſtigkeit, einen politiſchen Heroismus, wie man ihnen auch außer Tirol nur ſelten begegnet. Wo ſollen aber dieſe Tugenden alle plötzlich herkommen in einem abgeſchloſſenen Ländchen, das ſeit Jahrhunderten immer unter klerikal-bureaukratiſcher Zucht ſtand, und das über Staat und Kirche kaum in Tönen denken durfte? Und was war zumal da zu erwarten, wo

der eigentliche Bürgerstand, der ärmlich lebende Hanthierer in den kleinen Städten, das sorgenvolle Haupt nur selten aus der Werkstatt herausstreckte, und dem Staatsdiener, den Honoratioren die große Aufgabe überließ, die Ideen der Freiheit im verschwiegenen Busen keimen zu lassen und die gefährlichen Gedanken in der stillen Brust zu wälzen? Es ist kein Wunder, daß ein achtzehnjähriger Recrut den rühmlichen Freiheitstod bei Leipzig viel leichter hinnimmt, als ein fünfzigjähriger Beamter mit sieben Kindern seine unrühmliche Entlassung. In Oesterreich gab es nie einen Nationalfonds, aus dem man den Marthyrern ihres Freimuths eine Ergötzlichkeit gewähren konnte. Wer sich opferte und nichts gelernt hatte als Referate machen, dem blieb nur sein ungetrübtes Bewußtsein und das Hungertuch. Wer gefallen war, war auch schon todt. Nach der Luft, in der sie wachsen, werden aber auch die Bäume.

Traurig ist es immerhin, daß sich dort unter den Einsichtigen so viele Unentschlossene, Zaghafte, so viele unzuverlässige Leute finden, die unter vier Augen den Himmel stürmen und öffentlich die fügsamsten Lämmlein sind; aber wie lange ist es denn her, daß durch das ciscalpinische Deutschland eine gesündere Luft weht? Wenn man vor zwei oder drei Jahrzehnten die Freiheitsapostel durch politische Untersuchungen terrorisiren wollte, fanden sich auch diesseits der Alpen zu rechter Zeit immer loyale Denuncianten, gefällige Richter und feile Federn, die alles beschönigten, und unter der Herrschaft der Ultramontanen kam ja z. B. in Bayern ein wahrhaft genialer Aufschwung in jede Art von Heuchelei. Regierungen, welche die Corruption und das Laster pflegen wollen, erleben oft schnellere

Reſultate und finden ſich weniger aufgehalten als ſolche, die ihre Völker von Vorurtheilen, Aberglauben und Unwiſſenheit zu befreien und ihnen ein würdigeres Daſein zu ſchaffen ſtreben. Wenn wir nun, um auf die „Studien" zurückzukommen, faſt glauben möchten, daß der Verfaſſer auf die Nöthigungen die wir eben berührt, etwas zu wenig Rückſicht genommen, ſo getröſten wir uns doch andererſeits, daß gerade in dem gelinden Feuer, das jetzt in Tirol entbrannt iſt, ſich mancher Charakter ſtählen, und daß auch ſpäter aus der Aſche der Gegenwart ein ganz hoffnungsvoller Anflug ſich erheben werde. Es braucht dann nur gute Witterung zum Wachſen.

Nach jenem Maßſtab aber mußte wohl auch Johannes Schuler zu ungünſtig beurtheilt werden. Dieſer war kein Titane, aber ein trefflicher Menſch, der gleichwohl nie in ſein rechtes Fahrwaſſer gerieth und erſt auf dem Todbette zu fühlen glaubte, daß jetzt ſeine Zeit gekommen wäre.

Auch der Boden in Innsbruck hatte im Jahr der Bewegung eine eigenthümliche Hitze. Zu den Elementen, wie ſie anderswo aufeinanderſchlugen, kam hier noch eine mächtige reactionäre Kleriſei, deren dunkle Wogen die junge und mühſam ſchwimmende Freiheit jeden Augenblick zu verſchlingen drohten, und zuweilen ſahen auch die aufgeregten Bauern mit ihren Dreſchflegeln ganz keck über die Stadtmauern herein. Hier hieß es „ans Vaterland, ans theure, ſchließ dich an," d. h. der Mann des Volks mußte auch auf deſſen Stammeseigenthümkeiten einige Rückſicht nehmen, ſonſt konnte er über Nacht in die Luft geſchnellt und aus dem längſt erſehnten Wirkungskreis hinausgeſchleudert werden. So blieb auch Schulern nichts übrig

als entweder die Fühlung mit ſeinen politiſchen Freunden, die allerdings ſehr bedächtig vorwärts ſchritten, zu erhalten, oder als wilder Mann ſich einſam in die politiſchen Urwälder zu verlaufen und bei Seite gelaſſen zu werden. Man erinnert ſich, wie Dekan Amberg, als es um die Wahl nach Frankfurt gieng, dem milden Johannes öffentlich das religiöſe Rüthlein hinhielt, über welches er als Examinandus ſpringen mußte. Er ſoll auch nicht ganz flott darüber weggekommen ſein; allein wenn er damals aus „Geſinnungstüchtigkeit" durchgefallen wäre, ſo hätte man irgend einen ſtrubelköpfigen Fanatiker nach Frankfurt geſchickt, der dort auch nichts größeres gethan und vielleicht die Kluft zwiſchen dem übrigen Germanien und den Kindeskindern der erſten deutſchen Freiheitshelden nur noch erweitert haben würde. Zu bewundern war nun allerdings in jenen Tagen nicht viel an dem tiroliſchen Hamlet und ſeinen Thaten und man hörte ihn wohl auch vielfach und bitter tadeln. Aber der deutſche Zeitungsleſer liebt es, indem er auf der Ofenbank liegt, ſeine Helden ſiebenmal des Tags durchs Feuer laufen zu ſehen, und während er ſeine politiſchen Schwimmübungen im trockenen Zimmer anſtellt, vergißt er gern wie viel ſchwieriger es iſt, ſich draußen im wogenden Elemente zu bewegen. Lobenswerth und unvergeßlich wurde Johannes Schuler allerdings nicht durch ſeine geſcheiterten Verſuche, ein geläutertes Tirolerthum in Staat und Kirche herzuſtellen, ſondern vielmehr durch ſeinen regen Sinn für die Forſchung und die Wiſſenſchaft, für Kunſt und Dichtung. Von Jugend auf ſtrebte er ſeine Landsleute in allen dieſen ſchönen Dingen vorwärts zu bringen und war ihr weiſer Rathgeber auf allen

Wegen, die ſie in die Höhe führen konnten. Jedes Pflänzlein das hervorſproß, fand an ihm einen treuen Gärtner, jeder Schaffende einen Freund. Seine Bibliothek, die auch die kühnen Schriften aufnahm, welche die Wiener Cenſur erzittern machten, ſtand dem ganzen Lande offen. In ſeinem Studierzimmer pulſirte das literariſche Herz von Tirol. Wenn die Erfolge nicht überraſchender waren, ſo lag die Schuld nicht an ihm, und ſo dürfte denn das was er in dieſem Bereiche gewollt, immerhin eine Indemnity ſein für das, was ihm auf anderm Felde mißlungen.

In einer andern Frage möchte man vielleicht lieber auf des Verfaſſers Seite treten. Er ſagt nämlich über das Jahr der Helden, über Anno Neun, ungefähr das Folgende (S. 79): „Aber eben dieſes, vielleicht das größte und bedeutendſte Ereigniß der ganzen Tiroler Geſchichte, ein Kampf, der die Augen von Deutſchland und Europa auf dieſe ſtarren Felſen heftete, der damals außer der Erhebung der Spanier keinen andern Pendant des Sieges oder wenigſtens zeitweiligen Trotzes gegen den Welteroberer fand, hatte auch nicht einen dieſer naturwüchſigen Aelpler zum Sinnen, Forſchen und Verſuchen aufgeſtachelt, um ſein Volk zu mahnen, daß das Wachen beſſer denn ewiger Schlummer, die materiellen Vortheile nur Folgen der Intelligenz, die Emancipation des Geiſtes aber Bedingung und Schlußſtein von beiden ſei. — — — Hier war Anlaß, Zweck und Preis des Ringens nur ein Wahn; nie wollte uns Bayern den Glauben nehmen, nur die Herrſchaft der Prieſter, des Geiſtes Feſſeln ſollten gebrochen werden, die wir Jahrhunderte lang geduldet, mit Stolz getragen, mit Inbrunſt geküßt. Durch eine ſolche Bewegung tritt ein

Volk in keine neue Phaſe, auf keine höhere Stufe ſeiner Entwicklung; ſie iſt ein Streich in ſtehendes Waſſer, das nach einer kurzen Pauſe wieder ſo ſpiegelglatt und eben liegt, wie zuvor; kein Verſtändiger, der ihr auf den dunkeln Grund ſieht, mag ſich daran freuen, begeiſtern, Hoffnungen und Wünſche für die Zukunft knüpfen, nur Jeſuiten mögen ihrer in irgend einer Miſſionspredigt gedenken, um den Pöbel gegen Jene aufzuhetzen, die nicht ſo bigott und heuchleriſch ſind, wie ſie. — — — Außerhalb unſerer Berge wurden dieſe Geſchichten im Sinne der Freiheitskriege ausgebeutet, wovon man dieſſeits keine Ahnung hatte."

Es möchte faſt auffallen, daß man ſelbſt von liberaler Seite dieſe Anſchauungen ſehr übel gedeutet hat, und doch löst ſich jetzt der Gebildete in Tirol das Räthſel jener Bewegung meiſt in derſelben Weiſe. Sie trug auch wirklich nicht die Farbe, welche ſie annoch in der deutſchen Dichtung führt. Von Deutſchland nämlich, von Freiheit u. ſ. w. war gar keine Rede. Es ging, aufrichtig geſagt, weniger gegen die undeutſchen Franzoſen, als gegen die ſehr deutſchen Bayern; es war ein ächter dynaſtiſch-patriarchaliſcher Bruderkrieg, wie wir ſie in der deutſchen Geſchichte zu Hunderten verzeichnet finden. Wären die Tiroler ſiegreich geweſen und hätten ſie ihre alten Abteien und Stifte, alle alten Andachten und Wallfahrten, die vierzigſtündigen Gebete und andere fromme Gepflogenheiten zurückerobert, und wäre für die neue verordnungsſüchtige Regierungsmaſchine in München, die wie eine Turbine herumſauste, wieder die alte bequeme, dem Neuen abholde Herrſchaft eingetreten, ſo hätte im Jahr 1810 wohl keiner

der bäuerlichen Helden geglaubt, ſein Blut umſonſt vergoſſen zu haben. Andreas Hofer als Volksvertreter im erſten Parlament des wiederbefreiten Tirols hätte ſicherlich nie für eine andere Freiheit geſchwärmt und geeifert, als für Freiheit von Steuern und Abgaben, und das Verhältniß zum großen deutſchen Vaterland hätte er wahrſcheinlich auch nicht idealer aufgefaßt, als der Landeshauptmann von Zallinger. Wenn aber die Poeſie den Sandwirth in die Morgenröthe deutſcher Freiheit verwebte, ſo hängt dieß mit den Privilegien der Muſe zuſammen, die Niemand antaſten will. Es werden ja auch die homeriſchen Helden in der Dichtung ewig fortleben, ſelbſt wenn ſich am Ende ganz ſicher herausſtellen ſollte, daß es nie einen trojaniſchen Krieg gegeben.

Obwohl nun aber die Liberalen in Tirol um einen guten Schritt über das Programm des Sandwirths hinausgehen dürfen, ſo ſollten ſie doch auf einmal nicht zu viel verlangen und namentlich in harmloſen Nebenſachen nicht zu ſtreng ſein. Aber man ſtreitet ſich dort noch mit großer Hitze über verſchiedene Dinge, die bei uns längſt gleichgültig geworden ſind. So laſen wir voriges Jahr in der liberalen Inn-Zeitung eine ſehr tüchtige Abhandlung über das Wetterläuten zur Unterſtützung des Wunſches, dieſen abergläubiſchen Gebrauch endlich beſeitigt zu ſehen. In Bayern hat man zwar auch ſchon verſchiedene Verordnungen dagegen publicirt, läßt aber dafür die Bauern beliebig läuten. Man fühlt doch endlich durch, daß wenn alle Blätter und Seiten der ſiebenunddreißigbändigen Döllingerſchen Verordnungsſammlung eine Wahrheit würden, das Leben im Königreich Bayern ein Martyrium für Beamte

und Verwaltete werden, und wenigſtens die letzteren zu Schwermuth und Verzweiflung treiben müßte. Als milderndes Oel im Staatsleben gilt daher der Schlendrian, der die ſcharfen Verordnungen wohlwollend ſich ſelbſt überläßt und dadurch viele nutzloſe Reibungen beſeitigt. Wir meinen damit ungefähr zu ſagen: ſo ein biederer deutſcher Volksſtamm der Ueberzeugung lebt, daß der liebe Gott in ſich geht, wenn er die hellen Dorfglöcklein bimmeln hört, und daß bei ihrem Klang Milde wie Schonung in ſein aufgeregtes Herz einzieht, ſo ſoll man ihm — dem Stamme nämlich — dieſe Gemüthlichkeit in Ehren laſſen und die Aufklärung lieber an einem andern Ende anfangen. Wenn hin und wieder eine vom Blitz getroffene Meßnerſeele daraufgeht, ſo braucht man ſich darum in dem übervölkerten Lande ſo wenig zu kümmern, als wenn durch die Miſſionspredigten der geiſtlichen Höllenbreughel mitunter wahnſinnige Mädchen ins Irrenhaus geliefert werden; denn der Nutzen, welchen der liebe Gott, die lieben Heiligen und die lieben Wirthe aus dieſen Volksſchauſpielen ziehen, iſt am Ende doch zu groß, als daß man ſich an ſolchen Kleinigkeiten ſtoßen ſollte.

Um aber zu dem Verfaſſer der Studien zurückzukehren, ſo fürchten wir faſt, daß ſeine Bitterkeit auch durch die letzten Vorgänge in ſeinem Vaterlande nicht gehoben worden iſt. „Freiheit“ iſt zwar ein ſo ſüßes Wort, daß es auch die tiroliſchen Fanatiker nicht entbehren wollen. Aber ſie ſprechen von Freiheit ihrer heiligen Religion und meinen damit die Ausſchließung der übrigen chriſtlichen Confeſſionen; ſie ſprechen von Freiheit der Gemeinde und meinen damit das Recht, den Proteſtanten die Aufnahme

zu verweigern! Was den Kampf für derlei „Freiheiten“ betrifft, ſo dürfte man Herrn Hofrath Haßlwanter mit vollem Recht den Waſhington von Tirol nennen.

Während nun aber im Landtage zu Innsbruck Dinge vorgehen, die nur deßwegen weniger Widerwillen und Entrüſtung erzeugen, weil man ſie nicht beachtet und die Deutſchen jetzt viel wichtigere Augenmerke haben, als die ſeltſamen Proceduren in jenem andächtigen Böotien, ſieht man aus Streiters Buch mit Vergnügen, daß auch dort noch tüchtige Kämpen leben, welche alle „doppelte Buchhaltung“ verſchmähen und ihre Ueberzeugung mit kecker Zunge auszuſprechen wagen. Wer das Intereſſe, welches das ſchöne Land Tirol für die Deutſchen hat, nicht bloß in romantiſchen Ausſichten, Meraner Trauben und Terlaner Wein zu finden ausgeht, der wird froh ſein, dort auf eine Bruſt zu treffen, die ſo frei und männlich wiederklingt.

VII.

Das Annele im Adlerhorſt.

1863.

Der Lech iſt bekanntlich ein Strom, welcher an der berühmten Stadt Augsburg (Augusta Vindelicorum) vorüberfließt und ſich unterhalb des Städtchens Donauwörth, welches auch nicht ganz namenlos, in die Donau ergießt. Er iſt grün, gelblich, blau, tief oder ſeicht, je nach der Jahreszeit oder der Witterung, thut vielen Schaden am Ufergelände, zerſtört Brücken und Mühlen, hat daher auf dieſer Welt wenig Freunde und unſeres Wiſſens auch noch keinen Dichter gefunden. Er entſchuldigt ſich zwar mit der Behauptung, daß er ein Sohn der freien Alpen ſei, daß man im ſangloſen Flachland draußen ſein poetiſches Stürmen nicht recht verſtehe oder zu empfindlich aufnehme, allein man weiß wohl, was man auf derlei Reden unverſtändiger Leidenſchaft zu geben hat. Hat er doch auch ſchon vor vielen Jahrhunderten das alte Schloß Gunzenleh hinweggeriſſen, bei welchem einſt am Lorenzitage 955 die große Ungarnſchlacht geſchlagen wurde, wo etwas ſpäter Herzog Heinrich der Welfe ſein Beilager feierte, und Herzog Welf von Altorf und Spoleto den fröhlichen Adel von

Bayern und Schwaben tagelang mit großer Luſtbarkeit bewirthete. Es ſteht davon jetzt kein Ziegelſtein mehr, was die Geſchichtſchreiber und Alterthümler noch täglich beklagen. In Anbetracht ſolcher Wildheit haben ſich auch auf ebenem Felde zu beiden Seiten des Fluſſes gar wenige Ortſchaften angeſiedelt; nur wo die Ufer bergartig in die Höhe gehen, erblickt der Wanderer freundliche Städtchen in erhabener Lage, einſt gute Feſten, mitunter von großen Feldherren belagert, eingenommen und oft genannt, doch jetzt viel glücklicher in ihrer friedlichen Verſchollenheit. Wir meinen da etwa Landsberg, Schongau und das einſt biſchöflich augsburgiſche Füßen, wo der heilige Magnus vor mehr als tauſend Jahren ſeine reiche Abtei gegründet hat. Hier ſoll auch einſt von einer Felſenplatte zur andern, die der prächtige Waſſerfall des Lechs trennt, Julius Cäſar auf ſeinem Schlachtroß über den ſtürzenden Strom geſetzt haben. Die Füßener Leute bewundern den Sprung noch heutzutage und behaupten ſogar, er ſei das wichtigſte, was jener in ſeinem Leben gethan habe. Jedenfalls thut es ihm kein anderer nach.

Nicht weit von Füßen liegt auch Hohenſchwangau, was aber ſo bekannt, daß wir hier nicht weiter davon ſprechen wollen.

Von Füßen ſind nur ein paar Schritte ins Tirol, wo das fröhliche Weinleben angeht, auch die Mädchen ſchöner werden und die Berge immer größer. Iſt man zwei Stunden gegangen, ſo erreicht man einen nahrhaften Marktflecken, der in weiten Auen liegt und vermöge ſeiner guten Wirthshäuſer dem Fremdling eine angenehme Verpflegung gewährt. Er nennt ſich Reute. Das Gebirge

hier herum iſt ſchon ſehr mächtig und bedeutungsvoll. In der Ferne erſcheinen die Trümmer von Ehrenberg, welches einſt eine Feſte war und auch Einiges zu erzählen gäbe, wenn wir uns in dieſer Gegend aufhalten dürften.

Hier glaubt nun mancher vielleicht ſchon im Lechthale zu ſein, aber es iſt doch nicht das wahre und eigentliche. Um dieſes zu erreichen, muß man vielmehr noch fünf oder ſechs Stunden wandern, durch eine Landſchaft, welche nur im Anfang noch angenehm iſt, dann aber öde und langweilig wird. Der Pilger geht lange Zeit über die kieſigen Anſchwemmungen des Lechs, die nur dürftig mit Gras, deſto reichlicher aber mit Weidengebüſche bewachſen ſind. Ein paar ärmliche Dörfchen ſtehen am Wege — ein Kirchthürmlein, ein Gottesacker, etliche ſchindelgedeckte Hütten.

Endlich thut ſich die Enge auseinander und es erſcheint das wahre und eigentliche, das prächtige Lechthal. Hier nämlich, weit hinter den gewöhnlichen Menſchen, liegen in grüner, weltentlegener Flur mehrere Dörfer nacheinander, alle aus den ſchönſten Häuſern zuſammengeſetzt. Man ſieht da ragende Dächer und Giebel, reich verzierte Fenſter mit leuchtenden Scheiben, geſtickte Vorhänge dahinter, tiefſinnige Inſchriften über den kunſtreichen Thorbogen, vor den Häuſern manche farbige Veranda, unter der die Mädchen Abends Zither ſpielen, anmuthige Zier- und Blumengärten mit rauſchenden Springbrunnen, kurz alle Zeichen eines ausgiebigen Wohlſtandes und heiterer Lebensfreude. Alles dieß ſtammt daher, daß die Lechthaler einſt groß und mächtig waren im Verkehr der Welt und im Handel mit ihren Gütern reich geworden ſind.

Vielfältig kommt es ja in den Alpen vor, daß ſich

irgend ein abgeſchiedenes Thälchen — man weiß nicht recht warum — auf irgend einen Induſtriezweig wirft und ihn mit Leidenſchaft ausbeutet. So haben ſich die Grödner die Schnitzerei erkoren, die Stubaier das Eiſengewerbe, die Imſter betrieben einſt die Pflege und Erziehung der Kanarienvögel, die Zillerthaler ſind berühmt als Handſchuhhändler oder Naturſänger, und man weiß jetzt am Miſſiſſippi ſo gut von ihnen zu reden wie an der Wolga. Deßgleichen fiel es eines ſchönen Morgens den Lechthalern ein, ſich auf die Schnittwaren zu werfen und vor etwa hundert Jahren fingen die Sprenger, die Schueler, die Schnöller an, in die Fremde zu gehen, zumal in die Niederlande, und ſelbſt jenſeits des Oceans, in Neuyork, große Häuſer zu gründen. In ihren Truhen ſammelten ſich die Schätze zweier Hemiſphären, und wenn ſie geſtritten und gelitten in der ſchnöden Welt, kamen ſie wieder zurück, um aus der Unſchuld ihres Thales ein blondes Mädchen auszuſuchen und mit dieſer als Gattin wieder fortzugehen, oder auch ſich erfahrungsreich zur Ruhe zu ſetzen. Dann pflegten ſie ſich ein ſchönes Haus zu bauen, und es ſtattlich einzurichten, ſchauten in der Schlafmütze zum Fenſter hinaus, ſprachen beim Abendtrunk in verſchiedenen Zungen und fühlten ſich glücklich, vielleicht auch erhaben über das blöde Bauernvolk der Nachbarthäler, welches alterthümlich fortfuhr, ſeine Kühe zu melken und ſeinen magern Hafer zu ſchneiden. Aber wenn die Grödner an ihr Thal mit feſtem Band gebunden waren, weil ſie nirgends wie da die Zirbelbäume fanden, aus denen ſie ihre Thierchen, ihre Hanswurſte und ihre Heiligen ſchnitzen konnten, und wenn ſohin die Hauptniederlage ihres Handels immer in

der ſtillen Heimat blieb, ſo waren dagegen die Lechthaler ſchon von Anfang an gänzlich auf die Fremde verwieſen, denn nur dort konnten ſie ihre Waare kaufen und nur dort fanden ſie auch wieder ihren Abſatz. So wars kein Wunder, daß die Beziehungen zwiſchen denen, die zu Hauſe blieben und jenen, die in der weiten Welt ihren Herd gegründet, ſich allmählich lockerten und in nicht langer Zeit allen Halt verloren. Die Auswanderer kamen nicht mehr zurück, und die Heimiſchen verlernten mehr und mehr die Sehnſucht nach der Fremde. So lebt man denn ſeit mehr als einem Menſchenalter ſtill und gemüthlich dahin, ſucht den Wohlſtand, wenn nicht zu vermehren, doch durch Fleiß und Sparſamkeit zu erhalten, und zeigt nur noch an hohen Feiertagen, in der Faſtnacht, bei Hochzeitsgelagen und derlei Gelegenheiten, daß man noch immerhin etwas aufgehen laſſen könne, ohne ſich weh zu thun.

Indeſſen iſt nicht jeder Lechthaler ein leicht lebendes Glückskind, ſondern es gibt und gab zu allen Zeiten auch ſehr arme Leute unter ihnen. Aus einer recht dürftigen Familie ſtammte z. B. jener berühmte Joſeph Koch, der zu Obergieblen bei Elbigenalp 1768 geboren und unter den tiroliſchen Malern jedenfalls der geiſtreichſte iſt. Nach einer Jugend, die er als Hirtenknabe auf einſamer Alpenweide zugebracht, führte ihn ſeine Mutter „zur Studi“ nach Dillingen, welches damals zum Hochſtift Augsburg gehörte. Von da begab er ſich nach Stuttgart, wo er zu Schillers Zeiten in die Karlsſchule aufgenommen wurde, aber nach fünf Lehrjahren flüchtig ging, um in Straßburg 1792 die Freiheit zu ſuchen. Als er ſie da nicht gefunden, erreichte er endlich 1795 das erſehnte Italien und das

ewige Rom, wo er 1839 ſtarb. Auf ſeine Bedeutung wollen wir nicht näher eingehen; es genügt uns, daran erinnert zu haben, daß er ein Lechthaler geweſen.

Minder berühmt, doch für ſein Heimathsthal viel ſegensreicher iſt ein alter Herr, der zu Elbigenalp ein elegantes Haus bewohnt und ſich Anton Falger nennt. Sein Geburtstag liegt ſchon im vorigen Jahrhundert, auch kam er ſchon 1808 nach München, widmete ſich der Kupferſtecherei, kämpfte ſpäter im bayeriſchen Heere die Feldzüge von 1813 und 1814 durch, gravirte dann manches Jahr in der königl. bayeriſchen Steuerkataſter-Commiſſion und zog ſich zuletzt (1832) noch in friſchem Alter, nach der Weiſe der Väter, in ſein Lechthal zurück, um dort zu heirathen und ſeine Tage zu beſchließen. Seit dieſer Zeit hat er auch nur dieſem alle ſeine Kräfte gewidmet. Herr Falger gravirt jetzt Karten und Anſichten und malt umſonſt die Todtentänze auf den Dorfkirchhöfen. Ferner ſammelt er alles, was der Hiſtorie ſeines Lechthals, wenn ſie dereinſt verfaßt werden wird, von Nutzen ſein kann. Er ſchreibt ſich alles zuſammen, was die Ueberlieferung des Volkes feſthält oder was die Kirchenbücher und die Gemeindeladen aus vergangenen Zeiten berichten. Nebenbei entſtand denn auch eine ganz hübſche Sammlung von lechthaliſchen Alterthümern.

Ueberdies hat Herr Falger ein naturwiſſenſchaftliches Muſeum errichtet, in welchem allerlei Geſtein, Muſcheln, ausgeſtopfte Thiere und verwandte Gegenſtände zu finden ſind. Da hängen auch verſchiedene ſehenswerthe Gemälde an den Wänden. In den letzten Jahren ſchnitt er mit großer Kunſt die ſchönſten Baudenkmale Europas aus ſeinem

Zirbenholz heraus. Und wie er milde, gefällig und hilfreich für seine Landsleute, so zu sagen der Vertreter aller idealen Richtungen des Lechthales, so ist er auch gar gastfreundlich gegen Fremde, die bei ihm zusprechen und sich über die Eigenthümlichkeiten seiner Heimath mit ihm unterhalten wollen.

Im Lechthal hört man, was Feld und Wald betrifft, schon lange nichts mehr von reißendem Gethiere. Die Bären und die Luchse sind längst erschossen, aber in den Lüften treibt sich noch manch mächtiger Aar herum. In den Alpen ist das kaiserliche Wappenthier nicht sonderlich beliebt, denn es schwebt da nicht steif und ehrwürdig mit Scepter und Reichsapfel im goldenen Feld, sondern stürzt sich aus dem blauen Himmel oft räuberisch auf die jungen Lämmer herab und trägt sie in sein übelriechendes Nest. Dieses erbaut der Aar zumeist an steilen Felswänden, die er für unzugänglich hält — allein die gelenkige Jugend des Thales überweist ihn nicht selten, daß sein Dafürhalten ohne Grund gewesen, denn mitunter, wenn er am wenigsten daran denkt, zeigt sich ein blonder Hirtenknabe in dem schwindelnden Horst, der seine Jungen ausnimmt und ihm selbst den Tod bringt. Aber nicht die blonden Knaben allein sind es, die solche Sträuße wagen, sondern auch die lieblichen Jungfrauen des Thales unternehmen zuweilen, von kühnem Thatendrange und edlem Ehrgeiz getrieben, derlei gefährliche Abenteuer. Und wenn wir bisher schon mehr als eine Seite mit harmlosen Mittheilungen über den Lech und das Lechthal gefüllt, so geschah es nicht sowohl, um die deutsche Länder- und Völkerkunde zu bereichern, als vielmehr um einen kleinen Rahmen zu

ſchaffen für das merkwürdige Wagſtück, welches in dieſem Sommer ein Lechthaler Mädchen ausgeführt.

Zu Untergieblen bei Elbigenalp lebt nämlich ein berühmter Büchſenmacher, der urſprünglich armen Standes war, jedoch ſich allmählig mit ſchlechtem Handwerkszeug, aber guter Einſicht aus der Dürftigkeit herausarbeitete und in ſeinem Fache eine Celebrität wurde, ſo daß ihm auch ſeiner Zeit die Hand eines ſchönen und wohlhabenden Mädchens nicht lange verſagt blieb. Der Maler Koch war ſein Onkel geweſen, und obgleich die Büchſenmacherkunſt und die hiſtoriſche Landſchaftsmalerei nur in ſehr fernem Zuſammenhange ſtehen, ſo hat doch vielleicht der Geiſt des Oheims auf den ſtrebſamen Jüngling einen ſegnenden Schatten geworfen. Wie dem auch ſei, in dem zierlichen Häuschen, das ſich der wackere Mann faſt allein mit eigenen Händen erbaut hatte, kam vor etwa zwanzig Jahren eine kleine Lechthalerin zur Welt, welcher die erfreuten Eltern den Namen Anna beilegten. In dieſem Sprößling manifeſtirte ſich aber der Geiſt des Großonkels ſchon etwas handgreiflicher. Klein-Anna zeichnete bereits in der Werktagsſchule die witzigſten Caricaturen auf ihre Mitſchüler. Dieſe fanden ſich, wie es ſcheint, ſchon frühzeitig bewogen, den jungen Genius anzuerkennen, da ſie die Heiligenbildchen, die ihnen der Curat geſchenkt, im Tauſchwege gern losſchlugen, um ihre eigenen Zerrbilder einzuhandeln. Kein Wunder, daß auch der kunſtſinnige Herr Falger ſein Auge auf das keimende Talentchen warf, und es ging nicht lange her, bis dieſes zweimal in der Woche mit dem Reißbrett unterm Arme zu ihm „in die Stunde“ kam.

Als die Tochter ungefähr ſiebzehn Jahre alt war, traf es ſich eines Tages, daß der Vater an hoher Felſenwand ein Adlerneſt entdeckte, aber es fand ſich Niemand, der ſich an dem Seile herunterlaſſen wollte, um es an der ſenkrechten Klippe auszunehmen. Im Geſpräche mit dem Mädchen ließ der alte Jäger nun die Aeußerung fallen, wenn er wüßte, daß ſie vor der Gefahr nicht zittern würde — „Nein," rief ſie aufſpringend, „ich bin der Mann dazu!" — und der Vater glaubte es, und das Wagniß gelang. Die kühne That war das Vorbild jener zweiten, die demnächſt erzählt werden ſoll und dieſer auch, wie wir hören, in allen Hauptſtücken ähnlich.

Unſere Freundin, die wir aber noch nie geſehen haben, kam nun allmählig, mächtig angeſpornt von Herrn Falger, der ein inniger Freund ihres Hauſes iſt, zu dem Entſchluſſe, das ganze Leben der Kunſt zu widmen. Der Vater brachte ſie nach München, aber ſie verhehlt nicht, daß ihr ein ellenlanger Stich durchs Herz ging, als ſie die Locomotive pfeifen hörte, die ihn wieder davon trug. Doch die zwei Lehrjahre waren bald dahin und mit einem ſchönen Zeugniß bewaffnet, trat ſie den Heimweg nach Reute an, wo Vater und Bruder ſchon auf ſie warteten, um ſie in die Arme der lieben Mutter zurückzuführen. Alsbald ging ſie das Lechthal auf und ab und malte Porträte, in denen die dortigen Kunſtverſtändigen ebenſo ſehr die geiſtreiche Auffaſſung als den zarten Pinſel zu rühmen wußten. Es ſchien ihr ein angenehmes und ehrenvolles Künſtlerleben in der Heimath bevorzuſtehen und es braucht dabei wohl nicht verborgen zu bleiben, daß Herrn Falgers Großherzigkeit an dieſer Wendung der

Dinge auch ihren Antheil hatte. Als aber noch ein drittes Jahr in München herumgegangen und ſie wieder nach Hauſe gekommen war, da leuchteten minder freundliche Sterne. Die Honoratioren im obern Lechthal waren ſchon alle gemalt, die minderen Leute glaubten der eingeborenen Kunſt keine Rückſicht ſchuldig zu ſein und die neuen Anmeldungen blieben daher gänzlich aus. Was hilft aber die Porträtirkunſt, wenn ſich Niemand malen läßt?

Jung Anna ſpritzte traurig den Pinſel aus, ging wieder ins Feld oder ſaß bei ſchlechtem Wetter zu Hauſe und flickte ihren Schweſtern die Mieder zuſammen. Der alte Herr Falger kam täglich in den Heimgarten und blickte wehmüthig auf ſeine Schülerin, wie auf eine verlorene Seele. Aber plötzlich raffte ſich dieſe wieder auf und ſprach: „Wollen ſich die Anderen nicht malen laſſen, ſo mal' ich mich in Gottes Namen ſelber," und damit fing ſie an ein Conterfei ihrer eigenen Geſtalt zu entwerfen und zwar in der feſtlichen Tracht des Thales. Als es vollendet war, ging es nach Innsbruck, um dort im Ferdinandeum ausgeſtellt zu werden; die Thäterin aber ſaß mittlerweile in großer Angſt zu Untergieblen, unſicher, was die gebildete Welt der Landeshauptſtadt zu ihren Leiſtungen ſagen würde und faſt fürchtend, es möchte alles, Zeit und Geld und Lebensfreude, nun endgültig verſcherzt ſein. Doch bald verkündete ein Zeitungsblatt, daß das Bild allgemeinen Beifall gefunden und auch vom Ferdinandeum bereits angekauft worden ſei. Nunmehro entſtand ein Jubel ohne Grenzen beim Büchſenmacher zu Elbigenalp und der alte Herr Falger kam mit naſſen

Augen auch herein und ſprach wie der greiſe Simeon im Tempel: Nun laß, o Herr, deinen Diener im Frieden fahren, denn's Nannele iſt auf dem rechten Weg!

Alle aber glaubten, daß des Schickſals Stimme die junge Malerin jetzt nach Innsbruck, in die Landeshauptſtadt, rufe und auf Michaeli heurigen Jahres trat auch Herr Knittel, der Büchſenmacher, mit ſeiner Tochter die Reiſe an.

Als er am Ziele angekommen, ſtellte er die junge Künſtlerin zunächſt allen ſeinen Geſchäftsfreunden vor, denen er bisher die Büchſen gemacht oder reparirt hatte, und die wackeren Schützen ſagten ihm nicht wenig Schmeichelhaftes über die liebliche Blume, die er in ſeinem Hausgärtchen aufgezogen. Doch auch die feineren Kreiſe öffneten ſich dem begabten Landeskinde und es verging nur kurze Zeit, bis es den Auftrag erhielt, das Porträt eines Erzherzogs für den Schießſtand zu Innsbruck zu malen. Hiermit iſt es noch zur Zeit beſchäftigt und ſieht mit friſchen Augen in eine ſchöne Zukunft.

Unſer Lechthaler Mädchen oder Innsbrucker Fräulein hat aber im letzten Sommer auch noch auf andere Weiſe den Leuten zu reden gegeben: nämlich dadurch, daß ſie ſich hinten in einem Nebenthälchen, das ins Lechthal mündet, über eine grauenhafte Felswand herunterließ, um abermals ein Adlerneſt auszuheben. Den Bericht darüber hat ſie mit eigener Hand zur Erinnerung niedergeſchrieben und hier folgt er:

„Mein Vater iſt ein ungemeiner Freund der Jagd und verſäumt daher keine Gelegenheit, dieſe ſeine Liebhaberei zu befriedigen. Als er nun einmal um heurige

Pfingſten auf die Gemſen nach Alberſchon[1] ging, entdeckte er in den Lüften einen großen Adler, der ſich über der Saxenwand in weiten Kreiſen umherbewegte. Bis dahin waren ſieben Jahre vergangen, ſeit man dort von ſolchem Gethier etwas verſpürt hatte. Nunmehr aber hegte mein Vater, der deſſen Weſen gründlich kannte, gar keinen Zweifel mehr, daß oben im Steingewänd wieder ein Adlerpaar ſeine Niederlaſſung aufgeſchlagen habe.

Mein Bruder Hannes war auch bei dem Vater und ſo legten ſich die beiden auf die Lauer, um auszukundſchaften, an welchem Orte ſich die Familie wohl angeſiedelt habe. Sie ſpähten noch nicht gar lange, als ſie einen der Alten mit etwas Nahrung im Schnabel in die weiße Saxenwand fliegen ſähen. Sofort gingen ſie etwas höher in den Wald hinauf, wo ſie mit dem Fernrohr eine genaue Einſicht in das Neſt nehmen konnten. Der Horſt, vielleicht ſchon Jahrhunderte alt, war wieder mit friſchem Lärchenreiſig belegt und enthielt einen jungen Adler, welcher noch ganz gelblich war und daher eben erſt ausgeſchlüpft ſein mußte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mein Vater keine Ruhe hatte, bis das Neſt ausgenommen war. Ich erbot mich, wiederum die Heldin zu ſpielen, was er nicht ungern annahm. Nach etlichen Tagen wurde allen denen, welche bei dem Unternehmen gegenwärtig ſein wollten, die Botſchaft gethan, daß es am elften Juni losgehen werde.

1 Es iſt vielleicht noch nicht länger als 500 oder 600 Jahre her, daß in den höheren Gegenden des Lechthals neben deutſch auch noch romaniſch geſprochen wurde; daher die Namen wie Alberſchon, alpacoione; Sax, saxum; Parſeier, pra de sura; ſiehe oben S. 72.

Kurze Zeit vorher packte ich meinem Vater auf einige Tage Marende ein, da er verſuchen wollte, ob nicht etwa einer oder beide der Alten zu ſchießen ſeien. Zu dieſem Zwecke nahm er Schiffers Honnus und den alten Forſtgehülfen Goldner mit. Schiffers Honnus iſt ein recht tüchtiger, noch junger Burſche und guter Schütze, der uns durch ſeine drolligen Einfälle viel Spaß zu machen pflegt.

Gegen Abend thaten ſie ſich gütlich in den Sennhütten zu Sax, welche oben auf der Felswand mitten in der wunderſchönen Alm zerſtreut ſtehen. Vom früheſten Morgen an aber lagen die drei Schützen auf geſpannter Lauer, konnten jedoch ihr Wild nicht erwarten. Mein Vater ſelbſt ſaß achtzehn Stunden faſt ununterbrochen auf dem Rande der Wand, allein vergebens. Der Junge im Neſt mußte freilich Hunger haben, denn er verſuchte an dem kleinen Vorrath, den die nachläſſigen Eltern zurückgelaſſen, ſelbſt ſich etwas zu letzen, aber noch zu matt und ſchwach, purzelte er immer wieder neben das Aas hin, ohne ſeinen Zweck zu erreichen.

Endlich brach der Morgen des elften Juni an und um dieſe Zeit ſetzte ſich auch die Geſellſchaft vom Thale aus in Bewegung. Da war nun einmal mein junger Vetter Anton Knittel von Bach dabei, ein tüchtiger, ſtarker Menſch. Auch Albert Stanzacher ging mit uns, obwohl er weit her hatte, zwar ein Lehrer von Profeſſion, aber ein liebenswürdiger kräftiger Burſche, der recht gut Klavier ſpielt. Die Hauptperſon jedoch war David Günther, der alte Oberſchützenmeiſter von Elbigenalp, ein ſonderlich wackerer Herr, den wir alle ſehr gerne haben, auch von Jugend auf ein guter Freund meines Vaters. Ferner ſchloſſen

ſich der Gemeindearzt Dr. Fulterer und mehrere junge Leute dem Zuge an und ſo ging's luſtig durchs Thal hinein. Mein Bruder Hans trug das gewichtige Seil und ſpielte einige luſtige Weiſen auf der Mundharmonika, dem üblichen Inſtrumente, welches die Burſchen ſeines Alters immer mit ſich führen. Auf daß ich's recht bequem hätte, nahm Albert mir auch noch den Bündel mit den Hoſen und den Schuhen meines Bruders ab. Dieſe hatte ich mitgenommen, um ſie ſpäter anzuziehen.

Nach dreiſtündigem und zuletzt ſehr ſteilem Wege waren wir oben auf der Felſenwand und hörten endlich auch das Angeben (Erwiedern) der Schützen auf unſer Juchhezen, doch klang es nicht ſo fröhlich, als ich mir gedacht hatte. Schiffers Honnus kam gleich auf uns zugelaufen und antwortete endlich auf meine raſchen Fragen, daß ſie von den alten Adlern leider keinen erlegt hätten. Nun war mir ſchon eine Hoffnung zu Waſſer geworden, denn ich hatte mich ungemein gefreut, wieder einmal recht ſchöne Adlerfedern zu bekommen, die ſich auf den Strohhüten ſo gut ausnehmen, da ſie viel feinern Flaum haben, als die Straußenfedern. Auch mein liebes Väterchen kam durch die Lärchenbäume gewackelt und erzählte mit größtem Eifer, daß ihm trotz achtzehnſtündigen Wartens keiner der Alten angeflogen ſei, was ihn außerordentlich ärgerte.

Nachdem wir noch ein wenig ausgeruht, beſchloß man an das Werk zu gehen. Alle Augen ſahen auf mich, ob mir noch wohl ums Herz ſei; allein ich verſpürte keine Angſt. Hatte ich doch ſchon vor ſieben Jahren als fünfzehnjähriges Mädchen den Muth gehabt, am nämlichen Felſen ebenfalls einen Adler auszunehmen, wo ich überdies

zu dem jungen auch noch den alten auspacken mußte, welchen mein Vater um neun Uhr Abends, also fast bei finsterer Nacht, noch im Nest erschossen hatte. Warum sollte ich nun jetzt nicht hinunter? Freilich war ich mittlerweile etwas schwerer geworden, doch das machte ja nichts! War ja doch ein verlässiges Häuflein junger Bursche dabei, die nicht danach aussahen, als wenn sie mich unten stecken lassen würden.

Nachdem ich nun mein Vorhaben wiederholt zu erkennen gegeben hatte, zog ich mich in die Sennhütte zurück, sprang mit allen Röcken in die Hosen meines Bruders und kam bald als stattlicher Bursche wieder zur Gesellschaft zurück, die sich über meine abenteuerliche Gestalt nicht wenig lustig machte.

Unser alter Oberschützenmeister, der mich schon damals vor sieben Jahren an das Seil befestigt hatte, ließ es sich nicht nehmen, mir diesen Liebesdienst auch diesmal wieder zu erweisen. Er begann das Tau zurecht zu machen und knüpfte mich langsam und bedächtig mit Hülfe anderer Stricke recht fest und sicher in dasselbe ein, wobei er ängstlich Acht hatte, daß es mich nirgends drücken oder schmerzen sollte. Zuletzt griff ich nach meinem zweizinkigen Haken, der mich sowohl vor den unsanften Berührungen des Felsens als auch nöthigenfalls vor den Mordgelüsten der alten Aare schützen sollte.

Und nun war Alles fertig. Der Vater begab sich auf seinen Posten, abwärts im Walde, gegenüber dem Horste, um von dort aus meine Befehle den Anderen zuzurufen, die sie an ihrer Stelle nicht mehr hören konnten. Und der alte lustige Goldner, der für mich heimlich zitterte

ging an einen recht ſchönen Platz, wo er mich von der Seite herunterſchweben ſah.

Heimlich ein kurzes Stoßgebetlein murmelnd und den Burſchen wohl empfehlend, mich ja recht feſt zu halten, was ſie mir auch in aller Treue verſprachen, brach ich langſam zwiſchen zwei mächtigen Lärchenbäumen durch, drückte das Geſträuch, das den Saum der Wand verkleidete, auseinander und — grauſig kalt wehte der Wind vom Abgrund herauf. Ich ſchielte hinunter und gewahrte die ſchreckliche Tiefe, nur weit unten durch eine immer naſſe Platte unterbrochen, auf welche das Waſſer von der Felſenwand fort und fort eintönig hinunterplätſcherte. Unter der Platte zog ſich eine ſchauerlich wüſte Schlucht hinab bis an den Thalbach. Da mögen im Winter wohl manche Lawinen hinuntertoſen!

Unwillkürlich befühlte ich mich noch einmal, ob ich denn auch recht feſtgebunden ſei und fragte deßhalb, um mich noch mehr zu vergewiſſern, auch Schiffers Honnus, der mir bis an den Scheitel der Felswand herunter gefolgt war und mit der größten Waghalſigkeit eben nur am Gebüſche ſich feſthielt. Ich ſelber ſagte Ja auf meine Frage, denn Honnus hörte mich nicht mehr, da es bereits hinunterging am ſchartigen wüſten Felſen hin, wo ich mich mit meinem Haken tapfer wehren mußte, um nicht an die Wand geſchleudert zu werden.

Weiter und immer weiter ſank ich hinunter — aber plötzlich erblickte ich eine prachtvolle Steinnelke, die ich ſofort pflückte und an meinen Bruſtlatz ſteckte. Bald darauf ſah ich mich von der überhängenden Felswand ganz entfernt und frei in der Luft ſchweben. Das Seil fing an,

ſich um und um zu drehen, ſo daß ich, die bisher nur das Geſtein vor Augen gehabt, nunmehr mit dem Geſichte willenlos der ſchrecklich ſchönen Ausſicht zugekehrt wurde. Zwei=, drei=, viermal drehte es mich; endlich glaubte ich dem Horſte, den ich jetzt auch zu ſehen bekam, gerade gegenüber zu ſein und ſchrie meinem Vater „Halt" zu, worauf ich mich ſelbſt in ſchwingende Bewegung zu bringen ſuchte, um dem Neſte näher zu kommen und mich einhaken zu können. Nach einigen vergeblichen Verſuchen ſchien es gelingen zu wollen — ſchon glaubte ich den Haken im Neſte zu haben, ſchon meinte ich im nächſten Moment den Fuß auf die Klippe zu ſetzen — allein ich hatte mich getäuſcht, denn das Seil reichte nicht ſo weit und ich mußte wieder ablaſſen. Wiederum drehte es mich um im Kreiſe und noch ärger als vorher, denn da ich mich von dem Felſen kräftig abgeſchnellt hatte, bekam mein Körper einen neuen Schwung. Ungeduldig rief ich meinem Vater zu, er möchte mir doch mehr Seil geben laſſen. Endlich ein ſtarker Ruck und nun war der langerſehnte ſchöne Augenblick gekommen. Ich hakte mich ein, zog mich hin und trat in das Neſt. Ich fand den Geſuchten und neben ihm ein halbverzehrtes Lamm. Zuerſt nun griff ich mit der einen Hand nach dem jungen Adler, welcher ſich ſchüchtern zu ſträuben anfing. Ich kniete nieder und liebkoste ihn. Behutſam holte ich den Waidſack vom Rücken, legte zuerſt das angefreſſene Lamm hinein und deckte dann Reiſer darauf, um meinem Pflegling ein weiches Neſt zu bereiten. Alsdann beförderte ich dieſen ſelbſt hinein, knüpfte zu und ſtellte den Sack in eine Ecke, um mich nun ungeſtört über das Bisherige zu freuen.

Ich lehnte mich an den zackigen Felsen, sah in das prachtvolle Thal hinaus und staunte bewundernd diese wilde Schönheit an. Zur linken Hand zog sich das Alberschonerthal gegen das Lechthal hinaus, wo sich die lieben Berge der Heimath zeigten, in deren Schatten mein trautes Vaterhaus seinen bescheidenen Giebel erhebt. Gerade unter mir gähnte der Abgrund und das wüste, zerrissene Thal mit gebrochenen Baumstämmen und Steinblöcken, die wild durcheinander liegen. Der blaue Thalbach windet sich mit seinem fernen, heimlichen Rauschen durch Felsen und Schluchten dahin. Auf einer Alm, die gegenüber liegt, stehen Sennhütten und Heustädel. Rechts hinein verliert sich das wilde, wunderschöne Parseierthal, welches drei prachtvolle Bergspitzen in das wolkenlose Firmament hineinstreckte.

Lange lag ich und träumte in diese schöne und gerade heute so herrliche Natur hinaus. Ich dachte zurück in mein fünfzehntes Jahr, wo ich auch an dieser Stelle gewesen, freilich mit verzagterem Herzen als heute. Wie ein Traum sind mir diese sieben Jahre vorübergegangen. Damals noch ein Kind, hatte ich keine Ahnung, wie mich bald eine unsichtbare Hand von den lieben Eltern und der süßen Heimath fort und in die Fremde, in die weite Welt hinausführen würde, als Schülerin in einer Kunst, die oft den Männern viel zu schwer wird. Doch vertrauend auf das Wort meines alten Lehrers, des geliebten Falgers, der mir eine schöne Zukunft versprach, hab' ichs gewagt. Vier Jahre sind seitdem dahin und gut ist mir's gegangen. Und da ich mich dessen so warm erfreute und dankbar zum Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten aufblickte, so wurde dieser Adlerhorst ein Zeuge des innigsten Gebets.

Endlich hörte ich den Doctor Fulterer von den Sennhütten heraufjohlen. Dieſer war nämlich zu bequem geweſen, um mit auf die Felsplatte zu ſteigen und ſchaute mir mit dem Perſpective von ferne zu. Nun aber verſuchte auch ich zu juchzen und hell klang es an den Felſenwänden das Thal entlang und von allen Seiten wurde mir angegeben. Dieß erfüllte mich wieder mit meiner alten Fröhlichkeit. Ich ließ noch einige Juchzer ab und ſchlug dann einen Kuhreigen an. Nun genug, dachte ich mir, jetzt haben ſie wenigſtens gehört, daß mir die Angſt die Kehle nicht zuſchnürt.

Unterdeſſen ſah ich mich noch weiter im Neſte um und fand bald eine ſaubere Platte, wo ich mit dem mitgebrachten Röthel meinen Namen und die Jahrzahl unſers Heils hinſchreiben konnte. Nebenbei bemerkte ich auch recht niedliche kleine Farrenkräuter und nahm einige mit als Andenken in mein Kräuteralbum, das von vielen ſolchen Andenken bereits ſchön dick wird.

Väterchen ſchrie nun ganz ungeduldig, ich ſolle mich wieder hinaufmachen, wozu ich mich denn auch anſchickte. Ruhig ließ ich mich mit dem Haken wieder in die Luft hinaus, mußte aber trotzdem wieder die alten Kreiſe beſchreiben. Ich fühlte mich unbehaglich und rief mit lauter Stimme hinauf, ſie ſollten doch ſchneller ziehen, aber die Burſchen oben hörten mich nicht und bis der Vater es hinaufgerufen und bis die anderen es verſtanden hatten, verging eine ziemliche Zeit. Mittlerweile näherte ich mich wieder den Felſenzacken und als das ſchnellere Ziehen, das ich ſo ſehr gewünſcht hatte, endlich ſich ſpüren ließ, wäre es bald mein Unglück geworden, denn die Burſche riſſen

mich ſo ungeſtüm an den rauhen Schrofen hinauf, daß ich aller meiner Geiſtesgegenwart bedurfte, um immer „langſam, langſam!“ zu rufen und mich vor einem ſchmerzlichen oder gar gefährlichen Zuſammenſtoß mit dem Felſen zu bewahren. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen ganz verzweifelt, wobei ich einen großen Steinklumpen los machte, welcher krachend auf die naſſe gelbe Platte prallte und polternd in das Thal hinunterrollte. Als mein „langſam!“ endlich erhört war, hatte ich deſſen nicht mehr nöthig, denn ich war ſchon bei dem Buſchwerke oben an der Felſenzinne angelangt, ließ mich gemüthlich ganz hinaufziehen, ſchlüpfte an den Lärchenbäumen empor und wäre dem alten Schützenmeiſter bald um den Hals gefallen, ſo groß war meine Freude über den glücklichen Verlauf. Ich erlaubte mir aber bei alledem auch, die Burſchen tüchtig auszuzanken, zumal meinen ungelehrigen Vetter. Sie aber lachten über mich und fingen lachend an, mich von meinen Unbequemlichkeiten zu befreien, der eine von dem Waidſack mit dem jungen Adler, der andere von den Stricken. Dieſes jedoch brachte zuletzt kein anderer zuwege als der alte Schützenmeiſter mit ſeiner unverwüſtlichen Geduld. Allgemach war auch mein Vater herbeigekommen und ertheilte mir die wohlverdienten Lobſprüche. Am beſten aber nahm ſich mein alter Goldner aus, der keuchend auf uns zukam und in einem fort faſt jammernd ausrief, was das doch ſchön geweſen wäre, wenn nur alle bei ihm geſtanden hätten.

Unterdeſſen war ich von den hemmenden Stricken frei geworden und noch vergnügter als vorher. Ich weiß wirklich nicht, was ſich ein vornehmes, in geſtrenger Etikette aufgewachſenes Stadtfräulein wohl gedacht hätte, wenn es

mich damals in der Hoſe meines Bruders und in deſſen Schuhen, dabei aber doch in meinem Bruſtlatz und den Zöpfen, das Kopftüchel kühn hinaufgebunden, beobachtet hätte, wie ich in der Freude meines Herzens hoch auf=jauchzte und hinter einen mächtigen Baum lief, um nach abgelegter Verkleidung als Lechthaler Mädchen wieder vor dem Publikum zu erſcheinen!

Mein Vater machte ſich unterdeſſen mit dem jungen Adler zu ſchaffen, holte ihn aus ſeinem Sacke heraus, ſchnitt das halbverzehrte Lamm zu handſamen Bröcklein und war väterlich beſorgt, ſie dem hungernden Kleinen einzubringen, was auch leicht von Statten ging, denn der junge Aar bemächtigte ſich der dargebotenen Nahrung mit unverkennbarem Appetite und zeigte auch ſonſt keine Ver=legenheit. Darauf wurde der glorreich errungenen Beute ein bequemes Bettchen zugerichtet und Bruder Hans lud die theure Laſt auf ſeine Schultern, um ſie heimzu=tragen.

Als alles in Ordnung war, ſetzte ſich die Geſellſchaft wieder in Bewegung. Ich freute mich fort und fort über das gelungene Wagſtück und ſprang juchzend und jodelnd den ſteilen Abhang hinunter. Am Fuße der Höhe liegt die Alpe Seele, die ſchon mit Vieh beſetzt war und daher Ausſicht auf gute Milch eröffnete. Dort angekommen, eilte ich ſogleich zu der alten gutmüthigen Sennin, um für meine Mannſchaft Trank zu holen. Bereitwillig, ja voller Freude, kam das alte Weiblein mit dem größten Stotzen voll Milch vor die Hütte. Hier verſammelte ich die Ge=fährten um einen großen Stein und bewirthete ſie nach Möglichkeit, indem ich das mitgebrachte Weißbrod ſpen=

dirte, welches in die prächtige, fette Alpenmilch eingebrockt den hungrigen und durſtigen Burſchen unübertrefflich ſchmeckte.

Während dann die Jungen ihr Pfeifchen rauchten, plauderte ich in der Hütte mit der guten Alten, welche die hellen Zähren weinte, indem ſie mir erzählte, ſie wäre mit ihrer Kuhheerde eben am andern Berg „hinaufgefahren“ auf die Weide, als unſer Zug die Felſenwand erſtieg. Sie habe aber nichts mehr ſehen können, weil ihre Augen zu ſchwach ſeien. Allein, als ſie meine helle Stimme habe juchzen hören, da habe ſie geweint und gebetet, unſer lieber Herr Gott möge doch die brave liebe Nanna geſund erhalten. Die gute Alte ſagte mir eine Schönheit nach der andern, bis ich mich ihrem Redefluß entzog, um draußen meine Begleiter aus ihrer Ruhe aufzurütteln; denn die Männer, nunmehr ohne Sorgen wie ſie waren, ſahen nicht über den Parſeirer Bergen die dunkeln Wolken aufſteigen, die unſerer ſchönen Partie ein recht naſſes Ende zu bereiten drohten.

Eilig und ſchon im Gehen ſammelte ich für jeden der Genoſſen noch einen Strauß auf den Hut. Der alte liebe Schützenmeiſter bekam ſchönes langes Farnkraut mit einer Zugabe von Alpenroſen, deren ſich keiner der anderen zu erfreuen hatte. Den ſanften Albert aber zeichnete ich dadurch aus, daß ich ihm ſeinen Bergſtock nahm, denn meine Schuhe drückten mich ganz erbärmlich und es ſtand mir nicht mehr ferne, in Socken oder gar barfuß nach Hauſe gehen zu müſſen.

Doch das hinderte mich nicht, in fröhlichſter Laune vom Seele abzuziehen. Wieder blies Bruder Hans im Tacte

auf der Harmonica, und ſo marſchirten wir eiligen Schrittes thalauswärts; denn die Sonne war bereits hinter die Berge gegangen und wir hatten noch drei Stunden Weges zurückzulegen.

Und wirklich kam nach einſtündiger Wanderung das Unwetter auch ſchon daher. Meine groben Schuhe hatte ich ſchon lange ausgezogen und wandelte nun vorſichtig, die ſpitzigen Steine vermeidend, am Arme des gutmüthigen Albert den ſchmalen Weg der Tugend, nämlich den Alpenweg heraus, der freilich nicht für meine verwöhnten Sohlen hergerichtet war. O, vor ſieben Jahren ging das ganz anders dahin! Barfuß über Stock und Stein zu galopiren war mir wildem Mädchen damals ein Specialvergnügen! Aber alles auf der Welt hat ſein Ende! —

Nunmehr aber regnete es aus allen Fenſtern des Himmels, was uns auf die Länge ſehr beſchwerlich wurde. Durch und durch naß, gebeugt an Leib und Seele, erreichten wir nach zweiſtündiger Wanderung das Wirthshaus an der Länd. Damit war aber auch wieder geholfen — zuerſt Bier für den Durſt, dann Wein für den Humor, das ſpendete ſich jeder in reichlichem Maße. Bald thauten die erſtarrten Geiſter wieder auf; die Gläſer klangen und jubelnd ließen wir alle Gemſen- und Adlerjäger, namentlich aber die Jägerinnen leben.

Als wir wieder aufgebrochen waren und an dem Häuslein des Dorfſchulmeiſterleins vorüber kamen, erinnerten wir uns, daß ſelber ein Klavier beſitze. Und alsbald brachen wir, naß wie wir waren, in das Stüblein des Lehrers ein und thaten, als wenn wir da zu Hauſe wären. Der ſanfte Albert ließ ſofort einige Accorde erſchallen und

ſpielte dann einen herzbethörenden Walzer, der ſo ergreifend war, daß der alte luſtige Schützenmeiſter, ganz ergriffen, mich ergriff und die üblichen drei Tänze tadellos heruntertanzte, was dem alten Manne gar Niemand hätte zutrauen ſollen. Das Schulmeiſterlein war leider nicht zu Hauſe, hätte aber, wenn anweſend, an unſerer Fröhlichkeit gewiß ſeine lautere Freude gehabt.

Doch war auch hier unſeres Bleibens nicht, vielmehr zogen wir durch Schmutz und Waſſer und unter ſtrömendem Regen, jedoch in beſter Laune weiter und weiter und erreichten endlich auch unſer liebes Untergieblen und bald darauf unſer Häuschen, aus welchem die theuere Mutter ſorgend uns entgegenkam, um uns, als ſie alle wohlbehalten wieder ſah, mit herzlichſter Freude zu begrüßen. Nachdem ſich die anderen zur Raſt geſetzt, bereitete ich mit Schweſter Thereſe einen duftenden Kaffee, und bald dampften zwei mächtige Töpfe dieſes erwärmenden Getränkes mitten unter den Tellern, welche Butter und Käſe und unſer kräftiges Hausbrod zum Genuſſe boten.

Nachdem dieſer Imbiß, der allen trefflich ſchmeckte, eingenommen war, begaben ſich die anderen, die nicht zum Hauſe gehörten, in ihre Wohnungen, wir aber und Albert, der unſer Gaſt war, ſetzten uns auf die Sommerbank vor die Hausthüre. Da es wieder ſchön Wetter geworden, kamen auch die Nachbarn zu unſerer Plauderei. Wir ſprachen von dem erlebten fröhlichen Tage und gingen erſt auseinander, als die alte hölzerne Wanduhr in der Stube zwölf Uhr ſchlug.

Nun ſuchte auch ich mein Lager auf, konnte aber lange nicht einſchlafen, denn ſo oft ich drum und dran war, kam

mir immer vor, ich hinge wieder am Seile über dem Abgrunde. Bald flog der alte Adler heran, um mir ſein Kind abzujagen — ich wehrte mich verzweifelt mit dem Haken und ſchlug mit dem Arme — an die Wand. — Ich erwachte, um wieder einzuſchlafen und gar noch den Strick zerreißen zu ſehen. Ich fiel und fiel immer weiter in die Tiefe, ein jäher Schmerz durchzuckte meine Glieder — ich fiel auf und war — im Bette. Endlich aber ſiegte doch meine Müdigkeit, und ich ſchlief bis tief in den Morgen hinein, bis mir die Sonne endlich ins Geſicht ſchien und mich weckte. [1] —

[1] Das Annele lebt jetzt als Frau Gypsformator Stainer in angenehmen Verhältniſſen zu Innsbruck.

VIII.

Chronik von Achenthal.

Nach urkundlichen Quellen von Sebastian Ruf. Innsbruck. Druck und Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung, 1865.

1865.

Das Achenthal liegt bekanntlich im Norden der Grafschaft Tirol, zwischen Tegernsee und Schwaz, und wurde früher von allen Jenen begangen, welche auf dem kürzesten Wege von München nach Innsbruck oder von Innsbruck nach München gelangen wollten. Jetzt hat sich diese Art von Wanderern hier so ziemlich verloren, da sie kürzer und bequemer mit der Eisenbahn dahinfahren. So ist denn gerade dieses Thal wieder in jene friedliche Ruhe und glückliche Einsamkeit zurückgefallen,[1] die jetzt von weltscheuen Naturfreunden desto mehr gesucht wird, je seltener sie zu finden ist. Eben deßwegen ist der gegenwärtige Augenblick sehr geeignet, eine Chronik desselben erscheinen zu lassen;

[1] Ob diese Bemerkung im Jahre 1865 richtig gewesen, mag dahin gestellt bleiben; seitdem aber das Achenthal, die Scholastica, die Pertisau, Rainers Seehof u. s. w. sich eines stets wachsenden Besuches erfreuen, ist sie gewiß nicht mehr haltbar.

der ſtille Thalgaſt wird ſie jetzt viel ungeſtörter leſen können als vordem.

Der Verfaſſer des Büchleins, deſſen Titel wir oben aufgeſtellt, iſt ein geiſtreicher und witziger Prieſter, Capellan am Irrenhauſe zu Hall, der früher verſchiedene tiefſinnige Schriften über pſychiſche Zuſtände herausgegeben hat, in neuerer Zeit aber ſich lieber mit der Localgeſchichte des untern Innthales befaßt, die bisher noch nicht viel cultivirt wurde. Sonderbar iſt es allerdings, aber vielleicht aus prieſterlicher Entſagung zu erklären, daß der Herr Capellan von ſeinem Geiſte und ſeinem Witze gar nichts in ſeine Chronik träufelte, ſondern dieſe ſo trocken darzuſtellen beliebte, daß ihm einſt ſeine platoniſche Freundin, Frau Weingaſtgeberin Uhrich zu Hall, die Langweile ſeiner Geſchichtſchreibung vor ihrem ganzen Publicum vorwerfen konnte, ohne Widerſpruch befürchten zu dürfen.

Aus dem hohen oder grauen Alterthum weiß der Verfaſſer übrigens nicht ein Wörtchen mitzutheilen. Zur Zeit der Hunnen und Gothen, auch zu Zeit der Agilolfinger und der Karolinger wird das Achenthal nicht erwähnt. Die Heerſtraße ging damals den Inn entlang, und die Seitenthäler, die da rechts und links im Hochgebirge liegen, waren wohl alle noch von düſterem Urwald bedeckt. Doch geben die vielen romaniſchen Ortsnamen, die ſich da finden, [1] deutlich zu verſtehen, daß hier dazumal ſich nicht allein Bären, Wölfe, Gemſen, Steinböcke und anderes Wild, ſondern auch ladiniſche Fiſcher und Hirten auf-

[1] S. Herbſttage in Tirol S. 250 und Drei Sommer in Tirol, zweite Auflage I. S. 157. 256. Daß dieß im Lechthal ebenſo geweſen, haben wir oben S. 128 erwähnt.

hielten, die ihre Sprache wohl noch weit in die deutſche Zeit hinein bewahrt haben. Zum erſtenmale im Jahre 1112 erſcheint dieſe Gegend in einer Urkunde, wo die edlen Ritter Dietrich und Gerwin von Schlitters, deren Burg im Zillerthale ſtand, das ganze Thal, das damals nur etliche Anſiedelungen zählte, dem Kloſter St. Georgenberg ſchenkten, welches nicht weit davon in einer Schlucht des Innthales lag. Eine andere wichtige Zeit für die Landſchaft war das Jahr 1320, wo ein leidlicher Saumweg eröffnet wurde, um die Verbindung zwiſchen Bayern und Tirol auch in dieſer Gegend herzuſtellen. Von da an wurde die einſame Berggegend viel wegſamer und lebendiger. Schon Herzog Friedrich mit der leeren Taſche von Tirol († 1439) ging oftmals auf Waidwerk in das Achenthal, doch trieb er ſeine Luſt noch einfach und ohne weitere Vorkehrung, ohne Aufwand und Prunk. Sein Sohn Herzog Sigmund ließ dagegen ſchon ein großes Fiſcherhaus am Ufer des Sees erbauen und ſelbes für ſich und ſein Gefolge fürſtlich einrichten. Dieſer fröhliche Landesherr erſchien da oft mit den Herren und Frauen von Innsbruck und Hall, mit Jägern, Fiſchern und Hunden, und ſuchte ſeine Kurzweil in den Wäldern und den Almen ſowohl, als auf dem tiefen blauen See.

Auch Kaiſer Max war dem Thale ſehr wohlgewogen, und einmal, am St. Veitstag 1501, ließ er gar die hiſpaniſchen und venetianiſchen Botſchafter, welche ihn zu Innsbruck geſucht, hierherauf beſcheiden und gab ihnen eine Hirſch- und Bärenjagd zum Beſten, wie ſie vielleicht noch nie eine geſehen hatten. Bald nach ſeiner Zeit wurde das Achenthal aber noch zugänglicher als bisher, da man

den Weg, der hindurchführte, mit muthiger Beſiegung unzähliger Hinderniſſe neu herſtellte, erweiterte und, wie es ſcheint, fahrbar machte. Alsbald errichteten die Achenthaler um ihre Kirche herum auch mehrere Wirthshäuſer, um der Welt zu zeigen, daß ihnen der Sinn für Gaſtlichkeit keineswegs gebreche. Allein alſofort erfahren wir auch, daß die Sitteneinfalt des Thales, ſeine Anſpruchsloſigkeit und ſeine Mäßigkeit ins Gedränge kamen. In denſelben Jahren, nämlich 1533, richteten die regierenden Herren zu Innsbruck deßhalb ein Schreiben an den Pfleger zu Rottenburg, dem die Landſchaft untergeben war, und entboten ihm, ſogleich hinaufzureiten und ein Einſehen zu nehmen, ob die Wirthe daſelbſt, wie verlaute, die durchreiſenden Gäſte wirklich mit ungebührlichen Zehrungen beſchweren und in ihren Häuſern nächtliche Spiele und andere ungeziemende Sachen geſtatten. Nebenbei wurde auch viel Wilddieberei getrieben. Insbeſondere erhob ſich jeweils nach dem Tode eines Landesfürſten großes Geſchrei, es ſei eine altehrwürdige Landesfreiheit der gefürſteten Grafſchaft Tirol, daß jedesmal nach ſolchem Sterbefall die Bauern das Wild nach Herzensluſt ſchießen dürften, bis es wieder neuerdings verboten werde. Auch in dieſen Stücken hat ſich aber die Welt dort drinnen gebeſſert. Die modernen Achenthaler können ſich, was Unarten und moraliſche Schäden, vielmehr den Mangel an ſolchen betrifft, mit fröhlichem Selbſtbewußtſein neben ihre Ahnen ſtellen. Wenn auch die Gemſen und Rehe jetzt ihrem vertragsmäßigen Eigenthümer noch nicht ganz ungeſtört überlaſſen bleiben, ſo hört man doch von den ungebührlichen Zehrungen heutzutage nichts mehr, viel weniger von nächt-

lichen Spielen und anderen Unziemlichkeiten. Allenthalben herrscht Fleiß, Frömmigkeit und Einfalt. Dieses rührt wohl daher, daß jetzt die Zeiten viel knapper sind als dazumal, wo in Tirol großer Reichthum und ansehnliche Leichtfertigkeit herrschte; es führt aber auch zu dem sonderbaren Ergebniß, daß die Einfachheit der Sitten, die wir so gerne für ursprünglich halten und geradezu aus der Urwelt stammen lassen, oft doch nur aus dem Verfall früherer Ueppigkeit hervorgehe, daß die stille, fromme Einfalt in den Alpenthälern immer wieder, aber nur dann wieder einkehre, wenn die Mittel zu hellenischer Lebensherrlichkeit ausgehen.

Aber alle Ergötzlichkeiten, die die Achenthaler bis dahin gesehen und erlebt, waren noch gar nichts gegen die Belustigungen, welche Erzherzog Ferdinand einführte, der Gemahl der schönen Philippine Welser, der vielgefeierte Stifter der Ambraser Sammlung († 1595). Er ließ in der Pertisau für seine Leute ein großes Jägerhaus, für sich und die Gattin aber ein schönes Lusthaus erbauen, auf dem See neue Schiffe zimmern, und da ihm die Kunst der Achenthaler nicht genügte, rief er den wälschen Meister Gregori aus Venedig herbei, der ihm eine Galeere herstellen mußte mit Segeln und Ruderbänken, die auch „mit Panieren, Säulen und allerlei Gmäl trefflich wohl verzieret war.“ Hier, in der grünen Pertisau, erschienen dann immer die vornehmsten Gäste, die Vettern und Basen aus Oesterreich und Steiermark, wie vom bayerischen Hofe und ergötzten sich in aller Kurzweil auf dem Wasser und zu Land, mit Schifffahrt, Fischzügen, Berg- und Seejagden.

Auch Ferdinands Nachfolger auf dem tirolischen Throne

behielten ſeine Liebe für das ſchöne Achenthal im Herzen, und der Geſchichtſchreiber deſſelben weiß auch ſpäter von Hofjagden zu erzählen, deren heiterer Lärm die hohen Bergwände widerhallen machte. Aber mit der Zeit verging auch dieſes muntre Leben. Im Jahre 1652 kam der Hof von Innsbruck zum letztenmale zur Waidmannsluſt in das ſtille Thal. Bald danach konnte von ſolchen Erheiterungen umſoweniger mehr die Rede ſein, als die tiroliſche Seitenlinie des Hauſes Habsburg mit Sigmund Franz im Jahre 1665 ausgeſtorben war.

Von da an gibt es nichts mehr zu erzählen von dem hohen Leben der Fürſten; die letzten zwei Jahrhunderte bieten faſt nur wenig intereſſante Mittheilungen über vielfältige Streitigkeiten, die zwiſchen dem Kloſter Georgenberg — jetzt nach Fiecht verlegt — und verſchiedenen Laienherren über Jagd- und Holzrechte entſtanden, jeweils zur Noth geſchlichtet wurden und dann von vorne anfingen. Die wälſchen Galeeren brachen auseinander, die Luſt- und Jagdhäuſer geriethen in Verfall und verſchwanden von dem Erdboden, bis erſt in neueſter Zeit der hochwürdige Abt von Fiecht in der Pertiſau ein neues Fürſtenhaus zur gaſtlichen Pilgerherberge erbaute.

Am unteren Ende des Sees blühte dagegen ſeit längerer Zeit ſchon der frommen Scholaſtika ehrſames Gaſthaus, welches einen neuen, faſt akademiſch zu nennenden Aufſchwung nahm, ſeit Dr. Johannes Schuler, der einſt in der Paulskirche geſeſſen und nachher Profeſſor zu Innsbruck war, vom Jahre 1838 an dort ſeine herbſtliche Muße zu verbringen begann. Bald folgten ihm die Dichter und Gelehrten von Innsbruck, bald auch erſchienen die geiſtes-

verwandten Freunde aus Bayern und dem Reiche. Oefter war es, als wenn das damals noch kleine Häuschen von lauter Celebritäten berſten ſollte; doch ertrugen die biederen Männer das leibliche Ungemach immer gerne um des geiſtigen Gewinnes willen, den ihnen die gegenſeitige Unterhaltung bot. Namentlich die Weltweisheit wurde viel beſprochen, da Schuler ſelbſt, dann der früh verſtorbene Schönach, der poetiſche Flir, ſowie der tiefſinnige Verfaſſer der Chronika den Gang des menſchlichen Denkens von Erſchaffung der Welt bis auf ihre Zeiten ſpürſam verfolgt hatten. So war im Achenthal auf die längſt verſchollene Aera der Fürſten das Zeitalter der Philoſophen gefolgt, was zwar weniger laut und lärmend, aber für die Entwicklung des tiroliſchen Geiſtes vielleicht ſegensreicher war als alle die ehemaligen Luſtfahrten, Fiſcherſtechen und Bärenjagden der großen Herren. Um ſo auffallender möchte es erſcheinen, daß der umſichtige Verfaſſer die Fuchs- und Bärenpürſche früherer Tage mit viel mehr Liebe behandelt, als die Ideenjagd, die in unſerer Zeit durch das Achenthal ſauste und an der er ſelbſt ſo ſchneidigen Antheil nahm. Wir hoffen, er werde den Fehler noch in dieſem Leben gutmachen. Wir möchten ihm unmaßgeblichſt vorſchlagen, in Erinnerung an die berühmten Caniculares ſeines Landsmanns, des Freiherrn Jakob Andrä von Brandis, die „Hundstage am Achenſee“ zu ſchreiben. Er wird dabei reichliche Gelegenheit finden, nicht allein den Poeten und Philoſophen, den geiſtreichen Diotimen und Aſpaſien von Innsbruck, ſondern auch den unſcheinbaren Gäſten aus dem Reiche etwas mehr gerecht zu werden.

IX.

Die Waller und die Walchen.[1]

1867.

Allmählich beginnt einige ethnologiſche Bildung auch unter die Touriſten zu fahren oder vielmehr ſie fangen wenigſtens an, die Erſprießlichkeit derſelben zu ahnen, Früherhin faßte der große Troß eigentlich nur Waſſerfälle. Gipfelſichten und Table d'Hôten ins Auge und gab ſich auch nur mit Führern, Wirthen und niedlichen Schenkmädchen ab, während die Auserwählten, die Blumen- Stein- und Käferferen, wie man ſie in Süddeutſchland nennt, oder die Botaniker, Geognoſten und Entomologen, wie ſie in ihrer Sprache heißen, ſich eigentlich allein als die Wahren, als die Propheten und Martyrer der Wiſſenſchaft betrachteten, welche das ausſchließliche Recht hätten, ihre Reiſetage, oft etwas unſchmackhaft, zu Papier zu bringen und damit die Weltliteratur zu bereichern. Menſchenferen, d. h. ſolche Leute, denen auch Race, Abſtammung, Geſchichte, Sitten, Sagen, Sprache der Bewanderten irgend beachtenswerth erſchienen, die ein Cyclamen

1 Mit Beziehung auf „die Alpenpäſſe und ihre Hüter" in Nr. 23 des „Auslands" 1867. Erſchienen im „Ausland", 1867. Nr. 34.

europäum, einen Johanniskäfer oder den berühmten Melamphyr nicht für wichtiger hielten, als ein ganzes Thal voll Grödnern, Walsern oder Engadeinern, solche Leute fanden sich bisher nur wenige und vor dem großen Lärm, den die Naturforscher machten, konnten sie eigentlich auch kaum zu Worte kommen. Sie begnügten sich daher geräuschlos fortzuarbeiten, und wenn die Mittheilungen, welche ihre vornehmern Kameraden über die angetroffenen Menschengeschlechter zum Besten gaben, mitunter etwas mißlich ausfielen, so pflegten sie wohl ebenso milde zu lächeln, als es vielleicht die Naturforscher thaten, wenn der Ethnologe sich in den Irrgarten der Blumen- Stein- und Käferwelt hinein verloren hatte.

Also, wie gesagt, zum scientifischen Reisegepäck des Touristen, wie er sein soll, gehören jetzt bereits auch einige ethnologische Notizen, und es ist vielleicht nicht der letzte Zweck dieser Blätter, eine solche Ausrüstung mehr und mehr zu vervollständigen und wasserdicht zu machen. Als einen Anlauf nach diesem Ziele betrachten wir auch den lesenswerthen Aufsatz über „die Alpenpässe und ihre Hüter," welcher in Nr. 23 dieses Jahrgangs zu finden ist. Derselbe verdankt seinen Ursprung zugestandenermaßen einer Dame, welche auch mehrere der einschlägigen Gegenden besucht zu haben scheint. Es ist nun allerdings sehr liebenswürdig und dankenswerth, wenn auch das schönere Geschlecht das, was es bei seinen Völkerstudien erfahren und gelernt hat, mit zarten Händen auszustreuen und damit Andere zu belehren sucht; allein wünschenswerth wird es in solchem Falle immer bleiben, daß die Frauen auch die Ergebnisse, welche die Männer in diesem Fache

zu Tage gefördert haben, nicht gänzlich ignoriren und zu Tode ſchweigen, ſondern den Vorgängern das Bischen Ehre gönnen, das man ſich heutiges Tages mit ſolchen Forſchungen verdienen kann.

Die Verfaſſerin hat ſich zunächſt die Walſer zum Gegenſtand ihrer Beſprechung gewählt. Die beiden Wegweiſer und Führer in die Ethnologie und Geſchichte der Walſer ſind aber der früh verſtorbene Albert Schott, weiland zu Stuttgart wohnhaft, und der kaiſerliche Rath und Cuſtos Joſeph Bergmann zu Wien. Erſterer ſchrieb einmal „die deutſchen Colonien in Piemont" (Stuttgart und Tübingen 1842), letzterer die „Unterſuchungen über die freien Walliſer oder Walſer in Graubünden und Vorarlberg" (Wien bei Karl Gerold 1844).[1] Wir können nicht mit Beſtimmtheit verſichern, ob die Verfaſſerin dieſe von ihr nicht citirten Schriften unmittelbar benützt habe oder ob ihr die Ergebniſſe, welche jene Forſcher hergeſtellt, mittelbar zugekommen ſeien, jedenfalls aber haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß alle ihre Mittheilungen zuverläſſig ſind, ſo weit ſie mit jenen Ergebniſſen übereinſtimmen, aber ſehr bedenklich und gewagt, wo die Forſcherin auf eigenen Füßchen wandelt und ſich den eigenen Intuitionen überläßt.

Die wahre und richtige Geſchichte der Walſer iſt in ihren allgemeinen Umriſſen bald erzählt und lautet ungefähr wie folgt: Es war im dreizehnten Jahrhundert, als ſich im Lande Wallis an der Rhone, deſſen Einwohner

[1] Vgl. auch deſſen Beiträge zur kritiſchen Geſchichte Vorarlbergs ꝛc. im IV. Bande der Denkſchriften der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe der k. Akademie der Wiſſenſchaften. Wien 1853.

burgundiſchen Stammes ſind, viel Streit, Unfrieden und Noth erhob. Des Jammers überdrüſſig griff ein guter Theil des Volkes zum Wanderſtabe, ging über die Berge und kam nach Hohenrhätien, wo jetzt Graubünden liegt. Dortſelbſt war damals ein mächtiges Geſchlecht, die Freiherrn von Vaz, welche ſie freundlich aufnahmen und ihnen das triftenreiche Thal Davos mit vielen Freiheiten zu Lehen gaben. (Daß aber das Thal Davos damals nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, eine unbewohnte Wüſtenei geweſen, geht ſchon aus den vielen romaniſchen Ortsnamen hervor, welche dort gefunden werden und die jedenfalls vor dieſer Einwanderung ſchon vorhanden waren).[1] Man nannte dieſe Fremdlinge Walliſer, aus keinem andern Grunde, als weil ſie aus dem Wallis gekommen waren. Außerdem aber ließen ſich die Walſer noch im Savienthale und an andern Orten Hohenrhätiens nieder. Und von den Davoſer Triften verbreiteten ſie ſich noch in allerlei nahgelegenes Land, ſo z. B. in die Gegenden am Rhein, wo der Abt von Pfäfers gebot, und dann zumal in die Herrſchaften der Grafen von Montfort, wo jetzt Vorarlberg liegt. Dort ſetzten ſie ſich im grünen Thale Montavon, auf der freien Höhe von Laterns, im Schrecken, auf dem Tamberg und in den beiden Thälern zur Ruhe, welche jetzt noch von ihnen den Namen tragen. Damit war der Hauptſache nach ihre Wanderung zu Ende, ins Flachland hinaus ſind ſie niemals vorgedrungen — nur nach Tirol hinein erlaubten ſie ſich einen kleinen Abſtecher,

1 So z. B. Laret von larectum, Lärchenwald, Glaris von glaries, Pl. von glarea, Gries, Spina, Flüela von valluola, Thälchen, Glavadeel wahrſcheinlich von col de vitello u. ſ. w.

nämlich nach dem winterlichen Galtür (Cultura), welches hoch oben am rauhen Anfang des nachbarlichen Paznauner Thales liegt.

Die Verfasserin scheint diese kanonische Geschichte der Walser zu kennen, allein sie hat sie sehr wenig zu Rathe gezogen und dafür allerlei apokryphe Erzählungen zu Hülfe genommen, welche den Werth ihrer Mittheilungen empfindlich beeinträchtigen. So sagt sie z. B., von dem Reiche sprechend, welches die Burgunder in Gallien gegründet: „Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts wurde dieses Königreich durch die Franken zerstört, die in ihrer Feindschaft gegen die duldsameren arianischen Burgunder durch den katholischen Klerus bestärkt wurden. Nach der Schlacht bei Zülpich (496), welche den völligen Untergang der Burgundionen besiegelte, mag es geschehen sein, daß ein großer Theil derselben weiter ostwärts in die Alpen zog, wo der arianische Gothenkönig Theodorich oder Dietrich von Bern, einer der Helden deutscher Sage, ihnen Wohnplätze angewiesen und als seinen Wehrmannen die Hut der Gebirgspässe übergeben haben soll."

Aber dieser hypothetische Satz wird sich nicht einmal wahrscheinlich machen lassen, denn leider waren die Burgunden in der Schlacht bei Zülpich gar nicht dabei und es wurde daselbst ihr Untergang so wenig besiegelt, daß sie vielmehr noch längere Zeit unter eigenen Königen fortflorirten. Die ganze Annahme beruht auf einer Verwechslung mit den Alemannen, die aber eben mit den Burgunden nicht verwechselt werden dürfen, weil ihre Geschichte einen ganz andern Verlauf hatte. Ebenso hat man guten Grund zu bezweifeln, ob die Franken in ihrer Feindschaft

gegen die Burgunden durch ihren katholiſchen Klerus aus Sectenhaß beſtärkt worden ſeien, denn die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber Droſius und Sokrates, welche der Verfaſſerin ſicherlich nicht unbekannt geblieben, bezeugen ausdrücklich, daß die Burgunden aus dem Heidenthum nicht erſt zum arianiſchen, ſondern ſofort zum katholiſchen Glaubensbekenntniſſe übergetreten ſeien. Jene wenigen Leſer, welche über das Geleſene etwas nachzudenken pflegen, werden überhaupt viele Mühe haben, dieſen Satz mit dem nächſten, der von der Schlacht bei Zülpich handelt, in einen logiſchen Zuſammenhang zu bringen. Im erſteren wird nämlich das Königreich der Burgunden gegen Ende des ſechsten Jahrhunderts (alſo ſagen wir um 596?) durch die Franken zerſtört, und aus dem zweiten lernen wir, daß die Schlacht bei Zülpich um 496 ihren völligen Untergang beſiegelte. Daß ein Königreich, welches ſchon um 496 völlig untergegangen, noch hundert Jahre ſpäter zerſtört werden konnte, iſt wahrhaftig eine ſtyliſtiſche Merkwürdigkeit. Um einiges Licht in dieſe Dunkelheit zu bringen, wollen wir nur bemerken, daß das Reich der Burgunden weder 496 noch 596, ſondern 534 zerſtört wurde.

Doch hören wir weiter:

„Dieſe burgundioniſchen Walſer dehnten ihre Niederlaſſungen zu beiden Seiten der Hochalpen aus und wir finden ihre Spuren auf dem Wege nach Marſeille in dem Flecken Vals im Departement de l'Ardèche, ja ſogar in einem Dorfe dieſes Namens zwiſchen Toulouſe und Foix im Departement de l'Ariège."

Der Name Walliſer kommt allerdings von valles, Thäler, aber deßwegen iſt es doch nicht rathſam, bei jeder

vallis an die Walliſer zu denken, ebenſowenig als bei jeder Altenburg, Neuenburg, Rothenburg, Weißenburg, Nymphenburg an die Burgunden oder bei Rothenwand, Maienwand, Engelswand an die Wandalen. Der Ortsname Vals, Thäler, kommt in Frankreich gewiß noch viel häufiger vor, wie er auch in Graubünden und Tirol ſich öfter findet, aber es wäre lächerlich, wenn man annehmen wollte, daß die Romanen in Frankreich und jene in Hohenrhätien auf die ſpäte Ankunft der Walſer gewartet, um ihre Thäler valles zu benennen.

Auch die Aufſchlüſſe, welche die Verfaſſerin über die weiteren Odyſſeen dieſer Walliſer gibt, ſind eine ſehr bedenkliche Ausdehnung unſeres Wiſſens. „Dieſſeits der Berner und der Glarner Alpen," wo ſie dieſelben zu finden glaubt, hat man die Walſer, ſo viel uns bekannt, bisher noch nie gefunden. Ebenſo wenig in Samnaun und im Kaunſerthal, noch weniger „von dem centralen Gebirgsſtocke des Oetzthales bis unterhalb Innsbruck" — am allerwenigſten, wie ſie wiſſen will, im Vinſchgau, in Paſſeyer, Ulten oder gar im wälſchen Nonsberge (Val di Non).

Alle dieſe Angaben, wie auch z. B. jene, daß die Ortsnamen Sans, Lans, in der Schmitten, an der Matten, die Flußnamen Lüs oder Lys, welche vom Monteroſa bis in die Tirolerberge (wo?) häufig auftreten ſollen, eine Verwandtſchaft mit den Walſern bezeugen, alle dieſe Hypotheſen, welche zwar behauptet, aber nicht erwieſen werden können, machen weder dem Namen der Verfaſſerin Unehre, noch werden ſie große Störungen in der Wiſſenſchaft hervorbringen, denn der Leichtgläubige, der etwa

auf ſolchen Spuren den Walſern nachzugehen unternimmt, wird ſie eben nicht finden, wie es in ſolchen Dingen öfter vorkommt — allein ein wahrer Engelſturz aus dem Himmel einer allerdings nicht ſehr feſtgemauerten Gelehrſamkeit in die irdiſche Ignoranz des unwiſſendſten Laien iſt es, wenn der mehrerwähnte Aufſatz die Walſer und die Walchen zuſammenſtellt und ſie für identiſch hält. Es heißt dort nämlich: „In der Gegend von Salzburg deuten der Ort Straßwalchen, der Wallerſee im Pinzgau, das Dorf Lend und Walchen auf ſie (die Walſer) hin.“ Das Dorf Lend (Lände), dem wir ſeine Walſeriſche Phyſiognomie durchaus nicht anſehen können, wollen wir hier unberührt laſſen und nur bemerken, daß im Pinzgau zwar ein Zeller-, aber kein Wallerſee ſich befindet, ſonſt aber ſind wir der Meinung, daß die Walſer und die Walchen ebenſo wenig etymologiſchen Zuſammenhang haben, als die Gallier in Gallien und die Gallas in Abeſſinien. Es ſteht nichts ſo feſt in der Ethnologie, als daß die Walſer immer Deutſche, die Walchen immer Lateiner oder wenigſtens nie Germanen geweſen ſind. Es weiß auch ſonſt jedermann, daß die Deutſchen in alten Zeiten die fremden Nachbarvölker Walah nannten, wovon das Adjectivum walahiſc ſtammt, welches unſer jetziges wälſch iſt. Daher kommt der Name des Fürſtenthums Wales in England, der der Wallonen und der Walachen; daher auch am ganzen Gränzſaume von Dünkirchen bis nach Ungarn hinab überall Ortsnamen, die mit Walch, Walchen, Wallen, Wälſch zuſammengeſetzt ſind. Der Wallerſee, der ſich zwar nicht im Pinzgau findet, liegt dafür unterhalb Salzburg; ein Walchſee kömmt uns bei Kufſtein, ein Walchenſee und

ein Walgau zwiſchen Partenkirchen und Tölz entgegen. Der Walchendörfer Hauptneſt iſt aber eigentlich nicht im Pinzgau bei Walchen, auch nicht unterhalb Salzburg bei Straßwalchen zu ſuchen, ſondern es findet ſich an der bayeriſchen Traun bei Traunſtein, wo Katzwalchen, Traunwalchen, Lützelwalchen, Oberwalchen, Reitwalchen, Walchenberg jetzt noch an die Tributales und Provinciales Romani erinnern, deren die Urkunden des achten Jahrhunderts hier und um Salzburg noch gedenken. Wie man dieſe längſt verſchollenen Romanen im Chiemgau und an der Salzach mit den burgundiſchen Walſern verwechſeln mochte, iſt um ſo unbegreiflicher, als ja, wie geſagt, jene Ueberbleibſel der ehemaligen Weltherrſcher und zwar gerade in ihrem Verſchwinden noch vor den Zeiten der Karolinger erwähnt werden, die Walſer aber dieſſeits des Rhonegletſchers als Schützlinge der Freiherrn von Vaz erſt im dreizehnten Jahrhundert vorkommen, ſo daß alſo von dem Augenblicke, wo der letzte Walche an der Traun oder Salzach die müden Augen ſchloß, bis zu dem Tage, wo der erſte Walliſer den Wieſenplan von Davos betrat, wohl fünfhundert Jahre verlaufen ſind.

Die Frage, ob die Saracenen, wie der Aufſatz behauptet, ſich einmal in Helvetien häuslich niedergelaſſen haben und ob aus ihrer Sprache Ortsnamen übrig geblieben ſind, können wir der Gelehrſamkeit der Schweiz anheimgeben — nur weil die Verfaſſerin ihre lüſternen Augen bei dieſer Gelegenheit bis ins tiroliſche Lechthal ſtreifen läßt und auch dort arabiſche Namen gefunden zu haben glaubt, wollen wir bemerken, daß das anlautende Al in Almajur und in Alpeil nicht daſſelbe iſt, wie in Alkoran

und Alchemie, ſondern daß Almajur von einem romaniſchen alpe major und Alpeil von alpella, „Aelpele," herkommt.

Die Frage: ob die ernſten und ſchweren Forſcher unſerer Zeit ſich ſolche Forſcherinnen, wie die Verfaſſerin jenes Aufſatzes, an die Seite wünſchen und von ihrer Beihülfe viele Förderung erwarten, möchte wohl eher zu verneinen als zu bejahen ſein. Literariſche Kräfte, wie dieſe, gehören eher zum leichten Fußvolk, zu den heitern Voltigeurs, die über alle Hinderniſſe weghüpfen, zu jener Gattung, welche jetzt mit löblichem Streben die Wiſſenſchaften, zumal in den illuſtrirten Blättern, zu populariſiren ſucht. Mit ihrer in der Pflege der weiblichen Arbeiten erworbenen Feinheit des Federzugs können die Damen wohl auch auf dieſem Felde ſehr nützlich wirken, nur ſollten ſie, ehe ſie an einen neuen Artikel gehen, ſich immer die Frage vorlegen, ob ſie von dem Wiſſenszweig, den ſie populariſiren wollen, etwas, wenig oder nichts verſtehen. Wenn nun aber letzteres der Fall iſt, ſo wäre ihnen jeweils nachdrücklichſt zu rathen, daß ſie die wiſſenſchaftliche Feder fallen laſſen und den Leſedurſt des geſpannten Publikums lieber durch Landſchafts-, Reiſe- oder Sittenſchilderungen zu löſchen ſuchen. Bei ſolchen ungefährlichen Unternehmungen iſt wenig zu verfehlen, während in ethnographiſchen Artikeln, wie „die Alpenpäſſe und ihre Hüter" zeigen, oft auf wenigen Seiten ein ganzes Schock von Irrthümern aufeinander gehäuft werden kann.

X.

Das Deutſchthum in Wälſchland.

1867.

I.

Es iſt wohl möglich, daß ſich einige Leſer noch erinnern, wie wir vor nicht ſo langer Zeit von den deutſchen Sporaden in den Bergen von Verona und Vicenza geredet, und dieſe verſchollenen Landsleute der germaniſchen Mitwelt wieder ins Gedächtniß gerufen haben.[1] Wir ſprachen damals von einem Herzogthum Cimbrien, einem blonden, blauäugigen Hochland deutſcher Nation, das man zur rechten Zeit hätte errichten ſollen, und wollten dieſem alle Gemeinden zugewieſen haben, welche auf jenen Bergen liegen, und zwar in dem großen Bogen, der ſich von Verona bis Baſſano ausſpannt und auf deſſen Sehne die ſchöne Stadt Vicenza, die „Cimbria" der Poeten, gelegen iſt. Unſerer damaligen Anſicht nach ſollten aber in dieſem Lande nur Zimmerleute, Almenhirten und Gemſenjäger wohnen, d. h. wir dachten es als einen reinen Alpenſtaat, deſſen Gränzen gegen Süden hin die letzten Stauden und

[1] Vgl. Allg. Ztg., Januar 1867; jetzt zu leſen: Herbſttage in Tirol S. 181 ff.

Hecken auf den letzten Ausläufern der tiroliſchen Berge bilden ſollten. Nun kommen uns aber neue Mittheilungen zu, welche die überraſchende Thatſache beweiſen, daß auch dieſe ſelbe Vicenza-Cimbria, welche wir ganz aus dem Spiele laſſen wollten, einſt ebenfalls eine deutſche Stadt geweſen, d. h. wohl nicht ſo deutſch wie Paſſau oder Regensburg, aber doch etwa wie Trient, nämlich der Art, daß in dem Burgfrieden und in der weiteren Umgebung dicht aneinander eine zahlreiche deutſche Bevölkerung ſaß, welche ihre angeſtammte Sprache mitten unter den Wälſchen noch bis in ſpäte Jahrhunderte erhalten hat.

Es taucht nachgerade ein Sammler und Forſcher auf, der dieſe Sachen ſchon längſt ins Reine gebracht hat, nämlich Hr. J. G. Widter, ein geborner Wiener, aber der „Sohn einer ehrlichen Schwäbin," der Herausgeber der venetianiſchen Volkslieder, die von den Freunden dieſer Muſe mit Beifall aufgenommen wurden, jetzt zu Graz wohnhaft, [1] welcher bis zum vorigen Jahre k. k. Poſtdirector, der letzte deutſche Poſtdirector zu Vicenza, geweſen iſt, und den langen, mehr als fünfzehnjährigen Aufenthalt daſelbſt benützt hat, um den reichlichen Spuren ſeiner Nation in Urkunden ſowohl als in Feld und Wald mit Liebe nachzugehen. Die Ortsnamen bilden auch hier wieder das Orakel, das dem Forſcher über vergeſſene Völkerſchaften Aufſchluß gibt. Eintauſend derſelben hat Herr Widter dem Germaniſchen Muſeum zum Geſchenk gemacht, anderes Material übergab er, auf eigene Ausarbeitung beſcheiden verzichtend, Herrn Friedrich v. Attlmayr zu Roveredo, den

1 Seitdem leider geſtorben.

wir ſchon damals als Verfaſſer einer intereſſanten Abhandlung über „die deutſchen Colonien im Gebirge zwiſchen Trient, Baſſano und Verona" genannt haben. Herr v. Attlmayr ließ ſeitdem ſeiner erſten Schrift eine zweite Abtheilung [1] folgen, aus welcher wir hier einiges mittheilen wollen.

Wir entnehmen derſelben, daß Herr Widter unter anderm ein bisher noch nicht benütztes Manuſcript aus dem Jahr 1599 auffand, eine Relazione sulle Alpi Vicentine, welche ein Conte Caldogno als Eingeborner verfaßt hat, ein Mann, der in dieſen Gegenden ſehr bewandert war und den die Republik Venedig mit der wichtigen Sendung betraut hatte, jene Alpen zu bereiſen, die Geſinnung ihrer Bewohner zu prüfen und zu erforſchen, ob aus denſelben nicht eine Miliz gegen die tiroliſchen Nachbarn, denen man feindſelige Gedanken zutraute, gebildet werden könnte. Es geht aus ſeinem Bericht hervor, daß dazumal nicht etwa nur die Sette Comuni als abgeſchloſſene Sprachinſeln vereinſamt auf ihren rauhen Höhen ſaßen, ſondern daß überhaupt die ganze Bevölkerung im vicentiniſchen Gebirge, auch da wo ſich dieſes in die Ebene verläuft, noch ihre deutſche Sprache ſich bewahrt hatte; ja, der Conte ſagt ſogar, es ſeien erſt wenige Jahrzehnte her, ſeit ein Theil derſelben in der Nähe der Stadt zur italieniſchen übergegangen ſei. Uebrigens, meint er, wären dieſe Deutſchen serbando ancora la fortezza de' corpi ed animi loro zum Kriegsdienſt ſehr geeignet, zumal wenn ſie unter deutſche Anführer und Befehlshaber (di loro lingua e na-

[1] Zeitſchrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Dritte Folge. Dreizehntes Heft. Innsbruck 1867.

zione) geſtellt würden. Ebenſo fand der Conte damals Recoaro, Schio und deren Umgebung noch vollkommen deutſch. All dieß wurde zwar wegen der deutſchen Flurnamen, welche dort noch vorkommen, bisher ſchon angenommen und geglaubt, es iſt aber nicht unangenehm, auch eine Zeitangabe zu erhalten und zu erfahren, daß alſo ums Jahr 1600 jene Bevölkerung noch ganz unverhohlen ſich als eine deutſche gab und als ſolche anerkannt wurde. [1]

[1] Eine dankenswerthe, uns von Herrn Widter direct zugekommene Mittheilung bringt aus der Gegend von Schio (deutſch: Schlait) noch folgende hiſtoriſche Notizen: „Schreiber dieſer Zeilen kann aus Autopſie verſichern, daß die Tretti, nicht, wie einer der bisherigen Forſcher (Bergmann) behauptet, drei Häuſer, ſondern drei Pfarrdörfer mit etwa 2400 Seelen ſind, von deutſchen Bergleuten, deren dort mehr als dreihundert auf Silber und weiße Erde bauten, gegründet. Er las memorie manoscritte del Trotto, von einem Eingebornen etwa um 1525 niedergeſchrieben, welcher verſichert, daß die uralte Pfarrkirche an einem Orte ſtand, der in der eggen hieß, und daß ſein Großvater, Meiſter Michael aus Bayern, ſelbſt dort auf Silber und mit Nutzen gebaut habe. Wir laſen eine Urkunde von 1407, laut welcher der Hauptort Malo in der Ebene erſt damals kirchlich ſich ſo zu verwälſchen begann, (deſſen Vorſteher hießen noch 1203 Marcus Werl und Bartolomeus Osberger) [1], daß auf Anſuchen der Bauern mit Unterſtützung des Biſchofs von Vicenza und auf Befehl des Papſtes in dem nahen, aber hochgelegenen Monte di Malo eine eigene deutſche Pfarre errichtet und derſelben die Dörfer Piana, Priabona (Birnbaum?) und die Höfe zu Leguzano zugewieſen wurden, weil deren deutſche Bewohner, ſeit uralter Zeit da wohnend, der wälſchen Sprache nicht mächtig ſeien.“ Es iſt ſonderbar, ereifert ſich Herr Widter ferner, daß in allen Urkunden die Namen Theodiſci, Theutonici, Alemanni vorkommen, daß noch jetzt die Aborigines

[1] Dieſe Namen kommen in Bayern jetzt noch vor. Leonhard v. Osberger, ein Regensburger, ſtarb vor vier Jahren als Miniſterialrath zu München. Ein Franz Oßberger lebt noch als Nudelmacher daſelbſt. Werl, Wörl (von Werner) findet ſich allenthalben. Gleichwohl ſcheint die Jahrzahl 1203 zu dieſen Namen nicht recht zu paſſen.

Derlei Flurnamen, die ſich in dieſen Gegenden nach Hunderten finden, ſind aber z. B. Prone (Brunn), Prindele, Langevald, Rotecovale (Rothenkofel), Viſele, Narental, Santeche (Sandegg) oder wie die Höfe heißen: Schwarzer, Leider, Thaler, Hasnikar (Haſenecker), Brenner u. ſ. w. (Beiläufig bemerkt, iſt auch jener Herr Baiſini, welcher in ſeiner flammenden Schrift Il Trentino dinanzi all' Europa ſein angeſtammtes Wälſchtirol nebſt dem deutſchen Etſchland für die lateiniſche Race reclamirt, nichts als ein Herr Weiß aus einer deutſchen Familie, welche in Terragnolo ſeßhaft iſt. Auch wieder ein germaniſcher Held, der ins Lager der Gegner gelaufen!)

Es war herkömmlich, daß dieſe Ortſchaften ihre Geiſtlichen meiſt aus Deutſchland bezogen, denn die Leute ſelbſt ſcheinen wenig Hang zu theologiſchen Studien gehabt zu haben, und italieniſche Prieſter mochten wohl nicht gut unter ihnen fortkommen. Schon Padre Maccà hat in ſeiner Storia del territorio vicentino (1816) aus den biſchöflichen Archiven von Padua und Vicenza lange Reihen von Pfarrherren ausgezogen, die im fünfzehnten Jahrhundert über Gemeinden walteten, welche nur wenige Miglien von Vicenza entfernt ſind. In der Regel heißt es zwar nur Henricus, Petrus, Johannes de Alemannia, mitunter iſt aber auch der Ort benannt, aus welchem ſich dieſe Prieſter herleiteten; z. B. Henricus de Insprug,

des Herzogthums Cimbria, wenn ſie ihre Sprache noch verſtehen und ſprechen, auf die Frage: bia prechat iar? (wie ſprecht ihr?) antworten: teusch, und daß doch die gelehrten Herren nur immer Cimbern und Cimbria aus Dichtern citiren!" Wenn man aber gerade für die deutſchen Leute dieſer Gegend keinen andern Namen hat?

Leonardus Gsynt de Rosenhaym, Johannes Oberndorfer de Norimberga, Conradus de Tampuca (wahrſcheinlich Tannbach), Ratisponensis diœcesis; andere kamen aus Oeſterreich, Böhmen, Worms, Köln, Flandern u. ſ. w. Bis hieher erſcheint nun die Sache immer noch nicht ſo auffallend, aber ganz neu iſt es, daß ſolche deutſche Prieſter auch in den Monti Berici vorkommen, welche bekanntlich im Süden von Vicenza liegen und denen bisher niemand angeſehen hat, daß ſie ſo ſpät noch ein Sitz des Germanismus geweſen.

Und doch finden ſich auch da noch im fünfzehnten Jahrhundert Pfarrherren aus Deutſchland, aus Poſen, aus Böhmen, aus Flandern. Mit der Reformation hörte allerdings hier wie dort, wegen Gefahr des Ketzerthums, die Berufung deutſcher Geiſtlicher auf, und damit begann wohl auch der Untergang der deutſchen Sprache. Zur weiteren Beſtätigung finden ſich aber auch in dieſen Bergen noch Flurnamen, wie le Crove, Viſell, Loata, Sea = Grube, Wieſele, Leite, See, und Familiennamen, die ihren deutſchen Urſprung ſchwer verläugnen können. Ja ſogar noch in den euganeiſchen Hügeln, tief unten bei Monſelice, hat man ſolche Spuren getroffen. Wenn nun aber alles Land um Vicenza mit deutſchen Anſiedelungen beſäet war, ſo iſt nicht zu verwundern, daß auch die Stadt ſelbſt ihre deutſchen Bewohner hatte. Herr Widter meint, daß Viſega, der alte Name des Campo di Marte, der noch heutiges Tags eine ſchöne grüne Wieſe vorſtellt, ein deutſches Wort (wohl Wieſeck), daß das Thor Porta Berga, welches hart an der Bergſeite gelegen, und daß ſelbſt der Stadtbach von Vicenza, der bekannte Bachiglione, deutſche Namen

tragen. — Iſt doch auch Brenta, wie jetzt der alte Medoacus heißt, wahrſcheinlich deutſchen Urſprungs.

„Man möchte," ſagt Herr v. Attlmayr, „ſich bei den überraſchenden Reſultaten ſolcher Betrachtungen verſucht fühlen, an die Möglichkeit einer trügeriſchen Viſion zu glauben, allein es gibt doch auch andere Leute, geborene Vicentiner, die ähnliche Anſichten hegen, ja ſogar annehmen, daß in der Stadt Vicenza ſelbſt einſt deutſch geſprochen wurde. In einer erſt 1863 im Druck, doch nicht im Buchhandel, erſchienenen Abhandlung: „Dei Cimbri primi e secondi," ſagt der Verfaſſer, ein Conte Schio von Vicenza, ausdrücklich: man habe allen Grund anzunehmen, daß vor dem vierzehnten Jahrhundert in Vicenza deutſch und italieniſch unter einander geſprochen worden ſei. Er citirt dabei eine Angabe des damaligen Schriftſtellers Ferretti, der zufolge ein Sigofredo Ganzera bei einer Verſchwörung wider die zu jener Zeit auch Vicenza beherrſchenden Paduaner, wenn er von dieſen nicht verſtanden ſein wollte, deutſch geſprochen habe — ein Zeichen, daß zum Unterſchied von den Paduanern die Vicentiner der deutſchen Sprache damals in der Regel mächtig ſein, ſie wenigſtens verſtehen mußten. Giovanni da Schio meint aber ferner, daß man in Vicenza vor dem Jahr 1000, wenn nicht ausſchließend deutſch geſprochen, doch das damalige Italieniſche oder Latein mehr als lingua erudita gekannt und gebraucht habe, und geht ſchließlich ſo weit, unumwunden ſeine Ueberzeugung auszuſprechen: daß es eine Zeit gegeben habe, in welcher die Vicentiner ſich nicht als Italiener betrachteten, wobei er unter anderm den allerdings merkwürdigen Umſtand anführt, daß in allen Provinzen von Italien

(ſicher wenigſtens in Oberitalien), das Landvolk einen nach der Hauptſtadt der Provinz benannten Dialekt — veroneſiſch, mantuaniſch, breſcianiſch u. ſ. w. — ſpricht, dagegen der Bauer von Vicenza keinen eigenen Dialekt hat, ſondern, wie er ſelbſt ſagt, Pavan, d. i. den Paduaner Dialekt, ſpricht.“ In allen ſeinen Hypotheſen möchten wir dem Grafen v. Schio freilich nicht zuſtimmen. Wenn er z. B. Grabo — Namen eines Wildbachs bei Luſiana — aus dem deutſchen Graben ableitet, ſo laſſen wir uns das wohl gefallen, wenn er aber aus Xanthe (ſprich Sante) — ebenfalls Namen eines Wildbachs — ſchließen will, daß einſt ein Volk trojaniſcher Abkunft hier geweilt, ſo können wir leider nicht folgen, denn wahrſcheinlich iſt es nur das deutſche Sand.

Auf eine vielleicht überwiegende und jedenfalls ſehr zahlreiche deutſche Bevölkerung dieſer Gegenden wird ferner hindeuten, daß in den Jahren 647—1123 unter achtunddreißig Biſchöfen zu Padua zweiundzwanzig erſcheinen, welche ausdrücklich franchi oder ultramontani genannt werden. Daß man aber in Italien unter den Ultramontanen nicht jene Gattung von Leuten verſteht, welche wir heutzutag in Deutſchland darunter begreifen, ſondern vielmehr jene, welche aus den Ländern jenſeits der nördlichen Berge kommen, braucht dem gebildeten Leſer nicht auseinandergeſetzt zu werden. „Faßt man alles dieß zuſammen, ſo werden ſelbſt die Freunde des Nationalitätsprincips es begreiflich finden, daß Kaiſer Otto der Große um die Hälfte des zehnten Jahrhunderts die Marken Verona und Aquileja, alſo auch das heutige Friaul, das damals mit ſeinen deutſchen Rittern und meiſt ſlaviſchem Landvolk auf

italieniſche Nationalität wohl überhaupt noch keinen Anſpruch machte, ohne weiteres zum deutſchen Reich geſchlagen hat."

Was nun aber die Sette Comuni, die Leute „von den ſiben Pergen," betrifft, ſo ſtellt ſich mehr und mehr heraus, daß ſie nicht einer zuſammengelaufenen Mannſchaft von Holzſchlägern, Kohlenbrennern und Bergknappen aus Tirol ihren Urſprung verdanken, ſondern daß ihre Urväter vor alten Zeiten aus der jetzt italieniſchen Ebene heraufgekommen ſind. Dort drunten bei Vicenza ſind die Anfänge ihres Daſeins zu ſuchen, und die Alpendörfer, die ſie jetzt bewohnen, waren früher nur Colonien, die von den Flecken der Ebene ausgegangen. Darin ſtimmen jetzt alle italieniſchen Forſcher überein, und ſie ſtützen ſich namentlich auf den Umſtand, daß früher alle die verſchiedenen Orte der ſiben Perge in die Kirchen des Flachlandes, als ihre Mutterkirchen, eingepfarrt waren — „ein kräftiger Beleg dafür, daß die Deutſchen weder als Flüchtlinge, noch als Eroberer, dieſes rauhe, abgeſchloſſene Hochthal beſetzt haben, da ſie ſonſt als Fremdlinge in Blut und Sprache ſich ohne Zweifel auch zu einer eigenen Kirchengemeinde vereinigt haben würden."

Daſſelbe Verhältniß gilt aber wohl auch von jenem Theil des Gebirgs, welcher auf der linken Seite der Etſch zwiſchen Verona und Roveredo liegt und die Tredici Comuni beherbergt, obgleich es dafür noch an Belegen fehlt. Jedenfalls iſt es ſehr bezeichnend, daß ſelbſt in dem hochgeprieſenen weinreichen Thale Policella, deſſen Flüßchen etwas oberhalb Verona in die Etſch läuft, noch Namen zu finden ſind wie Prunn, Leita, Mittertal, Mittereben,

Weſenprunn und andere dergleichen mehr. Auch in dieſem Thal war alſo einſtens eine deutſche Landbevölkerung, obgleich es niemals zu den dreizehn Gemeinden gehörte, während in dieſen ſelbſt jetzt nur noch die zwei kleinſten und höchſtgelegenen Dörfchen deutſch ſprechen.

Es iſt begreiflich, daß nach ſolchen Entdeckungen ſowohl Herr Widter als Herr v. Attlmayr die Frage nach der Abſtammung dieſer deutſchen Völkerſchaften wieder aufgenommen hat. Auf die Aehnlichkeit der Dialekte und mancher Sitten mit den tiroliſchen Dialekten und Sitten ſich ſtützend, bleiben ſie dabei, daß jene alle zuſammen bayeriſcher Herkunft ſeien, daß alſo im frühen Mittelalter, als die Bajuvaren über den Brenner geſtiegen, ein Theil derſelben ſich bis nach Vicenza und an die untere Etſch hindurchgeſchlagen und ſo dem dortigen Germanismus einen Anfang gegeben habe. Wir geſtehen, daß wir an dieſes Klein-Bajuvarien am Bachiglione nicht recht glauben können, und daß wir noch immer dafür halten: es ſeien in dieſen ſüdlichen Germanen zwiſchen den Monti Berici und dem Fleimſer Thal eher die Enkel der Longobarden zu verehren — der Longobarden, die etwa auch die letzten Gothen in ſich aufgenommen.[1] (Wenn wir hier dieſen Namen wieder vorbringen, ſo geſchieht es zunächſt weil in der Gegend von Malo und in Val d'Agno bei Arzignano ſich die Tradition erhalten hat, daß dort einſt Gothen gewohnt und daß die jetzigen Bewohner von dieſen abſtammen.) Daß auch Bayern und Franken ſich einzelweiſe in Oberitalien angeſiedelt, iſt durch Urkunden nachgewieſen, indeß beſteht doch kaum ein Zweifel, daß die Nationalität und der Name

[1] Vgl. Herbſttage in Tirol S. 186.

der Longobarden allenthalben überwiegend war und den Ausschlag gab.

Aus all diesem sollen wir aber ungefähr lernen, daß die deutsche Sprache, wie sie allmählich von den berischen und euganeischen Hügeln bis gegen Bozen hin zurückgetrieben wurde, ebenso auch am Eisack und im Vinschgau allmählich aufgerollt werden und verloren gehen kann. Darüber haben wir uns aber schon früher ergangen, und wollen daher hier zum Schlusse nur beisetzen, wie sich Herr v. Attlmayr ausspricht:

„Diese ernste Gefahr nun durch das Beispiel und die Erfahrung unserer Nachbarn auch in der Heimath zum Bewußtsein zu bringen, ist der letzte eigentliche Zweck dieser Zeilen, da, wie mich dünkt, jeder Deutsche, jeder Tiroler sich tief ergriffen fühlen muß bei dem Gedanken, durch unsere Fahrlässigkeit vielleicht auch die in allen deutschen Gauen ob der üppigen Fruchtbarkeit, der Schönheit und Gesundheit der Lage wie ein Paradies gepriesene Gegend von Bozen und Meran dem wälschen Element überliefert zu sehen — dieses reiche, von unseren Vätern so getaufte „Land an der Etsch," die Wiege Tirols mit ihren romantischen Schlössern und freundlichen Edelsitzen, mit dem reinen Himmel, dem milden Klima, den herrlichen Früchten und dem Kern des streitbaren Landvolks — diesen wunderbaren Boden auf dem die Rosengärten der heimischen Sagen blühen, ja wahrhaft das Herz des Landes, das — man merke es wohl — nicht aufhören darf deutsch zu schlagen, wenn Tirol, sonst der Schild Oesterreichs genannt, bleiben soll, was es seit fünfhundert Jahren für Oesterreich und wohl auch für Deutschland gewesen."

Und Herr Widter ſpricht von der großen Artiſchocke Deutſchland, an deren Blättern fort und fort die Fremden nagen, und die ſich's, trotz ihrer Millionen Stacheln, ruhig gefallen läßt. Die ſiben Perge ſind jetzt mit ihrer Mutterſtadt Vicenza wieder italieniſch geworden, nachdem ſie in fünfzig Jahren deutſcher Herrſchaft mehr von ihrer Nationalität eingebüßt haben als in fünf Jahrhunderten, da ſie unter den Wälſchen ſtanden. Hoffentlich iſt dieß der letzte Zweig, den wir uns von unſrer Eiche brechen laſſen müſſen.

XI.

Das Urbarbuch des Kloſters zu Sonnenburg.[1]

Herausgegeben von Dr. J. V. Zingerle. Wien. 1868.

1868.

Bekanntlich ſind unſre lieben Tiroler die intereſſanteſten Leute in Deutſchland, in Europa, ja unter dem Monde, und zwar in ethnographiſcher Beziehung. Rhätier, Römer, Romanen, Gothen, Longobarden, Bajuvaren, Sueven, Slaven, acht Völkertypen, ſie ſind hier nicht etwa wie die Hunnen im Sturmwind vorübergefahren, ſondern haben ſich niedergelaſſen, haben da gewohnt, gelebt und geliebt. Ja, ſie ſind faſt noch gleichzeitig da zuſammengeweſen, denn die letzte Rhätierin konnte leicht noch (im J. 490) den erſten Gothen heirathen, und die Longobarden von Trident kauften den Puſterthaler Wenden auf dem Bozener Wochenmarkt noch ihre Kälber ab, und mochten da, wenn's zu Händeln kam, vor einem bajuvariſchen Gaugrafen Recht nehmen, während die Romanen neugierig zuſchauten. Kein Land in Europa hat ſo viele Racen in ſich aufgenommen, wie Tirol. Nur Sicilien, das vielbegehrte

[1] Erſchienen in der Allgem. Zeitung, 22. December 1868.

Eiland, ließe ſich vielleicht vergleichen; doch auch dieſes nur, wenn wir die Cyklopen als Urbewohner hinzurechnen. Wie nun aber auf tiroliſchem Boden jene verſchiedenen Metalle gleichſam in eine Glockenſpeiſe zuſammengeronnen ſind, und wie daraus ein Guß entſtanden iſt, welcher — abgeſehen von einigen ſchwarzen Punkten — den ſchönen und lieblichen, den ächtdeutſchen Klang des heutigen Tiroler Volkthums von ſich gibt, das iſt eine Frage, die jetzt hin und wieder wenigſtens ein Ausländer aufzuwerfen ſucht. Die hierüber gepflogenen Studien, die eine Antwort geben ſollen, ſind allerdings noch ziemlich dünn und fadenſcheinig, allein in unſern Tagen, wo die entfernteſten Nebelflecken am dunkeln Nachthimmel nach und nach aufgelöst werden, iſt's auch an der Zeit, die Nebelflecke in der tiroliſchen Geſchichte etwas näher zu beſehen. Säßen die Rhätier noch zu Veldidena (Wilten), die Gothen jetzt noch zu Goſſenſaß, die Longobarden noch zu Mezzo-Lombardo, ſo würde man ſie an ihrer Sprache erkennen und das Gebiet, welches jeder Stamm einnimmt, leicht abſtecken können; jetzt aber, nachdem dieſe Völker alle ausgeſtorben, vielmehr von den Bajuvaren und den Romanen aufgeſogen worden ſind, jetzt bieten ſich als Behelf zur Regulirung der ehemaligen Gränzen nur noch die Namen dar, welche ſie einſt den Ortſchaften gaben, wo ſie ſich niedergelaſſen. Wenn die Völker Leben, Name und Sprache verloren haben, ſo ſprechen ſie, wie ſchon oft geſagt, doch noch in ihren Ortsnamen fort.

Habt ihr kein anderes Material, kann man alſo den Tirolern zurufen, für eure Ethnologie oder Volkwerdungsgeſchichte, habt ihr keine gothiſchen Chroniken, keine longo-

bardiſch-tiroliſchen Annalen, keine Operationsberichte der bajuvariſchen Conquiſtadoren aus dem ſechsten oder ſiebenten Jahrhundert, ſo ſucht wenigſtens die Ortsnamen zuſammen! Unter den verſchiedenen Sonderlingen der deutſchen Nation kommen auch ſolche vor, die an keinem Hof und keinem Feld vorübergehen können, ohne über deſſen Namen in Gedanken zu verfallen. Auf dieſe müßt ihr ſpeculiren!

Einem ſolchen Winke ſcheint Herr Prof. Zingerle gefolgt zu ſein, als er jüngſt das Urbarbuch des Kloſters Sonnenburg herausgab. Kloſter Sonnenburg (urkundl. Suanapurg, die Burg der Sühne) wurde im Jahre 1018 von dem reichen Grafen Volkold für fromme Frauen geſtiftet, die ſich da einem beſchaulichen Leben ergeben ſollten. In ſchneidendem Gegenſatz zu der hochgeſpannten Keuſchheit, welche die ſchönere Hälfte der Tiroler in unſern Tagen auszeichnet, lebten aber die gottgeweihten Damen zu Sonnenburg in allen irdiſchen Freuden, waren ſtets voll Lieb' und Luſt, und wurden in jedem Jahrhundert wenigſtens einmal viſitirt, disciplinirt und excommunicirt. Das Kloſter liegt nicht weit von der Stadt Brunecken im Puſterthal, iſt aber von Kaiſer Joſeph aufgehoben worden und jetzt faſt in Trümmer zerfallen. Einſtens aber war es ſehr reich an Land und Leuten und hatte namentlich viele Steuern und Zinſen, Schmalz und Käſe, Kälber, Schweine, Hühner und Eier im nahen Thal Enneberg zu fordern. (Enneberg, früher Eneperges, iſt ennet Berges, jenſeits des Berges. Ladiniſch heißt der nördliche Theil des Thals Marò — lat. Marrubium, ital. Marebbe — der ſüdliche Badía, deutſch Abtei; die Einwohner der Badia heißen Badioten.)

Was Enneberg und das anſtoßende Gröden betrifft,

ſo haben wir ihre Weſenheit ſchon öfter erklärt, aber da Niemand aufmerkt und in letzter Zeit wieder mehrere Gebildete vorgekommen ſind, welche dieſe Namen nicht einmal kannten, ſo müſſen wir heute abermals von vorn anfangen und aus einander ſetzen, daß Enneberg und Gröden zwei Thäler in Deutſchtirol ſind, deren erſteres gegen das Puſterthal bei Brunecken, letzteres gegen den Eiſack bei Klauſen ſich öffnet, und daß in dieſen Thälern eine eigene Nation gefunden und, zum Unterſchiede von den Ladinern im Weſten, nämlich in Graubünden, jetzt gelehrterweiſe die oſtladiniſche genannt wird, weil ſie ein altes Bauernlatein ſpricht, welches allerdings von der claſſiſchen Latinität des ſchulgerechten Cicero ſo beträchtlich abſteht, daß dieſer Autor heutzutag weder ſie noch ſie ihn verſtehen würden. Dieſe oſtladiniſche Nation iſt im weiten Oeſterreich jetzt die einzige, welche keine zu ſein begehrt. Sie verlangt für ihr Oſtlatium — dieß wäre der Name, welchen ihr Gebiet vielleicht anſprechen könnte[1] — weder eigenen Landtag, noch eigenes Heer, noch eigene Hofkanzlei. Die Inful der ehemaligen Aebtiſſin, Fürſtin und Frau zu Sonnenburg ſollte, wenigſtens in Enneberg, eigentlich dieſelbe ſymboliſche Bedeutung haben, wie anderswo die Wenzelkrone, aber ſie iſt ebenſo wenig zu finden, wie dieſe, und wird auch gar nicht geſucht. Ganz unähnlich den Neugriechen, ſtreben die Grödner und Enneberger keineswegs ihr Ladin wieder zur Reinheit des Auguſteiſchen Zeitalters zurückzuführen, ſondern ſie ſprechen einfach „wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt," unverſtändlich für

1 Lateiniſch etwa Austrolatium, nach dem Vorbild der Vorarlberger, die ſich in lateiniſchen Schulſchriften Austro-Rhæti nennen.

Jedermann, außer für ſich ſelbſt. Es gibt da keine Ladiniſſimi (noch weniger Italianiſſimi), vielmehr leben dieſe biedern Enkeln des Romulus in Freundſchaft mit den germaniſchen Nachbarn und geben ſich mit ihren deutſchen Amtleuten, wenn dieſe anders brav und ordentlich ſind, leicht und gern zufrieden. Sie ſind überhaupt rechtſchaffen, gutmüthig und ſtill.

Das Urbar des Kloſters Sonnenburg war urſprünglich lateiniſch geſchrieben, aber Frau Diemuot von Lienz, die würdige Frau Aebtiſſin († 1338), hat daſſelbe „ab dem alten lateiniſchen puoche haizzen machen teutſche," damit es eine jegliche der Frauen, und namentlich die Rentmeiſterin, auch ohne claſſiſche Studien leſen und verſtehen könne. Da nun, wie geſagt, ein beträchtlicher Theil der Kloſtergüter im Thal Enneberg gelegen war, ſo gewährt uns das Urbar eine große Anzahl von Hof- und Flurnamen aus jener Gegend, und da dieſe Namen jetzt über fünfhundert Jahre alt ſind, ſo iſt dieß, wie jeder einſehen wird, ſehr intereſſant.

Das Urbar iſt aber, erſtens, ein Beitrag zur Geſchichte bajuvariſcher Coloniſation in Rhätien. Es ſind nämlich in dem ladiniſchen Ländchen auch eine große Menge deutſcher Höfe oder „Lehen" verzeichnet. So Praitenperch, Ekke, In dem Thal, Neuhaus, Pach, Wengen u. ſ. w. Dieß iſt dieſelbe Erſcheinung, welche durch ganz Wälſchtirol geht und neuerer Zeit auch bis hinunter nach Vicenza und in die euganeiſchen Berge aufgedeckt worden iſt, wie wir dieß vorigen Jahrs an der Hand des Herrn Poſtdirectors J. G. Widter auseinander geſetzt haben. Die Germanen kamen, nahmen ſo viele Höfe als ſie brauchten,

gaben ihnen deutſche Namen und lebten dann mitten unter den Romanen fort, bis ſie in dieſen „aufgiengen.“ So iſt jetzt auch in Enneberg keine einzige Familie mehr, in welcher das Deutſche die von altersher befeſtigte Haus- und Hofſprache wäre; vielmehr iſt alles ladiniſch geworden, und auch jene deutſchen Namen ſind wohl größtentheils verſchollen. (Das einzige, was wir an der Schrift, die wir beſprechen, ausſtellen möchten, iſt, daß ſie das jetzige Enneberg ganz ignorirt, während es gerade ſehr angenehm wäre, zu erfahren, welche von dieſen Ortsnamen, deutſche oder ladiniſche, gegenwärtig noch vorhanden ſind, und wie ſie heutzutag lauten). Nur iſt jene Einbuße hier leichter zu verſchmerzen, denn wenn es da auch kein deutſches Hausweſen mehr gibt, ſo verſteht dafür doch jeder Enneberger unſre Sprache und iſt dem deutſchen Genius ſympathiſch zugeneigt.

Ja, während in Folge der innern Hitze, welche in die von uns erzogenen Nationalitäten, auch in die unreinlichſten, gefahren, nunmehro Magyaren, Tſchechen, Lauſitzer, Caſſuben, Walachen, Croaten, Slowaken, Slowenzen u. a. m. ſich den Deutſchen in häuslicher Sitte, wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften, künſtleriſchen Schöpfungen und ſtaatenbildender Kraft für überlegen halten, dadurch aber hochmüthig und ungenießbar werden, ſind die Oſtladiner die einzigen, die auf gleichem Fuß mit uns verkehren und uns eine beſcheidene Geltung zugeſtehen. Schon aus dieſem Grunde müſſen wir ſie hochachten!

Nun aber weiter! Wenn nur Ortsnamen vorkämen wie Praitenberg, In dem Thal, Neuhaus und Pach, ſo würde der gebildete Deutſche jeden Dolmetſcher leicht

entbehren können, aber da treten ganz andere auf! Um zu zeigen, daß wir uns bisher nicht ganz umsonst geplagt, möchten wir wohl einige der ostladinischen Räthsel hier besprechen dürfen. Da schon mancher gewichtige Autor seine tiefsinnigen Etymologien in der Beilage der Allgemeinen Zeitung niedergelegt hat, so läßt sie uns dem süßen Trieb linguistische Rebus aufzulösen vielleicht ebenfalls ein bischen fröhnen.

Das Urbar ist nämlich, zweitens, auch ein angenehmer Ziergarten, in dem sich als duftende Blumen gar viele jener schön und wunderlich klingenden Namen finden, die uns durch ganz Deutschtirol begleiten. Ein guter Theil davon gehört allerdings zu den bekannten, die man wie Gänseblümchen und Himmelsschlüssel in jedem Thal und auf jeder Wiese trifft. So z. B. Pineit (pinetum), Föhrenwald, Pitscheit (picetum), Fichtenwald, Larsonit, jetzt Lartschneit (laricinetum), auch Larseit (laricetum), Lärchenwald. Von solchen Ortsnamen rühren in Deutschtirol eine Menge Geschlechtsnamen her, die aber oft dergestalt geschrieben werden, daß die ursprüngliche, längst verschollene Bedeutung schwer mehr zu erkennen ist. Neben den Pitscheidern, Patscheidern, Pazeidern z. B. schreiben sich einige auch Bettscheider und zwar, wie mir einer der Familie sagte, zum Andenken, daß sich sein Ahn einmal von Tisch und Bett geschieden. Neben den Lartschneidern, Latschneidern gibt es auch Lordschneider, und nennt sich namentlich der Wirth zum Rößl in Gröden so — prächtiger Titel für einen Wirth, der viel mit vornehmen Engländern zu thun hat!

Andere Namen des Urbars sind belehrend, weil die

ältere Schreibung zeigt, daß bei ihnen die Präpoſition (wie bei Amſtäg, Andermatt, Zermatt) mit dem Hauptwort zuſammengewachſen iſt, was man bisher nicht allen anſah. Pescol z. B., bisher nicht verſtanden, iſt hier post col geſchrieben, und daher leicht und ſicher als Hintermbühel zu erklären. Leicht und ſicher erklärt ſich nunmehr auch Pescoſta als post costa, hinter der Halde. Bei dieſer Gelegenheit möchte ich jenes Peſchlauz herbeiziehen, welches in der Rhätiſchen Ethnologie S. 130 und zwar mit einem Fragezeichen als bestioluzza erklärt iſt. Als Seitenſtück zu jenem Peſchlauz findet ſich nämlich im Urbar ein Hofname Piſchlaut oder Pizelaut. Soll man nun post scaluzza, scalotta, hinterm Stiegel, deuten oder ſoll man von lat. picea, ladiniſch petsch, die Fichte, ausgehen und die Namen mit piceoluzza, piceolotta erklären? Jenes Pitzedatz wenigſtens, das im Urbar ſich ebenfalls findet, wird ſich kaum anders aufhellen laſſen, als wenn man es auf picettazzes, „bei den kleinen, ſchlechten Fichten" zurückführt, wobei es durch das bündneriſche Bonaduz, urkundlich *Penedutz*, pinettuzzes, eine angenehme Bekräftigung erhält. In gleicher Weiſe ſind auch Viltatſch, vallettaccia, Gſtatz, casettazza u. a. gebildet. Ferner ſtellt ſich Acol als à colle, Attroi, auch Ad Troy geſchrieben, als à troi, am Weg, Agareit als ad carectum, am Ried, heraus. Arigayra iſt wahrſcheinlich à riviera. Tyſonaira iſt d'iva nera, von der ſchwarzen Eibe oder vielleicht d'ava nera, vom ſchwarzen Bach. Es beginnen jetzt nämlich manche Namen mit de, weil ihr erſter Beſtandtheil abgefallen iſt. So z. B. Tulfes, Dorf bei Rinn, wo Speckbacher geboren iſt, prà d'ulves (ulva, lateiniſch Schilf),

Dalvazza, Bach am Achenſee, rio d'ulvazza. So iſt z. B. der im Jahre Neun vielgenannte Name Donay, der auch als Duney erſcheint, zunächſt als d'unei zu faſſen. Onëi, unëi iſt aber die jetzige ladiniſche Form des lateiniſchen alnetum, Erlenwald. Der Name kommt auch in Gröden vor und zwar, da die meiſten Grödner einen doppelten, nämlich einen ladiniſchen und einen deutſchen Namen führen, in zweifacher Geſtalt, indem ſich die d'Unëi deutſch Alneider ſchreiben.

Andere Namen ſind ſchon räthſelhafter, und dieſe wären uns eigentlich lieber, wenn wir ſie nur alle verſtünden! Gerne legen wir aber ein Halbdutzend vor, die wir glücklich herausgebracht zu haben glauben, während die Deutung der übrigen das gelehrte Enneberg ſelbſt übernehmen mag. (Auf ein paar veränderte oder verlorne Buchſtaben kommt es da nicht an, denn der alte Schreiber in Frau Diemuots Tagen verſtand entweder das Ladiniſche gar nicht, oder er gab ſich wenigſtens keine Mühe, es richtig und mit Conſequenz zu Papier zu bringen).

Syrſaira alſo iſt sur sera, auf (gegen) Abend, was im Deutſchen Weſterhof wäre. Crafonaira iſt grava nera, am ſchwarzen Gries, oder etwa auch carbonaria, die Kohlſtatt. Seranconaira iſt sur runca nera, am ſchwarzen Greut. [1] Rudefabria iſt rivo de fabrica, Schmiedbach. Cavelerons theilen wir in Cave-lerons und erklären cava de latrones, Räuberhöhle, denn latro, das jetzt oſtladiniſch lêre heißt, hieß früher wohl lerôn. Pruſadatſche

[1] Schneller hat in ſeinen Romaniſchen Volksmundarten Syrſaira und Seranconaira wieder anders erklärt, nämlich erſteres S. 33 als soriciarium, Maushof, letzteres S. 29 als supraiconarium, Raum ober einem Bildſtocke; allein ich geſtehe gerne, daß mir meine Deutungen ungleich lieber ſind.

erkannte Herr Nocker aus Gröden,[1] der mich bei meinen „Forſchungen" unterſtützt, ſogleich als das auch in ſeiner Heimath vorkommende bruscia dascia, Dachſenbrand, d. h. ein Ort, wo man Dachſen verbrennt. (Das oberdeutſche Dachſen, Fichtenzweige, worüber Schmeller noch ausführlich handelt, iſt im Grimm'ſchen Wörterbuch ſehr kurz, nämlich nur mit einer Zeile abgemacht. Wo es herſtammt, weiß man übrigens nicht genau. Es iſt beachtenswerth, daß es auch bei den Oſtladinern vorkommt.)

Der Prachtkäfer, Goldvogel, Königstiger und Schlacht-Elephant unter all dieſen Namen iſt aber Thaſanponazada, ein Unicum in ſeiner Art, denn man darf gewiß ganz

[1] Jetzt als rühmlich bekannter Holzſchneider in München lebend. Seine Ahnen, der Nocher (wohl der deutſche Name Notger) und die Nocherin, ſind in dem Urbar ebenfalls verzeichnet. Uebrigens hat mir mein Freund aus Gröden auch ſchon einmal, obwohl unabſichtlich, einen ſchönen Bären aufgebunden. Da nämlich die Grödner für die anliegenden deutſchen Ortſchaften ihre eigenen grödneriſchen Namen haben, ſo wollte ich einmal wiſſen, wie ſie Seben, das hochgelegene Kloſter bei Klauſen, ihre Hauptwallfahrt, benennen. Seben, ſagte Herr Nocker, heißt Schneves. Dieſer Name ſchien mir um ſo intereſſanter, als bei Sinnacher, Geſchichte des Bisthums Brixen, III. 579, im zwölften Jahrhundert wirklich ein *Scheneves* als Name eines Ortes vorkommt, deſſen Lage allerdings nicht mehr beſtimmt werden kann. Ich verfaßte daher eine gelehrte Note zu Seite 261 der „Herbſttage in Tirol." — Als ich nun 1868 wieder ins Grödnerthal kam, wollte ich mir ſofort eine Beſtätigung holen und fragte: Was heißt Seben auf grödneriſch? — Seben, war die Antwort, heißt Sebun, Seben. — Nicht doch! verſetzte ich, Seben heißt Schneves. Ich weiß es aus beſter Quelle. — Ja, Schneves oder vielmehr Schnevers, entgegneten die Grödner, heißt ſchon auch Seben, aber Sebenſträuche, juniperus sabina!! — — Schnever iſt nämlich geradezu die grödneriſche Form des lat. juniperus. In Lüſen kommt Tſchinaifer, in Villnöß Tſchinofreit (juniperetum) auch als Ortsname vor.

Rhätien zu Berg und Thal abgehen und findet nicht wieder ſeines gleichen. Dieſen Namen trägt ein Acker, der bei Wengen liegt. Nach Sylbenfall und Klang erinnert er faſt an Nabuchodonoſor oder Nabopalaſſar, doch iſt er ſicherlich nicht babyloniſchen Urſprungs. Wenn wir uns erklärend nähern ſollen, ſo müſſen wir bitten, das Triſyllabum ſanpona herausnehmen zu dürfen. Sampogna, zampogna, ſanſona iſt (ſ. Diez, Wörterbuch 1, 364) ein italieniſch-ſpaniſch-portugieſiſches Wort und bedeutet Schalmei, Hirtenflöte, Schwegelpfeife. Es kommt — man ſollte es nicht glauben — aus dem griechiſch-lateiniſchen symphonia. So ſchwach waren die Anſprüche jener früheren Zeiten auf vielſtimmiges Getöſe in der Muſik, daß ſie ſelbſt die Schwegelpfeife ſchon eine Symphonie nannten! Nun werden aber die Gelehrten hoffentlich zugeben, daß man aus Sampona auch ein Verbum samponizare, und aus dieſem wieder ein Subſtantivum samponizada bilden konnte. Die Bedeutung deſſelben wäre etwa Pfeiferei, Pfeiferſtückel. Jetzt aber ſollte ſofort ein tiroliſcher Culturhiſtoriker eintreten und uns in einer kleinen, aber hübſchen Monographie über Pfeiferei, Pfeifertage, Pfeifergerichte und die geſammte Pfeiferwirthſchaft in Oſtlatium ein ungeahntes Licht aufzünden, denn in dem Namen ſteckt vielleicht, um mit Riehl zu ſprechen, eine ganze Geſchichte. Bis dieſe geſchrieben iſt, wollen wir, da der Begriff „Pfeiferei" als Name für einen Flurſtrich faſt etwas entlegen ſcheint, doch die weitere Vermuthung hinausſchnellen, daß ſich da auf dem Felde von Samponizada, viele Jahrhunderte vorher ehe in Tirol das Tanzen verboten wurde, die Jünglinge und die Mädchen von Oſtlatium an feſtlichen Tagen zuſammen-

fanden, um ſich beim Klange der Schwegelpfeifen in traulichem Reigen zu ergötzen und die Noth der Woche zu vergeſſen. Enneberg war ja auch das Thal, das die alten Tanzſtädel (oſtlad. pajung) am längſten in Ehren hielt.[1] Wehmüthige Erinnerung! — Allerdings iſt noch das anlautende tha zu erklären, was auch nicht ſchwierig ſcheint, denn da der Schreiber, wie wir ſahen, die Präpoſitionen gern ans Hauptwort anſchweißt, ſo iſt dieſes tha wohl nur ein übelverſtandenes de, welches die Verbindung mit einem vorausgehenden, jetzt verlornen Worte herſtellen mußte, und der unverſehrte Name in ſeiner urſprünglichen Fülle wird alſo val, col oder prà — de samponizada gelautet haben. In gebührender Beſcheidenheit ſind wir weit entfernt, dieſe Erklärung irgendjemanden aufzudrängen, bitten aber jeden, der eine beſſere, vielleicht aus dem Keltiſchen, weiß, uns dieſelbe, wenn auch in unfrankirten Briefen, gefälligſt mitzutheilen.[1]

[1] Vgl. Drei Sommer in Tirol. 2. Auflage. III. 248.

[2] Wenige Tage, nachdem dieſer Artikel in der Allg. Ztg. erſchienen war, erhielt ich einen Brief von dem mir damals noch unbekannten, ſeitdem zum lieben Freunde gewordenen Herrn Profeſſor Ignaz Petters in Leitmeritz, einem trefflichen Linguiſten. Er ſcheint über meine Arbeit, obwohl ein Fremder, mehr Freude empfunden zu haben, als alle Tiroler, obwohl Eingeborene, miteinander. Zum Zeichen ſeiner Theilnahme commentirte er meine Aufſtellungen mit ſehr gründlichen Gloſſen und theilte mir auch einige Gegenvorſchläge mit. Pruſadatſche z. B. erklärt er als bruzza d'accie (ſ. Diez, broza, Strauchwerk, accia, Hacke). „Das wäre ein guter Name eines Gereutes, von den Abfällen nach den wuchtigen Axthieben entlehnt."

Zum nächſtfolgenden Namen bemerkt Herr Petters: „Muß man bei samponizada gerade an Volkstänze denken? Wie wäre eine Gleichſtellung mit Ortsnamen wie Vogelſang? Oder ſchnitten an jenem Orte die Jungen gerne ihre Schwegeln?"

Damit laſſen wir ab von dieſen oſtladiniſchen Merkwürdigkeiten und ſchließen unſern Bericht, welcher vielleicht in dieſer ſturmbewegten Zeit nur zu unbeachtet dahin geht, obwohl er gerade in der Abſicht geſchrieben iſt, das gebildete Publicum mit der rhätiſchen Ethnologie immer in einer gewiſſen Fühlung zu erhalten. Daß Germaniſten, Rechts- und Culturhiſtoriker, ſowie andere wirkliche Forſcher aus dem Urbar noch viel mehr Honig ſaugen werden, als wir mit unſern ſchwachen Kräften, wird natürlich ſchon von vornherein zugegeben. Uns ſelbſt aber ſind bei unſerm verknöcherten Herzen ſolche Publicationen, aus denen man etwas lernen kann, ungleich lieber als fünfzehn Bozener Sonette und dreißig Innsbrucker Tragödien. Und ſo wollen wir nur wünſchen, daß das Sonnenburger Urbar auch das ſeinige beitragen möge, die mehrerwähnten Studien über die Entſtehung des tiroliſchen Volks, die nicht länger verſchoben werden dürfen, auf die rechte Bahn und bald zu ſchönen Ergebniſſen zu bringen. Es ſind auf dieſem Felde noch reiche Ernten einzuthun.

Das Wort *συμφωνία* zeigt übrigens einen merklichen Wanderungstrieb. Schon zu Daniels Zeiten ging es, wie mir mein ſeliger Freund Marcus Müller, der Orientaliſt, mittheilte, ins Chaldäiſche über und findet ſich noch heutzutage bei Daniel 3. 5. Bei den ſpäteren Griechen und den Römern kommt es auch ſchon in der Bedeutung eines einzelnen muſicaliſchen Inſtrumentes vor. Bei den Churwälſchen iſt sampugn jetzt ſo viel als Kuhſchelle.

In den letzten Monaten erwähnten die Zeitungen öfter ein Dorf bei Mantua, Bruſatafſa, gewiß derſelbe Name wie das Pruſadatſche des Urbars.

XII.

Die romaniſchen Volksmundarten in Südtirol.

Nach ihrem Zuſammenhange mit den romaniſchen und germaniſchen Sprachen etymologiſch und grammatikaliſch dargeſtellt von Chriſtian Schneller, k. k. Landesſchulinſpector in Tirol. Erſter Band: Literatur. Einleitung. Lautlehre. Idiotikon. Gera. Eduard Amthor 1870.

Ein Buch, das in gelehrten Kreiſen gebührendes Aufſehen erregen wird. „Tirol iſt das Land der Räthſel," ſagt der Verfaſſer, dem wir auch die vor zwei Jahren erſchienenen „Märchen und Sagen aus Wälſchtirol" verdanken, „faſt auf jeder grünen Höhe, auf jeder grauen Klippe ſitzt eine Sphinx, welche dem Wanderer ihre Fragen entgegenruft." Das größte und dunkelſte Räthſel, das über dem Alpenlande ſchwebt, iſt aber die Frage: welches Stammes die alten Rhätier geweſen und welcher Sprache ſie ſich in ihren Tagen bedient? Wie die altbayeriſchen Gelehrten — wenigſtens jene auf dem flachen Lande — ihr ruhmreiches Volk noch immer gerne von den keltiſchen Boiern ableiten, ſo finden ſich auch in Tirol gar manche Herzen, die an dem gleichen, übrigens dort erſt neuerlich eingeführten Glauben feſthalten und überall, wo jetzt wunderreiche Wallfahrten blühen, alte Druidentempel wittern. Die andere Partei dagegen hängt an dem

berühmten Heerführer Rhätus, dem Etrusker, der einſt, von den Galliern vertrieben, ſein Volk aus dem Paduslande nordwärts geleitet und den Urtirolern einen Anfang gegeben haben ſoll. Man glaubte nun ſchon ſeit manchen Jahren, die Streitfrage würde zur Löſung kommen, wenn „ein von neuerer Sprachwiſſenſchaft durchtränkter Meiſter“ einmal alle romaniſchen Dialekte, die jetzt auf ehemals rhätiſchem Boden erklingen, namentlich jene von Gröden und Enneberg, forſchend durchginge, um genau auszuſcheiden und beiſeite zu ſtellen, was allenfalls noch an altersgrauen Trümmern aus dem Idiom der Urbewohner zu entdecken wäre. Man hoffte, es werde ſich da eine, wenn auch kleine Sammlung der intereſſanteſten Sprachfoſſilien anlegen laſſen und dieſe dann über die rhätiſche Urſprache den zuverläſſigſten Aufſchluß geben.

Herr Schneller hat nun aber jene Hoffnung nicht zu erfüllen vermocht. In dieſer ſeiner neuen Arbeit werden weder Keltiſten noch Etruskomanen neue Waffen für ihre Kämpfe finden, denn der Verfaſſer hat die meiſten Wörter, die man ihrem Klange nach für altrhätiſch halten möchte, aus andern Sprachen zu erklären geſucht. Iſt nun aber auch jenes Urräthſel durch ſeine Bemühungen nicht lösbarer geworden, ſo hat er doch in andern Richtungen ſehr viel preiswürdiges hervorgebracht. Chriſtian Schneller iſt nämlich ein geborner Sprachforſcher, ein Etymologe von Gottes Gnaden, ein linguiſtiſcher Pfadfinder, wie weit und breit kein ähnlicher aufzuzeigen. Für ihn ſcheint es auf ſeinem Boden kaum mehr eine Schwierigkeit zu geben. Er nimmt die wunderlichſten, ſeit Jahrhunderten unverſtandenen Wörter ruhig in die Hand, ſtößt ihnen, wie

reifen Nüſſen, ſein linguiſtiſches Meſſer durch und durch und zeigt dann lächelnd die Innenſeite, um uns zu belehren, daß der Kern ein wohlbekanntes deutſches oder lateiniſches Wort ſei, das nur im Laufe der Zeiten etwas aus der Art geſchlagen.

Einige Belege werden nicht unwillkommen ſein. Wie italieniſch-ſpaniſch klingt z. B. nicht ganzega! Es bedeutet eine Freudenmahlzeit nach Vollendung einer längeren Arbeit; aber wie erklärt ſich das Wort? Einfach ſo, ſagt Herr Schneller: daſſelbe iſt zuſammengeſetzt aus zega, dem althochdeutſchen zeiga, und gan, d. h. gagan, gegen. Das Ganze bedeutet alſo Gegenerzeigung, ein von dem Unternehmer, der bauen oder ernten läßt, den Arbeitern als Gegenerkenntlichkeit gegebenes Mahl. Synonym damit iſt ein anderes ſeltſames Wort, gazeita, ganz und gar das deutſche Gezite, Hochgezite, was ja auch Freude und Jubel bedeutete. Ein drittes wunderliches Phänomen iſt Berlichete. Vien il Berlichete ſagt man in jenen Gauen, um Kinder zu ſchrecken, wie wir ſagen: es kommt der Klaubauf. Dieſes Berlichete iſt der nachhallende Name unſers wohlbekannten Götz von Berlichingen, der in der Zeit der Bauernkriege, welche auch die ſonſt ſo loyale Grafſchaft Tirol erſchütterten, anfangs als ſchreckender Ruf dienen mochte, dann aber dem Witz anheimfiel. Was iſt aber Schei? jenes ſeltſame Wörtchen, das wir in Wälſchtirol von den Hökerinnen und anderem handelnden Volk auf Markt und Straße ſo viel hundert mal ausrufen hören — cinque schèi, dieci schèi u. ſ. w. Es bedeutet bekanntlich ſo viel als Pfennig oder Centeſimo; iſt aber unſers Wiſſens bisher noch nicht erklärt worden. Herr

Schneller gibt eine Deutung, die faſt heiter ſtimmt, aber doch überzeugt. Jenes schèi iſt nämlich nichts Anderes, als ein aus den erſten Buchſtaben der deutſchen Randumſchrift: Schei—demünze gebildetes, von den Wälſchtirolern als italieniſch aufgenommenes Wort.

Ueberraſchend iſt auch die Erklärung, welche der Verfaſſer dem Wort miscalca widmet, das zwar nur einen Tannenzapfen bedeutet, aber ſo entſchieden keltiſch oder etruskiſch zu klingen ſcheint, daß wir in ſeinem myſtiſchen Schalle die Geſchichte einer ganzen Urwelt flüſtern zu hören glauben. Dieß iſt jedoch nur Täuſchung; das Wort gehört den neueren Sprachen an und die Erklärung geht auf dem einfachſten Wege vor ſich. Miscalca bedeutet nämlich nicht bloß den Tannzapfen, ſondern auch den Maiskolben und ſteht etwas verrenkt für discalca, discarica (franz. décharge), wie man wohl den Stumpf nennen konnte, der nach Wegnahme der Deckblätter und Körner übrig bleibt. Aus demſelben carica, carca leitet aber der Verfaſſer auch das deutſchtiroliſche Tſchurtſche, Fruchtzapfen der Nadelbäume, ab, welches alſo im Gegenſatz ein Ding bedeutet, das mit Decken und Nüßchen beladen iſt. (Daher der bekannte Familienname Tſchurtſchenthaler.)

Durch dieſe und andere ähnliche Deutungen ſtellt ſich alſo leider heraus, daß in den wälſchtiroliſchen Dialekten keine Reſte der Urſprache erhalten und daß von derſelben nur jene ſeltſamen Ortsnamen übrig geblieben ſind, wie Velturns, Schluderns, Glaterns, Similaun, Tiliſuna ꝛc., die wir bekanntlich nicht verſtehen. Sind wir nun aber, wie geſagt, dem rhätiſchen Räthſel nicht näher gekommen, ſo iſt doch über all den ſchwer zugänglichen, bisher noch

ſo wenig erläuterten, romaniſchen Volksmundarten, die vom Gotthard bis ans adriatiſche Meer geſprochen werden, ein höchſt überraſchendes Licht aufgegangen. Es wäre nun ein Vergnügen, zu zeigen, wie ungemein ſtark in dieſem Sprachſtoff noch das longobardiſche Element vertreten, wie zahlreich in dieſer romaniſchen Verkleidung die deutſchen Wörter ſind, aber ſolche Auseinanderſetzungen würden uns hier zu weit führen. Wir wollen nur mit großer Befriedigung anmerken, daß auch Herr Schneller geneigt iſt, die Deutſchen im wälſchtiroliſchen und im venediſchen Gebirge, wie wir, für Longobarden anzuſehen. Nach dieſem iſt es aber Zeit, zu Ende zu kommen, und wir ſchließen in der Ueberzeugung: es werde jedem Deutſchen, der an ſolchen Studien Antheil nimmt, zur Freude gereichen, daß ein Deutſcher — man darf wohl ſagen: zuerſt — jene romaniſchen Volksmundarten in der Weiſe unſers Altmeiſters Friedrich Diez der deutſchen Wiſſenſchaft erſchloſſen hat. Dieſer aber wird nicht leicht an einem andern Schüler ſo viel Wohlgefallen erlebt haben, wie nunmehr an Chriſtian Schneller.

Als dieſe, zuerſt am 10. December 1869 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erſchienene Beſprechung hier abermals zum Abdruck kommen ſollte, habe ich mir das Vergnügen nicht verſagt, das Büchlein meines Freundes Schneller noch einmal von Anfang bis zu Ende durchzugehen. Ich habe mir dabei, um nicht ganz aus der Uebung zu kommen, verſchiedene Bemerkungen aufgezeichnet, die etwas tiefer in das Werkchen eindringen und daher den Liebhabern der Rhätologie vielleicht nicht unwillkommen

ſein würden; allein mir fehlt jetzt leider die Zeit, ſie druckreif zu machen und ich behalte mir daher vor, ein andermal auf ſie zurückzukommen.

Es iſt oben ſchon geſagt, daß Herr Schneller die altersgrauen Trümmer aus dem Idiom der Urbewohner, deren Wiedererſcheinen mit ſo großer Spannung erwartet war, nicht aufzufinden vermochte. Und doch zeigen ſich in ſeinem Büchlein ſo manche Wörter, die theils gar nicht, theils nur ſehr künſtlich und mit höchſt bedenklichem Erfolge erklärt werden konnten. Es wäre vielleicht nicht ſo uneben geweſen, dieſe räthſelhaften Stücke wenigſtens zuſammenzuſtellen und ſie als Erſcheinungen zu bezeichnen, die des Rhäticismus verdächtig ſeien. Allein es iſt ein bekannter Charakterzug meines werthen Freundes, daß er die alten Rhätier nicht mehr zu Worte kommen laſſen will, während ich ſeit dreißig Jahren eifrig beſtrebt bin, dieſen biedern, nur leider ſo früh verſchollenen Urbewohnern wieder zu einiger Anerkennung zu verhelfen. Allerdings gebe ich gerne zu, daß durch eine Zuſammenſtellung jener räthſelhaften Stücke ihre Erklärung nicht weſentlich gefördert würde und daß ich zur Zeit für ſolche Foſſilien überhaupt nur inſoferne eine Verwendung weiß, als ſie ſich etwa zur Deutung von Ortsnamen tauglich erweiſen. Ich kann ferner nicht läugnen, daß ſich zu dieſem Zwecke vielleicht auch nur zwei oder drei aus jenem Häuflein verwerthen ließen. Indeſſen iſt doch noch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Wer weiß, ob uns nicht das churiſche Rhätien, wenn es einmal mit Schnellerſchem Fleiße durchforſcht iſt, einigen Erſatz für die Enttäuſchungen gibt, die uns Wälſchtirol gebracht.

XIII.

Ludwig Rainer von Zügen,

der Naturſänger.[1]

1870.

1.

Als ich im jüngſten Herbſte wieder einmal das Unterinnthal durchzog, kam ich eines Nachmittags auch in den ſchönen Flecken Schwaz, zu Herrn Franz Rainer, dem Poſtmeiſter. Ueber ſeinen Trinkgemächern lag um dieſe Zeit eine tiefe Stille — nur an einem Tiſche des Herrenſtübels ſaßen in leiſem Geſpräch bei ſeiner Schweſter zwei ſchwarzgekleidete Geſtalten. Die eine war blond, die andre dunkelhaarig — wohlgeſtaltet waren ſie beide — welche mehr, welche weniger, wäre ſchwer zu entſcheiden und gefährlich zu ſagen.

Ich ſetzte mich auch zu der kleinen Geſellſchaft und wurde freundlich aufgenommen. Aus dem Geſpräch ergab ſich bald, daß die beiden Damen — Frauen, Fräulein, Mädchen? noch wußte ich nicht, für was ich ſie eigentlich nehmen ſollte — von einem nahen Dorfe hereingekommen

[1] Zuerſt erſchienen in der Gartenlaube unter dem Titel: Eine Zillerthaler Sängerfamilie. 1870. Nr. 48 ff.

waren und Abends wieder dahin zurückfahren würden. Das Dorf aber heiße Margreten.

„Margreten!“ wiederholte ich, „da waren einmal vor fünfundzwanzig Jahren zwei ſchöne Wirthstöchter, von denen damals viel geſprochen wurde.“

„Ja, ja,“ ſagte die dunkelhaarige Geſtalt, „ſie waren ſehr hübſch; auch Doctor Steub hat ihre Schönheit rühmend erwähnt.“

„Was mag aus ihnen geworden ſein?“ fragte ich. „Wiſſen Sie etwas von ihnen?“

„O ja,“ antwortete die blonde Geſtalt, „wir ſind da ſehr gut unterrichtet; es waren nämlich unſere älteſten Schweſtern. Die eine lebt jetzt als Wittwe zu Trient, die andre reist als Directrice einer Tiroler Sängergeſellſchaft in Rußland.“

„In Rußland!“ ſagte ich, „das iſt weit weg!“

„Nicht ſo weit, als es ſcheint,“ entgegnete die Dunkelhaarige, „wenigſtens nicht für uns. Wir waren beide ſchon zehn Jahre dort.“

„Um Gotteswillen,“ ſagte ich, „was hatten Sie denn da zu thun?“

„Wir haben geſungen,“ erwiderten beide Geſtalten.

Jetzt war mir manches klar. Ich ließ in meinen Forſchungen eine Pauſe eintreten, welche die Dunkelhaarige benutzte, um zu fragen:

„Aber mit wem haben wir die Ehre?“

„Sie haben mich ſo eben einer Erwähnung gewürdigt.“

„Ach ſo!“ ſagte ſie überraſcht, „alſo Doctor Steub! Das wird unſeren Schwager freuen; er wird gleich wieder da ſein. Er kennt Sie ja noch von alten Zeiten her.“

Nun gut — ſomit waren denn beide Theile entlarvt. Aus dem ferneren Geſpräche aber will ich zur Ergänzung noch Folgendes nachtragen.

Die beiden Mädchen waren alſo jüngere Töchter aus dem Wirthshauſe zu Margreten, wo einſt vierzehn Kinder rumorten, alle ſchön geſtaltet und gut begabt, von denen jetzt noch ſieben am Leben ſind. Die dunkelhaarige Schweſter nennt ſich Thereſe, die blonde — Iſabella. Die ſchwarzſeidenen Kleider deuteten auf den Tod des Vaters, des Herrn Jacob Prantl, welcher vor wenigen Wochen in Margreten verſchieden war, nachdem ihm die Mutter um drei Jahre vorausgegangen. So weit ſind wir jetzt in der Welt zerſtreut, ſagten die Töchter, daß von allen ſieben Kindern nicht eines am Sterbebette des Vaters war! Der Schwager aber, den ſie erwähnt hatten, iſt Ludwig Rainer, der mit ihrer älteren Schweſter Anna vermählt iſt. Alle jene, welche etwa mein Buch „Drei Sommer in Tirol" auf ihrem Bücherrahmen haben, werden ihn Seite 543 [1] geſchildert finden (die beiden Wirthstöchter von Margreten ſtehen auf der vorhergehenden Seite), wie er damals vor ſechsundzwanzig Jahren als ſchmucker Zillerthaler die Poſaune blies, während die Söhne des Erzherzogs Franz Karl, darunter auch der jetzige Kaiſer, zu Fügen ihren feſtlichen Einzug hielten.

Ludwig Rainer repräſentirt jetzt eigentlich als reiſender Sänger einzig und allein die zweite Generation ſeiner berühmten Familie, denn Franz Rainer zum Beiſpiel, auf der Poſt zu Schwaz, auch ein Epigone, iſt zwar ein guter

[1] Zweite Auflage, Bd. I. S. 216.

Poſtmeiſter, reiſt auch mitunter, ſingt aber nicht. Die jüngeren Vettern zu Fügen dagegen ſingen zwar mitunter, reiſen aber nicht.[1] Andere Rainer, welche noch jodelnd in der Welt herumziehen, ſind Puſterthaler und aus einem andern Stamm. Ludwig Rainer brachte die Liebe zum Geſang, den Unternehmungsgeiſt, die Thatenluſt auch in die Wirthsfamilie zu Margreten und legte ſich dort eine blühende Pflanzſchule an, ſo daß er immer drei oder vier Kinder des Hauſes in ſeinem muſikaliſchen Gefolge mit ſich führen konnte. So kamen auch Anna, Thereſe, Iſabella und der Bruder Alois mit ihm nach Rußland, wo ſie ſich Jahre lang in Petersburg und Moskau aufhielten, ja ſogar bis Niſchnei Nowgorod ſtreiften. Das feine Leben in Rußland, die freundliche Aufnahme, die ſchönen Diners, den ewig knallenden Champagner daſelbſt, das wußten die beiden Fräulein, während ſie ſich eine Cigarre drehten, auch nach Gebühr zu loben. Je länger man dort an einem Orte bleibt, ſagten ſie, deſto beliebter wird man; in Deutſchland dagegen, wenn man dreimal geſungen hat, ſcheint man ſchon überflüſſig. Selbſt der Kaiſer von Rußland zeigte ſich als begeiſterten Liebhaber der Almenlieder; ja er ſang oft ſelber mit und jodelte um die Wette mit den Zillerthalern.

Unter dieſen Geſprächen trat endlich auch Ludwig Rainer ein, welcher von einem Beſuche zurückkam. Seit

[1] Franz Rainer, der jüngere, der Sohn des gleichnamigen, jetzt verſtorbenen Poſtmeiſters zur Krone zu Fügen, war allerdings auf der Pariſer Weltausſtellung noch als Sänger thätig, hat aber ſeitdem in ſeiner Heimath den Hackelthurm übernommen und da eine gute Wirthſchaft gegründet.

jenem Tage in Fügen haben wir uns zwar nicht mehr geſehen, aber immer in Gedanken behalten, ſo daß wir uns nun in Schwaz mit vollem Rechte als alte Bekannte begrüßen durften. Ludwig Rainer, weltgewandt, unverzagt und ſchlagfertig, iſt auch äußerlich ein wohlgebauter, ſtarker Mann. Namentlich in der Tirolertracht, wenn er als Zillerthaler Schütze auftritt, ſtellen ſich ſeine Formen imponirend dar. Sein Auge iſt lebhaft, ebenſo ſein Geſpräch. Sein Weſen und ſein Charakter wird aus dem biographiſchen Denkmal hervorgehen, welches wir aus ſeinen eigenen Bauſteinen ihm hier zu ſetzen gedenken.

Damals fragte ich nämlich Herrn Ludwig Rainer, ob er mir keine Materialien zur Geſchichte ſeiner Familie mittheilen könne — es ſei eine zweite Auflage der „Drei Sommer“ im Anzug und mein Wunſch wäre, die dürftigen Notizen, die über die Rainer in der erſten vorkommen, etwas erweitern und ergänzen zu können.

„Da kann ich Ihnen ſchon behülflich ſein,“ entgegnete er. „Ich habe Einiges niedergeſchrieben, was ich Ihnen gern zur Benutzung überlaſſe. Uebrigens ſollten Sie jetzt gleich mitkommen nach Margreten. Dort iſt unſer Familienmuſeum — dort haben wir alles zuſammengeſtellt, was wir von unſern Reiſen als Erinnerungen und Andenken mitgebracht: Bilder, Photographien, Pokale, Kränze, Bänder, Fahnen und allerlei mitunter ſehr werthvolle Geſchenke. Das würde Sie gewiß intereſſiren!“

Leider war es ſchon Nacht geworden, und da ich am andern Morgen aufwärts gegen Innsbruck zu fahren gedachte, ſo war Margreten, das abwärts liegt, mit meiner Richtung nicht zu vereinigen. Ich lehnte daher dankend

ab und verſparte mir den Beſuch auf ein andermal, habe ihn aber bisher noch nicht ausgeführt.

Ludwig Rainer ſandte mir bald darauf zwei handſchriftliche Foliobände, deren einer die Geſchichte ſeiner Jugend, der andere aber das Tagebuch enthält, welches er auf der Reiſe von Tirol nach Amerika in den Jahren 1839 bis 1843 geführt. In dem erſteren dieſer Foliobände findet ſich nun mancherlei, was der Mittheilung nicht unwerth ſcheint. Ludwig Rainers Jugendgeſchichte iſt ein farbenreiches Lebensbild aus dem Alpenlande und wird hoffentlich alle Leſer anſprechen, welche den friſchen, kecken, liederluſtigen, nur etwas leichtblütigen Zillerthalern freundlich zugethan ſind. Sollte ſich hin und wieder ein Beſtandtheil zeigen, der etwas unwahrſcheinlich klingt, ſo wollen wir die Ehre, für die Wahrheit, falls ſie beſtritten würde, einzutreten, gern Herrn Rainer ſelbſt überlaſſen.

2.

„In dem ſchönen Zillerthale," beginnt die Erzählung, „im lieblich gelegenen Pfarrdorfe Fügen, lebte einſt unter anderen ein Metzgermeiſter mit Namen Joſeph Rainer. Er war ein braver alter Deutſcher und hauste auch mit ſeiner Gattin ganz glücklich, obgleich er ſich, da er acht Kinder, ſechs Knaben und zwei Mädchen, zu ernähren hatte, nicht ohne Mühe durchs Leben ſchlug. — Vater Rainer war einer der erſten Tenoriſten ſeiner Zeit, wußte ſeine weltlichen Liedlein ſehr angenehm vorzutragen, hatte aber auch jährlich einen geringen Gehalt von der Pfarrkirche, weil er an Sonn- und Feiertagen auf dem Chore mitſang. Auch fünf ſeiner Kinder waren mit muſikaliſchen

Anlagen gut ausgeſtattet, den drei übrigen aber fehlte das Talent. Unter dieſen letzteren war übrigens ein Mädchen, Helene mit Namen, von ſo großer Schönheit, daß ſie in der ganzen Gegend zu Berg und Thal nur die ſchöne Lene genannt wurde. Auch ihr älteſter Bruder, Johann, war ein Muſterbild von einem Zillerthaler Burſchen, und wenn die ſchöne Lene mit dieſem im Feiertagsſtaat durch die Straßen von Fügen ging, blieben die Leute gern ſtehen, um das Geſchwiſterpaar zu bewundern."

Nun folgt eine Epiſode von Marie Rainer, der ſchönen Lene Schweſter, die minder hübſch, aber ſehr gutmüthig und fleißig war und in ihren jungen Jahren eine Liebſchaft mit einem andern Rainer einging, welcher eines Baders Sohn, übrigens nicht mit ihr verwandt geweſen iſt, wie es denn überhaupt im Zillerthale mehrere Geſchlechter gibt, die jenen Namen führen, ohne einen gemeinſchaftlichen Stammvater anzuerkennen. Marie alſo und der Badersſohn liebten ſich, aber leider gegen den Willen ihrer Eltern. Nichtsdeſtoweniger war ihre Liebe ſo heiß, daß Marie ſich vergaß und am 18. Juli 1821 eines Knäbleins genas, welches ſofort auf den Namen Ludwig getauft, ſpäter aber in beiden Hemiſphären als Naturſänger viel genannt und berühmt wurde — derſelbe Ludwig Rainer nämlich, von dem wir eben zu ſprechen haben. Seinen Vater ſchickte damals der alte Cuiorg (Chirurg) zur Strafe nach Wien. Von dort aus ſchrieb er noch etlichemale an ſein Liebchen und verſprach ihm ewige Treue. Wie es aber weiter ergangen, wird bald erzählt werden.

Nachdem hierauf etwa dreiviertel Jahre verfloſſen waren,

begab ſich ein Ereigniß, welches für die ganze Familie eine neue Aera begründete. Es kam nämlich einer der Brüder, Namens Felix, aus der Schweiz zurück, wo er ſich einige Jahre in den Dienſten eines Pferdehändlers aufgehalten und einiges Geld erſpart hatte. Er wurde von Allen mit Freuden begrüßt. Am erſten Abend verſammelte ſich auch das ganze Hausweſen in der großen Stube, um der Erzählung ſeiner Abenteuer zu lauſchen. Bei dieſer Gelegenheit nun läßt ihn Ludwig Rainer folgende Anſprache halten:

„Seitdem ich Euch, meine Lieben, verlaſſen, habe ich meinem Herrn und Freunde in der Schweiz als Kuppelknecht treue Dienſte geleiſtet. Wir kamen weit in der Welt herum und betrieben unſer Geſchäft mit Glanz. Wenn wir nun unterwegs waren, wurde ich auf allen Stationen erſucht zu ſingen, und da mir Gott eine gute Stimme verliehen, ſo ließ ich mich auch nie lange bitten. Ich ward alſo der Liebling meines Herren und überall, wo ich hinkam, als luſtiger Tiroler Sänger geſucht und geehrt. So ſah ich bald ein, daß ich durch dieſes Geſchäft nicht nur mich allein, ſondern auch meine anderen Geſchwiſter glücklich machen und auf leichtere Art mehr verdienen könnte, denn als Kuppelknecht. Mein Herr, dem dieſer Plan ganz gut gefiel, ſtellte ſich meinem Vorhaben nicht entgegen und obwohl er mich ſehr ungern entließ, ſo wünſchte er mir dennoch alles Glück. Und ſo trat ich denn meine Rückreiſe an und bin jetzt hier, um Euch mit meinen kleinen Erſparniſſen als Sänger in die weite Welt zu führen.“

Als Felix ſeine Anſprache geſchloſſen, jubelten Alle

vor Freude über die neuen Aussichten, welche er ihnen eröffnet hatte. Sie waren Alle schnell überzeugt, daß ihre Zukunft und ihr Glück auf den Almenjodler gegründet werden müsse.

Sofort stellte Jener auch sein Quartett zusammen und begann die Uebungen. Marie und Franz übernahmen die oberen, Felix und Joseph die unteren Stimmen.

Die schöne Lene und Bruder Johann mußten, weil ihnen Gott keine Stimme verliehen, zu ihrem großen Verdruß zu Hause bleiben. Auch Ludwig Rainer blieb in der Heimath und wurde einer alten Färbermeisterin zu Zell in Wart und Pflege gegeben.

Als nun Alles geordnet und die vier Geschwister tüchtig „zusammengelernt" waren, traten sie muthig ihre erste Reise an. Rührend war ihr Abschied von dem heimathlichen Fügen. Eine unzählige Menge von Freunden und Freundinnen begleitete sie bis zum Dorfe Straß, welches am Eingange des Zillerthals liegt. Von allen Fenstern und von den Feldern herein wurden ihnen Glückwünsche zugerufen. Zu Straß beim Neuwirth erwartete sie ein Abschiedsmahl. Noch einmal sangen sie dem fröhlich aufgeregten Gefolge ihre schönsten Lieder vor. Zum Schlusse erfreute die Scheidenden noch ein weithin hallendes Lebehoch und dann stiegen sie unter Thränen in den Wagen und fuhren gedankenvoll dem Flachlande zu.[1]

Und so vergingen die Tage, und Ludwig Rainer hatte

1 Diese Erzählung vom Anfange der Rainer'schen Unternehmungen läßt sich allerdings mit dem Berichte, den ich einst von Joseph Rainer erhalten (Drei Sommer, S. 540. Zweite Auflage. Bd. I. S. 213) nicht leicht vereinigen, doch fand ich mich nicht berufen, etwas daran zu ändern.

gehen und reden gelernt und war ein paar Jahre alt geworden, und ſpielte eines Abends im neugewaſchenen Wämschen und Höschen vor dem Hauſe ſeiner Pflegemutter, als ein junger Mann daherkam, der ihn fragte, wie er heiße und wer ſeine Mutter ſei. Darauf gab er ſeinen Namen an und ſagte, wie man ihn gelehrt hatte, ſeine Mutter ſei eine große Frau, welche jetzt noch in der Welt draußen ſingen müſſe, aber bald mit vielem Gelde nach Hauſe kommen werde. In dieſen Worten erkannte der junge Mann ſein Söhnlein, wollte es aufheben und küſſen, allein dieſes ſchrie ſo fürchterlich, daß alsbald die Pflegemutter herbeieilte, welche es begütigte und, da ſie den jungen Mann erkannt hatte, freundlich fragte, ob es denn dem Vater kein Buſſel geben wolle. Dadurch ermuthigt ſträubte ſich das Kind nicht länger, und ſo wechſelten denn Vater und Sohn die erſten Küſſe. Die alte Frau bewirthete hierauf den jungen Mann, und während er einige Erfriſchungen einnahm, wurde auch das Söhnlein immer zutraulicher.

Nachher begaben ſie ſich mit einander vor die Hausthüre, wo ſich ein Graben befand, etwa klafterbreit und zwei Schuh tief, durch welchen der Unrath aus der Färberei hinausgeleitet wurde. Am Rande deſſelben fragte der Vater ſcherzend den Kleinen, ob er auch ſpringen könne. Dieſer ſah in der Frage eine Aufforderung, wollte die Probe ſogleich ablegen, riß ſich aus der Hand des Vaters los, verſuchte einen Sprung über den Graben, erreichte aber das andere Ufer nicht, ſondern fiel mit dem neugewaſchenen Wämschen und Höschen mitten in den Unrath hinein, ſo daß die ſchwarze Jauche über ſeinen Kopf zuſammenſchlug.

„Mein Vater," erzählt Ludwig Rainer, „der mich eiligſt herauszog, mußte zwar über meine Figur gar herzlich lachen, war aber doch in großer Verlegenheit, weil er ſelbſt mich zu dem Wagſtück angereizt hatte. Ich ſah aus, als hätte ich mich in einem Tintenfaſſe gebadet. Meine Pflegemutter kam auch herbei und erhob einen ſchrecklichen Jammer über die verdorbene Wäſche, während ich meinen Vater ſtolz anblickte und ihn fragte, ob ich nicht ein friſcher Bue ſei."

Des anderen Tages hatte der junge Mann eine lange Unterredung mit der Pflegemutter und klagte ihr mit Thränen, daß er nicht länger bleiben dürfe, daß er auf dem Wege nach dem Pinzgau ſei, um dort eine reiche Bauerntochter zu heirathen, welche ihm ſein Vater, der alte Bader, ausgeſucht. Des andern Morgens drückte er ſein Söhnlein noch einmal an ſein Herz, und vierzehn Tage darauf wurde er in Pinzgau mit der reichen Bauerntochter getraut.

Später zog er mit ſeinem Hausweſen nach Fügen, wo er unter den Fittigen des alten Cuiorgen ſich als deſſen Nachfolger aufthat, als ſolcher ſehr beliebt wurde und ſpäter in guten Verhältniſſen das Zeitliche ſegnete.

Allmählig waren drei Jahre verſtrichen, ſeitdem die Mutter in die weite Welt gegangen. Eines Morgens nun war Ludwig Rainer mit ſeiner Pflegerin eben auf dem Wege nach der Kirche, als ein ſchöner zweiſpänniger Wagen über die Brücke bei Zell hereinrollte. Darin ſaß in ſtädtiſcher Kleidung eine Frau mit drei wohlgeſtalteten jungen Burſchen. Der Wagen fuhr vor dem Wirthshauſe „Zum Wälſchen" an, allwo ſich alsbald eine große Men-

ſchenmenge verſammelte, um den Ankömmlingen, den Rainern, die Hand zum Gruße zu bieten. Die Brüder gingen ohne Verzug unter Dach, um mit ihren Freunden das Wiederſehen zu feiern; die Frau aber eilte zum Färberhauſe, um ihr Kind aufzuſuchen. Sie kam jedoch nicht weit, denn die Pflegemutter trat ihr bald mit dem Zöglinge entgegen, der ſich aber anfangs vor ihr fürchtete.

„Schmerzlich weinte meine Mutter, als ſie mich ans Herz drückte; noch mehr weinte ſie aber, als ich ihr erzählte, daß vor kurzer Zeit auch mein Vater hier geweſen ſei, um mich zu beſuchen, und mich herzlich geküßt habe. Und wie er mich geküßt hat, ſagte ich ihr, hat er fürchterlich geweint und geſagt: ‚Wenn nur deine Mutter hier wäre!‘ Bei dieſer meiner unſchuldigen Erzählung brach meine Mutter in lautes Schluchzen aus; meine Pflegerin gebot mir haſtig zu ſchweigen, und wir gingen darauf alle drei in die Kirche hinein, damit es den Leuten nicht auffallen ſollte. Hier betete ich das erſtemal mit meiner lieben Mutter.“

Nachdem ſich dieſe etwas erholt hatte, gingen ſie zu den anderen im Wirthshauſe, zu den Oheimen, welche den kleinen Neffen alle mit Geld beſchenkten. Auch die Mutter gab ihm ein ſeidenes Beutelchen, das etwa zwanzig Gulden enthielt.

Das Knäblein war ganz außer ſich vor Freude; aber als es befragt wurde, ob es nicht mit der Mutter nach Fügen gehen und bei ihr bleiben wolle, ſtellte es gleichwohl die Bitte, man möge es lieber bei ſeiner bisherigen Pflegerin belaſſen, welche ihm ſo theuer geworden war, daß es ſich von ihr nicht trennen mochte.

Die Sänger aber, die von ihrer erſten Weltfahrt zu-

rückgekommen, wurden jetzt im ganzen Zillerthale gepriesen und verehrt. Unbeschreiblich war auch der Eltern Freude. Der Vater zog sich nunmehr leicht aus seiner bedrängten Lage und konnte sein Geschäft viel vortheilhafter und schwungvoller betreiben als zuvor.

Aber die weltgewohnten Sänger mochten die müßige Ruhe in dem stillen Fügen nicht lange ertragen. Nach zwei Monaten schon gingen sie auf eine zweite Reise, und diesesmal zog auch Anton Rainer, ein anderer Bruder, mit, welcher eine herrliche Baßstimme besaß. Er hatte bisher das Schneiderhandwerk betrieben; aber als ihm die Geschwister, die eben zurückgekommen, von dem lustigen Leben in der großen Welt erzählten, da schien es ihm auch angenehmer und rühmlicher, im schönen Alpencostüme auf decorirter Bühne zu stehen und der erstaunten Menschheit liebliche Lieder vorzusingen, als zeitlebens bucklig auf der Schneiderbude zu sitzen und eine Nadel nach der andern einzufädeln.

Auf dieser zweiten Reise kamen die Zillerthaler Sänger zum erstenmale nach England, wo sie an dem österreichischen Gesandten, dem Fürsten Esterhazy, einen mächtigen Gönner fanden. Georg der Vierte, sonst eben kein liebenswürdiger Patron, kehrte doch gegen die Tiroler seine angenehmsten Seiten heraus, beherbergte sie längere Zeit zu Windsor, ließ ihnen ihre ganze Tracht von Kopf zu Fuß aus feinstem Tuch und Seidenzeug neu machen, auch goldene Knöpfe mit dem großbritannischen Wappen daraufsetzen und schenkte ihnen neue Gürtel oder „Ranzen", auf welchen silberne Schilde mit demselben Wappen erglänzten. So wurden sie fashionable, fanden allenthalben in dem

vereinigten Königreiche die freundlichſte Aufnahme und erſangen ſich ganz ungeahnte Summen.

Und eines Tages wurde dem alten Joſeph Rainer zu Fügen ein Schreiben ſeiner Kinder überreicht, welches ihm kundgab, wie glücklich es ihnen bis dahin gegangen, und ihn einlud, „zu einem fröhlichen und feierlichen Wiederſehen“ nach Frankfurt am Main zu kommen. Dahin ſolle er auch die Mädchen bringen, mit denen ſich die Brüder vor ihrer Abreiſe verſprochen hatten. Marie aber gab den Auftrag, dem Caſſian Wildauer, Hausknecht beim Eignerwirth in Fügen, freundlichſt zu vermelden, daß ſie ihn, da ſie doch auf ihre erſte Liebe verzichten müſſe, zu ihrem Gemahl erkoren habe, wenn er damit einverſtanden ſei.

Caſſian Wildauer war von ſeiner Geburt aus ein Bauernſohn von Fügen, und hatte noch elf Geſchwiſter, darunter auch einen Zwillingsbruder Namens Anton. Dieſe beiden waren ſich aber dermaßen ähnlich, daß ſie in der Jugend beſtändig mit einander verwechſelt wurden, weßwegen auch Anton als Erkennungszeichen ein rothes Band um den Hals tragen mußte, da außerdem der Lehrer, ja ſelbſt die Mutter nicht im Stande war, ſie beide zu unterſcheiden. Auch als ſie erwachſen, waren die Brüder nicht leicht auseinander zu kennen, ſo daß man oft mit dem einen über Dinge ſprach, welche den andern betrafen, in der Meinung, man habe den rechten vor ſich.

Eben ſo wenig gelang es dem Gerichte die Zwillinge zu unterſcheiden und wenn ſie, wie öfter vorkam, wegen Raufereien vorgeladen waren, ſchlüpften ſie gewöhnlich ſtraflos durch, weil der Kläger nie mit Sicherheit behaupten konnte, welcher von den beiden ihm die Püffe gegeben

habe. Später mußte übrigens das väterliche Anweſen der Schulden wegen verkauft werden und die zwölf Geſchwiſter gingen alle unter fremde Leute, wo ſie ſich leidlich fortbrachten. Anton zog als Viehhändler nach Rußland aus und ſcheint dort ſein Glück gefunden zu haben; Caſſian wurde, wie ſchon angegeben, Hausknecht beim Eignerwirth in Fügen.

Anton und Caſſian, die Zwillinge, waren übrigens zur ſelben Zeit in der ganzen Gegend berühmt als große Meiſter im Raufen, „was damals im Zillerthal das ſchönſte Geſchäft war.“ Auch waren ſie ſehr ſtark, flink und hübſch gebaut. Sie ſtanden in gleichem Alter mit den jungen Rainern und wuchſen mit dieſen auf. Der Stiefvater Caſſel erzählte ſpäter noch oft, daß ſie in jungen Jahren viele dutzendmale mit einander gerauft hätten, denn auch die Rainer waren vor ihren Sängerzügen große Freunde von derlei körperlichen Uebungen geweſen, namentlich Bruder Felix, welcher ſchon in ſeiner Jugend den linken Ohrlappen im Kampfe verloren hatte.

Nichtsdeſtoweniger waren die Zwillinge und die Rainer Buben in der Hauptſache von Jugend auf die beſten Freunde und darum wurde auch die bevorſtehende Heirath der Schweſter Marie mit dem Caſſel von den Eltern und den Brüdern nicht ungerne geſehen.

Nach wenigen Wochen hielten nun die ſämmtlichen Geſchwiſter, die alſo wieder heimgekommen, fröhliche Hochzeit zu Fügen in dem Dorfe. Die vier Jungen hatten ſich ſehr hübſche und, was noch beſſer, ſehr brave Mädchen auserwählt. Mit irdiſchen Glücksgaben war jedoch nur Eine geſegnet, nämlich Bruder Antons Braut, welcher ihr

Vater am Hochzeitstage eine anſehnliche Mitgift auf den Tiſch legte.

Etwa acht Tage vorher war übrigens Marie Rainer mit ihrem Bräutigam in Zell erſchienen, um ihr Söhnlein zur Hochzeit einzuladen und ihm ſeinen künftigen Vater vorzuſtellen. Sie brachte ihm viele hübſche Sachen mit und bezeigte ihm große Zufriedenheit, weil er in der Schule ſo brav gelernt hatte.

Bald darauf trat die Sängergeſellſchaft ihren dritten, in dieſer Zuſammenſetzung ihren letzten Weltgang an. Sie verbrachte die meiſte Zeit abermals in England und blieb im Ganzen drei Jahre aus. Währenddeſſen ging Ludwig Rainer mit Ehren durch die Zeller Dorfſchule. Er ſtand ſich vortrefflich mit ſeinem Lehrer, der zu ihm und ſeiner Pflegemutter gar gerne in den Heimgarten kam, und von dieſer und ihren beiden ledigen Schweſtern, welche bei ihr wohnten, immer freundlich aufgenommen und bewirthet wurde. Er erzählte dann den drei Frauenzimmern, die in Liebe zu ihrem Zögling wetteiferten, wie fleißig dieſer lerne, ja er malte ihnen das Bild oft ſchöner aus, als es wirklich war. Deshalb ging er auch nie weg, ohne etwas im Kopfe oder in der Taſche davonzutragen, und kam darum ſehr gerne wieder.

In dieſen Tagen geſchah es auch, daß die Großeltern zu Fügen ihre Fleiſchhackerei dem älteſten Sohne Johann übergaben, welcher dann ſofort eine Wirthstochter aus dem nahen Hard zum Weibe nahm. So war die ſchöne Lene allein noch übrig. „Sie konnte ſich aber keinen Edelmann erwarten“ und mußte ſich zuletzt mit einem Fabrikarbeiter, der ein kleines Häuschen beſaß, zufrieden geben.

In jenen Tagen geſchah es ferner, daß Frau Nothburga Rainer, des abweſenden Antons jugendliche Gattin, zu Fügen ein ſehr trauriges Ende nahm. Sie wurde nämlich im erſten Wochenbette von einer hitzigen Krankheit befallen, ſo daß ſie immer von ihrem lieben Gemahl phantaſirte und immer die Furcht ausſprach, er komme nicht mehr zu ihr zurück. Urſache war, daß wenige Tage vor ihrer Entbindung ein Brief die Nachricht gebracht hatte, ihr Mann liege todtkrank in London, ſei von den Aerzten aufgegeben und ſie möchten für ſeine arme Seele beten. Frau Nothburga's Zuſtand war der Art, daß man ſie nicht allein laſſen konnte, ihr vielmehr drei Weiber beigab, welche ſie bewachen ſollten. Aber als dieſe Hüterinnen ſie einmal nur für einen Augenblick allein gelaſſen, erhaſchte ſie ein Brodmeſſer und gab ſich drei tödtliche Stiche ins Herz. Sie war nicht mehr zu retten, ließ aber ihrem lieben Manne, der von ſeiner ſchweren Krankheit doch wieder genas, ein hübſches Mädchen zurück.

Der Stiefvater, der überhaupt als etwas rauh und kalt geſchildert wird, ſcheint ſich übrigens um den jungen Ludwig ſehr wenig gekümmert zu haben. Nur einmal während der dreijährigen Abweſenheit der Mutter kam er ihn zu beſuchen nach Zell und machte ihm eine Tabakspfeife zum Präſent; die Mutter aber nahm ihm ſpäter das Geſchenk wieder ab, da ſie nicht haben wollte, daß ein ſo kleiner Spreizer ſchon rauchen ſolle.

Nach drei Jahren alſo kamen die Geſchwiſter Rainer wieder nach Hauſe, legten ihren Wanderſtab nieder, kauften ſich ſchöne Anweſen und fingen ein häusliches Leben an.

Frau Marie Wildauer fuhr dann auch wieder mit ihrem Gatten nach Zell, um den kleinen, jetzt zehnjährigen Ludwig abzuholen, der ſich von der Färberin und ihren Schweſtern, die er unendlich liebgewonnen, nur ſchluchzend und jammernd trennte. Dieſe ſeine Zieheltern hatten ſein Herz dermaßen eingenommen, daß er ſich in unbefriedigter Sehnſucht lange abhärmte und im Vaterhauſe nur langſam eingewöhnte. In Fügen war Ludwig übrigens auch wieder in der Nähe ſeines rechten Vaters, der ihm ſtets viele Liebe bezeigte, während Caſſel ſich als Stiefvater eben ſo unliebenswürdig gab wie als Gatte.

3.

Nun war wieder einige Zeit vergangen und der Junge zwölf Jahre alt geworden, als ihm ſein Stiefvater eines Tages eröffnete, er habe ihn dem Schwager Felix zur Verfügung geſtellt, und dieſer wolle ihn als Geiſer (Ziegenhirt) auf der Pfunſer Alm verwenden. Ludwig war froh, aus dem elterlichen Hauſe zu kommen, packte ſeine „ſieben Zwetſchgen“ in einen Korb zuſammen und ſtieg, einem älteren Geiſer folgend, zwei krumme Federn und einen hölzernen Löffel auf dem Hute, getroſt hinauf nach Pfuns.

Dieſes ſein Almenleben beſchreibt nun Ludwig Rainer in folgender Weiſe:

„Ich befand mich auf der Alm ganz gut und wohl. Was ich da zu thun hatte, war Morgens und Abends meine Ziegen zu melken und meinem Melcher (Senner) in der Hütte ſonſt etwas behülflich zu ſein. Der Melcher war ein prächtiger Menſch, desgleichen auch der Hüter und der Halbkäſer. Alle waren mir ſehr zugethan, weil ich ihnen

viel Kurzweil mit meinem Singen machte. Meine Stimme verbeſſerte ſich auch von Tag zu Tag. Zeit und Gelegenheit, ſie zu üben, war ja genug gegeben. Und da ich zu Hauſe überaus eingeſchränkt geweſen und immer das wilde Geſicht meines Stiefvaters, vor dem bereits Alles zitterte, zu fürchten hatte, ſo fühlte ich mich ſo frei und glücklich wie der Vogel in der Luft, der nach langer Gefangenſchaft aus ſeinem Käfig entkommen. Ja, ewig bleibt das Sprichwort wahr: ‚Nur wo die Gemſen ſpringen, kann man von Freiheit ſingen.‘ O, wie zufrieden und glücklich fühlte ich mich, wenn ich auf einer hohen Bergſpitze ſaß und in die Tiefen hinunterblickte, wenn die Ziegen ſo friſch um mich herum hüpften, wenn die dicken Nebelwolken mit Windesſchnelle aus den Thälern heraufſchoſſen, wenn das ferne Geläute der Rinder ſo lieblich von Berg zu Berg tönte, wenn ich die fröhlichen Geſänge der Alpenhirten von den höchſten Felſen herunter beantwortete, daß es zehnfach im Gebirge widerhallte, oder mein Stücklein Butterbrod bei einem friſchen Quell verzehrte!

So ſuchten wir uns denn die müßige Zeit oftmals mit Geſang zu vertreiben. Einer von den Sennern ſpielte auch die Geige, zwar ſehr erbärmlich, aber dennoch horchten die Melcher hoch auf, wenn er ſeine Zaubertöne erſchallen ließ, und wir Alle glaubten, auf unſerer Alm den zweiten Paganini zu haben. Er war auch ungeheuer ſtolz auf ſeine Kunſt.

Wiederum ein anderer Melcher, denn es waren mehrere in der Nachbarſchaft, erzählte gerne die alten Sagen aus dem Gebirge, woran wir alle den wärmſten Antheil nahmen, denn an dieſe Sagen glaubt man bei uns noch heut zu

Tage. Er erzählte zum Beiſpiel von den Venedigern, welche in früheren Zeiten von Venedig her angeblich auf unſere Alpen kamen und alle geheimen Schätze aus dem Innern der wildeſten Berge herausholen konnten. Auch wußten ſie die Berggeiſter zu bezaubern, welche ihnen dann dienſtbar ſein und die verborgenen Schätze weiſen mußten. Alte Melcher behaupten jetzt noch, da und dort in den Alpen ſolche Schätze geſehen zu haben, aber daß einer einmal einen erhoben hätte, habe ich nie gehört. [1]

Ein andermal erzählte der Melcher eine Sage von verſchiedenen verſtorbenen Sennern, welche ſich durch praſſeriſches Leben und frevelhafte Vergeudung der ſüßeſten Butter und des fetteſten Käſes, mit denen ſie Kegel ſchoben, dermaßen verſündigten, daß es auf ihrer Alm, die früher weitum die beſte war, gar nicht mehr Sommer wird, vielmehr hundertſchuhdickes Eis darauf liegt. Dieſe Senner hört man oft um Mitternacht laut jammern und klagen. Ich habe ſie zwar nie gehört, aber doch lief es mir bei dieſen Erzählungen oft ganz ſchauerlich durch alle Glieder. Am Schluſſe der Geſchichte wurde übrigens für dieſe Büßer immer ein Vaterunſer gebetet und nachher ging es zu Bette."

In jenen Tagen ſeines heiteren Almenlebens widerfuhr unſerem Freunde übrigens noch ein beſonderes Abenteuer, welches hier erwähnt zu werden verdient. Die Erzählung, die wir freilich etwas kürzen mußten, lautet ungefähr ſo:

„Zur ſelbigen Zeit war auch ein guter Bekannter, Felix Margreiter von Fügen, bei uns auf der Alm. Er

[1] Vgl. die Sage über das Venediger Männlein aus Paznaun; Drei Sommer in Tirol. Zweite Auflage, Bd. I. S. 64.

war eigentlich ein Handelsmann, welcher nur im Sommer, weil er immer etwas gebrechlich war, ein paar Monate auf der Pfunſer Alm zubrachte, da er ein guter Freund und Nachbar von Felix Rainer war. Er war dabei ein ſehr fideler Kunde und wußte gewiß überall den rechten Tact zu ſchlagen, wenn etwas Luſtiges vor ſich ging.

„Eines Abends nun, als es ſchon finſtre Nacht geworden, ſaßen wir, wie gewöhnlich, am Feuer beiſammen, als wir plötzlich durch einen Schuß und fernes Jauchzen aufgeſchreckt wurden und uns vor die Hütte begaben, um zu ſehen, was dies bedeuten ſollte. Wir ſahen da tief unten im Thale beim Scheine einer Fackel drei Geſtalten ſich hin und her bewegen, die von Zeit zu Zeit durch lautes Jauchzen zu erkennen gaben, daß ſie bei ſo dunkler Nacht den Weg nicht mehr finden konnten. Es wurde ihnen nun durch ein angemachtes Feuer das Ziel gezeigt, und zwei von den Melchern gingen ihnen mit brennenden Fackeln entgegen, um ſie den nächſten Weg zu den Hütten zu führen. Als ſie etwa eine Stunde ſpäter bei uns ankamen, und wir drei gute Freunde aus Fügen erkannten, welche den Felix beſuchen wollten, ſo war die Freude, daß wir ihre Nothzeichen gehört und ſie durch unſern Beiſtand ſo glücklich heraufbefördert worden, nur deſto größer.

„Als nun nach dem Nachtmahle berathen wurde, was man am kommenden Morgen thun ſolle, machte Felix Margreiter den Vorſchlag, über die Jöcher einen Ausflug nach Dux zu unternehmen. In drei Stunden könne man leicht hinübergehen. Ich ſollte auch mitkommen, um den Duxern etwas vorzuſingen, und als Felix Margreiter gutherzig ſagte: ‚Dich koſtet's keinen Heller, wir bezahlen

Alles,' da hat es mich bereits vom Boden gehoben vor lauter Freude.

„Nun fehlte mir aber noch die nöthige Kleidung zu dieſer Wanderſchaft. Ich hatte nur Holzſchuhe anzulegen; meine Hoſen waren voller Schmutz und mein Kittel ganz ſchmierig; doch fiel mir bald ein, daß mir meine Mutter beim Auszug auf die Alm auch ein neues Hemd und eine Unterhoſe eingepackt hatte. In letzterer fand ſich zwar kein Sack, ich vermißte ihn aber auch nicht, da ich doch keinen Geldbeutel einzuſtecken hatte. Felix Margreiter tröſtete mich überdies: es ſei Alles gut genug, denn die Duxer verſtünden das nicht. — Das Beſte von Allem war immerhin mein Hut mit den zwei krummen Federn.

„Beim erſten Tagesgrauen waren wir ſchon auf dem Wege. Der Morgen war herrlich; der Auerhahn falzte in dem Gehölze, die Schneehühner zwitſcherten fröhlich und die alten Jochgeier krächzten von den Felſenhöhlen herunter ihren Baß dazu. Nachdem wir etliche Zeit in der erhabenſten Gebirgslandſchaft gegangen und bis zum Dreieckſtein gekommen waren, wo der Weg an den tiefſten Abgründen hinführt, trafen wir etwas unter dem Gipfel ein wunderſchönes grünes Plätzchen ſammt einer prächtigen Quelle. Doch war es gar unheimlich, rings herum in die Abgründe hinunter zu ſchauen, und jedem, der es verſuchte, lief es eiskalt durch die Adern. Da die Sonne ſchon hoch und heiß über uns ſtand, ſo hieß es aber bald allgemein, wir ſollten hier ein wenig ausruhen, denn wir kämen noch früh genug ins Dux. So verſank denn Einer nach dem Andern in einen erquickenden Schlummer und träumte, was ihm beliebte, als uns plötzlich ein

fürchterlicher Donnerſchlag aus dem Schlafe aufſchreckte. Wie ſtaunten wir Alle, uns jetzt in völliger Finſterniß wiederzufinden! Wer eine Uhr hatte, ſah zuerſt auf dieſe, in der irrigen Meinung, wir hätten den ganzen Tag verſchlafen und ſeien nun von der Nacht überfallen worden. Aber noch mehr ſtaunten wir Alle, als die Uhr erſt elf Uhr Mittags zeigte.

„Es war alſo ein Gewitter über uns gekommen, ein furchtbares Hochgewitter, und die ſchwarzen Wolken lagen ſo hart an uns, daß wir keine zwei Klafter weit ſehen ſehen konnten. Todtenbleich blickte Einer den Andern an, und keiner wußte zu rathen oder zu helfen. Ringsum die fürchterlichen Abgründe und nirgends ein Schlupfwinkel, wo wir uns vor dem Andrang des Regens, der wie ein Wildbach auf uns niederſtürzte, hätten ſchützen können.

„In wenigen Augenblicken waren wir auch ſchon ſo naß, daß die Wäſſer unten bei den Hoſen herausliefen. Dazu kam noch ein entſetzlicher Sturm, der uns in die grauenvolle Tiefe hinunterzuſchleudern drohte; die Blitze ſchlugen rechts und links in das Felsgeſtein, und der Donner brüllte fort und fort, daß es das ganze Gebirge erſchütterte. Bald fing es auch an zu ſchauern, ſo daß wir nach kurzer Zeit bis über die Knöchel in den Hagelkörnern ſtanden, welche wie Baumnüſſe auf unſere Häupter niederrieſelten. Wir waren bereits ſtarr vor Froſt, aber als unſer Elend auf das Höchſte geſtiegen, hatte Felix Margreiter wieder einen guten Einfall. Wir führten nämlich alle fünf große Bergſtöcke mit uns; dieſe wurden jetzt auf ſeinen Vorſchlag entzweigebrochen, einer davon auch klein geſpalten, und dann

loderte in wenigen Minuten an der Felswand das ſchönſte Feuer auf.

„Während wir uns nun zu erwärmen und zu erheitern ſuchten, zog ſich das Gewitter allmählich in das Thal hinab. Gegen vier Uhr ſtieg auch die Sonne, doch ſehr matt und ſchwach, aus den dicken Wolken heraus, welche unter uns immer noch fortdonnerten. Wie froh waren wir aber, als wir dies ſchauerliche und doch ſo ſchöne Plätzchen wieder verlaſſen konnten! Doch ging es lange nur Schritt für Schritt an den Felswänden hin, weil das ſchmale Weglein ſehr ſchlüpfrig geworden und unſere Bergſtöcke verbrannt waren. Endlich um neun Uhr erreichten wir Lannersbach, den Hauptort im Duxerthal, und gingen ſogleich zum Jörgel, dem berühmten Duxerwirth, welcher Anno neun unter Andreas Hofer eine große Rolle geſpielt hatte und in der ganzen Gegend als ein luſtiges Haus bekannt war. Er nahm uns ſehr freundlich auf; wir ſetzten uns um einen runden Tiſch, erzählten den Gäſten, welche mit geſpannten Ohren zuhörten, Alles, was wir ſeit dem Morgen erlebt, und ſingen dann wacker zu zechen an. Alsbald erſchien auch der Lehrer, und wir begannen nun zu ſingen. Die Duxer kamen ſchaarenweiſe in die Stube; bald war das ganze Haus geſchlagen voll und Jörgel zeigte ſich ungemein vergnügt, daß wir ihm heute einen ſo einträglichen Abend zu Wege gebracht. Uns ließ er eine Maß nach der andern aufſetzen, damit ja der Geſang nicht ausginge, und ſo blieben wir denn bis tief in die Nacht in fröhlichſter Stimmung beiſammen.

„Den andern Morgen kam Jörgel zu guter Zeit mit

einer Branntweinflaſche an unſer Bett und drängte uns, heute ja noch da zu bleiben; wir ſollten Alles frei haben. Da nämlich dieſen Morgen das Begräbniß eines reichen Bauern und danach, wie es landesüblich, eine Todtenzehrung bevorſtand, ſo gedachte Jörgel, die Leute durch unſere Unterhaltung je länger je lieber feſtzuhalten, und er hatte wirklich, wie es ſich ſpäter zeigte, ganz richtig ſpeculirt. Bald kam auch der Lehrer und holte uns auf den Chor ab, wo wir bei dem Trauergottesdienſt ſingen ſollten. Ich hatte in meinem Leben freilich noch nie auf einem Chor geſungen, war auch noch nie in einer Unterhoſe in die Kirche gegangen, allein in Dux ſchaute mich Niemand drum an. Nach der Beerdigung begann das Hochamt, und wir Anderen fingen zu ſingen an, lauter bekannte Alpenmelodien, in die wir nur die Worte: Requiem aeternam dona eis, domine einlegten. Die guten Duxer waren gleichwohl mit unſeren Leiſtungen ſehr zufrieden und nach beendetem Gottesdienſte erwarteten uns an der Kirchgaſſe über hundert Neugierige, welche uns dann alle ins Wirthshaus folgten.

„Dort begann nunmehr das Todtenmahl, und wir wurden von den Erben Alle zur Tafel gezogen. Dieſe wollte lange gar kein Ende nehmen; nach den Nudeln kamen Kücheln, nach den Kücheln wieder Nudeln, und dazu wurde immer tüchtig getrunken. Bald bat man uns auch, zu ſingen, und als wir unſere Lieder erſchallen ließen, wurde Alles noch lebendiger, ſo daß man eher hätte glauben ſollen, es werde eine fröhliche Hochzeit gefeiert. Die arme Seele im Fegfeuer war ganz vergeſſen, bis endlich Nachmittags um zwei Uhr wieder „Herr, gieb ihnen die ewige

Ruhe' gebetet wurde, womit die Tafel zu Ende war. Die Leute gingen aber gleichwohl nicht aus dem Wirthshause, sondern zechten noch bis in die Nacht hinein, und auch wir kamen erst sehr spät zu Bette. Am andern Mittag traten wir nach freundlichem Abschiede und mit Dank überschüttet den Rückweg an und erreichten gegen Abend wieder unsere Alm."

Aber auch dieser schöne Sommer verging, und es kam der Herbst und mit ihm die Zeit der Heimfahrt. Unser Freund schied sehr ungern von der Alm, denn er freute sich nicht viel auf das Vaterhaus und noch weniger auf die Schule, die er im Winter wieder besuchen sollte.

Nun ging's also an die Heimfahrt, welche Ludwig Rainer schildert, wie folgt:

„Am Vorabend wurden alle Kuhglocken reinlich geputzt und Büschel gebunden für den Melcher, den Hüter, den Halbkäser und für mich. Am andern Morgen um vier Uhr wurde das Vieh aus dem Stalle gelassen, mit den Glocken behängt und ebenfalls mit Büscheln und Federn geziert. Dann wurde der Zug geordnet. Der Melcher trieb in seinem schwarzen Hemd und rothen Hosenträgern die reichgeschmückte Maierkuh, welche sich Zottel nannte, voraus; die übrigen Kühe folgten ihm nach voll Selbstgefühl, als wenn sie gewußt hätten, wie schön sie heute verziert waren. Hierauf kam der Hüter mit seinem aufgewichsten Schnurrbart, und diesem folgte das Rindvieh und die Schaar der Schweine, die der Halbkäser mit seinem großen Rautenstrauße auf dem Hute zu hüten und zu lenken hatte. Den Schluß des Zuges bildete ich mit meinen Geisen und Schafen, welche ich stolz vor mir hertrieb.

Einer meiner Geiſen hatte ich ſogar einen Kranz mit Federn aufgeſteckt, weil ſie auf der ganzen Pfunſer Alm die Königin war.

„Als wir abwärts kamen, ſtrömten die Leute rechts und links aus den Häuſern herbei, um unſern Zug zu ſehen und uns freundlich die Hand zu reichen. Unſer Vieh war allbekannt das ſchönſte und ſchwerſte in der ganzen Gegend, und wir bildeten uns nicht wenig darauf ein. Felix, mein Oheim, der Almbauer, wie man bei uns ſagt, erwartete uns am Eingange des Dorfes mit einer Flaſche Schnaps und begrüßte uns herzlich, ſammt hundert anderen neugierigen Zuſchauern. Meine Mutter dagegen jammerte hoch auf, als ſie mich ſo ſchmutzig daherkommen ſah; ich aber ſagte ihr mit männlichem Ernſte: ‚das iſt bei uns Almern ſo der Brauch.‘ Ich war auch wirklich ſehr ſtolz auf mein ſchwarzes Hemd, welches ich mir zur Heimfahrt mit Fleiß noch ſchwärzer gemacht hatte.[1]

„Als der Zug endlich bei meinem Oheim, unſerm Almbauer, angekommen und das Vieh in den Ställen verſorgt war, wurde uns mit Speiſ' und Trank gar prächtig aufgewartet. Nachdem wir nun bis zum ſpäten Abend ſo fröhlich beiſammen geweſen, zahlte Felix einem jeden ſeinen ausgemachten Lohn aus, wie es bei den Aelplern Sitte iſt, weil ſie nur für die Sommermonate angeſtellt werden, und dann nahmen wir Alle herzlichen Abſchied von einander. Mir gab der Oheim einen Thaler extra,

[1] Die Schwärze des Hemdes, welches auf der Alm nie gewechſelt wird, ſoll nämlich andeuten, daß die Senner, fern von aller Ueppigkeit, auch der des Waſchens, ſich fleißig mit dem Vieh befaßt, keine Mühe und Arbeit geſcheuet haben ꝛc.

obwohl mir eigentlich kein Lohn gebührte, da mich mein Vater nur aus Gefälligkeit abgegeben hatte. Dieſer Thaler wurde zu meinem übrigen Schatzgeld gelegt, denn ich hatte ſchon gegen fünfzig Gulden ſchönes Silber beiſammen.

„Als ich nun an jenem Abend zu Hauſe ankam, hatte meine Mutter auch ſchon heißes Waſſer und reine Wäſche in Bereitſchaft. Ich wurde wider meinen Willen gleich einem Schäflein gebadet und ſäuberlich hergerichtet, und fühlte mich dann, obwohl ich von meinem ſchwarzen Almenhemde ſehr ungern ſchied, doch friſch und froh wie neugeboren."

4.

Im nächſten Jahre wurde Ludwig Rainer zur beſſeren Ausbildung in die dritte Claſſe der deutſchen Schule nach Innsbruck gebracht. Er geſteht aber ſelbſt ein, daß er dort, faſt ohne Aufſicht gelaſſen, bald ein zügelloſer Wildfang geworden ſei und nichts gelernt habe.

Als das Jahr vorüber und der Junge heimgekommen war, hatten die Eltern keine Luſt mehr, ihn wieder in die Stadt zu ſchicken, behielten ihn vielmehr zu Hauſe und verwendeten ihn zur Bauernarbeit. Immer bemüht, dem Gatten Freude zu machen, ohne viel Dank dafür zu ernten, erkaufte die Mutter um dieſe Zeit deſſen väterliches Anweſen, und damit gewann denn auch die ganze Wirthſchaft einen höheren Schwung. Der Vater aber nahm ſeine Mutter, „eine alte Hexe," ſeine Schweſter und andere Verwandte in das Haus, denen der Stiefſohn Allen verhaßt war. Sie quälten ihn auch auf jede Art, und er

hätte Hungers ſterben können, wenn ihm nicht ſeine Mutter hin und wieder einen vertrauten Biſſen zugeſteckt hätte.

Unerwarteter Weiſe entſchloſſen ſich damals die Geſchwiſter Rainer noch einmal, eine Reiſe nach England zu unternehmen. Es lockte ſie dazu die bevorſtehende Krönung der jungen Königin (Juni 1838), und ſie hofften noch einmal viel reiche Schätze zu erſingen. Doch kam die frühere Geſellſchaft, wie wir ſchon oben bemerkt, nicht mehr unverſehrt zuſammen, denn Anton, der mittlerweile Poſtmeiſter zu Schwaz geworden, wollte ſein Hausweſen nicht verlaſſen, ſo daß an ſeine Stelle ein Verwandter von Schlitters, Georg Hauſer, eintreten mußte. Ludwig erhielt vor der Abreiſe noch die beſten Lehren von der Mutter und verſprach ihr, geduldig auszuharren. Dieſes Verſprechen war aber leichter zu geben, als zu halten. Die Rohheit des Vaters vertrieb ihn bald aus dem elterlichen Hauſe und er ging als ein Flüchtling wieder nach Zell zu ſeinen Pflegerinnen, die ihn lieb und freundlich aufnahmen und ihm Herberge gaben, bis eines Morgens die Mutter ganz unverhofft zur Stubenthür hereintrat. Sie war unangemeldet aus England zurückgekommen, wo ſie und ihre Gefährten wenig Seide geſponnen hatten. Es waren dort nämlich in der Zwiſchenzeit viele falſche Tiroler als Naturſänger aufgetreten und hatten das Geſchäft ſo verdorben, daß dieſesmal die echten Jedes bei ſechshundert Gulden einbüßen mußten.

Die Mutter erfuhr nun, wie es ihrem Sohne mittlerweile ergangen, faßte einen feſten Vorſatz und zerſtörte das ganze Wespenneſt im Hauſe. Schwiegermutter, Schwägerin, Vettern und Baſen, Alle mußten fort, was ihnen

Jedermann vergönnte, denn es hatte ſie Niemand leiden mögen. Auch der Vater erhielt ausnahmsweiſe einen derben Verweis, denn er hatte in der Gattin Abweſenheit wie ein Praſſer gelebt und unnütz viel Geld verthan. Ludwig Rainer aber trat bei ſeinem Vater wieder als Roßknecht ein und ward von ihm viel beſſer behandelt, denn früher.

Nachgerade war auch die Zeit der erſten Liebe gekommen. Ludwig hatte von Jugend auf unſchuldige Freundſchaft mit einem Mädchen aus dem nahen Weiler Finſing gepflogen. Sie hieß Hannele und war die Tochter des Gaſſenwirths daſelbſt. Als ſie mehr und mehr heranwuchſen und das alte Verhältniß aufrecht hielten, waren, wie es ſchien, auch die beiderſeitigen Eltern nicht dagegen.

Als nun Ludwig Rainer wieder einmal auf Beſuch zum Gaſſenwirth kam, fand er das Mädchen ganz traurig und niedergeſchlagen. Ihr Vater, erzählte ſie, habe beſchloſſen auf den Viehhandel nach Rußland zu gehen und ſie bis zu ſeiner Wiederkunft in ein Kloſter einzuſtellen. Und wirklich wurde ſie auch kurz darnach auf ein Jahr zu den Urſulinerinnen nach Innsbruck gebracht.

Nach mehreren Monaten traf es ſich, daß Ludwig den Herrn Schloßverwalter, Doctor Werfer, nach Innsbruck zu führen hatte. Er hoffte, dort ſein Hannele wieder zu ſehen und freute ſich unbeſchreiblich darauf. In Innsbruck kehrten ſie in der Sonne ein, wo ſich der Verwalter drei Tage aufzuhalten gedachte. Ludwig ſchlich ſich nun vorerſt liſtig um das Kloſter herum, pfiff, huſtete, ſang, aber Alles vergebens. Er ſtieg auf die Gartenmauer und lauerte, aber auch umſonſt. Endlich fiel ihm ein, einen alten Ka-

meraden von der Schule her zu beſuchen, ein leichtſinniges verwegenes Bürſchlein, mit dem er ſchon damals allerlei kecke Stücklein ausgeführt. Dieſer, jetzt Student, wußte auch bald Rath.

„Da Hanneles Bruder ebenfalls ſtudirte, ſo lieh mir mein Freund ſeine Kleider, damit ich mich für ihren Bruder ausgeben konnte. Ferner ſchrieb er an das Mädchen einen Brief, als wäre er von ihrer Mutter — lauter belehrende und erbauliche Sprüche, weil ihn doch die Aebtiſſin in die Hände bekommen mußte. Auch verfaßte er mir ein falſches Zeugniß im Namen des Profeſſors, bei welchem ihr Bruder in die Schule ging. So ausgerüſtet begab ich mich an die Kloſterpforte und zog mit klopfendem Herzen die große dumpfe Glocke. Nach langem Harren kam endlich die Portnerin und fragte mit leiſer Stimme nach meinem Begehr. Ich brachte meinen Brief zum Vorſchein, ſagte, daß ich im Kloſter eine Schweſter habe und ihr dieſen übergeben möchte. Sie ſei gebeten, mich gefälligſt bei der Oberin zu melden. Auch übergab ich ihr das falſche Zeugniß, damit jene wirklich ſehe, daß ich der fragliche Bruder ſei. Nach dieſer Unterredung verſchwand die Portnerin. Und wiederum nach einer langen Zeit erſchien die Aebtiſſin von zwei Nonnen begleitet am Gitter der Pforte. Sie betrachtete mich eine gute Weile, fragte mich bald dieſes, bald jenes, erhielt aber immer unerſchrocken Antwort, ſo daß ſie zuletzt nicht mehr zweifelte, daß ich derjenige ſei, für den ich mich ausgab. Sie ſtellte mir dann das Zeugniß zurück und befahl mir zu warten, bis ſich die eiſerne Pforte öffnen würde, die in das innere Gewölbe hinabführt; dort würde ich meine

Schweſter finden. Ich harrte abermals lange — mein Blut rollte wild in meinen Adern auf und ab, das Herz pochte mir aus Furcht, vielleicht erkannt zu werden — bis ſich endlich die eiſerne Pforte mit lautem Geprаſſel öffnete. Eine ſteinerne Wendeltreppe führte mich in ein unterirdiſches Gewölbe. Dort hing in einer Ecke bei ſchwachem Lampenſchein ein düſteres Bild des gekreuzigten Erlöſers. Darunter ſtand ein kleiner Betſchemel und auf dieſem ein Todtenkopf. Alles war ſo ſtill wie in tiefer Mitternacht. Alle Haare ſtanden mir zu Berge, als ich wahrnahm, daß ſich die Pforte, durch welche ich gekommen war, wieder ſchloß. Wenn ich entlarvt wurde, wie konnte es mir ergehen!

„Auch an dieſem ſchauerlichen Orte mußte ich lange warten. Endlich öffnete ſich eine kleine Seitenthüre und von zwei Nonnen behütet trat mein geliebtes Hannele herein. Bei dem ſchwachen Lampenſchimmer erkannte ſie mich anfangs nicht; auch meine Kleidung mochte ſie irre machen — als ich aber näher trat, rief ſie: ‚Ludwig!‘, riß den Kloſterfrauen aus und hing an meinem Halſe! Mir fuhr es wie ein Dolch durch das Herz, als ich meinen Namen hörte, doch ſchienen ihn die beiden Frauen zum Glück nicht verſtanden zu haben. Gleichwohl zogen ſie das Mädchen aus meinen Armen zurück, aber ich hatte der Geliebten ſchon zuflüſtern können, daß ich als ihr Bruder hier ſei, und hatte ihr auch ſchon einen andern Brief heimlich beigebracht, wogegen ich ihr das angebliche Schreiben ihrer Mutter unter den Augen der Nonnen übergab. Natürlich konnte ich mit ihr nur über heilige Sachen discurriren, aber unſere Augen verſtanden ſich ganz gut.

Ich erſuchte auch und bat, man möge die Schweſter doch mit dem Bruder auf etliche Stunden ins Freie laſſen, fand aber keine Erhörung.

„Endlich mußten wir uns trennen. Ich gab dem Mädchen noch einen langen Abſchiedskuß; dann wurde ſie von mir geriſſen und in das dunkle Gemäuer des Kloſters zurückgeführt.

„Als ſich die eiſerne Pforte wieder hinter mir geſchloſſen hatte, ſchien mir Alles wie ein Traum. Traurig verließ ich den unheimlichen Ort. Auf der Gaſſe erwartete mich mein Nothhelfer und begleitete mich ins Wirthshaus zu einer Flaſche Wein, bei welcher ich bald wieder heiter wurde. Und nachdem der Herr Verwalter ſeine Geſchäfte abgemacht, fuhren wir wieder ins ſchöne Zillerthal zurück."

5.

Es war im Jahr 1838, als ſich im ganzen Land Tirol große Geſchäftigkeit und Aufregung zeigte. Alles Volk bereitete ſich nämlich auf die Huldigung vor, welche der gute Kaiſer Ferdinand im Auguſt zu Innsbruck einnehmen ſollte.

Auch die Fügener Schützen boten alle Kräfte auf, um dem Kaiſer die gebührende Ehre zu erweiſen. Die Compagnie wurde unter Hauptmann Anton Ritzel, Hutmachermeiſter zu Fügen, beſtmöglich zuſammengeſtellt. Die Muſikkapelle, in welcher Ludwig Rainer als Hornbläſer wirkte, war ununterbrochen bemüht, neue Märſche und Geſänge einzuſtudiren, um ſich in Innsbruck beſtens hervorthun zu können. Täglich wurden Uebungen in der

Gemeindeau gehalten, und die Gäſte, die ſolchen Proben beigewohnt, waren alles Lobes voll, ſo daß der Compagnie im ganzen Innthal bis nach der Landeshauptſtadt hinauf ein großer Ruf vorausging und die Bevölkerung in geſpannter Erwartung war, die Fügener zu ſehen und zu hören.

So marſchirten ſie denn eines Tages mit klingendem Spiel und unter allgemeinem Jubel aus und kamen am erſten Tage bis Schwaz. Dort wurden ſie freundlichſt begrüßt und hörten von allen Seiten, ihre Compagnie ſei die ſchönſte im Unterinnthale, was ſie nicht wenig ſtolz machte.

Am nächſten Tage, als es ſchon dämmerte, rückten ſie in die Stadt Hall ein, wo unzähliges Volk auf ſie gewartet hatte, und beſchloſſen, dort zu bleiben. In der nahen Landeshauptſtadt war freilich an dieſem Abende eine wundervolle Beleuchtung, welche die Schützen mächtig anzog; allein die Hauptleute verboten ſtrengſtens hinaufzugehen, damit dort kein Fügener geſehen werde, ehedenn die ganze Compagnie ihren Einzug halte. Auf dieſen Befehl begaben ſich Alle in die Nachtquartiere; die Spielleute, unter ihnen Ludwig Rainer, meiſtentheils in das Wirthshaus ‚zu den drei Gilgen‘ (Lilien). Dort ſetzten ſie ſich zuſammen und beſprachen, wie man den Abend ausfüllen ſollte. Nun waren aber viele darunter, welche trotz des ſtrengen Verbots die Beleuchtung gar gern geſehen hätten, und ſo ließ ihnen denn der Wirth zwei Stellwagen einſpannen, in denen etwa dreißig Kameraden nach Innsbruck fuhren. Für ihre Zurückkunft ſollte ihnen als Nachtlager friſches Stroh im neugebauten Pferdeſtall bereit gehalten werden.

Ludwig Rainer wäre ebenfalls gern mitgegangen, allein er und Onkel Franz und noch zwei andere Fügener hatten eine Einladung angenommen, beim Zeindl vor den Herren Bergbeamten zu ſingen, und ſo mußte er denn auf die vielverſprechende Partie verzichten. Er ſah jene ſeine Gefährten bei ihrer Abfahrt zum letztenmale lebendig.

Als der Geſang, der den vollen Beifall der Herren Beamten gefunden, zu Ende war, ließ Herr Bergrath Zöttl Forellen und Wein auftragen. Ludwig Rainer that ſich dabei gütlich, bis um zwölf Uhr die Nachricht kam, die Schützen, welche nach Innsbruck gefahren, ſeien ſo eben wieder in den Drei Gilgen angekommen und geſonnen, ſich noch mit Geſang und Tanz zu unterhalten. Unſer Sänger wollte eben auch nach den Kameraden ſehen, als ihm die hübſche Kellnerin zuſprach, er ſolle doch nicht fortgehen, es könnte da ja auch noch luſtig werden. Ueberdies kam noch ein guter Freund, Joſeph Huber, der Fähndrich, dazu, bot ihm ſtatt des Strohlagers in den Drei Gilgen ſein Federbett an und bat ihn ebenfalls zu bleiben. So ſetzten ſie ſich denn zuſammen und plauderten und ſcherzten, bis noch ein Stündlein vergangen war.

Die Kellnerin wies ihnen hierauf die Schlafkammer an, die ſie mit noch einigen anderen Schützen zu theilen hatten. Sie wollten ſich eben zur Ruhe begeben, hatten auch ſchon das Licht ausgelöſcht, als plötzlich auf der Gaſſe Lärm entſtand. Zugleich hörten ſie die Trommler mit dumpfen Schlägen Alarm ſchlagen, einige Nothſchüſſe krachten und von allen Kirchthürmen erſcholl ein ſchauerliches Sturmgeläute. Ludwig Rainer und der Fähndrich fuhren zuſammen vor Angſt und Schrecken und weckten die Kameraden,

die noch nicht ſelbſt erwacht. Nun war aber auch ſchon im Hauſe Lärm entſtanden.

Die Kellnerin kam ſchreiend und jammernd über die Stiege herauf, mit ihr der Hauptmann, der Landrichter, die Gerichtsſchreiber und noch andere Leute, auch der Oberlieutenant, Franz Nißl, welcher eine große Laterne in der Hand führte. Als er Ludwig Rainer ſah, ſtürzte er auf ihn zu, küßte ihn und ſagte: „Gott ſei Dank, daß Ihr da ſeid; wir glaubten auch Euch unter dem Schutthaufen!“

Jetzt erfuhren ſie die traurige Geſchichte ihrer Kameraden im Gilgenwirthshauſe und machten ſich ſchnell fertig, um nach ihren Brüdern und Freunden zu ſehen. Aber leider haben ſie die meiſten nicht mehr lebend gefunden! Auch der erwähnte Fähndrich hatte ſeine zwei Brüder verloren.

Was da nun vorgefallen, das erzählte dem Ludwig Rainer damals ein guter Freund, der ſich gerettet hatte, Ludwig Werfer, des Schloßverwalters Sohn, und ſagte:

„Es war ungefähr des Morgens um ein Uhr, als wir uns, gegen dreißig an der Zahl, Alle ſehr heiter und etwas angetrunken, in den neuen Stall zur Ruhe begaben. Der Hausknecht begleitete uns mit einer Laterne und hängte dieſe mitten im Stalle an einen großen Pfeiler. Er bot uns noch Allen gute Nacht und ſchloß dann die Thüre hinter ſich zu. ‚Jetzt ſind wir ja eingeſperrt!‘ rief ich bedenklich aus.

‚Macht nichts,‘ entgegnete ein Anderer, ‚ſo kann uns Niemand ſtehlen!‘

Der große Pfeiler theilte den Stall in zwei gleiche

Theile. In der vordern Hälfte ſtanden zwei ſtarke Roſſe, in der andern lagen die Schützen, darunter ich, als der nächſte an dem Pfeiler. Als nun Alle bis auf den Lieutenant, welcher eben ſein Seitengewehr abſchnallte, ſich niedergelegt hatten, hörte ich im obern Stock des Neubaus einen furchtbaren Kracher, ſo daß ich ſchnell auffuhr und ausrief: ‚Buben, das Haus bricht z'ſamm!‘ Was nun munter lag, erhob ſich und lief ſchnell gegen die geſperrte Thüre zu, aber während des Laufens brach auch ſchon das hintere Gewölbe herunter auf die armen Schläfer. Ich konnte noch deutlich ſehen, wie es den Lieutenant hinten im Stall, der Alles für Scherz hielt, niederwarf und zuſammenſchlug.

Bis zum Pfeiler war das ganze Gewölbe heruntergebrochen. Nur Einzelne, die meinem Rufe noch folgen konnten, entwiſchten und fanden ſich dieſſeits bei den Pferden ein, welche nun aber im Schrecken auch losriſſen und furchtbar zu toben anfingen. Unſere Lage bin ich wohl nicht im Stande zu ſchildern! Da der Sturz auch die Laterne zerſchlagen, ſo war Alles ſtockfinſter — dazu die geſperrte Thüre — die tobenden Roſſe — das Jammern und das Hülfegeſchrei der noch lebenden Kameraden, die zum Theil nur halb verſchüttet waren — der dicke Staub, der uns jeden Augenblick zu erſticken drohte, und die Angſt, der noch ſtehende Theil des Neubaus könne auch jeden Augenblick herunterbrechen und uns lebendig begraben!

Endlich kam man helfend zur Thüre, die aber auch erſt geſprengt werden mußte, und ſetzte uns in Freiheit. Dann begann Alles mit Pickeln und Schaufeln den Halbverſchütteten zu Hülfe zu kommen, ein gefährliches Unter-

nehmen, weil man nicht wußte, ob nicht der ganze Neubau noch nachſtürzen würde."

Von denen, die ganz verſchüttet waren, wurden nur zwei noch lebendig ausgegraben. Der Eine wurde bald geheilt, der Andere blieb leidend und ſtarb ein paar Jahre ſpäter. Es war der Zimmerer Lux, der auf ſeinem Schmerzenslager eine Tafel malen ließ mit dem Leichenzuge aller ſechzehn Kameraden, welche jetzt noch an der obern Kirchthür zu Fügen hängt. Auch von den Geretteten waren ihrer acht, theils durch das Schlagen der Pferde verwundet. [1]

Um acht Uhr Morgens wurde die trauernde Compagnie von den Hauptleuten ſo gut als möglich zuſammengerichtet. Wenn aus den verſchiedenen Gaſſen noch ein verſpäteter Schütze herbeieilte, war Alles froh, weil man ihn auch ſchon zu den Todten gerechnet hatte. Von den Fahnen, welche geſtern noch mit bunten Blumen geziert waren, hingen heute lange ſchwarze Schleier herunter, die Trommeln waren mit ſchwarzem Tuch überzogen und tönten düſter und melancholiſch. Auf Verlangen des Kaiſers marſchirte die Compagnie vor die Reſidenz, wo ihr die ganze kaiſerliche Familie das innigſte Bedauern über die erſchütternde Begebenheit ausſprach. Von dort zog ſie zum Adambräu nach Wilten, wo ſie einquartiert wurde und das ganze Haus zur Verfügung hatte.

1 Das Wirthshaus zu den drei Gilgen wurde ſpäter niedergeriſſen, noch ein anſtoßendes Haus dazu gekauft und auf der erweiterten Stelle der jetzt rühmlich bekannte „Gaſthof zum Bären" erbaut. — Die Tafel an der Kirche zu Fügen iſt aber vor einiger Zeit entfernt worden und daher jetzt nicht mehr zu ſehen.

„Jetzt," erzählt Ludwig Rainer weiter, „eilten auch alle die Mütter, Frauen und Geſchwiſter der Ausgezogenen nach Hall, um nach ihren Lieben umzuſehen. Meine Mutter befand ſich eben auf dem Wege nach Innsbruck, wo ſie mit ihren Brüdern vor dem Kaiſer ſingen ſollte. Ihre Angſt iſt wohl zu denken, doch erfuhr ſie ſchon in Volders, daß ich nicht beim Gilgenwirth geweſen.

Des Nachmittags ging ich, um etwas Zerſtreuung zu ſuchen, auf den Rennplatz (vor der Reſidenz), wo jetzt tauſend Neugierige auf und abwogten. Darunter waren viele, welche mich an meiner Tracht als einen Mann der unglücklichen Fügener Compagnie erkannten, auf mich zugingen und den ganzen Hergang zu hören begehrten. Dicht umringt erzählte ich ihn, ſo gut ich konnte, und erzählte immer wieder, bis ſich ein Hofbedienter durch den Haufen drängte und mir eröffnete, daß der Kaiſer und der Erzherzog Johann, welche mich vom Fenſter aus geſehen, mit mir zu ſprechen verlangten. Ich folgte alſo dem Bedienten, welcher mich in einen großen Saal führte, wo mir der gute Erzherzog Johann ſchon entgegenkam. Nachdem er mich gefragt, ob ich von der Fügener Compagnie ſei, und ich dies bejaht hatte, fragte er weiter, ob nicht Stanislaus Eigner, ein Wirthsſohn von Fügen, den er aus der Taufe gehoben, auch unter den Verunglückten ſei. Darauf konnte ich ihm zu ſeiner Freude ſagen, daß dieſer noch lebe und ſich bei uns in Innsbruck befinde. Unterdeſſen war auch der Kaiſer aus einem Nebenzimmer gekommen, und ich mußte die Geſchichte noch einmal erzählen, wodurch beide tief ergriffen wurden. Der Erzherzog drückte mir zum Schluſſe zwei Kronenthaler in die Hand und trug mir

auf, meinen Hauptleuten ſogleich zu melden, daß ſie der Kaiſer in der Reſidenz erwarte, um zu berathen, was für die Hinterlaſſenen geſchehen könne. Ich richtete meinen Auftrag unverzüglich aus, die Geladenen begaben ſich ſogleich in die Burg, und der Kaiſer ſetzte noch am nämlichen Abende für die Betroffenen großmüthige Penſionen aus."

Die vorige Schreckensnacht hatte aber noch ein ſeltſames Nachſpiel. Die Schützen lagen nämlich beim Adambräu zum Theile im Hauſe, zum Theile — ihrer achtzig — auf der Malztenne. Unter dieſen war auch Ludwig Rainer, der noch immer — es war gegen ein Uhr — an die geſtrige Begebenheit und ſeine Kameraden dachte. Beim trüben Scheine der Laterne glaubte er nun einen Mann hereintreten zu ſehen und meinte den Ruf zu hören: „Auf, es bricht Alles zuſammen!" Mit einemmale war das ganze Haus in Aufruhr. Die Schützen auf der Malztenne drängten ſich, ſtießen ſich, ſprangen einander über die Köpfe weg auf die Thüre zu. Auch zu den Fenſtern wollten ſie hinaus, doch waren dieſe glücklicherweiſe vergittert. Als nun Alles im Hofe zuſammeneilte, kam auch der Hauptmann und brachte die traurige Nachricht, daß ſein Sohn aus Angſt und Schrecken vom erſten Stock auf das Straßenpflaſter heruntergeſprungen ſei. Dieſer wurde auch eben auf einer Tragbahre zum Thore hereingebracht und hatte noch lange zu leiden. Nun fragten ſich aber Alle kreuz und quer, was denn eigentlich an der Sache ſei, und Keiner konnte einen Aufſchluß geben. Auch Ludwig Rainer kam zur Einſicht, daß er den rufenden Mann nur im Traume gehört. So blieb denn nichts Anderes

übrig, als den ganzen Auftritt für eine unerklärliche Nachwirkung des Schreckens der vorigen Nacht anzusehen.

Am andern Morgen, als am Huldigungstage, marschirte die Compagnie also von Wilten in die Stadt. Zu einigem Troste in ihrer Traurigkeit befahl der Kaiser, daß ihr für diesen Tag die Ehrenwache in der Hofburg übertragen werde. Dort konnte sie auch den herrlichen Festzug am gemüthlichsten betrachten und übersehen.

Des Nachmittags wurde die Mutter mit den vier Brüdern in die Residenz geladen, um dort vor dem Kaiser zu singen. Auch Ludwig Rainer und viele andere gute Bekannte erhielten Zutritt. Nachdem der Gesang zu Ende, durften sich Alle an eine gedeckte Tafel setzen und mit goldenen Löffeln essen, welch Letzteres den Meisten ganz neu und ungewohnt gewesen sein soll.

Am andern Tage des Morgens um vier Uhr brachen alle Compagnien aus dem Unterinnthale in Innsbruck auf und marschirten nach Hall, um den erschlagenen Kameraden die letzte Ehre zu erweisen. Die Schützen weinten den guten lieben Jungen manche Thräne nach. Sie wurden zu Hall auf dem Friedhof alle sechzehn in ein Grab gelegt und harren dort einer fröhlichen Auferstehung.

6.

Ludwig Rainer war nun siebenzehn Jahre alt und ein ziemlich leichtsinniges Bürschlein geworden. Indem er dies selbst hervorhebt, erlaubt er sich auch manchen scharfen Tadel über die männliche Jugend seines Thales. Zechen und Müßiggehen gelte ihr für den Geist der Zeit, und

wer nicht mithalte, werde gern als ein Kopfhänger oder Betbruder verſchrieen. Da es Einer dem Andern im Leichtſinn und Uebermuth zuvorzuthun ſuche, ſo werde mancher gute Junge ſchon früh verdorben und zu Grunde gerichtet.

„Nun beſuchte uns eines Tages," heißt es weiter, „ein Befreundeter, Johann Waſſerer nämlich, der mit ſeinem Bruder Franz, mit Simon Holaus von Zell und der Margaretha Sprenger von Kupferberg als Tiroler Sänger auf Reiſen geweſen war. Dieſer ſagte zu meiner Mutter, er habe mich auf dem Chore ſingen hören, und meine Stimme habe ihm ſo gefallen, daß er mich, wenn ſie es erlaubte und ich dazu Luſt hätte, auf ſeine bevorſtehende Ausfahrt als Sänger mitnehmen würde.

„Meine Mutter überlegte ſich die Sache. Sie mochte wohl finden, daß es beſſer ſein dürfte, den jungen Schwärmer in die weite Welt zu ſchicken, als ihn zu Hauſe in ſchlechter Geſellſchaft vorkommen zu laſſen, und gab daher nach kurzem Bedenken den Beſcheid: ‚Ja, wenn du glaubſt, daß du mit dem leichtſinnigen Bürſchlein etwas machen kannſt, ſo nimm ihn nur mit — ſchlimmer kann er nimmer werden, als er iſt.' — Dieſe Worte habe ich in meinem Leben nicht mehr vergeſſen. Ich nahm mir von dieſer Stunde an vor, ein anderer Menſch und recht ſparſam zu werden und der Mutter bald zu zeigen, daß ich mich gebeſſert habe. Es war auch wirklich das größte Glück für mich, daß ich von Fügen fortkam.

„Noch kurz vor der Abreiſe ſetzte ſich übrigens die Geſellſchaft etwas anders zuſammen als anfangs beabſichtigt war. Es ſpielte da eine kleine Intrigue hinein, wie ſie

unter Naturſängern eben ſo gut vorkommen als unter den Künſtlern an der großen Oper. Johann Waſſerer hatte nämlich ein Liebchen, welches nicht ertragen konnte, daß er mit der Margreth auf Reiſen ginge. Darum hatte er unſern Ludwig engagirt und gedachte jene des Friedens halber daheim zu laſſen. Simon Holaus wollte dies aber nicht zugeben, als nachtheilig für das „Geſchäft," da die Margreth eine treffliche Sängerin war. Er ſchlug nun vor, Ludwig Rainer und er und die oftgenannte Margreth ſollten für ſich in die Fremde gehen. Er habe noch eine Baſe in Zell, die einen guten Alt ſinge und gewiß gern mitziehe. Dieſer Vorſchlag war den beiden andern ganz genehm und auch die Zeller Baſe ließ ſich leicht gewinnen; der eigentliche Unternehmer, Johann Waſſerer, aber blieb ſchmollend zu Hauſe.

„So war nun Alles zur Abreiſe fertig. Meine Mutter gab mir achtzehn Gulden Zehrpfennig mit, und mein Onkel Franz führte uns mit ſeinem Gefährte bis Kufſtein. Beim Dreikönigswirth gaben wir dort das erſte Concert, und ich trat da zum erſtenmale vor einem Tiroler Publikum als Sänger auf. Ich benahm mich ſo couragirt, als wäre ich ſchon viele Jahre auf der Bühne geſtanden. Unſer Geſang fand ungemeinen Beifall, und wir machten ſchon in Kufſtein ganz gute Geſchäfte.

„Von da reisten wir nach München, wo wir eine geraume Zeit verweilten und ſehr beliebt waren. Wir hatten auch die Ehre, öfter vor dem Herzog Maximilian von Bayern zu ſingen. In kurzer Zeit ſchon hatte ich mir achtzig Gulden erſpart. Dafür habe ich meinem Freunde Holaus viel zu danken. Er behandelte mich ſehr gut,

lehrte mich ſparſam ſein und doch dabei zu leben, wie es einem anſtändigen Menſchen geziemt.

„Eines Tages kam in München mein Freund Felix Margreiter zu uns, welcher eben auf der Heimreiſe begriffen war, um wieder eine Sommerfriſche auf der Pfunſer Alm zu nehmen. Dieſem gab ich die erſparten achtzig Gulden für meine Mutter auf mit dem Bemerken, der Leichtſinnige laſſe ſie Alle ſchön grüßen und er ſei jetzt ſchon ein beſſerer Menſch geworden. Es läßt ſich denken, daß ſie darüber zu Hauſe eine große Freude hatten.“

Die Reiſe wurde nun unter günſtigen Sternen fortgeſetzt — von München über Nürnberg, Bamberg nach Kiſſingen, von da nach Würzburg, Frankfurt bis Bad Ems und von da wieder zurück nach Karlsruhe und Baden-Baden. Hier aber ward ihrem Singen ein unerwünſchtes Ziel geſetzt. Simon Holaus nämlich wurde krank und lag lange Zeit am Nervenfieber darnieder. Er erholte ſich ſehr langſam, und an eine Fortſetzung der Kunſtreiſe war vor der Hand nicht zu denken. So traten ſie denn den Rückweg nach Fügen an, wo ſie eines Abends um zehn Uhr ankamen und bei Franz Rainer einkehrten.

„Wir unterhielten uns dieſen Abend ſehr angenehm; alle unſere Freunde ſtrömten zuſammen, und meine Mutter hatte eine große Freude, mich ſo umgeändert wiederzuſehen.“

„Des andern Tages begleitete ich meinen Freund Holaus nach Zell, ſeiner Heimath. Wir kehrten in Finſing beim Gaſſenwirth ein und hielten uns eine Zeit lang auf, weil mittlerweile das Hannele aus dem Kloſter zurückgekommen war. Meine und ihre Empfindungen kann ſich jeder leicht denken.

„In Zell beſuchte ich ſogleich meine alte Heimath und meine Zieheltern, denen ich allerlei ſchöne Sachen mitgebracht hatte. Unſere Freude war unbeſchreiblich. Sie alle folgten mir ins Dorf, wo ich ihnen beim Wälſchen ein gutes Eſſen aufſetzen ließ — doch gegen ihren Willen, denn ſie wollten durchaus nicht leiden, daß ich ſie freihalten ſollte. Wir ſaßen und ſchwatzten noch lange zuſammen, bis ich endlich mit dem Verſprechen, ſie bald wieder zu beſuchen, von ihnen Abſchied nahm und den Heimweg nach Fügen einſchlug."

7.

So weit der erſte Folioband, der aber kaum zum vierten Theile beſchrieben, übrigens auch erſt ſpät, im Jahre 1851, begonnen worden iſt, als Herr Ludwig Rainer ſich eines Morgens erinnerungsſelig hinſetzte, um ſeine Memoiren oder wenigſtens die Geſchichte ſeiner Jugend für Kinder und Enkel ſchriftlich herzuſtellen. Aelter und gleichzeitig entſtanden iſt das Tagebuch der Reiſe nach Amerika, etliche dreihundert enggeſchriebene Seiten, auf welchen Herr Rainer vom 1. Januar 1840 bis in den Mai 1843 Tag für Tag ſeine Erlebniſſe verzeichnete. Dieſen reichhaltigen Stoff zu verarbeiten will ich aber gern einem rüſtigeren Nachfolger überlaſſen. Gleichwohl mag in Kürze erwähnt werden, daß die erſte Idee, die Fügener nach Amerika zu führen, eigentlich von einem franzöſiſchen Abenteurer, Eugen Burnand, ausging. Dieſer erſchien eines Tages im Gaſthaus zum Hackelthurm, ſuchte die Sänger kennen zu lernen und „gaſchierte ſie dann auf zwei Jahre zu einer Kunſtreiſe an." Die anderen Glieder der

Gesellschaft waren Simon Holaus, Margaretha Sprenger und Ludwigs Base, Helena Rainer, eine Tochter des Onkels Johann. Simon Holaus, der älteste unter ihnen zählte kaum zweiundzwanzig Jahre. Diese junge Gesellsellschaft, unerfahren und voll Vertrauen, wurde von dem Franzosen arglistig betrogen. Als sie nach vierzehn Monaten endlich Abrechnung und Auszahlung ihres Verdienstes verlangte, war jener bald verschwunden und kam nicht wieder zum Vorschein. Die Zillerthaler saßen nun ohne alle Mittel, ganz verlassen zu New-Orleans; aber mit Hülfe einiger Schweizer Kaufleute gingen sie wieder unverzagt ihrem Berufe nach und errangen sehr schöne Erfolge, bis sie in Boston ein neues Mißgeschick befiel. Helena Rainer, ein reizendes, unverdorbenes Mädchen, hatte sich nämlich heimlich mit einem Amerikaner versprochen und eröffnete den Anderen erst wenige Tage vor der Hochzeit, daß sie aus der Gesellschaft treten werde.

Da alle Bitten und Vorstellungen vergeblich waren, so standen die Verlassenen allein, ohne Sopran, in der weiten Welt und mußten sich schleunig um einen Ersatz umsehen. Als solcher fand sich ein hübscher irischer Knabe, in welchem Ludwig Rainer zufällig Anlage zum Jodeln entdeckt hatte. Die armen Eltern ließen den Jungen gerne ab und so trat er denn nach einiger Uebung zu Boston mit den Zillerthalern als Tiroler auf und fand allgemeinen Beifall. Dies dauerte aber auch nicht lange; nach einem halben Jahre schlug des jungen Irländers feiner Sopran in eine Baßstimme um und die Gesellschaft war wieder in großer Noth. Sie schrieb nach Fügen und bat um Hülfe. Nachdem sie in Halifax drei Monate sehnsüchtig geharrt

hatte, kamen auch zwei Zillerthaler an, aber leider ſolche, „die beſſer mit der Heugabel umzugehen wußten, als mit Alpengeſang!“ Die Enttäuſchung war ſehr bitter und es blieb nichts übrig, als in die Heimath zurückzukehren.

Damals brachte jedes Mitglied ſechstauſend Gulden nach Hauſe. Wäre alles nach Wunſch gegangen und die letzte Widerwärtigkeit nicht eingetreten, ſo hätte, meint Ludwig Rainer, jeder Theilnehmer ebenſo leicht ſechzigtauſend Dollar heimbringen können. Nach dieſer Reiſe geſchah es, daß ich den vielgewanderten Sänger 1844 zu Fügen traf und kennen lernte. Damals war eben Onkel Felix kinderlos geſtorben und hatte ihm den ſilbernen Gurt mit dem großbritanniſchen Wappen vermacht, das an jenem Morgen zuerſt mein Augenmerk anzog. Nunmehr entſchloß er ſich aber zu heirathen und zwar dieſelbe Margareth Sprenger, welche mit ihm in Amerika geweſen. Sie ſtarb aber bald nach ihrer erſten Entbindung. Von Gaſſenwirths Hannele war nicht mehr die Rede; doch ſoll ſie ſchon lange in Wien eine ganz glückliche Gattin und Beſitzerin einer großen Maierei mit Milchwirthſchaft ſein. Nachdem ſich Ludwig Rainer wieder verehelicht, kaufte er das Hirſchenwirthshaus in Rattenberg. Im Jahre 1848 zog er gegen Garibaldi und ſeine Schaaren als Schützenlieutenant nach Wälſchtirol. Als das Jahr 1851 und mit ihm die erſte große Weltausſtellung in London herankam, regte ſich aber wieder eine tiefe Sehnſucht nach dem alten Wander- und Sängerleben in der weiten Welt. Auch Freund Holaus wollte nicht mehr zu Hauſe bleiben und ſo ſtellten ſie wieder ein Quintett zuſammen, welches ſie nach London führten. Das Unternehmen hatte ſehr guten

Erfolg; die Zillerthaler ſangen ſogar mehrmals in Windſor Caſtle vor der Königin Victoria, von welcher ihr Hauptmann eine goldene Uhr zum Geſchenk erhielt. Auch in Schottland und Irland ließen ſie ihre Lieder erſchallen und der große Name Rainer übte noch allenthalben ſeinen Zauber. Kaum zurückgekehrt zog unſer Held auch ſingend nach Italien, und im Jahre 1855, von Graf Morny eingeladen, zur Weltausſtellung nach Paris, wo er und ſeine Geſellſchaft mehrmals in die Tuilerien beſchieden wurden. Von Paris wandten ſie ſich nach dem Norden und ſangen an den ſkandinaviſchen Höfen. Im Jahre 1858 nahm Ludwig Rainer ein langes Engagement in St. Petersburg an und blieb, wie ſchon erwähnt, gegen zehn Jahre dort. Da auch ſeine zweite Frau geſtorben, ſo vermählte er ſich am Newa-Strand zum drittenmale, und zwar mit Anna Prantl, der Wirthstochter von Margreten, welche, wie ſchon früher berichtet, eine Schweſter der beiden ſchwarzen Geſtalten iſt, die ich damals zu Schwaz geſehen. Das war eine ſehr luſtige Hochzeit, ganz nach Tiroler Art, und mußten dabei auch die geladenen Gäſte, mehrere hundert an der Zahl, in Tiroler Tracht erſcheinen. Es ſtörte die Freude keineswegs, daß das Brautpaar von deutſchen und ruſſiſchen Freunden auch mit ſehr koſtbaren Geſchenken beehrt wurde.

Aus Rußland zog den Sänger 1868 das Wiener Schützenfeſt heraus. Er blieb mit ſeiner Geſellſchaft ſechs Monate in der Kaiſerſtadt an der Donau, bereiste dann Ungarn, Siebenbürgen, das Land der Walachen und drang ſelbſt in die Türkei vor.

Vergangenen Herbſt haben wir ihn und ſeine Geſell-

ſchaft in München geſehen und gehört. Damals gedachte er wieder ein halbes Jahr auf Wanderſchaft zu verwenden. Die freie Zeit, welche er zwiſchen hinein in ſeiner Heimath verlebte, hatte er rührig benützt, um am Achenſee, nicht weit von der bekannten Scholaſtica, einen neuen Gaſthof zu gründen. Eine Zubehör deſſelben, die Veranda oder das Kaffeehaus, ſehr elegant ans Geſtade hingeſtellt, iſt ſchon ſeit ein oder zwei Jahren eröffnet. Das Hôtel ſelbſt ſoll im kommenden Sommer fertig ſein. Während der unternehmende Mann in den europäiſchen Hauptſtädten Zillerthaler Lieder ſingt, waltet dort in der Einſamkeit Frau Anna Rainer, die züchtige Hausfrau, jetzt von den Gäſten des Achenthals ebenſo hochgeſtellt als freundliche Wirthin, wie vordem von Ruſſen und Tataren als kunſtreiche Jodlerin. Möge das Unternehmen vor allen tellu-riſchen Nationen Gnade und ſo das Gedeihen finden, das es verdient.

XIV.

Zur Geſchichte der Familie Rainer.[1]

1872.

Es iſt jetzt etwas mehr als ein Jahr verſtrichen, ſeit die Gartenlaube zu Leipzig ſich über Ludwig Rainer, den Naturſänger, vernehmen ließ. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch die Urgeſchichte der Rainer beſprochen, ihr erſter Auszug nämlich und die Art und Weiſe, wie er zu Stande kam.

Ludwig Rainer, dem wir dieſe Mittheilung verdankten, ſchreibt die erſte Anregung, wie dort zu leſen, ſeinem Oheim Felix zu. Dieſer ſoll als Kuppelknecht bei einem reiſenden Pferdehändler in der Schweiz mit ſeiner ſchönen Stimme manche Abendgeſellſchaft erheitert, vielen Beifall eingeerntet und dann nach der Rückkehr ſeinen Geſchwiſtern geweiſſagt haben, daß ſich dem Alpengeſang eine große, gewinnreiche Zukunft öffne. Darauf hätten die Uebungen in ihrem Heimathsdorfe zu Fügen im Zillerthale begonnen, und nach einigen Monaten ſei die erſte Geſellſchaft öffentlich und unter lauter lebendiger Theilnahme der Fügener und ihrer Nachbarn in die Welt gezogen.

[1] Zuerſt erſchienen in der Gartenlaube unter dem Titel: Die Anfänge der Geſchwiſter Rainer, 1872. Nr. 6 ff.

Dieſer Erzählung ſteht eine andere gegenüber, welche mir Joſef Rainer, einer von der Urgeſellſchaft, damals Gaſtgeber im Hackelthurm zu Fügen, ſchon im Jahre 1842 mitgetheilt hat. Darnach wäre zuerſt über ihn der Geiſt gekommen und er ſelbſt der Urheber und erſte Führer der Rainer'ſchen Sängerfahrten geweſen. Er habe nämlich als ein junger, wandernder Viehhändler eines Tags zu Leipzig vier angebliche Tiroler Kinder ſingen hören, und da dies maskirte Häuflein trotz ſeines ſchlechten Geſanges vielen Beifall gefunden, ſo habe er ſeinen Geſchwiſtern geſchrieben, jetzt ſei die Zeit gekommen, als echte Tiroler in alle Welt zu gehen und zu jodeln und das Glück zu erjagen. Sie ſollten ſich aufmachen und ihm entgegen reiſen, aber zum Schein, als wenn ſie auf Handelſchaft gingen, etwas Leder und Handſchuhe mitnehmen, damit ihre wahre Abſicht nicht errathen werde. So ſeien ſie zu Freiſing an der Iſar zuſammengekommen und dort zum erſtenmale aufgetreten, dann aber weiter gegangen und, wie weltbekannt, überall mit ſtets wachſendem Beifall aufgenommen worden ꝛc.

Man ſieht auf den erſten Blick, daß dieſer Bericht mit der Erzählung, welche Ludwig Rainer in ſeinen handſchriftlichen Memoiren als Ueberlieferung ſeiner Mutter aufſtellt, keineswegs zuſammenſtimmt.

Letzten September bin ich nun wieder nach dem ſchönen Flecken Schwaz im Innthale gekommen und auf der Poſt bei Herrn Franz Rainer eingekehrt. Herr Franz Rainer iſt der Sohn des Herrn Anton Rainer, welcher der erſten Geſellſchaft angehört hatte, aber ſchon vor längerer Zeit geſtorben iſt. Beim Abendtrunk kam auch ſeine Schweſter Marie heran und begann von der Gartenlaube zu ſprechen

und von jenem Artikel über die Zillerthaler Sängerfamilie.

Hier ist nun zu bemerken, daß im vorigen Jahre zu Fügen noch zwei alte Herren lebten, Franz Rainer, der Posthalter, und Simon, sein Bruder, ein wohlhabender Bauersmann. Franz Rainer war ein Sänger und auch bei der ersten Gesellschaft gewesen, Simon dagegen hatte immer lieber zugehört, als selbst gesungen, war daher, als die Anderen in die große Welt gezogen, zu Hause geblieben und seinem bäuerlichen Berufe nachgegangen. Seinem Bruder Franz war er aber innigst zugethan, und als dieser im vorigen Jahre gestorben, sagte er offen, jetzt wolle er auch nicht länger leben, legte sich hin und starb auch seinerseits nach wenigen Wochen.

Marie erzählte nun, wie sie diesen ihren Oheim, als er auf seinem letzten Lager lag, noch einmal besucht und ihm die Gartenlaube, vielmehr den besagten Artikel über die Gebrüder Rainer vorgelesen habe. Der Kranke habe darüber noch ein heiteres Stündlein verlebt und sei in der Hauptsache damit zufrieden gewesen. Nur die Geschichte von der ersten Ausfahrt verhalte sich etwas anders, als sie dort vorgetragen sei. Nicht Felix und nicht Josef Rainer habe den ersten Anstoß zu ihren Wanderfahrten gegeben, sondern — der Kaiser von Rußland.

Eines Tages sei nämlich Kaiser Alexander ins Zillerthal gekommen und zu Fügen im Schlosse, bei seinem Bekannten, dem Grafen Ludwig von Dönhoff, abgestiegen. Der Graf habe nun seinem hohen Gastfreunde eine kleine Ueberraschung bieten wollen, nach den Rainerkindern geschickt und sie bedeutet, daß sie am treffenden Abend im

Schloſſe ſingen ſollten. Dieſe hätten ſich deſſen nicht geweigert, aber die Bedingung geſtellt, daß ſie ſich nur hinter einem Vorhange produciren dürften, denn ſie fürchteten, der Anblick der kaiſerlichen Majeſtät möchte ſie leichtlich außer Faſſung bringen und das ganze Unternehmen ſcheitern laſſen. Alſo hätten ſie denn an jenem Abend in ihrem Verſteck ein paar Stücklein („Jetzt kommt die ſchöne Frühlingszeit" und „Auf d' Alma gehn mer aufi") ſchüchtern, aber lieblich geſungen, und dieſe hätten dem Selbſtherrſcher aller Reußen dermaßen gefallen, daß er gegen die Verabredung hinter den Vorhang getreten ſei, ſie ermunternd hervorgezogen, höchlich belobt und an ſeinen eigenen Tiſch zu ſitzen eingeladen habe. Sie hätten ihm dann verſprechen müſſen, ihn in Petersburg zu beſuchen und er habe ihnen zugleich für dieſen Fall ſeine allerhöchſte Gnade und Protection in Ausſicht geſtellt.

Nicht lange darnach hätten ſie ſich auch aufgemacht, um nach Rußland zu wandern, aber leider in Wien ſchon die Kundſchaft erhalten, daß Kaiſer Alexander in Taganrog geſtorben ſei. Auf dieſe Nachricht wären ſie faſt wieder gerne nach Fügen im Zillerthal zurückgekehrt, aber der Fürſt Eſterhazy, der öſterreichiſche Geſandte in London, der dazumal eben in Urlaub nach Wien gekommen war, habe ihnen geſagt, ſie ſollten nur mit ihm nach England gehen; er werde dort ſchon für ſie ſorgen. Dieſer Aufforderung ſeien ſie dann gefolgt, was ſie nie zu bereuen gehabt, da ſie in London, wie weltbekannt, ihren Ruf und ihr Glück erſt recht begründet.

So haben wir denn jetzt drei Berichte, ſämmtlich aus der Familie, die ſie betreffen, über eine Thatſache, die

noch keine fünfzig Jahre hinter uns liegt, drei Berichte, von denen keiner zum andern paßt und die ſich auch durch keine Exegeſe vereinbaren laſſen. Mir fielen, als mir Fräulein Marie dieſe dritte Lesart mittheilte, zunächſt David Friedrich Strauß und Profeſſor Renan ein. Ich fragte mich, wie ſie, die berühmten Mythenforſcher, wohl dieſe Geſchichte behandeln, wie ſie den hiſtoriſchen Kern herausſchälen würden.

Ich geſtehe, daß ich nach dieſer dritten Doſis ernſtlich neugierig wurde und ſehr gern herausgebracht hätte, welche von den drei Erzählungen die Wahrheit enthalte.

An einem Sonntag des letzten Herbſtes war ich nun wieder nach Fügen gekommen und wieder in der Poſt eingekehrt. Dieſe hat jetzt nach des Vaters Tod ſein älterer Sohn, Herr Max Rainer, ein freundlicher junger Mann, übernommen. Unter ſeinem Dache lernte ich auch einen anderen Weltfahrer aus demſelben Clan, Herrn Andrä Rainer kennen; dieſer war eben aus dem Oriente, zunächſt von Conſtantinopel, zurückgekommen, wo er mit ſeiner Geſellſchaft vor dem Großvezier, dem Mufti, verſchiedenen Paſchas und Effendis, vor den europäiſchen Diplomaten und der ganzen ſtambuliſchen Elite die Zillerthaler Alpenlieder geſungen und ſo vielen Beifall und Gewinn davongetragen hat, daß er nach einiger Raſt wieder eine Geſellſchaft zuſammenzuſtellen und abermals in die Levante zu gehen gedenkt.

Ich hielt es wohl der Mühe werth, über den Gegenſtand meiner Neugier einige Fragen zu ſtellen, kam aber nicht weit damit. Im Großen iſt die Geſchichte der Rainer allen Zillerthalern wohlbekannt, allein die kleinern Züge ſcheinen längſt vergeſſen.

Es iſt natürlich ſehr leicht zu erfragen, was ſie alles

nach ihrer letzten Heimkunft im engern Vaterlande begonnen und durchgeführt, wie und wann und von wem der eine den Hackelthurm, der andere die Poſt zu Fügen, der dritte die Poſt zu Schwaz gekauft, ihre Sterbetage geben die Grabſteine auf dem Friedhof an — aber über die oben angeregte Controverſe will ſich niemand entſcheidend äußern.

Die glücklichen Sänger ſind, als ſie ſich noch in jungen Jahren verheiratheten und am heimiſchen Herde zur Ruhe ſetzten, des Erzählens, wie es ſcheint, bald müde geworden, und als ihre Kinder zu ihren Tagen kamen, hatten ſie es wohl ſchon gänzlich aufgegeben, denn auch in ihren nachgelaſſenen Familien iſt faſt alle Tradition über ihre Anfänge erloſchen.

An jenem Herbſtſonntage zeigte ſich übrigens ein ſehr munteres Leben auf der Poſt zu Fügen. Die jungen Leute dieſes Ortes haben ſich nämlich in letzterer Zeit mit beſonderem Fleiße auf die kriegeriſche Blechmuſik verlegt und in derſelben eine namhafte Kunſtfertigkeit erreicht. Nun wollten ſie auch einmal die lieben Nachbarn zu Zell, welches tiefer einwärts im Thale liegt, ihre ſchönſten Stücklein hören laſſen und hatten daher auf dieſen Tag eine luſtige Spielmannsfahrt angeſetzt. Nach dem Gottesdienſte ſammelten ſich auch alle auf der Poſt, nahmen ein kräftiges Frühſtück ein und beſtiegen dann die Fuhrwerke, welche bereit ſtanden. Alle trugen ihr beſtes Feiertagsgewand und jeder ſein Sträußchen auf dem Hute. Ihrer fünfzehn hockten ſich auf den ſchmalen Brettern eines langen, mit Blumen bekränzten Leiterwagens zuſammen, aus welchem nach allen Seiten nicht allein die Trompeten und Poſaunen, ſondern auch die gigantiſchen Inſtrumente

der neuern Zeit, die Bombardone, Ophicleide und Helicone, glänzend wie rothes Gold, hinausragten. Eine kleinere Anzahl von Ehrengäſten wurde in dem Stellwagen untergebracht, der jener größern Arche folgen ſollte. In dieſem hatte Maxl auch freundlich für mich geſorgt, und mir einen bequemen Platz im Cabriolete angewieſen. Nachdem alles geordnet war, fuhren wir gemächlichen Schrittes dahin. Die Beſatzung des Leiterwagens fieng bald urkräftig zu jodeln an, während wir andere im Stellwagen aufmerkſam zuhörten.

So kamen wir in großer Heiterkeit nach Zell am Ziller, was des Thales erſter oder zweiter Hauptort iſt. Die Frage des Vorrangs iſt nämlich noch nicht entſchieden; vielmehr eifern Zell und Fügen noch um die Hegemonie des Thales, wie einſt Athen und Lacedämon um die Führerſchaft in Griechenland. Archäologen und Geſchichtſchreiber werden allerdings dem uralten Fügen den Vorrang zuerkennen, da es wahrſcheinlich das alte Focuna iſt, der Hauptort des rhätiſchen Volksſtammes der Focunaten.

Die unerwarteten Fügener wurden von den überraſchten Zellern mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Sie gingen auch nach den erſten Begrüßungen ſofort an ihre Aufgabe, ſtellten ſich vor dem Bräuwirthe im Kreiſe zuſammen und begannen ihre Stücklein zu blaſen, unter welchen ich mit Vergnügen ſelbſt „die Wacht am Rhein“ erkannte. Die rauſchenden Töne, die durch das Dorf ſchallten, zogen die Zeller bald mächtig heran. Der hochwürdige Clerus, die Herren vom Bezirksgerichte, der ebenſo wohlgenährte als gemüthliche Herr Lehrer, die Bürger und die Bauern, die Frauen und die Mädchen, ſie alle kamen und horchten

und freuten ſich über die trefflichen Leiſtungen der Fügener Burſchen.

Als ſich die Spielleute ſpäter zum Krug zuſammengeſetzt, dachte ich wieder an meine Forſchungen und erinnerte mich, daß hier zu Zell im „Goldnen Stern“ eine Tochter Joſeph Rainers verehelicht ſei, welche vor ſiebenundzwanzig Jahren als ſechsjähriges Mädchen mit ihrem Vater und ihren zwei Geſchwiſtern auch ſchon Almenlieder ſang und eines Abends, als ich zu Fügen im Hackelthurme ſaß, ſelbviert ihr jugendliches Stimmchen erſchallen ließ. Ihr zu Liebe alſo ging ich in den „Goldnen Stern“, der ohnedem nicht weit vom Bräuwirth zu finden iſt, wurde auch freundlich aufgenommen und legte bald meine Abſichten auseinander.

Joſeph Rainers Seppele, jetzt Frau Sternwirthin Aigner zu Zell, dürfte alſo ungefähr dreiunddreißig Jahre alt ſein und hat ſich unbeſtrittener Maßen ſehr kräftig und ſtattlich ausgewachſen. Aber das ehemalige Seppele ſchien mir auch nichts mittheilen zu können, was meinen Wiſſensdurſt gelöſcht hätte. Keine Spur einer Erinnerung an die Anfänge, die erſten Thaten und Fahrten der Ur-Rainer.

„Alſo auch Sie wiſſen nichts,“ ſagte ich endlich in meiner Betrübniß; „damit geht meine letzte Hoffnung zu Grabe, denn Fügen und Schwaz habe ich ſchon ausgeſchöpft bis auf den Boden und doch nichts Rechtes gefunden.“

„Na halt,“ ſagte Frau Seppele, „da fällt mir g'rad' noch ein, daß mir Maria Rainer einmal ihr Tagebuch geſchenkt hat.“

„Maria Rainer?“ wiederholte ich geſpannt, „Ludwig Rainer's Mutter, die einſt mit nach England gezogen iſt?“

„Ja, ja, die Marie, die hat Alles aufgeſchrieben, wie ſie fort und wo ſie hingekommen ſind und wo ſie überall geſungen und was ſie dafür gekriegt haben. Ein ſchönes Leſen!“

„Endlich,“ rief ich, „endlich iſt das Ziel erreicht, endlich können wir die Odyſſee der Rainer ſchreiben oder die Luſiade des Zillerthals! Jetzt her mit dem Tagebuch, Frau Sternwirthin! Seien Sie von der Güte und holen Sie's auf der Stelle!“

„Ja, das Buch,“ erwiderte ſie lächelnd, „das hab' ich ſchon lang verloren.“

Ich war ſchmerzlich enttäuſcht. „Und ſolche Handſchriften kann man auch verlieren?“ rief ich endlich.

„Ja, wenn man lappet (thöricht) iſt,“ ſagte Frau Aigner begütigend, „warum denn nicht? Seit ich hier in Zell bin, mein' ich nicht, daß ich das Büchel geſehen hab'; es liegt vielleicht noch im Hackelthurm, in der Rumpelkammer. Ja, da möcht's vielleicht noch liegen.“

Ich hatte mich wieder gefaßt, nahm freundlichen Abſchied und verlor mich abermals unter den Spielleuten. Mit dieſen gelangte ich auch am ſpäten Abend in voller Dunkelheit wieder nach Fügen. Maxl fuhr auf dem Leiterwagen nach Hauſe und ich hatte keine Gelegenheit mehr, ihm mitzutheilen, wie es mir im „Goldnen Stern“ gegangen.

Am andern Morgen kamen wir wieder im Herrenſtübel zuſammen und ich begann: „Aber, lieber Herr Poſtmeiſter, jetzt habe ich den Urſprung und die Geſchichten der Rainer beſchreiben wollen, aber im Zillerthal iſt ja nichts zu finden. Ich glaube, wenn man etwas von euch erfahren will, geht man beſſer nach London als nach Fügen oder Zell.“

„Da könnten Sie Recht haben," ſagte der Poſtmeiſter, „denn wir wiſſen alle nichts. Aber halt! London!! da hab' ich noch drei engliſche Liederbücher oben, die ſind in London gedruckt — fällt mir jetzt erſt ein — da ſteht vielleicht mancher Brocken drinn, den ein Geſchichtſchreiber verwenden könnte."

Der Poſtmeiſter ging nun raſch in den obern Stock und kam bald mit drei gleich gebundenen Büchern in klein Folio zurück. Ich ſchlug erwartungsvoll das Titelblatt auf und fand da zu angenehmer Ueberraſchung folgende Worte: The Tyrolese Melodies ꝛc., zu deutſch: „Die Tirolerlieder, arrangirt für eine oder vier Stimmen mit Begleitung für das Pianoforte von J. Moſcheles und geſungen mit entzücktem Beifall (with the most rapturous applause) in der ägyptiſchen Halle, London, von der tiroliſchen Familie." Deren Name iſt als ſelbſtverſtändlich nicht beigeſetzt. Auf das Titelblatt folgt eine Einleitung, acht Folioſeiten lang, überſchrieben: The Tyrolese Minstrels — in welcher ich nach flüchtiger Durchſicht eine Geſchichte des Lebens, der Reiſen und Erfolge meiner Helden zu finden glaubte.

Endlich war alſo eine Quelle entdeckt, eine wahrſcheinlich ſehr reine und verläſſige Quelle — denn die literariſchen Zuflüſſe für ſie konnten nur die Geſchwiſter Rainer ſelbſt geliefert haben. Der Enthuſiasmus, den ſie damals in England erregten, hatte ihnen — das war klar — einen britiſchen Schöngeiſt zugeführt, der ihnen ihre Memorabilien abfragte und dieſe ſäuberlich zu Papier brachte. Es war wirklich ein Fund!

Auf dem Titelblatte des erſten Bandes findet ſich eine

Vignette, welche die vier Brüder Rainer und ihre Schweſter Marie — dieſe in der Mitte — darſtellt. Im Hintergrunde ragt das Hochgebirge auf. Die großen, breitſchultrigen Sänger — ihre männliche Schönheit wird im Zillerthal noch jetzt gerühmt — ſie tragen alle die einfache Tracht ihrer Heimath. Auch Marie präſentirt ſich noch ganz unverfeinert in einem Aufzuge, der uns jetzt etwas ſchlampig vorkommt. Es iſt der lange enge Rock, das weit ausgeſchnittene Mieder, das dicke ſchlappe Halstuch, welches die Bruſt bedeckt — ganz die Tracht, wie ſie jetzt noch die Duxerinnen führen und wie ſie damals herausging bis an den Saum des Zillerthals. Sie wich in den vierziger Jahren einer neuen Mode, welche die kurzen faltigen Röcklein, die ſchlanken Spenſer und die hohen ſpitzen Hüte aufbrachte — eine ſehr zierliche Tracht, die aber jetzt auch ſchon wieder vergangen, da die ſchönere Hälfte des Thales heutiges Tages wieder lange, aber weite Röcke, niedere Hüte und keine Spenſer mehr trägt, — was wir alles nur erwähnen, um zu zeigen, wie auch unter dem Bauernvolke die Moden ſich von Zeit zu Zeit verändern. Später ſchenkte übrigens der König von England den Geſchwiſtern je einen ganzen Anzug, und von da an traten die Brüder in Jacken, die mit Hermelin verbrämt waren, die Schweſter in einem ſeidenen weitausgeſchnittenen Ballkleid auf. Man ſieht jetzt noch Lithographien, die ſie in dieſen Prunkgewändern darſtellen. Die ſchön geſtickten Gürtel (Ranzen) mit dem großbritanniſchen Wappen aus Silber darauf, welche der König damals den Brüdern verehrte, haben ſich, wie ſchon erzählt, noch als theure Angedenken in deren Familien erhalten.

Auf dem Titelblatte findet ſich ferner eine an Ihre durchlauchtige Hoheit, die Fürſtin Eſterhazy, gerichtete Widmung und unter dieſer eine mit den facſimilirten Unterſchriften der fünf Geſchwiſter verſehene Erklärung, laut deren nur Herr Ignaz Moſcheles berechtigt ſein ſoll, die Muſik und das Arrangement der Lieder, nur Herr William Ball deren Ueberſetzung zu beſorgen und herauszugeben. Dieſe Erklärung iſt datirt: 35 Foley street, London, June 23rd 1827.

Folgt alſo die Einleitung, welche von Herrn William Ball unterzeichnet iſt. Wer dieſe mit kritiſchem Auge lieſt, der möchte aber wirklich die Schriftſteller der großen britiſchen Nation beneiden. Wie genau und gründlich müſſen wir Deutſche ſein, und mit welch vornehmer Leichtfertigkeit fahren unſere engliſchen Brüder über die wuchtigſten Gegenſtände hin! — in welch ungewiſſen Umriſſen ſcheint ihnen ſchon der Continent und der ehemalige Deutſche Bund zu liegen! Oder klingt es nicht faſt komiſch, wenn uns Herr Ball belehrt, die fürſtliche Grafſchaft Tirol liege im öſterreichiſchen Kreiſe und beſtehe aus dem eigentlichen Tirol und den Fürſtenthümern Trient und Brixen — lauter Behauptungen, welche einſt alle ſehr richtig geweſen, aber durch den Reichsdeputationsreceß von Anno drei ganz unhaltbar geworden ſind? Ferner weiß Herr Ball, daß Tirol durch den Preßburger Frieden an Bayern, aber er weiß auch, daß es 1809 förmlich (formally) an Italien abgetreten worden ſei. Dies jedoch nur in der Note, im Texte läßt Herr Ball die Tiroler nach Anno neun franzöſiſch werden. Daß auch für die Geſchichte des ſeligen Andreas Hofer (commonly called Sandhofer), deſſen

Cultus doch in England so enthusiastisch betrieben wurde, daß auch für seine Geschichte aus englischen Büchern nichts zu lernen ist, das möchte beispielsweise aus einer Stelle hervorgehen, welche Herr Ball aus Herrn Halls Life of Andrew Hofer citirt und welche behauptet: „Seinem Andenken ward auf dem Brenner ein einfaches Grabmal errichtet, in geringer Entfernung von seinem Wohnsitze (es wären doch leicht zwölf Stunden); es enthält keine andere Inschrift als seinen Namen und die Daten seiner Geburt und seines Todes.“ Wie aber, wenn es auch diese nicht enthielte, vielmehr gar nicht existirte? Meines Wissens wenigstens hat noch kein tirolischer Schriftsteller, auch kein Bädeker, kein Trautwein und kein Amthor dieses Grabmal aufgefunden, und es scheint demnach nur englischen Augen sichtbar zu sein.

Nun also die biographische Einleitung.

In dieser nimmt Herr Ball einen ansehnlichen Schwung und sucht die Tiroler mit allen Farben der Poesie aufs Einnehmendste zu schildern. „Sie ergießen,“ sagt er unter Anderm, „die fröhlichen Gefühle ihrer untadelhaften Gemüther in so wahrhaft hirtenmäßige Gesänge, daß selbst die größten Tonsetzer, wenn sie ländliche Art nachahmen wollten, sich nicht entblödet haben, die Saiten ihrer Harfen von den Tirolern zu entlehnen.“ Deswegen gebühre ihnen die Benennung Natursänger mit vollem Rechte. Am meisten verdiene aber die Familie der Rainer so genannt zu werden, denn diese bringe, selbst ohne die Noten zu kennen, so wirksame und harmonische Leistungen hervor, daß sie jeden Vergleich mit dem Kunstgesange auszuhalten vermöchten.

Endlich, nach einem längern Abſtecher über Andreas Hofer, kommt die Geſchichte, nach der ich ſo lange gefahndet — die Geſchichte der erſten Ausfahrt, und dieſe erzählt Herr Ball im Jahre 1827 zu London in der Hauptſache wie Fräulein Maria Rainer im Jahre 1871 zu Schwaz.

„Im Jahre 1815," läßt Mr. Ball ſeine Tiroler ſprechen, „als der Congreß zu Verona angeſagt war" (welchen aber andere Geſchichtſchreiber nicht unglaubwürdig ins Jahr 1822 verlegen), „im Jahre 1815 alſo, als die Franzoſen Tirol wieder verloren und wir unſere alten Freiheiten unter unſerer geliebten öſterreichiſchen Regierung wieder zurückerhalten hatten, kam Kaiſer Alexander von Rußland mit ſeinem alten Freunde, dem Kaiſer Franz von Oeſterreich, auf der Reiſe zur Fürſtenverſammlung ins Zillerthal."

Wir erſehen alſo daraus, daß jenen Abend nicht allein Kaiſer Alexander von Rußland, ſondern auch Kaiſer Franz von Oeſterreich in Fügen zubrachte. Der übrige Theil der Erzählung verläuft aber, wie geſagt, ganz und gar wie der Bericht, den wir ſchon früher gegeben haben, und es iſt daher überflüſſig, die engliſche Verſion hier vorzutragen.

Dieſe neue Bekanntſchaft mit dem Selbſtherrſcher aller Reußen ſcheint nun wirklich der Anlaß geweſen zu ſein, der die Rainer in die weite Welt führte. Im Herbſte 1824 griffen ſie nämlich zum Wanderſtabe, um ihren hohen Gönner in St. Petersburg zu beſuchen. Herr Ball, der den Congreß von Verona ins Jahr 1815 ſetzt, läßt ſie neun Jahre lang über ihr Vorhaben nachdenken, während doch die Deliberationsfriſt, wie männiglich ſieht,

nur eine zweijährige war. Sie wanderten alſo zu Fuß durch Bayerland, Mittags und Abends in den Wirthshäuſern ſingend, bis ſie nach Regensburg kamen. Unſere alte Stadt Freiſing, welche, wie wir geſehen, Joſef Rainer als den Hafen bezeichnete, von dem ſie ausgelaufen, wird in Herrn Balls Bericht nicht erwähnt. In Regensburg nahm ſie der Fürſt von Thurn und Taxis ſehr freundlich auf. Sie fanden daher den Aufenthalt daſelbſt ſo annehmlich, daß ſie vierzehn Tage blieben. Eigentlich meinten ſie ſelbſt noch immer auf der Reiſe nach Rußland zu ſein, allein die Bangigkeit vor dem weiten Wege und dem fremden Volke und die Furcht, der Kaiſer möchte ſie vergeſſen haben, drückte ſo ſchwer auf ihr Gemüth, daß ſie oft ganz traurig und verzweifelnd beiſammen ſaßen. Alle fünf ſehnten ſich wieder nach Hauſe, aber keines wollte mit dieſem Geſtändniß den Anfang machen. Der Fürſt Taxis gewahrte ihre Niedergeſchlagenheit und ſagte ihnen tröſtend, aller Anfang ſei ſchwer, und ſie würden gewiß noch viel Glück erleben — ein Zuſpruch, der ſie wieder merklich aufrichtete. Da es ihnen nun in Deutſchland heraußen bis dahin recht gut gefallen hatte, ſo verloren ſie allmählig ihr Heimweh, aber die Reiſe nach Rußland gaben ſie für dieſesmal dennoch auf und gingen dafür über Nürnberg, Würzburg, Frankfurt, überall Beifall erntend, nach Mannheim, wo ihnen die Ehre zu Theil wurde, vor der Großherzogin Stephanie ſingen zu dürfen. Dieſe empfahl ſie an ihre Schwiegermutter, die alte Markgräfin von Baden, in Karlsruhe, die ſie ihrer Tochter, der Königin von Schweden, vorſtellte, welche damals eben bei ihr auf Beſuch war; die Königin von Schweden aber

empfahl ſie wieder an den König von Bayern, Maximilian den Erſten. Und in Karlsruhe geſchah es, daß ſie vom Großherzog zu ihrer großen Ueberraſchung aufgefordert wurden, öffentlich im Theater zu ſingen.

„Die Gefühle," läßt ſie Herr Ball nun ſprechen, „die uns damals beherrſchten, als wir im Hoftheater ſingen ſollten — wir können ſie nicht beſchreiben. Es war unſer erſtes Auftreten auf einer Bühne. Das Haus war überfüllt und alle die vornehmen Perſonen des Hofes ſaßen in den Logen dicht vor uns. In unſerer Angſt ſetzten wir etwas zu hoch ein, aber doch kamen wir ganz leidlich durch und am Schluſſe wurden wir nicht allein von dem ganzen Hauſe, dem der Großherzog mit gutem Beiſpiel voranging, beklatſcht, ſondern mußten das Stück ſogar wiederholen. Unſere Befangenheit war damit überwunden, und wir ſangen die folgenden Lieder mit einer Sicherheit, als wenn wir ſeit Jahren an die Bühne gewöhnt wären."

Es verſteht ſich, daß der Naturgeſang von jetzt an einen ungemeinen Aufſchwung nahm und täglich an Anſehen und Gedeihen wuchs vor Fürſten und Völkern, denn die Sänger hatten nun nicht mehr bloß mit Wirths- und Gaſthäuſern, ſondern auch mit Theatern und Höfen zu rechnen.

Als ſie Karlsruhe verlaſſen, begaben ſie ſich nach Straßburg, „wo ſie jede Urſache hatten, ſich glücklich zu fühlen," was vielleicht jetzt weniger der Fall wäre. Von Straßburg zogen ſie nach Baden-Baden. Hier waren ſie kaum ein paar Tage, als ſie der König von Bayern rufen ließ, um mit ihrer Hülfe den Geburtstag der Königin zu verherrlichen. Mittags ſangen ſie im neuen Hofſalon und

am Abend auf dem Landsitz der Königin von Schweden, wo sich zu den bayerisch-badischen Herrschaften auch der Kronprinz (später König Friedrich Wilhelm IV) und die Kronprinzessin von Preußen gesellten. Der König von Bayern, der alte Max, der noch im nämlichen Jahre sterben mußte, war damals so gut aufgelegt, daß er das Lied „Wenn ich in der Früh aufsteh',“ welches er von den Tegernseer Almerinnen gelernt hatte, fröhlich selber mitsang.

Obwohl hochentzückt von all dem vornehmen Leben, das sie so plötzlich umfangen hatte, beschlossen die Sänger in diesen Tagen dennoch wieder den Weg in die Heimath einzuschlagen und begaben sich über Stuttgart, wo sie vierzehn Tage rasteten und mit ebenso großem Beifall sangen, nach München an der Isar, wohin sie vorher ihre Eltern brieflich zum Wiedersehen beschieden hatten. Die Mutter war bis dahin noch nie aus dem Zillerthale herausgekommen, also auch nicht einmal in Innsbruck gewesen. Und in München fielen sich Eltern und Kinder mit unbeschreiblicher Freude um den Hals.

Alle mit einander zogen dann nach Tegernsee, wo sie den König Max wiederfanden und eine Woche blieben. Dann aber gings nach der Heimath, ins fröhliche Zillerthal, nach Fügen, wo sie wegen ihrer unerhörten Thaten, Leistungen und Erwerbnisse von jedermänniglich angestaunt, bewundert und beneidet wurden.

Bald darauf, nämlich schon im November 1825, unternahmen die Geschwister ihre zweite Weltfahrt. Die Erinnerung an die Einladung des Czaren war neuerdings erwacht, und die Sänger gingen deshalb gleich von Anfang an nach Wien, um sich nach Petersburg durchzusingen.

Aber in Wien ſchon erhielten ſie die Nachricht, daß Kaiſer Alexander zu ſeinen Vätern eingegangen ſei. Zu gleicher Zeit kam die Botſchaft, daß auch König Max von Bayern ins beſſere Jenſeits gewandert, und Kaiſer Franz von Oeſterreich war über den Verluſt ſeiner beiden Amtsgenoſſen ſo betrübt, daß er ſeine Zillerthaler nicht einmal jodeln hören wollte. Unter ſolchen Umſtänden gaben dieſe die Reiſe nach Rußland abermals auf und gingen dafür nach Dresden, wo ſie auch bei Hofe zuſprachen, nach Teplitz und Karlsbad, wo ſie eines Abends zwar nicht vor einem „Parterre von Königen," aber vor fünfzehn Prinzen auf einmal zu ſingen die Ehre hatten. In Teplitz war es auch, wo ſie den engliſchen Earl Stanhope kennen lernten. Dieſer ermahnte ſie nachdrücklich, Altengland nicht unbeſucht zu laſſen, gab ihnen Empfehlungsbriefe mit und manchen guten Rath, wie ſie ſich dort zu benehmen hätten. So beſchloſſen ſie denn wirklich nach jenem Eiland hinüberzuſchiffen, wurden aber zuvor noch nach Weimar eingeladen. Dort trafen ſie den Großherzog, ſowie auch den Schauſpieler und Regiſſeur Seidel, einen gebornen Innsbrucker, welcher für ſie zwei neue (ziemlich ſchlechte) Lieder, „der Alpenjäger" und „der Tiroler Landſturm," dichtete und in Muſik ſetzte. Er gab ſich auch große Mühe, ſie ſeinen Landsleuten „einzulernen" und verehrte ihnen zuletzt das Verlagsrecht.

Wer nun an dieſer Stelle einen Rückblick thun und die früher vorgetragene Erzählung, die aus den letzten Tagen Simon Rainers ſtammt, vergleichen will, der wird leicht den Unterſchied finden, daß nach der engliſchen Quelle die Zillerthaler nicht auf ihrer erſten Kunſtreiſe,

ſondern erſt auf der zweiten nach Wien gekommen ſind, und daß es nicht Fürſt Eſterhazy in Wien geweſen, der ſie nach England zu gehen angetrieben, ſondern Earl Stanhope zu Teplitz.

Es zeigt ſich auch darin wieder, daß die Geſchichte der Ur-Rainer in der Familie ſelbſt bereits zum völligen Mythus geworden iſt.

Die Geſchwiſter ſetzten nun ihre Reiſe nach Thüringen fort und langten im November 1826 über Magdeburg in Berlin an. Hier ſangen ſie viermal im königlichen Opernhauſe und waren auch ſchon vor den König befohlen, als Seine Majeſtät unglücklicher Weiſe den Fuß brach und deßwegen wieder abſagen ließ. Doch kamen ſie in freundlichſte Berührung mit allen hohen Herrſchaften der Hauptſtadt und nicht allein mit dieſen, ſondern auch mit Fräulein Henriette Sontag, deren Liebenswürdigkeit ſie entzückte. Einmal waren ſie in eine Abendgeſellſchaft zuſammengeladen, wo ſie, die Zillerthaler, ihre Almenlieder ſangen, jene aber mit ihrer glorreichen Stimme abwechſelnd die ſchwierigſten Arien aus den ſchönſten Opern vortrug — ein Contraſt, der einen wunderbaren Eindruck zurückließ. Sie waren übrigens ſehr oft im Heimgarten bei der gefeierten Sängerin, und dieſe ſchenkte ihnen auch zur Erinnerung verſchiedene Angedenken.

Sieben Wochen blieben ſie zu Berlin, geſucht, geehrt und in allen Zeitungen beſprochen und geprieſen. Nach dieſen ſchönen Tagen zogen ſie über Schwerin nach Hamburg. Die gaſtfreundliche Aufnahme, die ihnen dort begegnete, wird „großherzig bis zum Uebermaß“ genannt. Auch trafen ſie da wieder einen Landsmann, den Sänger

Cornet, der damals als erſter Tenor im Hamburger Opernhauſe angeſtellt war, ſpäter das alte Schloß Fragsburg bei Meran erwarb und ſich einige Jahre dort aufhielt. In Hamburg erhielten ſie auch wieder neue, warme Empfehlungsbriefe für ihre Reiſe nach Albion, welches die ſingenden Argonauten nach einer ſechzigſtündigen Meerfahrt glücklich erreichten.

Sie landeten zu London im Mai 1827 und betraten die fremde Erde nicht ohne Schüchternheit. Sie befürchteten nämlich, ihr fremdartiges Ausſehen möchte ihnen da zu viele, leicht läſtige Aufmerkſamkeit zuziehen; aber wider Erwarten kamen ſie glücklich durch, nur daß ihnen beim Einzuge ein lärmender Haufe von Gaſſenjungen das Geleit gab. Der weiſe Meiſter Ball legt ihnen hier eine Apoſtrophe an das engliſche Publikum in den Mund, welche, wenn ſie dieſem auch nicht wörtlich ſo entquollen, doch jedenfalls ſo angelegt iſt, daß ſie die Zillerthaler bei ihren britiſchen Gaſtfreunden nur empfehlen konnte.

„Unbeſchreiblich," läßt er ſie ſprechen, „iſt der Eindruck, welchen der Anblick der britiſchen Metropole auf uns machte, als ihre Größe und ſcheinbar unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit ſich mehr und mehr vor unſern Augen aufthat — — — aber was ſollen wir von der gränzenloſen Güte und dem Edelmuthe ſagen, welche uns ſeit unſerem Erſcheinen in dieſer Stadt beehrt und die beſcheidenen Beſtrebungen der fremden Sänger über ihre höchſten Erwartungen hinaus ermuntert haben! Wir werden nie im Stande ſein, die Dankbarkeit, welche wir den edlen und erhabenen Charakteren, die uns mit ſo viel Herablaſſung behandeln, ſchuldig ſind, zu entſprechender Geltung zu bringen."

Die Zillerthaler ſtellten ſich zu London ſofort unter die Protection des Fürſten Eſterhazy, der damals, wie ſchon bemerkt, öſterreichiſcher Geſandter am britiſchen Hofe war. Sehr freundlich und warm erzeigte ſich ihnen auch vom erſten Augenblick an Ignaz Moſcheles, der Virtuoſe, an den ſie Empfehlungsbriefe mitgebracht hatten. Sie wurden nun ſchnell in die Kreiſe der hohen Ariſtokratie eingeführt, welche ſie zuerſt in einem Privatconcert, das Fürſt Eſterhazy veranſtaltet hatte, vor ſich verſammelt ſahen. Oeffentlich traten ſie zum erſtenmale am 26. Mai in der Aegyptiſchen Halle auf und zwar mit durchſchlagendem Erfolge.

Nun ſchenkte ihnen ſelbſt die Herzogin von Kent ihre Huld und beſchied ſie nach Kenſington, wo ihren Liedern auch die junge Prinzeſſin Victoria, die jetzige Königin von England, lauſchte. Bald darauf ſangen ſie vor dem Könige in Windſor. Der Monarch bewies ihnen ſein hohes Wohlgefallen nicht allein durch ein koſtbares Geſchenk, welches er dem älteſten Bruder eigenhändig übergab, ſondern auch durch die Aufforderung, ſich am nächſten Abende wieder in Windſor hören zu laſſen. Um dieſe Zeit traten ſie ferner vor einer unzählbaren Zuhörerſchaft und mit enthuſiaſtiſchem Beifall im Coventgarden-Theater auf.[1]

[1] Eine gedruckte Ankündigung aus jener Zeit, die mir Frau Aigner in Zell verehrte, lautet wie folgt:

Tyrolese Family. Rainers Concert. Mall Hotel Assembly-Room, Clifton. The Tyrolese Minstrels, the Rainer Family under the especial Patronage of His Majesty and Royal Family most respectfully announce to the Nobility, Gentry and Inhabitants of Clifton and its Neigbourhood, their intention of giving a Morning

Moſcheles begann nun ihre Melodien mit den Originaltexten im Tiroler Dialecte niederzuſchreiben und gab bald zwölf ſolcher Lieder mit Clavierbegleitung heraus. Dieſer erſte Verſuch war ſo ſchnell vergriffen, daß ihm bald als zweite Auflage die drei Bände folgten, welche mir nun vorliegen. Sie unterſcheiden ſich von der erſten Veröffentlichung namentlich dadurch, daß nun auch eine engliſche Ueberſetzung, welche Herr Ball verfaßte, beigegeben iſt.

Der Ueberſetzer wollte die Grundſätze, die er bei ſeiner Aufgabe verfolgte, nicht verhehlen. Die Lieder der Tiroler, ſagt er, ſeien zwar an und für ſich tadellos, aber hier und da fielen ſie doch noch unter die bloße Ländlichkeit hinunter und ergingen ſich in einer Kindlichkeit, welche zwar auf den Urſprung der Blüthe hinweiſe, aber doch eine ſo geruchloſe Blume aus einem auserleſenen Kranze ausſchließe. In ſolchen Fällen habe er nun allerdings von den jedem Ueberſetzer zukommenden Freiheiten Gebrauch gemacht, jedoch ſein Lied nach irgend einer maßgebenden Idee des Originals gebildet, ſo, daß es wohl wiedererkannt und freundlich aufgenommen werden dürfte. Wer Deutſch verſtehe, würde in Nr. 11, The Village Lay, (Das Dorflied) ein Beiſpiel dieſer Behandlungsart finden. Dort ſei der Gedanke, der im zweiten Verſe ausgedrückt,

Concert at the above Assembly-Room, on Saturday, January 16 th, at two o'clock; on which occasion they will sing twelve of their most popular songs, appearing in the dresses presented to them by THE KING, in token of the Royal approbation of their Performance before His Majesty and the Court of Windsor, and will after introducing the Tyrolese Ranz des Vaches, conclude by adding a specimen of their national dancing.

gewiſſermaßen als der Rahmen des ganzen Liedes benutzt worden.

Etwas neugierig folgte ich der gewieſenen Spur und ſchlug The village lay auf. Ich fand zu meiner Ueberraſchung, daß dies unſer all- und altbekannter Lauterbacher ſei, gewiſſermaßen der Patriarch aller Schnaderhüpfel, der damals voranging, als ſie in die gebildeten Stände eingeführt wurden. Ich hörte das Liedlein ſchon im Jahre 1827, zum erſtenmale von einem Studenten aus der Oberpfalz, ſingen, aber damals hieß es noch: „Z' Pfeifenberg" ꝛc., was um ſo myſteriöſer, als es im ganzen Königreich Bayern kein Pfeifenberg gibt. Und in dieſem Umkreiſe ſollte es ſich doch nothwendig finden, denn der Lauterbacher iſt, wie unter den Kennern feſtſteht, kein Almenlied, keine Tiroler Melodie, ſondern im Unterland, vielleicht im bayeriſchen Wald oder gar noch nördlicher entſtanden, — eine Meinung, die auch dadurch nicht erſchüttert wird, daß ſich Felix Rainer in England für den Erfinder der Melodie ausgab.

In der jetzt giltigen Lesart lauten alſo die beiden erſten Verſe jenes merkwürdigen Liedes bekanntlich:

Z' Lauterbach hab i mein Strumpf verlorn;
Ohne Strumpf geh i nit heim —

und der zweite Vers ſoll alſo der Rahmen ſein, in welchen der Ueberſetzer ſeine ganze Umdichtung hineingemodelt hat. Zu meiner großen Ueberraſchung fand ich nun aber folgenden Text:

Father dear, listen, pray —
Thus I heard a shepherd say —

Father dear,
Only hear:
Give me store, give me kine;
Let me take the maiden mine,
Father! say not nay!

was aus dem Engliſchen ins Schnaderhüpfel-Deutſch übertragen etwa folgendermaßen klingen würde:

Lieber Vater, hör' mir zu,
Sagt a junger Hüterbue,
Vater, gieb mir bald a Kue
Und a Häuſel ah dazu,
Daß i Hochzeit halten kann;
's Warten kommt mich gar z'hart an.

Die Freiheiten, „die jedem Ueberſetzer zukommen," ſcheinen nun im engliſchen Texte allerdings vollkommen gewahrt zu ſein; aber daß Herr Ball als „maßgebende Idee" des Liedes nicht den verlornen Strumpf erkannt und dieſen in ſeinen Rahmen aufgenommen, iſt doch höchſt auffallend! Indeſſen, je weiter wir vergleichen, deſto feſter wird unſere Ueberzeugung, daß es eigentlich nur ſtellenweiſe auf eine Ueberſetzung abgeſehen war, und daß ſich Herr Ball in der Hauptſache begnügte, ſeine eigenen Ideen, die er hin und wieder etwas alpenhaft färbte, in das tiroliſche Metrum zu gießen. Im dritten Hefte, das dem Earl von Stanhope gewidmet iſt, tritt übrigens ein neuer Ueberſetzer ein, Herr T. H. Baily, der ſich aber, wenn möglich, noch mehr Freiheiten herausnimmt als ſein Vorgänger. Doch iſt er auch noch aufrichtiger als dieſer, denn er erklärt im Vorwort ganz offen:

„Es mag nothwendig ſein, zu bemerken, daß der Ver-

faſſer des Textes dieſer Sammlung keineswegs eine Ueberſetzung der Originale geben will, denn die außerordentliche Einfachheit der deutſchen Worte trotzt faſt jeder poetiſchen Ueberſetzung. Der Autor hat jedoch verſucht, dem Geiſt der Originale treu zu bleiben. Er hat den Gedanken der Worte wiedergegeben, ſo weit es möglich war, und er glaubt in keinem Falle von dem Sinne der Worte abgewichen zu ſein."

Nach dieſer Vorrede mag ſich jeder ſelber denken, wie Herr Baily in dieſen Schnaderhüpfeln und Almenliedern herumgehaust hat; doch verzichten wir gern auf eine nähere Beſprechung ſeiner Arbeit.

Wie dem aber auch ſei, dieſe tiroliſchen Lieder, these wild inimitable songs, dieſe wilden unnachahmlichen Geſänge in ihrer engliſchen „Bearbeitung" hatten damals einen Erfolg in Großbritannien, den die Inſulaner ſelbſt bewitching und bewildering, d. h. bezaubernd, nannten. Von den Bädern von Brighton bis hinauf zu den Shetlands-Inſeln ſchwelgten Albions blonde Töchter in dieſen Tyrolese melodies. Fräulein Sontag, welche 1828 ebenfalls nach London gekommen und deren Liebling „Der ſchöne Schweizerbue" geworden war, trat in keinem Concert mehr auf, ohne dieſen wilden und unnachahmlichen Geſang mit unerſchütterlichem Beifall herunter zu jodeln. Ja, die ganze muſikaliſche Induſtrie Alt-Englands warf ſich eine Zeit lang auf die Almenlieder. Das dritte Heft enthält eine Anzeige von ſechsunddreißig „Arrangements" für Guitarre, Piano, Harfe, Flöte, Waldhorn, Violine, für zwei, drei, vier dieſer Inſtrumente zuſammen; für eine, zwei, drei, vier Singſtimmen,

als Walzer, als Quadrillen, kurz, in jeder denkbaren Weiſe.

Aber die Almenlieder ſelbſt? Darf man auch jetzt nach vierzig Jahren noch ihre Reize näher unterſuchen und mit der kritiſchen Hechel darüber fahren? Wir wagen es, denn die Gebreſten, die ſich in der Rainer'ſchen Liederſammlung von Anno Achtundzwanzig zeigen, ſie finden ſich auch noch in den heutigen.

Die Almendichtung iſt eine ſehr verwahrloste Disciplin. Das Zeug, was ſo gewöhnlich von den wandernden Sängern und Sängerinnen, den wahren und falſchen Tirolern, in Wirthshäuſern und Concertſälen dargeboten wird, iſt meiſt unächtes und verwerfliches Stückwerk.

Die eigentliche Ur-, Grund- und Lieblingsform des Almengeſangs iſt nämlich das Schnaderhüpfel — die bekannten vier Zeilen mit je zwei Hebungen. Ihre Zahl iſt unzählbar; ſie blühen und verwelken fort und fort und erneuern ſich täglich in unverwüſtlicher Fruchtbarkeit. Nach ihren Melodien läßt ſich ſingen und tanzen; ſie entſprechen daher dem täglichen Bedürfniß der Jägersbuben und der Sennerinnen. Sie reichen aber nicht hin, um einen Concertabend auszufüllen, zumal vor einem Publikum, das den epigrammatiſchen Text nicht verſteht, was den Tirolerſängern gegenüber doch häufig der Fall war.

Dieſe fanden ſich daher bald gedrungen, nach Abwechſelung zu trachten und bunte Reihe herzuſtellen. Allein die Lieder, welche in mehreren Strophen einen zuſammenhängenden Gedanken durchführen und nach einem andern und längern Rhythmus als die Schnaderhüpfeln geſungen werden, die eigentlichen Almenlieder, ſind nicht zahlreich.

Sie bringen ſich auch neben jenen, die ſich viel leichter merken laſſen, nur mühſam fort; die älteren ſind meiſt halb vergeſſen, nur ſtückweiſe noch bekannt, in den jüngeren macht ſich nur zu häufig der hochdeutſche Finger des Schullehrers bemerkbar. So zogen denn ſchon die Rainer allerlei fremdartige Surrogate herbei, und als ſolches erlebte z. B. auch das bekannte „Sagt er" (Wennſt in Himmel, ſagt er, willſt kemma, ſagt er, mußt Handſchuh, ſagt er, mitnemma ꝛc.) das Glück, damals vor Georg dem Vierten geſungen zu werden, ein unverdientes Glück, da es keine Tyrolese melody, ſondern aus einer Poſſe, „Die Wiener in Berlin," entlehnt iſt. Aus ähnlicher Quelle ſtammt auch das ehemals ſo gern gehörte „War's vielleicht um eins, war's vielleicht um zwei," welches ebenfalls im Coventgarden geſungen und beklatſcht worden iſt. Dieſe der Bühne entlehnten Stücklein kamen nun in der Regel ſo ziemlich gut weg, aber die eigentlichen Almenlieder wurden oft bitterlich mißhandelt. Namentlich wenn ſie zu kurz waren, d. h. wenn man im Zillerthal nur noch einige Trümmer des Textes auftreiben konnte, während die anderen Stücke verloren gegangen, entblödeten ſich die Sänger keineswegs, irgend etwas Beliebiges hinzuzuſetzen oder ſelbſt etwas anzudichten.

So ſehen wir z. B., daß „Der Fuhrmannsbue," ein niederbayeriſches Lied, das jetzt in volksthümlichen Liederbüchern mit neun oder zehn Strophen vorkommt, hier nur in zwei G'ſätzeln erſcheint, deren zweites lautet:

Kellnerin, leb wohl und vergiß mich nicht;
I muß jetzt ſcheiden von dir.
I kann nit bei dir bleiben,
Denn i muß fahren nach Trier.

Die letzte Zeile iſt entſchieden unecht und lächerlich, denn es ließe ſich wetten, daß unter tauſend niederbayeriſchen Fuhrmannsbuben nicht einer zu finden iſt, der je von der allerdings berühmten Stadt Trier gehört hätte.

Hier haben ſich nun die Naturſänger mit einem ſehr verſtümmelten Torſo begnügt und nur eine unbedeutende Reſtauration verſucht, aber „der ſchöne Schweizerbue" war nicht ſo glücklich, denn dieſer mußte ſich folgende, höchſt bedenkliche Schlußſtrophe aufhalſen laſſen:

Frau Wirthin, ſchenk nur fleißig ein,
Sei's Bier oder ſei's Champagnerwein!
Schenk nur ein, wir trinken's wiederum aus
Und gehen dann froh nach Haus!

Der Champagnerwein, der den Tiroler Thölerern (Thalbewohnern) in den zwanziger Jahren gewiß noch ebenſo fremd war, wie den niederbayeriſchen Fuhrmannsbuben die berühmte Stadt Trier, er bürgt allein ſchon dafür, daß dieſe Strophe nicht auf den Almen entſtanden iſt. Er drängt ſich aber auch in einem andern Liede, welches „Der genügſame Jäger" überſchrieben iſt, ſehr ungeziemend ein.

Dieſes Lied beginnt ganz leidlich: „Wenn i auf die Alma geh, den Stutzen an der Seit'," ſchließt dann aber mit folgender dritter Strophe:

Wie man herzlich froh kann ſein,
Das ſieht man in Tirol;
Man braucht hier nicht Champagnerwein,
Befindet ſich doch wohl;
Denn bald verraucht des Weines Gluth
Und bringet öfters Uebelmuth.
Wer ohne Weine froh ſein kann,
Der iſt der beſte Mann!

Für das Liederbuch eines Mäßigkeitsvereins wäre dieſe Strophe gerade nicht zu tadeln, aber als tiroliſcher Naturgeſang klingt ſie höchſt abſonderlich.

Ein ſeltſam Gebilde iſt auch das „Alpenlied," Mountain Lay. Es beginnt nach bekannter Weiſe auf gut bayeriſch: „Bin i net a luſtiger Schweizerbue" (dieſer luſtige Schweizerbue iſt nicht zu verwechſeln mit dem oben angeführten ſchönen Schweizerbuben), fährt dann aber in zweiter Strophe alſo fort:

Iſt denn nicht ein niedliches Hüttchen mein,
Iſt denn nicht ein Hüttchen mein?
Drinn wohnet mein Schätzeli,
Schaut aus dem Fenſterli,
Bis ſie mich ſieht,
Und gibt mir das Prätzeli.
Sagt ſie: „bin i, bin i dir gar gut" —
Wird mir wunderlich zu Muth.

Dieſe Gruppe — das hochdeutſche Mittelſtück, der bajuvariſche Anfang, der alemanniſche Schluß — macht mir wenigſtens den Eindruck, als wenn mir eine prunkende Feſtjungfrau einerſeits mit dem Dreſchflegel, anderſeits mit der Miſtgabel entgegenkäme. Uebrigens ſieht ein Blinder, daß dieſe zweite Strophe nie zur erſten gehört hat.

Zuweilen kömmt es auch vor, daß die Naturſänger, um ihren Vorrath zu vermehren, irgend einen Dichterling bitten, er möge ihnen ein ſchönes, möglichſt tiroliſches Lied herdichten. Dieſer Verſuchung erlag der obengenannte brave Landsmann Seidel zu Weimar, der ein trefflicher Sänger geweſen ſein mag, aber zum Alpendichter nicht geboren war. Er beſcherte ſeinen lieben Landsleuten gleichwohl,

wie ſchon oben erwähnt, einen Geſang, „der Tiroler Landſturm“ betitelt, deſſen erſte Strophe lautet:

Hui auf, hui auf, ſchreit man durchs Land,
Die Kugel in den Lauf, die Büchs in die Hand!
Macht's, daß euer Stutzen knallt,
Schreit's, daß 's Echo wiederhallt.

Aus dieſer ſpätgebornen, aber ins Jahr 1809 zurückdatirten Strophe ſchaut das ganze Elend, das die Naturpoeſie immer begleitet, wenn ſie nicht erſter Sorte iſt. Was den zweiten Vers betrifft, ſo ſieht man nicht ein, wie der Schütze die Kugel in den Lauf bringen ſoll, eh' er die Büchſe in die Hand genommen, alle vier Zeilen aber ſind an poetiſcher Kraft ſo ſchwach und kümmerlich, als wenn ſie eben aus dem Spital entlaſſen wären, abgeſehen davon, daß Anno Neun kein einziger von den Tiroler Landſtürmlern, vielleicht nur der Kapuziner Haspinger ausgenommen, gewußt haben kann, was gebildete Menſchen unter Echo verſtehen.

Ach, du lieber Gott, wird er vielleicht ſeufzen, nämlich der unbefangene tiroliſche Leſer, der bis hierher gekommen, ach, was haben doch die guten Rainer den Engländern und den europäiſchen Potentaten für einen Schmarren vorgeſungen! Allerdings, kann man zuſtimmend ſagen, allerdings, aber es iſt im Grunde heute noch daſſelbe Gebrodel! Blättert man da und dort durch die Liederbücher, wie ſie Kellnerinnen, Bauerntöchter, Wirthsſöhne ſich eigenhändig zuſammenſchreiben, oder lieſt man die gedruckten Programme der reiſenden „Naturſänger,“ der wahren und falſchen Tiroler, ſo zeigt ſich dieſelbe geſchmackloſe Mixtur von längſt verkrüppelten und

durcheinandergeworfenen Almenliedern, von halbgelungenen ſtädtiſchen Verſuchen, von Stücklein aus den Wiener Poſſen ꝛc. Gedruckte Texte oder Liederbücher gehen ſchwer ins Volk ein, und auch die oberbayeriſchen Lieder, welche im Auftrag König Max des Zweiten Franz von Kobell (mit Bildern von A. v. Ramberg) herausgab (zweite Auflage 1871), auch dieſe ſcheinen in Tirol keine Verbreitung gefunden zu haben, obgleich ſie gerade dem Alpengeſang zur Aufmunterung dienen ſollten.

Das Büchlein iſt wohl auch zu theuer, denn einen Thaler preußiſch kann eine Almerin, oder vielmehr, da es in Tirol keine Almerinnen mehr gibt, kann eine liederſüchtige Bauerntochter nicht ſpendiren. Es fehlt eine liebende Hand und wenn es auch nur die eines ſpeculativen Buchhändlers wäre, eine Hand, die das Beſte, was noch aufzufinden, um etliche Groſchen gedruckt herausgäbe. Allerdings müßte dahinter ein ſachverſtändiger Mann ſtehen, eine poetiſche Seele, welche die alten echten Texte wieder vorſuchen, das Vorhandene richtig zuſammenſtellen, das Fehlende in der rechten Weiſe erſetzen, aber der ländlichen Muſe nie ein Wort in den Mund legen würde, das ſie nicht verantworten könnte.

Bei dieſen Rainer'ſchen „Studien" ſind mir auch einige andere Büchlein, die den Alpengeſang cultiviren, in die Hände gefallen, z. B. Oeſterreichiſche Volkslieder, geſammelt und herausgegeben von F. Tſchiſchka und J. M. Schottky. Zweite Auflage; Peſt 1844; Die öſterreichiſchen Volksweiſen von Anton Ritter von Spaun. Wien 1845; und Volkslieder aus Steyermark, geſammelt von J. E. Schmölzer. Leipzig 1862. Eigentliche

Lieder, namentlich gute und lobenswerthe, finden ſich auch in dieſen Sammlungen nur ſpärlich. Uebrigens ſcheint der Mangel gefühlt zu werden, denn die gebildeten Alpendichter wie F. v. Kobell, der Lehrer von Finkenberg, der vom Birkenſtein und andere, laſſen ihre Muſe gerade in dieſer Gattung am liebſten ſich ergehen. Daß nicht alles gelingt, was da verſucht wird, möchte beiſpielsweiſe auch eine Strophe darthun, welche in den Volksliedern aus Steiermark vorkömmt und einem Gedichte angehört, das „Der Almkönig" überſchrieben iſt. Sie lautet:

Wann die Sunn dann nachher wird ſo ſilberblau (Jodler)
Immer höher ſteigt der Nebel eiſengrau — (Jodler)
Was für Leb'n hab'n nicht die Städter,
Faſt als wie die ird'ſchen Götter!
Auf der Alma, da hat's halt der Schöpfer geb'n. (Jodler.)

Um aber wieder nach Fügen und zu den Rainern zurückzukommen, ſo bricht Herrn Balls Erzählung, wie wir geſehen, im Juni 1827 ab. Aus andern Quellen wiſſen wir, daß ſie damals glücklich wieder heimgekehrt und nach ihrer Rückkunft ſämmtlich in den heiligen Stand der Ehe getreten ſind.

Hiermit mag dieſe Abhandlung ihrem Ende zugehen. Der Auszug aus Herrn Balls Bericht iſt vielleicht etwas trocken ausgefallen, und doch — wie heiter müßte ſich die Erzählung darſtellen laſſen, wenn die rechten Quellen noch nicht verſiegt wären! Wie die Rainer in ihrer naturwüchſigen Jugendlichkeit, treuherzig und ſchlau, ſchüchtern und keck zugleich, ſo in fremde Lande und bald gar in England einbrachen, welche komiſche Geſchichten, welche luſtige Anekdoten, welche ſpaßhafte Abenteuer ſie da erlebt, welche Prüfungen ſie überſtanden, bis ſie in der großen

Welt hieb- und ſtichfeſt geworden, das weiß niemand mehr zu ſagen. Ich mache mir jetzt Vorwürfe, daß ich Anno 1842, wo ich zum erſtenmale nach Schwaz und Fügen kam und wo ſie noch ſämmtlich lebten, nicht die Bekanntſchaft der ganzen Geſellſchaft geſucht, ihre Erinnerungen nicht erweckt und geſammelt habe. Es wäre ein beneidenswerther Stoff geweſen.

Die tiroliſchen Schriftſteller ſcheinen dieſem ländlichen Geſtirn allerdings geringe Aufmerkſamkeit zu ſchenken — wenigſtens wußte man weder in Schwaz noch in Fügen etwas von literariſchen Arbeiten über die Geſchichte der Väter. Auch Dr. Staffler in ſeinem umfaſſenden Werke über Tirol und Vorarlberg erwähnt am treffenden Orte, nämlich im zweiten Theil, der 1842 erſchien, nur ganz kurz die reiſenden „Naturſänger," würdigt ſich aber nicht einmal ihre Namen zu nennen.

Und doch, wenn man bedenkt, wie dieſe fünf Bauernkinder in jungen Jahren vor dem Kaiſer aller Reußen ſingen, von dieſem in ſeine Hauptſtadt eingeladen werden, dafür aber nach England gerathen, überall auf dem Feſtland und den britiſchen Inſeln vor Königen und Königinnen, Herzogen, Fürſten und Grafen ihre Jodler erſchallen laſſen, überall beklatſcht, gefeiert und von der Preſſe mit Enthuſiasmus begleitet werden, wie ſie dann mit vollen Truhen wieder heimkehren und allen Tand der großen Welt, den Hermelin und die ſeidenen Spitzen von ſich werfen, mit den erſungenen Schätzen ſich Wirths- und Poſthäuſer kaufen, ganz zufrieden, von ihren Bewunderern wieder vergeſſen und dafür tüchtige und wichtige Leute in Fügen oder Schwaz zu werden, wie ſie auch ihren Kindern keine „höhere," ſondern eine einfach bürgerliche Erziehung geben, ſo daß dieſe wieder ganz verzillerthalern

und in der Familie ſelbſt die Kenntniß der engliſchen Sprache, welche die alten Rainer alle mitgebracht, ſich wieder verliert; wer dies Alles betrachtet und erwägt, der wird das ganze Vorkommniß ohne Zweifel ungewöhnlich finden und vielleicht wünſchen, daß ein junger ſtrebſamer Zillerthaler darübergehen und die Geſchichte der fünf Geſchwiſter — zwar nicht in fünf Bänden, aber doch in einem einzigen anmuthig beſchreiben ſollte. Bei tieferem Eindringen müßten ſich wohl doch noch andere Quellen finden, als die von Mr. Ball verfaßte Lebensſkizze. Es gibt ſchon noch bedeutendere Leute als die Rainer. Mit Bismarck, Moltke, Roon hätten ſie ſich ſelbſt wohl nicht verglichen, aber im Zillerthale waren ſie zu ihrer Zeit unbeſtritten die Erſten, und dort wird ihr Angedenken und ihr Ruhm auch immerdar unverwelklich blühen.

Die nächſten Nachfolger der Rainer waren die Geſchwiſter Leo. Dieſe kamen im Jahre 1828 zu Weimar mit Goethe zuſammen, der ihnen viele Freundſchaft bezeigte und ſie auf ſein Schweizerlied: „Uf'm Bergli bin i geſäſſe," deſſen Schweizerdeutſch allerdings etwas frankfurteriſch klingt, aufmerkſam zu machen geruhte. Sie übten es auf ſeinen Wunſch ſogleich ein und ſangen es dann aller Orten, wo ſie hinkamen. Der Altmeiſter ſtellte ihnen auch ein ſchönes Zeugniß unter ſeinem Siegel aus. Die Geſchwiſter Leo brachten überhaupt ein ganzes Buch voll der ehrendſten Urkunden mit nach Hauſe. Es befindet ſich jetzt zu Magdeburg bei Herrn Director Paulſieck, der die Fahrten der Leo beſchreiben will. Auch die Rainer hatten ſich, wie Herr Ball bemerkt, ein ſolches angelegt, doch habe ich nicht erfragen können, wo es hingekommen iſt.

XV.

Die deutschen Schulen in Wälschtirol.[1]

1872.

Es ist seit Jahren in der deutschen Presse öfter wiederholt worden und mag daher als bekannt gelten, daß weit drinnen in Tirol, da wo man von Trient nach Bassano geht, im wilden Gebirge, das eigentlich keinen Namen hat, verschiedene deutsche Dörflein blühen, die letzten Ueberbleibsel einer germanischen Bevölkerung, welche einst, namentlich in der Valsugana, viel zahlreicher gewesen ist als jetzt. Einige derselben, jene die am Astico liegen, San Sebastian nämlich, Lavarone und Luserna, stehen in Zusammenhang mit den sieben Gemeinden, den Sette Comuni, die uns Schmeller und Bergmann literarisch wieder näher gelegt haben. Diese sieben Gemeinden wurden bisher für einen bajuvarischen Vorstoß angesehen, der, im frühesten Mittelalter eingedrungen, sich da auf rauhen Felsenhöhen seine Muttersprache erhalten habe, während die andern Germanen, die in den mildern Thälern saßen und ehedem die Verkettung mit dem deutschen Sprachlande dar-

1 Beilage zur A. Allg. Ztg. vom 26. Januar 1872.

ſtellten, allmählich in den immer höher ſteigenden Fluthen des Wälſchthums ertrunken ſeien.

In neuerer Zeit ſind aber namentlich durch den Poſtdirector Widter ſo überraſchende Nachrichten aus der Gegend von Vicenza herausgekommen,[1] daß dieſe Anſicht allmählich einer andern weicht, welche jene entlegenen Landsleute für Nachkommen der Gothen und der Longobarden hält. Es iſt jetzt nämlich bekannt geworden, daß noch im ſpäten Mittelalter jene Gegend um Vicenza faſt mehr deutſch als wälſch geweſen, und darum iſt es auch wahrſcheinlich, daß die Deutſchen am Aſtico und an der Ferſina nicht von der bayeriſchen Hochebene, ſondern von dem italieniſchen Flachland ausgegangen und daß ſie nicht bajuvariſche, ſondern gothiſch-lombardiſche Ableger ſind.

Es iſt nun ſchon lange her — denn es war im J. 1844 — daß ich in dieſen Blättern eine Abhandlung über die deutſchen Sprachgränzen in Tirol niederlegte und über die Vernachläſſigung jener germaniſchen Sporaden wehmüthige Klagen ertönen ließ.[2] Ihre Seelen wurden nämlich zu jener Zeit nur von italieniſchen Prieſtern beſorgt, und in ihren Schulen, wenn deren überhaupt vorhanden waren, wurde nur in italieniſcher Zunge gelehrt. „Bald wird der Pilgrim," ſprach ich damals, „der hier nach den Deutſchen fragt, auf die Friedhöfe gewieſen werden, wo wälſche Leichenſteine die letzten deutſchen Todten decken!" Schon ſah ich allmählich das fünfundzwanzigjährige Jubi-

[1] Vgl. oben Nr. X. Das Deutſchthum in Wälſchland I.

[2] Jene Abhandlung bildet jetzt das erſte Capitel dieſes Bändchens. Sie erſchien, wie oben ſchon bemerkt, in der Beilage zur A. Allg. Ztg. vom 22. Juni 1844 u. ff.

läum dieſes bis dahin fruchtloſen Spruches herannahen, als ſich im Jahre 1865 auffallenderweiſe der Herr Schulrath Stimpel zu Innsbruck erhob und zu Palu und Luſerna deutſche Schulen gründete. Im Jahre 1867 erſtand ſogar ein Comité zu Innsbruck, welches ſich die Unterſtützung der deutſchen Schulen in Wälſchtirol zum Ziele ſetzte und ſofort einen Aufruf erließ. Sein Wirken war auch bisher von ſchönen Erfolgen belohnt, wie der erſte Bericht, den es im letzten October veröffentlichte, erfreulich darthut. Die Schulen in den genannten Dörfern wurden unterſtützt, zwei andere zu Eichleit (Roveda) und Gereut (Fraſſilongo) im Fersina-Thale neu gegründet, die Gründung anderer vorbereitet, und auch jene an der Sprachgränze, welche noch auf deutſchem Boden liegen, wurden vielfach mit Geldhülfen bedacht. Im Ganzen hat der Verein immer gegen zwanzig Schulen an ſein warmes Herz zu drücken. Die Gemeinden, die in ſeinen Rahmen fallen, ſind nämlich, ſoweit ſie in den Bergen liegen, zwar ſehr deutſch geſinnt, aber auch ſehr arm. Mit Freuden ſieht dort der teutoniſche Vater ſeine Kinder in die deutſche Schule gehen, geht wohl auch, um ſich im Leſen auszubilden, ſelber mit, aber für Bücher, Ehrengeſchenke, Wandkarten u. dgl. reicht ſein Einkommen nicht aus. In den Gemeinden, die im Thale der Etſch liegen, iſt dagegen durch italieniſche Einwanderung das Deutſchthum ſelbſt gefährdet, und dort kann die Schule, was ſie ſoll, nur wirken, wenn ſie keine Noth leidet. Deßwegen iſt denn auch ſchon im erſten Aufruf des Comités (1867) ganz Germanien in Allarm geſetzt und um freundliche Spenden angegangen worden, worauf das großherzige

Deutſchland auch ſofort entſprechend antwortete. Das Verzeichniß der Einnahmen, wie es in dem Bericht gegeben wird, weist bis zum letzten October eine Geſammtſumme von 2050 Gulden nach. Der fürnehmſte und freigebigſte Spender iſt Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich mit 600 Gulden. Wer dem erhabenen Fürſten nicht unrühmlich nachgeeifert, iſt meine Wenigkeit, welche bisher 465 Gulden, mit den neueſten Nachſendungen über 500 Gulden zugeſteuert, ſo daß mich von Sr. apoſtoliſchen Majeſtät nur noch ein kleiner, hundert Gulden breiter Graben trennt, welchen ich mit Gottes Hülfe auch noch zu überſpringen hoffe.[1] Daran iſt freilich mein Verdienſt das mindeſte; das Lob gebührt vielmeht den biedern Münchenern, die ſich immer willfährig finden laſſen, wenn für Ruhm und Ehre deutſcher Nation ein Opfer zu bringen. Auch iſt dabei zu bemerken, daß einmal die Redaction der „Preſſe“ in Wien achtunddreißig Gulden hieher ſandte, und daß noch einige andere Gaben aus Oeſterreich ihren Weg durch München nahmen. Aus Frankfurt, Ulm und Stuttgart floſſen ſehr achtungswerthe Beiträge. Profeſſor Ficker ſchaffte aus Weſtphalen 240 Gulden herbei. Auch mehrere deutſche Buchhandlungen ſpendeten Bücher, Landkarten und andere Lehrmittel. Der ſeltſamſte Poſten in dem Rechenſchaftsbericht iſt das fröhliche Innsbruck ſelbſt,

[1] Er iſt jetzt auch überſprungen, da ich ſeitdem wieder 170 fl. eingeſendet habe. Ein ſeliger Freund, Dr. Ludwig Zimmermann, Rechtsanwalt in München, hat zu dieſem Zwecke in ſeinem Teſtamente ein Vermächtniß von 100 fl. ausgeſetzt. Uebrigens ſind in den letzten Jahren auch zu Leipzig, Darmſtadt und an anderen Orten Vereine zu Unterſtützung der deutſchen Schulen in Wälſchtirol zuſammengetreten.

welches in vier Jahren 41 fl., alſo in einem Jahre 10 fl. 25 kr., für dieſen erhabenen Zweck zum Opfer brachte. Eine Landeshauptſtadt mit Statthalterei und deren Räthen, einer Univerſität mit Weltweiſen und Schriftgelehrten, ein Sitz der Intelligenz mit allen möglichen Behörden, Fabriken und Induſtriezweigen, und zehn Gulden jährlich — es klingt doch etwas kümmerlich, zumal wenn man die Beiträge betrachtet, die aus dem Auslande gekommen. Doch iſt hervorzuheben, daß die Innsbrucker, ſeitdem die Thätigkeit des Vereins begonnen, ſechs Knaben, die in jenen Gemeinden geboren ſind und ſich zu Lehrern heranbilden, mit Koſttagen, Monatgeldern u. ſ. w. unterſtützen. Außerhalb der Landeshauptſtadt liegt aber, was deutſche Schulen in Wälſchtirol betrifft, noch alles in tiefem Schlummer. Das reiche Bozen, das geſegnete Meran, ſie zeigen bisher noch keinen Ehrgeiz, auf jener Liſte zu glänzen. Auch die wohlhabenden Großbrauer, Gaſthof- und Gutsbeſitzer auf dem Lande, die deutſchen Grafen, Freiherren und Ritter in ihren alterthümlichen Caſtellen, neuen Anſitzen und Landhäuſern, die freiſinnigen Bürgermeiſter in den Städten und Märkten — ſie alle wollen ſich die Sache noch etwas näher überlegen.

Wenn man, abgeſehen vom hochwürdigen Clerus, der zur Zeit ſchon durch den Peterspfennig hinlänglich beſchwert iſt, die Zahl aller gebildeten Deutſchtiroler auf tauſend anſchlägt — wer etwa über dieſe Ziffer hinausfällt, den bitten wir um Entſchuldigung — und wenn man annähme, daß jeder dieſer Patrioten jährlich zehn Neukreuzer abließe, ſo würden doch immerhin alle Jahre 100 fl. zuſammenkommen, ohne daß der erlaubte Lebens-

genuß des Einzelnen verkümmert wäre. Etwas mehr Wärme im Focus der Sache müſſen wir daher allerdings beantragen, wenn wir nicht ſelbſt erkalten ſollen.

Immerhin gedenken wir andern heraußen „im Reich," etwa Hand in Hand mit den Wienern, viribus unitis, „die armen Häuter" durchzureißen und bei Sprache und Sitte ihrer ruhmwürdigen Ahnen zu erhalten. Wenn wir Tirolomanen an der Donau und am Rhein, ſowie an andern minder erheblichen Flüſſen und Bächen, jeder des Jahrs nur etliche Groſchen ſpenden, ſo wird's vollkommen ausreichen. Solche Gaben aber bitten wir an die Wagner'ſche Buchhandlung in Innsbruck zu ſenden, welche ſie freundlich aufnehmen und zu nutzbarer Verwendung dem Comité übergeben wird.

XVI.

Das Deutſchthum in Wälſchland.[1]

1872.

II.

Es iſt ſchon etliche Zeit vergangen, ſeitdem Sie mich um einige Nachrichten über den Stand des deutſchen Elements in Wälſchtirol erſucht haben; doch iſt es wohl auch heute nicht zu ſpät, auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen, und zwar umſoweniger, als eben jetzt der erſte Bericht des Innsbrucker Vereins für Unterſtützung der deutſchen Schulen in jener Gegend durch die Welt geht. Was ich Ihnen nun hier mittheile, kommt mir ſelbſt allerdings ſehr bekannt vor, denn es iſt nicht das erſtemal, daß meine Muſe die Sache behandelt. Es mag auch leicht ſein, daß ſich unter den Leſern mehr als Einer findet, der das Alles ſo gut oder beſſer ſchreiben könnte, als ich — allein wer kann in unſerer Zeit dem unbequemen Geſchlecht der Wiſſenden ganz aus dem Wege gehen? Oder wer kann überhaupt berechnen, wie weit die Ergebniſſe ſeiner Nachtwachen durch die hörnerne Haut des vielbeſchäftigten Publikums gedrungen ſind? Gleichwohl habe ich bisher immer ſchüch-

[1] Erſchienen in der Deutſchen Zeitung zu Wien; 1. Februar 1872.

tern zurückgehalten und wäre auch jetzt noch kaum auf dem Platze, wenn mich nicht neulich ein guter Freund gefragt hätte, was man denn unter „Gröden" verstehe und wo dieses Ländlein etwa liegen möchte, wenn nicht jüngst ein anderer Bekannter ausgerufen hätte: „Was ist denn eigentlich das Haberfeldtreiben?" Da ich nun auch über diese beiden Gegenstände schon ziemlich viel Lehrreiches zu Papier gebracht und ans Licht gestellt habe, so scheinen jene Interpellationen anzudeuten, daß ich das Privilegium genieße, lang und breit über diese oder jene Sache reden zu dürfen, ohne daß die verehrliche Lesewelt hievon Notiz nimmt. Durch diese Wahrnehmung ermuntert, gehe ich denn nicht ohne einigen Muth abermals an das „Deutschthum in Wälschland."

Dieses interessante Phänomen ist bisher keineswegs unbeachtet geblieben, aber die deutschen Forscher, die es betrachteten, nahmen ihren Standpunkt jeweils zu München oder zu Innsbruck und schauten sozusagen von oben hinunter; nach der jetzigen Lage der Sache scheint es aber viel ersprießlicher, sich zwischen Ravenna und Verona aufzustellen, um von unten hinaufzuschauen, und zwar aus folgenden Gründen:

Es war einmal eine Zeit, da die Ostergothen unter ihrem König Theodorich, dem vielgefeierten Herrn, gen Italien zogen (489) und dort ein angesehenes Königreich errichteten. Der König schlug seinen Sitz zu Ravenna auf, lebte aber auch manche Zeit zu Verona, was die Deutschen später nach ihm Dietrichsbern benannten. Sein gothisches Kriegsvolk siedelte er in der oberitalischen Ebene an, welche später die Lombardei hieß, vorzüglich zwischen Ravenna

und Verona, um Vicenza und Treviſo. Hier lagen ſeine Helden auf beſtändiger Wacht, um in voller Rüſtung bereit zu ſein, wenn etwa von Oſten her die Byzantiner, von Nord oder Weſt die Franken ins Land fallen ſollten. Auch ihnen gefiel dieſe Landſchaft, als ſie wegemüde aus Pannonien daherkamen, und ſie freuten ſich, ihres Zuges hier ein annehmbares Ende zu finden, in der fruchtbarſten Gegend Italiens, die übrigens damals durch Krieg und Hunger und Peſt faſt ganz verödet war.

Die Gothen hielten ſich für das edelſte Geſchlecht der deutſchen Nation und wurden auch von den andern Völkern, den Römern und Barbaren, als ſolches angeſehen. Etwa ſechzig Jahre dauerte ihre Herrſchaft und brach dann blutig zuſammen. Dieſe Zeit hatte aber nicht hingereicht, um ſie ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Geſetze vergeſſen zu laſſen. Die edlen Gothen gingen als Deutſche unter. Viele zogen ſich ins rhätiſche Gebirge, Andere blieben in jenen Gegenden wohnhaft, wo ſie ſich zuerſt ſchon niedergelaſſen. Dort leben ſie einzelnweis, an ihrer Sprache kennbar, noch heute.

Bald nach dem Untergang der Gothen zogen die Longobarden als Herren in Italien ein (568). Auch ſie verlegten ihre größte Kraft in die Ebene am Po, die ſofort nach ihnen die Lombardei genannt wurde. Die Lombarden hielten ſich länger in Heſperien, als die Gothen, aber Karl der Große ſetzte im Jahre 774 bekanntlich auch ihrem Reiche ein Ende.

Die Lombarden haben ihre Sprache ebenfalls bis zu ihrem Untergange bewahrt und auch von ihren Enkeln leben noch etliche, an dieſer kennbar, bis zum heutigen Tage. Freilich iſt es ſchwer zu ſagen, ob die Deutſchen,

die wir meinen, Gothen oder Longobarden, ob ſie, was wohl wahrſcheinlicher, aus beiden gemiſcht ſeien und welchem Theil in dem gemiſchten Blute ein Uebergewicht zuſtehe.

Aus jenen frühen Zeiten ſchreiben ſich drei annoch bemerkliche Erſcheinungen her, die wir kurz berühren wollen. Einmal ſind die romaniſchen Mundarten jener Gegenden viel ſtärker mit deutſchen Elementen gemiſcht, als die des übrigen Italiens, wie das früher ſchon F. Diez hervorgehoben und neuerlichſt wieder Schneller in ſeinen „Volksmundarten in Südtirol" überraſchend dargethan hat — zweitens finden ſich dort reichlicher als in den ſüdlicheren Landſchaften der Halbinſel jene Familiennamen von guter altdeutſcher Herkunft, wie Bertoldi (Berthold), Grimaldi (Grimwald), Rambaldi (Reinbold), Rinaldi (Reinhold), Sismondi (Sigismund), Tibaldi (Diepold) u. ſ. w. Der alte Dandolo von Venedig würde ſich jetzt in Wien oder München Dandel ſchreiben, was eine Ableitung aus dem althochdeutſchen Tagandeo iſt. Der gefeiertſte Italiener unſerer Zeit, der vielbeſungene Garibaldi, nennt ſich gerade ſo, wie der erſte Agilolfinger, der vor dreizehnhundert Jahren das Herzogthum Bayern verwaltet hat. Und endlich ſtammt noch aus jener Zeit eine große Zahl lombardiſcher Ortsnamen, die in engo ausgehen, was unſer deutſches -ingen iſt, ſo daß ſich z. B. Barengo, Buſſolengo, Ghislarengo, Goſſolengo, Marengo, Marzelengo, Pozzolengo ganz und gar unſerem deutſchen Bering, Büßling, Geiſelhöring, Gößling, Mehring, Marzling, Pötzling gleichſtellen.

Als Ravenna und Verona aufhörten, die Hauptſitze deutſcher Nation und Sprache in Italien zu ſein, trat Vi-

cenza an ihre Stelle. Dort hielt ſich noch bis ins Mittelalter herein, wie eine übergebliebene vergeſſene Beſatzung aus dem alten Lombardenheere, eine deutſche Bevölkerung und die Stadt war damals zweiſprachig, wie es bis in unſere Zeiten herein Trient geweſen iſt. Deßwegen fielen auch die Poeten von Vicenza ſchon im zwölften Jahrhundert auf den jetzt noch nachwirkenden Gedanken, ihre Vaterſtadt als Cimbria anzuſingen, weil ſie deren deutſche Bewohner als die übergebliebenen Enkel jener Cimbern betrachteten, welche Marius einſt im raudiſchen Gefilde aufs Haupt geſchlagen hatte. Man könnte allerdings fragen, warum jene Poeten dieſe ihre Landsleute denn nicht als Lombarden erkannt und ihren Geburtsort nicht lieber Lombardia genannt, allein dies wollte aus dem einfachen Grunde nicht paſſend ſcheinen, weil dieſe Namen damals ſchon längſt ein ganz italianiſirtes Volk und Land bedeuteten.

Ueber dieſe vicentiniſchen Verhältniſſe hat erſt in unſeren Tagen der letzte deutſche Poſtdirektor zu Vicenza, Herr J. G. Widter, ein geborener Wiener, überraſchendes Licht verbreitet.[1] Er iſt während eines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in jener Stadt den reichlichen Spuren ſeiner Nation in den Urkunden ſowohl, wie in Feld und Wald mit Eifer und Liebe nachgegangen. Namentlich ſammelte er deutſche Ortsnamen und fand deren nicht nur dem nördlichen Gebirge entlang, bei Schio (deutſch: Schlait) und Recoaro (deutſch: Rikobér), wo ſie auch Andere ſchon gefunden, ſondern ſelbſt in den Monti Berici und in den

[1] Siehe oben S. 159 „Das Deutſchthum in Wälſchland.“ I.

Euganeiſchen Bergen, welche ſich ſüdlich von Vicenza erheben. In manchen Ortſchaften, die in jenen Gegenden liegen, iſt auch bis auf den heutigen Tag die Ueberlieferung lebendig geblieben, daß in alten Zeiten hier Gothen ſeßhaft geweſen und daß die jetzigen Einwohner von dieſen abſtammen.

Hat ſich nun aber in Vicenza und ſeiner Umgebung noch bis in ſo ſpäte Zeiten eine ſo zahlreiche deutſche Bevölkerung erhalten, ſo muß es wohl erlaubt ſein, die jetzt noch vorhandenen oder vor kurzem erſt eingegangenen deutſchen Spracheilande, die ſieben Gemeinden bei Vicenza, die dreizehn bei Verona, welche ſich bekanntlich ebenfalls den cimbriſchen Namen beigelegt, das kleine, mit erſteren zuſammenhängende Deutſchland am Aſtico (Luſerna, Lavarone und St. Sebaſtian), ferner die ehemals deutſche Folgaria, die Thäler von Terragnolo und Vallarſa, ſowie die Mocheni im Thal der Ferſina — ſo muß es wohl erlaubt ſein, ſagen wir, dieſe nahe gelegenen Clane mit dem Volke, das in und um Vicenza ſaß, in Verbindung zu bringen und ſie für gothiſch-lombardiſche — oder, da die Gothen wohl allmälich in den Lombarden aufgegangen ſind, für lombardiſche Ueberbleibſel zu halten. Schmeller, der den Stoff, welchen Widter zuſammengebracht, noch nicht kannte, mußte natürlich an die Bajuvaren denken, weil dieſe die nächſten noch lebenden deutſchen Nachbarn ſind, allein der bajuvariſche Stamm hat nie auch nur bis Trient gereicht und er hat ſich daher in ſolcher Macht und ſo ganz unbemerkt in und um Vicenza niemals feſtſetzen können. Man ſieht auch in der That nicht ein, warum dieſe Leute oder vielmehr die Ahnen dieſer Leute in dem

ſchwer zugänglichen Hochgebirge ihre Sprache als Lombarden nicht ebenſogut erhalten konnten, als wenn ſie Bajuvaren geweſen wären. Seltſam iſt es aber doch, daß von allen Scribenten, welche ſich bisher mit dieſen kleinen Völkerſchaften beſchäftigt haben, nicht Einer an die Lombarden dachte, die doch ſo nahe liegen. Dagegen nahm man keinen Anſtand, ſie für Tiguriner, Alemannen oder auch gar für Hunnen auszugeben. Als Friedrich IV., König von Dänemark, 1709 auf einer Bildungsreiſe nach Vicenza gekommen war und ſich mit zahlreichem Hofſtaate einige Zeit dort aufhielt, ſollen die Bewohner von Aſiago, dem Hauptort der ſieben Gemeinden, die einzigen geweſen ſein, die den däniſchen Gäſten im Verkehr mit den Italienern als Dollmetſcher dienen konnten, denn ihre Sprache ſei ja eben dieſelbe, die man in Dänemark gebrauche und ganz verſchieden von dem modernen Deutſch. Damit ſollten ſie alſo als Skandinavier proklamirt werden, was aber auch nur Schwindel iſt.

Gehen wir nun an eine Rundſchau über das geſammte Deutſchthum in Wälſchland, ſo treten uns zunächſt die ſieben Gemeinden, die Sette Comuni, entgegen.

Dieſe erreichten den Anfang des laufenden Jahrhunderts noch als völlige Cimbri, d. h. als gute, unverfälſchte Deutſche. Aber unſer Schmeller, der im Jahre 1833 ſeine erſte Entdeckuungsreiſe in das rauhe Hochland unternahm, fand in Aſiago (deutſch: Schläge) die alte Mutterſprache ſchon faſt ausgeſtorben, und nunmehr ſoll ſie in den Dörfern, wo Schule und Kirche längſt italieniſch, ganz verſchwunden und nur noch auf einzelnen entlegenen Berghöfen unter alten Leuten in Uebung ſein.

Ueber die Sette Comuni iſt bekanntlich eine reiche Literatur, ſowohl deutſche als italieniſche, vorhanden. Was die deutſche betrifft, wollen wir nur an Schmellers und Bergmanns Arbeiten erinnern.

In den dreizehn Gemeinden, welche im Gebiete von Verona liegen, war die deutſche Sprache ſchon 1833, als Schmeller ſie durchwanderte, auf die beiden Dörfer Campo Fontana und Ghiazza (deutſch: Gliezen) zurückgegangen. Jetzt wird ſie dort wohl als ganz verloren zu betrachten ſein. Herr v. Attlmayr traf vor zehn Jahren einen älteren Bauern von Campo Fontana, welcher noch ganz gut Slapero ſprach, ſich aber über ſeine Buben ärgerte, weil ſie nicht mehr deutſch gelernt. Slapero iſt übrigens der Name, mit dem die Italiener die Sprache dieſer ihrer teutoniſchen Landesgenoſſen bezeichnen.

Die ſieben und die dreizehn Gemeinden ſind in den letzten Jahren bekanntlich an das Königreich Italien gefallen. Die deutſche Regierung hatte für Erhaltung ihrer Nationalität ſo wenig gethan, daß ſie dieſe Unterthanen, die ſie von den Venetianern als ganz gute Deutſche übernommen hatte, ihrem neuen Könige als ganz gute Italiener übergeben konnte. Uns bleibt nichts übrig, als ein wehmüthiges Requiem zu ſprechen und unſeres Weges zu gehen, nach Deutſchland zu.

Da treffen wir nun gleich über dem Aſtico, welcher hier die Grenze bildet, auf tiroliſchem Boden die ſchon erwähnten Dörfer Luſerna, Lavarone und St. Sebaſtian. Luſerna und St. Sebaſtian ſtehen noch in voller Blüthe ihres Deutſchthums, während in Lavarone wenigſtens „die Gebildeten“ es aufgegeben haben.

Die Männer dieſer Gemeinden, welche meiſt als Maurer, Schäfer und dergleichen in die Fremde gehen, haben ſich zwar nie den pompöſen Namen der Cimbern beigelegt, ſind aber deren nächſte Nachbarn und, wie ihre Sprache ausweist, ſicherlich auch ihre Blutsverwandten. Die höchſtgelegene und ärmlichſte dieſer Anſiedlungen iſt Luſerna, Luſarn, in alten Zeiten vielleicht ein römiſcher Wachtthurm mit Laterne (lucerna). Sie zählt jetzt gegen ſiebenhundert Seelen und erfreut ſich ſeit mehreren Jahren einer deutſchen Schule und deutſcher Predigt, während früher beides italieniſch betrieben wurde. Profeſſor Zingerle von Innsbruck hat vor drei Jahren ein luſerniſches Wörterbuch mit Märchen und Sagen herausgegeben.

Luſerna iſt wegen ſeiner hohen Abgeſchiedenheit von den hier herumſchlendernden Tedescomanen immer unbetreten geblieben, bis es im Jahre 1866 der eben genannte Profeſſor Zingerle und Profeſſor Schneller, damals zu Roveredo, zum erſtenmale mit einem Beſuch beehrten. Im Jahre 1868 wiederholte Profeſſor Schneller den Gang und ließ mich auch mitkommen. Unſere Erlebniſſe habe ich im dritten Bändchen der neuen Auflage der „Drei Sommer in Tirol“ erzählt. San Sebaſtian hat ſich neuerlichſt um eine deutſche Schule gemeldet und wird ihm dieſe wohl auch nicht verſagt werden.

Von den Höhen, auf welchen jene gothiſch-lombardiſche Tripolis liegt, geht's auf rauhen Pfaden hinunter in das herrliche Gelände der Valſugana. Auch hier war einſt thalauf und ab mitten unter den Wälſchen eine ſtarke deutſche Bevölkerung ſeßhaft. Ihr zuliebe war in den Pfarrhöfen allenthalben auch ein deutſcher Geiſtlicher zu

finden, und wurde wechſelnd einmal deutſch, das andere=mal italieniſch gepredigt. Doch — das iſt nun längſt vorbei. Eine Menge jetzt italieniſcher Familien führt aber hier noch deutſche Geſchlechtsnamen, wie Berger, Bernecker, Ecker, Motter, Moſer u. ſ. w.

Aber wenn auch im warmen Thale die alten Recken eingegangen, auf den ſteilen Höhen, die ſich an der Ferſina hinziehen, ſitzen doch noch etliche Gemeinden, die bei ihrer angeſtammten Sprache geblieben ſind. Dort leben nämlich die Mocheni, die in neueſter Zeit auch für Kirche und Schule deutſche Prieſter erhalten haben. Die jüngſten Berichte über dieſe abgelegenen Menſchen hat uns der Schulinſpector Anton Zingerle, ein Bruder des Inns=brucker Profeſſors, gebracht. Sie ſtammen aus dem Jahre 1869 und lauten ſehr tröſtlich.

So viel von den deutſchen Gemeinden in Wälſchland, und zwar von den lebenden. Ueber die todten ließe ſich allerdings noch manches ſagen, allein wir müſſen zu Ende kommen. Es ſei daher nur noch erwähnt, daß auch einige andere Ortſchaften in Sprachgefahr ſchweben, und zwar ſolche, welche vom deutſchen Hauptlande nicht abgeſprengt ſind, ſondern mit ihm zuſammenhängen, wie z. B. die vier deutſchen Dörfer, welche hoch oben im wälſchen Nons=berg, oder auch die Ortſchaften, die unten an der Etſch zwiſchen Salurn und Bozen liegen.

In dieſer heißen und ungeſunden Thalſchaft, die man gerne meidet (den Hauptort Neumarkt nennt man ſcherzend das tiroliſche Cayenne), haben die häufigen Ueberſchwem=mungen der Etſch nie einen dauerhaften Wohlſtand auf=kommen laſſen. Die Leute waren und ſind hier fort=

während auf der Gant. Eine deutſche Bauerſchaft, gut gekleidet und wohlgenährt, wie ſie anderswo in Tirol zu finden, iſt in dieſer Gegend vielleicht nie vorhanden geweſen; es ſcheint hier vielmehr immerdar ein wandelbares, ärmliches, in Wohnung und Kleidung nachläſſiges Miſchvolk gehaust zu haben. Das Verhältniß der Italiener zu den Deutſchen wird von einem gut unterrichteten Gewährsmann wie eins zu zwei angegeben und meint derſelbe, daß es ſich in den fünfundzwanzig Jahren, während deren er die Sache beobachtet, nicht verändert habe. Dies wäre einige Beruhigung für alle jene, welche ſich der Klagen erinnern, die über die angeblich immer zunehmende Verwälſchung des Etſchlandes ſchon häufig durch die Zeitungen gegangen ſind. Die Schulen ſind noch allenthalben deutſch und die eingewanderten Italiener, meiſt Wälſchtiroler, zeigen ſich keineswegs widerſpenſtig, ſondern laſſen ihre Kinder eben den Unterricht genießen, der zu haben iſt, nämlich den deutſchen. Doch wird in den Kirchen abwechſelnd auch italieniſch gepredigt.

Nun will ich aber nicht verhehlen, daß dieſe Zeilen nach dem Hintergedanken, den ich dabei gehabt, nicht allein ſchildern und beſchreiben, ſondern noch viel mehr ermahnen und aufmuntern ſollten, und zwar den deutſchen Leſer, auf daß er ſich, wenn auch mit geringen Opfern, um jene entlegenen, bisher verlaſſenen Deutſchen annehme. Der Herd und das Bollwerk der Nationalität iſt dort, wie allenthalben, die Schule, und ſeitdem dieſe ſich wieder in der angeſtammten Sprache ergeht, iſt ein Abſterben des Deutſchthums in dortigen Gegenden nicht mehr zu fürchten. Aber einige Nachhilfe iſt gleichwohl nicht zu

entbehren. Man bedarf deren allerdings nicht, um die Gehalte der Schullehrer aufzubeſſern, denn den Unterricht ertheilen da und dort die Geiſtlichen, welche ihre Armuth willig ertragen und nicht nach Zulagen rufen; die Aufgabe iſt vielmehr, das nöthigſte Handwerkszeug für die Schule ſelbſt zu beſchaffen. Dieſe Gothen und Lombarden dort oben im Gebirge, zu Luſerna, im Thal der Ferſina u. ſ. w., ſind nämlich, obgleich einſt mächtige Eroberer, durch Ungunſt der Zeiten im irdiſchen Wohlſtand dermaßen zurückgegangen, daß ihnen für ſchulmäßige Ausbildung ihrer Anlagen kaum ein Pfennig übrig geblieben iſt. Es fehlt an den Mitteln für Schul- und Preisbücher, für Landkarten und derlei nothwendige Inventurſtücke. Dieſem Mangel abzuhelfen, hat ſich denn auch ſchon im Jahre 1867 zu Innsbruck ein Verein gebildet und einen Aufruf erlaſſen, welcher, wenigſtens dieſſeits der Alpen, nicht ohne Erfolg blieb . . .

Die Liberalen in Deutſchtirol halten ſich allerdings in ſpröder Ferne, weil ſie, wie man ſagt, der Anſicht ſind, ihre wälſchtiroliſchen Geſinnungsgenoſſen könnten es ihnen verdenken, wenn ſie ſich um jene armen Hirten auf ihren rauhen Bergen annehmen würden. Allein es iſt wohl möglich, daß ſich jene rückſichtsvollen Männer in dieſem Punkte täuſchen; denn die Empfindlichkeiten der Italianiſſimi liegen nicht auf dieſer Seite. Letztere ſehen vielmehr wohl ein, daß die große Frage des Trentino, ob dieſes nämlich bei Tirol verbleiben oder an Italien fallen ſoll, nicht in Luſerna und nicht bei den Mocheni entſchieden werden wird. Sie ſehen ohne Eiferſucht zu, wenn die deutſchen Prieſter den kümmerlich dotirten Schul- und Kirchendienſt

auf jenen unwirthlichen Höhen übernehmen, und es ist daher auch meines Wissens nicht zu bemerken, daß man von italienischer Seite der Errichtung deutscher Schulen in diesen Gegenden besondere Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenzusetzen suche.

Mit Vergnügen und Behagen werden es dagegen alle cisalpinischen Sympathiser vernehmen, daß nun auch die Wiener sich für diesen Zweck bethätigen. Uebrigens sind keine großen Summen nöthig. Mit ein paar hundert Gulden, die alle Jahr wohl ohne Anstrengung beschafft werden können, sind die nöthigsten Bedürfnisse zu decken. So viel aber, meine ich, sollte Mutter Germania für ihre letzten Gothen und Lombarden immer noch aufbringen.

Und somit schließe ich denn diese Abhandlung, welche jenen Lesern, denen die Sache bisher nie näher getreten, wohl einige Belehrung gewähren, den Eingeweihten aber wie ich wiederholt bemerke, Neues nicht bieten kann, da überhaupt seit den Widter'schen Enthüllungen neues Material nicht in Umlauf gekommen ist.

XVII.

Ueber rhätoromaniſche Studien.[1]

1872.

I.

Es iſt wohl begreiflich, daß die neulich in dieſen Blättern mitgetheilte Abhandlung über die Rhätoromanen[2] in mein alterndes Herz ſehr anregend eingeſchlagen hat. Erlauben Sie daher, daß ich zu dieſen intereſſanten Fragen ebenfalls meinen Senf zu ſpendiren eile, wenn es auch nur eine kurzgefaßte Geſchichte der neuen Wiſſenſchaft wäre, welche wir Adepten bereits ſchüchtern die rhätiſche Ethnologie oder kürzer die Rhätologie zu nennen wagen. Obgleich ich mich nachgerade als Apomachos, als Invaliden anzuſehen beginne, und mehr als von eigenen Studien von jenem längſt erſehnten Unbekannten[3] erwarte, der das ganze Zeug neu durchforſchen und in die verlotterte Disciplin neuen Saft bringen ſoll, ſo könnte ich doch von

[1] Erſchienen im „Ausland". Redigirt von Friedrich von Hellwald, Juli 1872, Nr. 27. 28. Es iſt dieß die Arbeit, auf welche im erſten Band dieſer Kleineren Schriften S. 161 hingewieſen iſt.

[2] S. Ausland Nr. 3 und 4 deſſelben Jahrgangs.

[3] Siehe „Herbſttage in Tirol" S. 115.

der rhätiſchen Ethnologie, wenn ich Vater Aeneas wäre oder es zu ſein verdiente, mit einigem Rechte ſagen: et cujus pars magna fui. Ja, vom Jahre 1843 an, wo meine „Urbewohner Rhätiens," bis zum Jahre 1870, wo Schnellers „Romaniſche Volksmundarten in Südtirol" erſchienen, durfte ich eigentlich unabbrüchig meiner Beſcheidenheit, wie Ludwig XIV., behaupten: die rhätiſche Ethnologie — c'est moi. Denn außer einigen ab- und zugehenden Mitarbeitern, die gar nichts vor ſich brachten, [1] bewegte ſich ſiebenundzwanzig Jahre lang eigentlich nur mein unruhiger Geiſt in jenen geheimnißvollen Regionen.

Ich könnte fürwahr nicht ſagen, daß es ein paradieſiſcher Aufenthalt geweſen; vielmehr iſt's mir dort ziemlich ſchlecht gegangen. Schon die erſten Augurien ließen ſich kaum günſtig deuten. Es war in dem eben erwähnten Jahre 1843, als ich herbſtlich zu Selrain auf dem Bozener Ritten weilte und eines kühlen Morgens auf der Altane den Zug der Wolken betrachtete, welche grau und mißfarbig durcheinander wallten und einen naſſen Tag vorausſagten. Während ich nun, wie es damals meine Gewohnheit war, an die Urbewohner Rhätiens dachte, trat ein vierſchrötiger Gentleman auf den Balkon, beſah ſich ebenfalls das Spiel der Wolken, ſprach dann gegen mich gewendet: „das Wetter iſt ſo dumm, wie wenn es ein

1 Unter dieſen ab- und zugehenden Mitarbeitern bildet eine ſehr rühmliche Ausnahme der ehemalige Director des k. k. Münz- und Antikencabinets, Dr. Joſef von Bergmann, der in ſeinen verſchiedenen Schriften über Vorarlberg, ſein Heimathsland, allerdings etwas vorwärts gebracht hat. Auch Albert Jägers Schrift: „Ueber das rhätiſche Alpenvolk der Breonen. Wien 1863" iſt mit hoher Anerkennung zu erwähnen.

Philolog gemacht hätte," und ging ſofort wieder ſtolz ins Gaſtzimmer zurück. Dunkel ſchien der Rede Sinn, denn ich vermochte mir nicht auszulegen, was der Mann mit ſeinem Philologen gemeint hatte. Ich wußte damals eigentlich ſelber nicht, was ich war. Am eheſten konnte ich mich noch für einen k. bayeriſchen Kreis- und Stadtgerichtsacceſſiſten von München ausgeben; jedenfalls fiel mir nicht ein, mich auf den Rittener Höhen als Philologen aufzuſpielen. Beim Mittagstiſch, den einige Bozener Herren theilten, ſuchte ich nun ſo ſchlau als möglich herauszubringen, für was ich denn in der Umgebung angeſehen werde. „Ja, die meiſten," ſagte der Beſtunterrichtete, „halten Sie für einen Philologen!" Alſo doch! Jetzt verſtand ich, was der Gentleman, den ſie Stentini, Stempini oder Stercolini nannten, eigentlich gewollt hatte. Er war von Kaltern, und ſo konnte mich doch tröſten, daß ſeine Landsleute von ihm und ſeinen Kalterern ungefähr daſſelbe denken, was er von den deutſchen Philologen. Das iſt nun ſchon dreißig Jahre, aber derlei monumentale Vorgänge vergißt man nicht.

Um dieſe Zeit erſchien alſo meine erſte kleine Schrift „Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zuſammenhang mit den Etruskern." Sie ging von der Wahrnehmung aus, daß in Tirol, dem Lande der Wunder und der Räthſel, wie im myſtiſchen Graubünden, auch die Ortsnamen ganz anders klingen als in Deutſchland draußen. Dieſe ſeltſamen Namen müſſen etwas bedeuten, ſagte ich mir, und du, o deutſche allwiſſende Wiſſenſchaft, wirſt die Löſung wohl längſt bereit halten! Ich war ganz überzeugt, daß ſich ſchon irgend ein gelehrter Curat oder ein ſpitz-

findiger Universitätsprofessor mit dem interessanten Problem beschäftigt und die Erklärungen der Namen zusammengestellt haben werde, so daß man sie nur herunterlesen dürfe, wie die Beeren vom Strauche. Aber dem war nicht so; es zeigte sich vielmehr, nachdem ich allerlei Bücher nachgeschlagen, daß die deutsche Wissenschaft über diese Dinge gar nichts wisse, daß überhaupt noch nichts erklärt sei als Castelbell und Castelrutt — castel bello, castel rutto, ruptum. [1]

Nun dachte ich aber über diese Namen selber nach, und sagte: wenn man eine Sprache fände, welche ihre Namen ebenso bildet, wie diese hier gebildet sind, so wäre auch die Frage gelöst, welchem Stamme die räthselhaften Rhätier angehören. Diese Sprache aber glaubte ich bald bei den alten Etruskern zu finden. Die Literatur der Etrusker besteht zwar eigentlich nur in ein paar Tausend Namen auf Grabinschriften, welche Lanzi u. a. herausgegeben haben, aber eine Menge jener tirolischen und bündnerischen Ortsnamen kehrt in diesen Grabinschriften wieder; also mußten die Rhätier, was auch schon die Alten behaupteten, Stamm- und Sprachgenossen der Etrusker sein.

Freilich sprach damals Herr Mathias Koch, ein Gelehrter, der sich in mein Büchlein nicht zu finden vermochte: wie kann man denn aus einer Sprache heraus etymologisiren, die man nicht versteht? Allein diese Ausstellung will

1 Den ersten, aber ganz mißlungenen Versuch, tirolische Ortsnamen zu erklären, wagte Herr von Pallhausen in seiner „Beschreibung der römischen Heerstraße von Verona nach Augsburg." München 1816. Es ist darüber im zweiten Bande dieser Kleineren Schriften S. 145 ff. gesprochen.

ich gleich durch eine Anekdote widerlegen, die ich so eben erdacht habe. Gesetzt also, zwei gute Freunde, deutsche Zeitungsleser, wären eben frisch in Amerika angekommen, und gingen hinten in Wisconsin oder Jowa durch eine neue Stadt von 100,000 Einwohnern und fingen die Handwerksschilder zu lesen an und fänden da einen Tonelli, Rossini, Paulucci, dort einen Davidowitsch, Turgenew, Galinski. Schau, könnte nun einer der Schlenderer sagen, hier haben sich Italiener und dort haben sich Russen niedergelassen. — Ei, könnte der andere im Sinne meines Gelehrten fragen, verstehst du denn italienisch oder russisch? — O nein, könnte dann der erstere antworten, weder italienisch noch russisch; aber ich weiß wohl aus der Zeitung, daß die italienischen Namen gern in elli, ini, ucci, daß die russischen gern in witsch, ew und inski ausgehen, und daher weiß ich, wo diese Leute her sind. — Dieß ist der Gedankengang in jenem Schriftchen; die etruskischen Namen und die rhätischen zeigen dieselben Endungen, also müssen die Etrusker und die Rhätier desselben Stammes sein.

Das ist allerdings richtig; aber die Schrift war doch verfehlt. Hätte ich sie noch ein Jährchen abreifen lassen, so wäre sie entweder gar nicht oder in ganz anderer Gestalt erschienen; denn schon im nächsten Sommer brachte ich durch eigene Mühe und fremde Hülfe eine große Zahl mir bis dahin unbekannter Ortsnamen (Flur-, Bach-, Wald- und Bergnamen) aus Tirol und Graubünden zusammen, die mir ein überraschendes Licht aufzündeten. Ich sah ein, daß ich den Etruscismus viel zu weit getrieben hatte, daß eine Menge von Ortsnamen, die ich für etruskisch angenommen, ohne Zweifel romanisch seien.

Ich hätte nun das Büchlein gern anders geſchrieben, aber die Reue kam zu ſpät; ich war bereits von einigen Recenſenten grauſam abgeſchlachtet worden. Um die große Umkehr zu ſignaliſiren und die romaniſchen Ortsnamen in ihre verkümmerten Rechte einzuſetzen, ſchrieb ich damals eine Abhandlung in die „Gelehrten Anzeigen der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften," welche im Januar 1850 erſchien[1] und kurz darauf im Innsbrucker „Phönix" abgedruckt wurde. Ein artiger Freund verſicherte mir damals: der Phönix habe wegen dieſer Abhandlung und der mit ihr verknüpften Langweile — mir ſchien ſie äußerſt kurzweilig und belehrend — die Hälfte ſeiner Abonnenten eingebüßt; aber trotz des großen Aufſehens, welches dieſe Kataſtrophe verurſachen mußte, war mein Unſtern doch ſo mächtig, daß das neue Licht nicht einmal bis nach Meran und in den dortigen Herrn Profeſſor Pirmin Rufinatſcha[2] hineinleuchtete. Dieſer ſchrieb vielmehr bald darauf (1853), ohne jene Palinodie zu kennen, als Gymnaſialprogramm eine Abhandlung „Ueber Urſprung und Weſen der romaniſchen Sprache," welche die „Urbewohner Rhätiens" mit lauter giftigen Pfeilen beſchoß, die Irrthümer, die ich längſt aufgegeben, neuerdings bloßlegte und wollüſtig in dem Kehricht wühlte, den ich längſt vor die Thüre geworfen.

Um der Wiederkehr eines ſolchen Skandals vorzubeugen, ſetzte ich mich abermals hin und ſchrieb ein Büchlein „Zur rhätiſchen Ethnologie," welches 1854 zu Stuttgart erſchien. In dieſem wurden nun folgende Sätze aufgeſtellt:

[1] Vgl. oben S. 63.

[2] Er iſt ſpäter mein guter Freund geworden, aber leider im vorigen Jahre zu Marienberg geſtorben.

1) Bei den widerſprechenden Angaben der Alten (ſie widerſprechen ſich aber eigentlich nicht, vielmehr will da nur moderne Afterweisheit einen Widerſpruch finden) und den widerſprechenden Anſichten der Neuern ſind in Rhätien, d. h. in Tirol, Vorarlberg und Graubünden, zunächſt die Ortsnamen zu unterſuchen, und in ihnen muß die Antwort auf die Frage nach der Landsmannſchaft der alten Rhätier gefunden werden.

2) In den beſagten Ländern liegen drei Schichten von Ortsnamen durcheinander: eine deutſche, eine romaniſche und eine rhätiſche.

a) Die deutſchen Ortsnamen ſind die jüngſten und reichen jetzt ſelbſtverſtändlich ſo weit als das deutſche Sprachgebiet reicht. (Sie erheiſchen nachgerade dringend eine nähere Unterſuchung, die ſich auch über die deutſchen Ortsnamen in Oberitalien erſtrecken müßte.)

b) Aelter als die deutſchen Ortsnamen ſind die romaniſchen. Sie verbreiten ſich bis in die bayeriſchen Gränzgebirge, in Vorarlberg bis in den Bregenzer Wald. Sie zeigen, daß Tirol, Graubünden und das ſüdliche Vorarlberg zur Zeit der Völkerwanderung ganz romaniſirte Länder waren, und es auch, trotz der bajuvariſchen und alemanniſchen Eroberung, bis tief ins Mittelalter hinein verblieben ſind. (Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß z. B. am Achenſee noch im zehnten oder elften Jahrhundert ladiniſch geſprochen wurde.) Die jetzt noch lebenden ladiniſchen Dialekte in Graubünden und Tirol ſind kein Räthſel und kein Wunder, ſondern einfach die Fortſetzung der damals hier geſprochenen romaniſchen Mundarten.

c) Aelter als die deutſchen und die romaniſchen Namen

ſind die rhätiſchen, jenes Reſiduum, welches unerklärt zurückbleibt, nachdem die beiden erſten Schichten weggehoben worden. Sie finden ſich im ganzen ehemals rhätiſchen Alpenlande und erſtrecken ſich gegen Norden ebenſo weit als die romaniſchen.

In derſelben Schrift ſind denn auch gegen 1500 romaniſche Ortsnamen, welche bis dahin in ſtiller Verborgenheit geblüht hatten, veröffentlicht und erklärt und ungefähr ebenſo viele rhätiſche zwar nicht erklärt, aber als gleichgeſtaltet mit etruskiſchen aufgezeigt worden.

So gern und willig ich das erſte Büchlein, die „Urbewohner Rhätiens," aufgegeben habe, ſo feſt und zähe hänge ich an dem zweiten, an der „Rhätiſchen Ethnologie." Die langen achtzehn Jahre, die ſeit ihrem Erſcheinen vorübergegangen, haben mir zwar im einzelnen manchen Irrthum aufgedeckt, aber im ganzen ſcheint mir die Schrift noch ebenſo ſtichhaltig als dazumal.

Dieſes Büchlein, welches von Diez und Pott beifällig angeſprochen wurde, erlebte ſonſt ein trauriges Schickſal. Während die „Urbewohner Rhätiens" — natürlich in kleinem Kreiſe — doch einige Aufmerkſamkeit erregt hatten, ging die „Rhätiſche Ethnologie" ganz ſtill dahin, wie der Schatten an der Wand. Es ſcheint die Verleger, Gebrüder Scheitlin, haben ihr eine Tarnkappe aufgeſetzt, auf daß ſie unſichtbar bleibe und namentlich von den Tiroler Gelehrten nicht bemerkt werde. Dieſer Zweck iſt auch vollſtändig erreicht worden. Die Forſcher an Inn und Etſch nahmen nicht die mindeſte Notiz von dieſer intereſſanten Erſcheinung und die Forſcher am Vorder- und Hinterrhein konnten um ſo weniger Notiz nehmen, als ſie damals

ſelbſt noch nicht exiſtirten. Nur Max Vermunt zu Bregenz courbettirte zuweilen mit gnädigen Scherzen in meinen Etymologien herum, ſuchte ſie mit neuen, doch unglücklichen, zu vermehren, vergaß ſich aber nie ſo weit, meinen werthen Namen dabei zu nennen.

Das tiefe Dunkel, welches die „Rhätiſche Ethnologie" umflort, iſt übrigens nicht das traurigſte — es bleibt mir ja die Hoffnung auf die Nachwelt — viel betrübender iſt es, daß die Leute noch immer die „Urbewohner Rhätiens" citiren, immer mit eingelegter Lanze auf dieſe losrennen und täglich neue Heldenthaten an ihnen verüben — die armen Don Quixote, die immer noch mit den Windmühlen kämpfen, welche ich längſt verbrannt habe.

Unter dieſen Rittern nimmt eine vorzügliche Stelle ein Herr Dr. Friedlieb Rauſch, zu deſſen Behandlung wir nunmehr übergehen.

Herr Dr. Friedlieb Rauſch befleißigt ſich eines ſehr nachläſſigen Styls, ſcheint ſich überhaupt mit der deutſchen Grammatik etwas überworfen zu haben und will daher eine romaniſche ſchreiben. Als Vorläufer dieſes ſeines größeren Werkes hielt er es für gerathen, vor zwei Jahren zu Frankfurt a. M. eine „Geſchichte der Literatur des Rhäto-Romaniſchen Volkes" herauszugeben. Das Büchlein enthält zunächſt ein auf der Zuſammenſtellung des Pfarrers Andeer beruhendes Verzeichniß aller der Scharteken, welche im Bündner Romanſch ſeit drei Jahrhunderten erſchienen ſind, und eine dreiundfünfzig Seiten ſtarke, „Sprache und Volk" beſprechende Einleitung. Dieſe Einleitung iſt mit einer wahrhaft komiſchen Zerſtreutheit, ja halb im Schlaf geſchrieben. Ob die zweite Hälfte, das Verzeichniß der

Autoren und der Bücher, ein beſſeres Lob verdient, vermag ich nicht zu unterſuchen, doch macht es z. B. einen ſonderbaren Eindruck, wenn auf S. 81 der jüdiſche Geſchichtsſchreiber Flavius Joſephus als chriſtlicher Kirchenvater aufgeführt wird.

In jener Einleitung, S. 4, heißt es aber unter anderm, die Behauptung, daß Rhätien die Urheimath der Etrusker, die erſt von hier aus nach Italien gewandert, ſie ſcheine nicht einmal die Meinung Hormayrs geweſen zu ſein (darüber hätte ſich der Verfaſſer ja bei deſſen Relicten erkundigen können), vielmehr müſſe erſt Ludwig Steub als Urheber jener unhaltbaren Hypotheſe betrachtet werden. Nun trüge ich zwar nicht ſchwer an jener unhaltbaren Hypotheſe, allein ich bin nicht ihr Urheber, ſondern ein gewiſſer Niebuhr, welcher einmal eine römiſche Geſchichte verfaßt hat, die in meinem Büchlein auch getreulich citirt iſt.

Weiter ſagt der Verfaſſer, S. 10, Ludwig Steub habe den ethnologiſchen Streit über die Alpen-Etrusker auf das rhätiſche Idiom übergetragen, und, weiter als Planta, Hormayr, Koch und andere gehend, die momentan freilich blendende Hypotheſe aufgeſtellt („Die Urbewohner Rhätiens" ꝛc. München 1843): jene Sprache ſei die Mutter des Lateiniſchen oder mindeſtens älter als dieſe, da die Urbewohner Rhätiens Etrusker und zwar hier Autochthonen geweſen: ſo daß Italien von Rhätien aus überhaupt erſt bevölkert worden, und vom Urrhätiſch-Etruskiſchen — wovon auch das heutige Rhäto-Romaniſche unmittelbar ſtamme — die italiſchen Urſprachen (Tusciſch, Raſeniſch ꝛc.) abzuleiten ſeien, aus welchen ſich ſchließlich die zur Alleinherrſchaft gelangende Redeweiſe Latiums entwickelt habe.

Wo hat wohl Herr Dr. Rauſch dieſen abſurden Paſſus aufgeſtöbert? Sicherlich nicht in der Schrift, die er dafür verantwortlich macht, denn auf S. 21 der „Urbewohner“ iſt der flagranteſte Gegenſatz der mir unterlegten Hypotheſen in folgenden gemeinverſtändlichen Worten aufgeſtellt:

„Daß ſich (nach der römiſchen Eroberung Rhätiens) die Einwohner der ganzen Provinz bald die Sprache ihrer Beſieger zu eigen machten, geht aus den zahlreichen römiſchen Namen hervor, die überall im Lande zerſtreut gefunden werden, ebenſowohl als aus den lateiniſchen Tochterſprachen, die in Graubünden, in den Thälern von Gröden und Enneberg bis auf den heutigen Tag noch fortleben. Wie lange ſich das Rhätiſche nebenher gefriſtet, iſt jetzt wohl nicht mehr zu beſtimmen. Daß aber das Idiom der Grödener und Enneberger ebenſo wenig ein Reſt des Rhätiſchen ſei als das Bündner Romanſch oder Churwälſch, daran darf man bei genauerer Betrachtung dieſer Mundarten keinen Zweifel mehr hegen.“

Seite 14 denuncirt Herr Dr. Rauſch abermals mich und den hochſeligen Freiherrn v. Hormayr als die Vorfechter jenes Glaubens an den „ſeit graueſter Urzeit unverrückbar gebliebenen Grundzug des Rhäto-Romaniſchen.“ Ja, bei Hormayr, aber auch bei Johannes v. Müller, finden ſich allerdings jene albernen Phraſen, wie: der ſurſelviſche Dialekt iſt der treueſte Reſt der hetruſciſchen Sprache, oder: er iſt die Sprache, in der der tuſciſche Augur den Flug der Vögel deutete und die Welt von Rom Geſetze empfing — aber ich meinerſeits habe mich von jeher über dieſen Aberglauben luſtig gemacht, wie gerade die Note zu der citirten Seite 21 der „Urbewohner,“ Seite 434

der „Drei Sommer in Tirol“ (erſte Auflage) und genug andere Stellen in ſpäteren Schriften ſattſam darthun.

Seite 16 nennt Herr Dr. Rauſch „zwei Wälſchtiroler, Pirmin und Mitterrutzner.“ Dieſe beiden Herren ſind aber keine Wälſchtiroler, ſondern brave Deutſche von der beſten Art. Profeſſor Mitterrutzner iſt bei Brixen und der andere mitgenannte im oberen Vinſchgau geboren. Letzterer, den wir ſchon oben als Profeſſor zu Meran erwähnt haben, iſt übrigens auf den Namen Pirmin nur getauft; anſonſten nennt er ſich zum Unterſchied von anderen Pirminen auch noch Rufinatſcha (rovinaccia, Erdbruch) und iſt dieß ſo zu ſagen ſein Schreibname.

Seite 16 ſeines Büchleins beginnt Herr Dr. Rauſch eine neue Aera, indem er alles, was er bis dahin rhäto-romaniſch genannt hat, von nun an rhätiſch nennt. Er ſpricht plötzlich von rhätiſcher Ableitungslehre, rhätiſchen Zeitwörtern und rhätiſchen Proſaikern. Letzteres klingt beſonders vorweltlich. Man meint, der Verfaſſer rede von jenen alten rhätiſchen Schriftſtellern, die einſt in den alten Rhätierſtädten Curia und Veldidena mit etruskiſchen Buchſtaben in gelehrten rhätiſchen Dachſtübchen die rhätiſche Proſa auszubilden ſuchten. Hoffentlich haben ſie bei ihren damaligen Landsleuten mehr Anerkennung gefunden, als ihre Spätenkel, die jetzt zu Chur und Innsbruck in ſchöngeiſtigen Schriften die deutſche Proſa auszubilden ſuchen, bei ihrer neurhätiſchen Mitwelt finden.

Seite 20 ſagt der Verfaſſer: „Die heutige Mundart von Friaul (das Furlano) zeigt merkwürdige Aehnlichkeit mit den noch lebenden öſtrhätiſchen Dialekten in den Tiroler Thalſchaften; die Annahme liegt nahe, daß die Brixenter,

ein bekannter, am Oberlauf des Atheſis hauſender rhätiſcher Volkszweig (vergl. Brigantia, Bregenz am Bodenſee) ihre Redeweiſe nach Oſten hin verpflanzten."

Nun iſt ſchon auffallend, daß der Verfaſſer, wie kein anderer, die Brixenter, die er doch mit Bregenz verknüpft, an den Oberlauf des Atheſis, alſo ins Vinſchgau, verlegt, aber warum ſie gerade im Vinſchgau ſitzen mußten, um die Spedition ihrer Redeweiſe nach Friaul beſorgen zu können, iſt noch weniger zu begreifen. Da liegen ja noch die Iſarci, die Breuni und wer weiß was für andere Stämme dazwiſchen. Oder hätte Herr Dr. Rauſch gerade deßwegen die dem Friaul ſo fernen Brixenter mit der gedachten Miſſion betraut, weil ihm in dem Augenblicke, da er dieſe belehrende Phraſe niederſchrieb, kein anderer rhätiſcher Stammesname einfallen wollte? Wir ſehen da daſſelbe Zerwürfniß mit der Geographie, das wir hin und wieder mit der Grammatik gewahren. Ueberdieß ſtellt ſich folgendes Curioſum heraus: die Brixenter waren alſo ein „rhätiſcher Volkszweig," die Furlaner ſprechen romaniſch, und jene haben auf dieſe ihre Redeweiſe verpflanzt!.. Somit ſtammt denn die romaniſche Mundart im Friaul dennoch vom „Urrhätiſch-Etruskiſchen"!! — — Ahnt denn Herr Dr. Friedlieb Rauſch nicht, daß er hier aus der Tiefe ſeines eigenen Geiſtes denſelben Unſinn auftiſcht, den er Seite 10 fälſchlich dem Dr. Ludwig Steub unterſchoben hat?

Seite 21 heißt es: „Die eine von dem bündneriſchen Hauptgebiete getrennte größere Parcelle, die allem Vermuthen nach rhäto-romaniſche Mundart von Friaul wird im NW. durch mehrere Meilen breites deutſches Gebiet

geſchieden von der kleineren ſporadiſch zerſtückelten (dem Rhätiſch-Tiroliſchen)." Wieder ein Bock in jeder Zeile! Die Mundart von Friaul iſt allem Vermuthen nach nicht rhätoromaniſch, weil es dort niemals Rhätier gegeben; ſie iſt auch nicht durch mehrere Meilen breites deutſches Gebiet von der kleineren ſporadiſch zerſtückelten geſchieden, da vom Tagliamento bis ins Thal der Boita keine Spur eines deutſchen Gebietes zu finden — und die rhätiſch-tiroliſche Parcelle iſt nicht ſporadiſch zerſtückelt, denn die Thäler von Gröden, Enneberg, Buchenſtein, Ampezzo hängen alle ohne Unterbrechung zuſammen.

Seite 26 heißt es: „Das rhätiſch-tiroliſche oder oſtladiniſche Sprachgebiet umfaßt nur einen kleinen unzuſammenhängenden, zwiſchen Innsbruck, Meran und Bozen verſprengten Raum." Wenn man nun die genannten drei Städte durch Linien verbindet, ſo ergibt ſich ein Dreieck, in welchem nicht ein einziger Rhäto-Tiroler oder Oſtladiner zu finden. Daß der Raum, den die oben genannten Thäler Gröden, Enneberg u. ſ. w. einnehmen, nicht unzuſammenhängend iſt, haben wir ſo eben geſagt; daß uns aber in der deutſchen Literatur faſt vierzig Jahre nach Lewalds Tirol[1] noch ſolche Naivetäten aufſtoßen, iſt doch beſchämend, nicht allein für Hrn. Dr. Rauſch, ſondern auch

[1] Dieſes ſeiner Zeit in zwei Auflagen erſchienene Buch ſcheint Herr Dr. Guſtav C. Laube auch nicht gekannt zu haben, als er in den Mittheilungen der geographiſchen Geſellſchaft in Wien, 1869, „von dem noch ſtill verborgenen Leben und Treiben der Ladiner in Tirol" eine Vorſtellung zu geben ſuchte. Unſere Jungen finden noch immer ſtille Verborgenheiten, welche die Alten ſchon vor vierzig Jahren aufgedeckt.

für uns andere. Gibt's in Frankfurt a. M. keine Landkarten, oder hat der Hr. Verfaſſer ſich deren Studium für ſeine reiferen Jahre vorbehalten?

Seite 28 liegt das Grödner Thal unweit Meran, was gerade ſo präciſe als wenn man ſagen wollte: der Bregenzer Wald liegt bei Konſtanz, oder der Starnberger See bei Ulm. Ebendaſelbſt zerſplittert ſich die Mundart von Gardena in mehrere Untermundarten, auf vereinzelte Dörfer beſchränkt, unter andern die Sulzbergiſche und Nonsbergiſche. Da kann man wirklich nur lachen! Sulz- und Nonsberg (val di Sole, di Non) ſind nämlich zwei große Thäler in Wälſchtirol, welche durch das ganze deutſche Etſchland von den Grödenern getrennt ſind und deren „Untermundart" ſo wenig verſtehen, als umgekehrt die Grödner die ihrige.

Seite 28 heißt es: „Während Sachkundige in dieſen Ortsnamen," lautet ein 1867 abgegebenes treffendes Urtheil des Curaten Vian, „die letzten hinterlaſſenen Worte längſt vergangener Völker ſehen," u. ſ. w., was ſo lange fortgeht bis dieſes angebliche Vianiſche Urtheil vier und vierzig Zeilen einnimmt. Hier iſt nun wieder alles falſch. Vians Schrift „Zum Studium der rheto-ladiniſchen Dialekte in Tirol," iſt nicht 1867, ſondern 1864 erſchienen, und auch nicht ſo betitelt wie es in der Note Seite 160 angegeben iſt. Auf dieſe beiden Verſehen käme nun allerdings ſehr wenig an, aber ungemein luſtig macht ſich's, daß das ganze „treffende Urtheil" in Vians Büchlein gar nicht zu finden iſt. Mir kam es gleichwohl nicht ganz unbekannt vor; ich meinte, es ſchon irgendwo geleſen zu haben; ich ſchlug mehrere neuere Bücher nach und ſuchte, ſuchte,

bis ich es endlich in Steubs Herbſttagen in Tirol, Seite 123, glücklich wieder auffand. Während mir Hr. Dr. Rauſch auf Seite 4 eine Hypotheſe zuſchreibt, die zuerſt der ſelige Niebuhr aufgeſtellt, legt er auf Seite 28 eine ſeitenlange Stelle aus den Herbſttagen dem Herrn Curaten Vian in Gröden bei, der gar nie an dieſes treffende Urtheil gedacht hat!

Seite 30 ergeht ſich Herr Dr. Rauſch in Etymologien. Engadin z. B. ſoll aus Oen = Inn und gadina, dem Diminutiv des durch die Völkerwanderung eingeführten germaniſchen Stammes gad (däniſch en Gade = eine Straße) entſtanden ſein und daher Innwaſſerſträßchen bedeuten! Entſetzlich! Wie lange wird dieß blöde Geſchlecht noch brauchen bis es einſieht daß *Eniadina*, wie es in den älteſten Urkunden heißt, von dem alten Völkernamen Oeniates herkommt, wie Sarnthein, Sarentinum, im tiroliſchen Sarnthal, von dem alten Völkernamen Sarunetes? Und wie lange wird es noch fortgehen bis der alte Bündner Quatſch, Realt, Räzüns, Reams = Rhætia alta, ima, ampla, endlich aufgegeben wird, da doch die richtigen Deutungen ſchon lange gefunden ſind (vgl. Herbſttage in Tirol, S. 137). Da druckt man immer noch zum tauſendſtenmale die albernen Erklärungen Marſöll = Mars in oculis, Spinöl = spina oder, wie Herr Rauſch ſchreibt, spinus in oculis nach, während doch Marſöll nichts anderes iſt als das ötzthaliſche Murzoll oder Marzoll bei Reichenhall, und Spinöl nichts anderes als spinale, das heißt: der eine Thurm hat von einer Muhr den Namen und der andere von einer Dornhecke. (Wenn die urkundliche Schreibung *Spinogilus* verläſſig iſt, ſo ſollte

der Name jetzt eigentlich Spinokel lauten und wäre ein Seitenstück zu dem später zu erwähnenden Pizokel.)

Herr Dr. Rausch bringt auch zwei sprachliche Erfindungen zu Stande, für welche wir ihm gern ein Patent verleihen möchten, auf daß sie ja von niemand nachgeahmt werden. Erstlich redet er öfter von den „Engadinen," und ist dieser neue Plural wohl deßhalb gewählt, weil es ein Ober- und Unterengadein gibt. Um ihm nachzustreben, müßten wir also auch von den Vinschgauen, den Pinzgauen, den Walliſen, den Oesterreichen, ja, da auch ein Nord- und Südtirol vorhanden, sogar von den Tirolen reden! Aber noch nicht genug, denn da es auch eine deutsche und eine wälsche Schweiz gibt, so können wir sogar noch „die Schweizen" erleben.[1] Zweitens will Herr Dr. Rausch auch den hartklingenden Plural: die Engadinthäler, aufbringen. Das Engadinerthal läßt sich allerdings ohne Anstand sagen, aber die Engadinthäler in der Mehrheit könnten nur durchgesetzt werden, wenn sich auch die Innthäler, die Wippthäler, die Pusterthäler durchsetzen ließen. Für derlei Schöpfungen ist aber, wenigstens unter den Eingebornen, gar keine Anerkennung zu erwarten.

So viel von dem Büchlein des Herrn Dr. Rausch, welchem laut der Vorrede „bereits die ehrenvolle Approbation seitens der Hohen Philosophischen Fakultät der königl. Universität Georgia Augusta in Göttingen zutheil

[1] Hier ist dem Herrn Dr. Friedlieb Rausch etwas Unrecht geschehen, denn jener abgeschmackte Plural findet sich schon bei Justus Andeer in seiner Schrift: Ueber Ursprung und Geschichte der rhäto-romanischen Sprache. Chur. 1862.

geworden ist," ein Ereigniß, das jedenfalls dem Herrn Verfasser mehr zur Ehre gereicht als der benannten Fakultät.

2.

Wir gedenken nun näher auf die neueren Leistungen in der Erklärung der Ortsnamen einzugehen und wenden uns zunächst an Herrn A. Gatschets „Ortsetymologische Forschungen" (4 Hefte, Bern 1865—67), welche sich hauptsächlich auf die Schweiz beziehen.

Herr Gatschet stürzt sich in seinem ersten Hefte sofort in die Mitte der Dinge und fängt seine Erklärungen auf der ersten Seite mit dem Namen Aawangen an. Dieses Verfahren verräth viel Muth, aber wenig Vorsicht. Meines Erachtens hätte doch ein kurzer ethnologischer und sprachgeschichtlicher Ueberblick der durchzuforschenden Landgebiete vorausgehen sollen. Wir möchten gern wissen, was Herr Gatschet im ehemaligen Helvetien von den Kelten, in Rhätien von den Rhätiern denkt, wie stark die jetzt deutsche Schweiz in ihren verschiedenen Theilen romanisirt gewesen, wie lange die romanische Sprache nachgehalten, was sich für Regeln abziehen lassen über die Lautveränderungen, die da vorkamen, wenn ein römischer Ortsname zu einem deutschen wurde u. s. w. Ohne Regeln geht das Etymologisiren freilich viel leichter, aber den vorgeschlagenen Etymologien fehlt dann nur zu oft die überzeugende Gewalt.

Wir wollen die gute Gelegenheit benützen und zu Herrn Gatschets Aufstellungen einige Gegenvorschläge wagen, dabei aber keineswegs zugestehen, daß wir alles nicht berührte für richtig halten.

Seite 11 wird Grabs, Dorf im Kanton St. Gallen, beſprochen. Urkundlich heißt es 855 *Quadravedes*. Ich halte den Namen ſchon lange nicht mehr für rhätiſch, glaube aber auch nicht, wie Gatſchet, daß er vom lateiniſchen quadrivium herrühre, ſondern ſehe darin ein ganz deutliches quater abetes, vier Tannen, womit ſich Namen wie Dreibuchen, Siebeneich u. ſ. w. vergleichen laſſen.

Seite 72 erklärt Herr Gatſchet das churwälſche davos, hinten, aus de ad vallem. Sollten die helvetiſchen Gelehrten ſich noch nicht darüber verſtändigt haben, daß, wie davant, vorne, von de ab ante, ſo davos, hinten, von de a post herrühre? In Deutſchland heraußen zweifelt man nachgerade nicht mehr daran.

Wenn Ragáz, wie Seite 132 zu leſen, von dem ahd. Namen Reginzo käme, ſo würde es den Accent nicht auf der letzten Silbe haben. Es iſt keine andere Deutung möglich als die in den „Herbſttagen" Seite 238 gegebene aus runcazza, Gereut, wie auch das vorarlbergiſche Ragal aus runcale entſtanden iſt.

Der Kanton Glaris iſt bekanntlich nicht arm an romaniſchen Ortsnamen. Es findet ſich dort auch eine Alpe Selbſanft, Selbſaft, welche Herr Gatſchet Seite 133 als eine Weide erklärt, die beim Auftreten einen ſchmutzigen Saft von ſich gebe. Selb führt er nämlich auf ahd. salaw, ſchmutzig, zurück. Ich möchte lieber an selva sancta denken. Sollte keine ältere urkundliche Form vorhanden ſein?

Der Name Bonaduz, Seite 141, urkundlich *Beneduces, Penedutz*, kann nicht aus Benedikt erklärt werden; es iſt ſicherlich pinettuzzes, die kleinen, ſchlechten Föhren.[1]

[1] Vgl. oben S. 178, picettazzes.

Acla, churwälſch für Sennhütte, kommt gewiß nicht, wie Seite 167 behauptet wird, von accola, Anwohner, ſondern iſt ein Diminutiv, arcola, von arca, mlat. Sennhütte. Siehe „Herbſttage" Seite 115.

Seite 304 wird Gurnigel als Krähenbühel gedeutet und ein lateiniſches cornicularius (mons) als Urwort vorausgeſetzt. Gurnigel iſt aber ſicherlich nichts anderes als corniculum und entſpricht daher dem häufigen deutſchen Hörnl, Hörnli.

Gais ſoll nach Seite 305 aus ahd. gahag, gahaie, Umhegung, vielmehr aus gahagis in Gais contrahirt ſein. Schon recht, aber was bedeutet denn das -is?

Wir finden vielleicht Herrn Gatſchets Antwort in dieſem „Ausland" ſelbſt, nämlich in ſeinem Artikel: „Ein ortskundlicher Streifzug durch die Urkantone der Schweiz," welcher 1866 Nr. 10 erſchienen iſt. Dort wird der Name Säntis *(alpis Sambatina)* erklärt aus dem ahd. samanôta, Sammlung, an welches „die in der Schweiz ſo gebräuchliche Collectiv-Endung -is" getreten iſt, und bedeute daher das Ganze: Berg mit (einer Sammlung von) Bergſeen.[1] Aber wo iſt denn der ſprachliche Vertreter der Seen?

[1] Meine Erklärung wäre dieſe: Sambatinus iſt ein in den Urkunden damaliger Zeit nicht ſeltener Taufname kirchlichen Urſprungs, der eigentlich Sabbatinus lauten ſollte und einen Täufling bezeichnet, der am Sabbat geboren iſt. (Sabbadini noch in München.) Ein ſolcher Sambatinus mit ſeiner Familie, daher der Plural Sambatines, war nun Beſitzer der Säntisalpen, und aus der Zuſammenziehung Sambtins gieng das heutige Wort hervor. Nebenbei bemerkt, halte ich auch den Mythen bei Schwyz nicht für den Mitterberg, ſondern leite ihn von meta, Heuhaufen ab, was ganz zu ſeiner Geſtalt paßt.

Und kann die romaniſche Collectiv-Endung -is auch an deutſche Wörter treten?

Wir halten dieß nicht für möglich und ſind überhaupt der Anſicht, daß Herr Gatſchet in ſeinem ganzen Buche die Formation, die Ausgänge oder Anſätze ſeiner Ortsnamen viel zu wenig (in der Regel nämlich gar nicht) berückſichtigt hat. Dieſe Anſätze, die ſich mit trefflicher Feſtigkeit erhalten haben, dürfen aber keineswegs überſehen werden. Die romaniſchen Ortsnamen, die ins Deutſche übergingen, warfen höchſtens das o, e und a des Singulars ab; das pluraliſche es, s iſt kaum je verloren gegangen, (— und um ſo weniger ſind die zahlreichen Augmentative, Diminutive, Spregiative wie one, etto, ello, azzo abgefallen). Neben dem ſehr verſtändlichen s in Vals, Campes, Plons, Maſtrils (valles, campes, planes, masurilles von mansura, Hof) u. ſ. w. tritt aber auch ein anderes s auf in Salurnis, Clauturnis, in Wattens, Terfens, Nauders, Tamins, Thuſis u. ſ. w., welches viel ſchwieriger zu erklären, ja, ſo zu ſagen, ſehr räthſelhaft iſt. Von dieſem Buchſtaben ſehen vielleicht drei Jahrtauſende auf uns herunter. Meine Anſicht habe ich in der „Rhätiſchen Ethnologie," S. 159, niedergelegt. Herr Gatſchet ſcheint ſie aber nicht zu kennen und überhaupt die Schwierigkeiten, die hier obwalten, nicht zu ahnen, denn er ſpringt mit dieſem Anſatz, den er gleichwohl mehrmals behandelt, ſehr leichtfertig um. Seite 284 heißt er ihn „das für Nordrhätien beſonders charakteriſtiſche s," aber was dieß bedeuten ſoll, bleibt unbeſprochen. Seite 226 wird der appenzelliſche Burgname Klanx aus ahd. hlanha, Bergſeite, und der Endung s erklärt, welche aus romaniſchem

itium und etum entſtanden ſei. Allein etum wird nie zu s (vergl. Petſcheid, Pineid, Alneid, Rovereit = pecetum, pinetum, alnetum, roboretum) und ebenſo wenig zu -ein, wie Herr Gatſchet Seite 194 bei der Deutung von Urmein annimmt, indem er es von ulmetum ableitet; ein itium aber gibt es in Ortsnamen nicht, und daß deutſche Wörter ſolche romaniſche Anwüchſe aufgenommen hätten, iſt, wie geſagt, auch nicht glaublich.

Wenn es das Bedürfniß des Augenblicks erfordert, ſo tritt Herr Gatſchet auch mit eigenen Schöpfungen hervor, die er dann mittellateiniſch nennt. Um Sarnen, Cernetz, Sardona zu erklären, ſtellt er ein mittellateiniſches serrana, serranatica, serratauna auf — lauter Formen, die ſich nicht bei Ducange finden und auch gewiß in Bünden nie zu finden waren.

Auf dieſen Wegen gelangen wir aber bald an eine höchſt wichtige, an eine Capitalfrage, nämlich an die Frage: wie ſteht es in dieſen jetzt deutſchen Namen, die aus dem Lateiniſchen abgeleitet werden, mit dem Accent? Vergleichen wir die rheiniſchen Städtenamen Brégenz, Cónſtanz, Augſt, Báſel, Cóblenz, Köln mit ihren römiſchen Müttern Brigántium, Constántia, Augústa, Basiléa, Confluéntes, Colónia, ſo ſehen wir, daß der Accent allenthalben auf die erſte Silbe vorgegangen. Betrachten wir dagegen die jetzt deutſchen Ortsnamen im Gebiete des alten Rhätiens (Tirol, Vorarlberg, Graubünden), ſo nehmen wir wahr, daß der Accent noch immer auf ſeiner romaniſchen Stelle ſitzt. Colonia iſt bei Kufſtein auf bayeriſchem Boden noch Köln (Name eines dortigen Dörfleins) geworden, bei Bozen

lautet es jetzt Glanig [1] und im Kanton Glarus Klön. Pineto, casale würde vielleicht unterhalb des Bodenſees [2] jetzt Pint oder Pinz und Gáſel lauten, aber in Rhätien konnte nur Pineſt, Gaſál, Gſál daraus werden. Ausnahmen kommen allerdings vor, aber ſie ſind ſehr ſelten und finden ſich nur am Saume des Gebietes oder an den Heerſtraßen, wo mit deutſcher Macht auch deutſcher Accent ſeine Forderungen durchzuſetzen wußte. Ein gutes Beiſpiel wäre jenes Säntis, wenn es oben richtig gedeutet wurde; einige andere, doch wenige, finden ſich in Tirol und ſind in der „Rhätiſchen Ethnologie" S. 77 aufgeführt. (Dieſen ließen ſich etwa noch folgende beifügen: das oben erwähnte *Quadravédes*, jetzt Grabs; *Fabaris* d. i. campes fabáries, Pfäfers; Abſams und Axams bei Innsbruck, avazzones und aquazzones; Palaus und Köſtlan bei Brixen, palúdes und castelláno.)

Wie es nun damit in der deutſchen Schweiz beſchaffen ſei, darüber ſpricht ſich Herr Gatſchet gar nicht aus, und es iſt hier auch nicht der Ort, die Frage näher zu unterſuchen; aber im rhätiſchen Gebiete gilt ganz gewiß dieſelbe

[1] Da aus colonia Glanig wurde, ſo konnte aus dem Plural colonies leicht Klanigs und daraus dann Klanz werden — eine Erklärung, die mir ſicherer ſcheint als die oben angeführte aus ahd. hlanha.

[2] „Unterhalb des Bodenſees" — ? Als ich vor einigen Jahren durch den Schwarzwald wanderte, war ich wirklich überraſcht, im Innern deſſelben Ortsnamen zu finden, wie Ravenna, Bach im Höllenthale (rovina, in Tirol Rafein, Bergbruch), Koſtgfäll, Ort im Simonswald (costa di cavallo, in Tirol Koſtgfiel, Roßhalde), Salpeſt, Wald bei Triberg, wohl silvester? — Ich vermuthe, daß ſich auch an der Moſel noch romaniſche Flurnamen, vielleicht in ziemlicher Anzahl erhalten haben, aber ich habe noch nie Zeit gefunden, mich näher nach ihnen umzuſehen.

Regel, die wir eben beſprochen haben. Und an dieſer ſcheitert eine gute Zahl ſeiner Erklärungen. So konnte z. B. aus einem lateiniſchen casatium am Walenſtaderſee niemals, wie Seite 119 behauptet wird, ein jetziges Gaſt, ſondern nur ein Kaſáz oder Kaſátſch entſtehen, ein Name, der auch öfter vorkommt. Gaſt dagegen, wenn es romaniſch iſt, kann nur auf costa, Halde, zurückgeführt werden.

Wenn Maladers, Seite 147, von romaniſch maladura (eigentlich menatura von menare, treiben), Schafherde, (vielmehr von dem Plural maladures) herkommen ſollte, ſo würde es nicht Maláders, ſondern Maladúrs oder Maladérs lauten. Ebenſo würde Cónters, Seite 167, wenn es von contrada, contrades ausginge, jetzt nicht anders als Contrátz geſprochen werden. Darum kann man auch Sarns, Seite 236, im Domleſchg und bei Brixen, nicht von einem angeblichen mittellateiniſchen serrána, Einzäunung, ableiten, denn dieſes würde jetzt Schran, nicht aber Sarn heißen. So ſoll der Name Clauturnis, Seite 237, der in einer Urkunde von 1178 vorkommt, ſpäter Glaterns, jetzt Latérns in Vorarlberg, von cleta, Zaun, vielmehr einer alten Form cleturanus, scil. locus herrühren. (An dieſer Stelle iſt ſeltſamerweiſe auch Dr. Ludwig Steub citirt, auf deſſen Meinungen und Anſichten die vier Hefte ſonſt keine Rückſicht nehmen.) Aber aus cleturánus konnte nur Gletráns, nie Glatérns werden. Das ſchließende -s ſoll wohl wieder eine Collectiv-Endung ſein? Der Name iſt übrigens gewiß nicht romaniſchen Urſprungs; eher darf er mit den altitaliſchen Städtenamen Claterna, Cluturnum, Cliternium zuſammengehalten werden.

In Betreff der Derivationsformen und des Accents hat Herr Gatschet unseres Erachtens noch manches nachzuholen, und wir hoffen, daß seine Hefte, wenn er diese Studien glücklich vollendet, in zweiter Auflage eine wesentlich andere Gestalt annehmen werden. Das Urtheil über diese erste kann nicht sehr günstig lauten. So lange sich Herr Gatschet in der deutschen und französischen Schweiz bewegt, bringt er unter vielen unrichtigen doch auch manche annehmbare Aufstellungen, aber auf rhätischem Gebiete sind ihm außer den unverfehlbaren Erklärungen von Juvalta, Realt u. dgl. nur sehr wenige, ja kaum eine gelungen, die sich haltbar erweisen wird.

Mittlerweile, d. h. seitdem das erste Hauptstück dieser Abhandlung entstanden ist, habe ich mir eine hundert Quartseiten umfassende Schrift des Herrn Giovanni Flechia: „Di alcune forme de' nomi locali dell' Italia Superiore" (Torino, 1871) aus ihrem Geburtsorte verschrieben und daraus mit Vergnügen ersehen, daß auch hinter den Bergen Leute wohnen. Herr Flechia hat nämlich über den Gegenstand, welchen jener Titel bezeichnet, eine ganz lobenswerthe Untersuchung angestellt, und aus seinen Citaten geht überdieß hervor, daß er keineswegs der erste ist, der sich dort solchen Bestrebungen hingibt.

Wir dürfen auf seine Schrift jedenfalls ein theilnehmendes Auge werfen, nicht allein wegen der nahen Nachbarschaft, die sie behandelt, sondern auch weil sie öfter nach Rhätien hereinblickt. Ihre Aufgabe ist es, über die oberitalischen Ortsnamen in engo, ago, ate und asco das lang entbehrte Licht zu verbreiten.

Für einen guten Deutschen sind jene Namen in engo

mit beſonderem Reiz begabt, weil ſie alle ohne Ausnahme aus der longobardiſchen Zeit ſtammen. Die „Herbſttage," Seite 142, haben ſich zuerſt mit ihnen beſchäftigt und dargethan, daß Marengo, Pozzolengo, Gottolengo, Ghislarengo u. ſ. w. nichts anderes ſeien, als unſer Mehring, Pötzling, Göttling, Geiſelhöring u. ſ. w. Dieſes Büchlein iſt nun dem Herrn Flechia, der auch deutſch verſteht, nicht vor Augen gekommen, wohl aber meine Schrift über „die oberdeutſchen Familiennamen," welche jene Erſcheinung Seite 44, 45 ebenfalls, doch nur ſehr kurz und im Vorbeigehen erwähnt. Herr Flechia hat gegen meine Aufſtellungen nichts zu erinnern und ſieht dieſe Namen eben auch durchweg als longobardiſche an. Er ſchätzt die Zahl derſelben auf zweihundert; ich habe damals aus den Landkarten nur ungefähr fünfzig zuſammenleſen können. Dieſe Namen ziehen ſich von Treviſo bis gegen Turin hin. Seltſam ſcheint es, daß ſie ſich gerade in Wälſchtirol gar nicht treffen laſſen. Es erklärt ſich aber wohl daraus, daß dieſes durch ſeine Gebirge geſchützte Land zur Zeit, als die Longobarden eindrangen, von romaniſchen und gothiſchen Einwanderern, die aus dem unglückſeligen Italien entflohen, ſchon ſo dicht beſetzt war, daß für neue Anſiedelungen und neue Namen ſich keine Gelegenheit mehr fand.

Der Anſatz ago, in der Lombardei ſehr häufig, iſt der Nachkomme des keltiſchen -acum, welches an ſo vielen uralten Städtenamen klebt und auch in Italien wie in Gallien ſelbſt von den Römern gebraucht und als gleichbedeutend mit ihrem anum verwendet worden iſt.

Baſiliacum, jetzt Baſiago, war alſo gleichbedeutend mit Baſilianum, wie Aureliacum, jetzt Oriago, nichts

anderes ſagen wollte als Aurelianum, ſo daß alſo jene beiden Namen Hof des Baſilius und dieſe beiden Hof des Aurelius ausdrücken. Der Ortsname Imberſago bei Como wird glücklich als Ambroſiacum gedeutet und mag ein Landgut bezeichnen, welches einſt St. Ambroſius, der heilige Biſchof von Mailand, ſein eigen nannte. Ich habe früher allerdings gedacht, daß z. B. Urago, Tornago ſo viel als deutſch Urach, Dornach ſein könnten und weiß wirklich noch nicht, ob ich den Gedanken ganz aufgeben ſoll. Auch manche wälſchtiroliſche Namen in ago, aga ſcheinen deutſchen Urſprung zu verrathen. (S. Herbſttage, Seite 259.) [1]

Die Namen in ate, belehrt uns Herr Flechia, dürfen nicht mit altkeltiſchen Formen wie Arelate, Condate zuſammengeſtellt werden, ſondern es ſei jener Anſatz vielmehr aus lateiniſchem -atum entſtanden, was ſich als Collectivzeichen an Pflanzen, Räumlichkeiten und Perſonennamen angehängt habe. So ſei Brunate, ſo viel als prunatum, Pflaumenwald, Caſtegnate ſo viel als castaneatum, Kaſtanienwald, Vignate ſo viel als vineatum, Weinberg, Locate, Masnate ſeien als locatum, mansionatum aufzufaſſen, Gallerate, Pedrinate aber von Galerius, Petrinius, andere von anderen Perſonennamen abzuleiten.

1 Das bekannte Aſiago in den Sette Comuni erklärt Herr Flechia als Aſelliacum nach einem Beſitzer Aſellius. Schmeller dagegen gibt als urkundliche Formen Axiglagum, Axiliacum, Asiliacum an. Dürfte man nicht auf ein deutſches Achslach von Agiſilo (Agilulf) oder Aßlach von Aſilo, Azzilo (Adelbert) rathen? Freilich wäre dann ſchwer zu erklären, warum die Cimbern nicht bei ſolchem Achslach oder Aßlach geblieben, ſondern ihr Siege doch nur wieder aus einem italieniſchen Aſiago abgezogen haben.

Ich war einmal des Glaubens, daß Buscate ein deutſches Buſchacht ſein könnte. Bei Bornate denkt Flechia ſelbſt an das deutſche Born, was ſeiner Meinung nach ein lateiniſches bornatum erzeugt haben möchte, wogegen mir ein deutſches Bornacht faſt erträglicher ſcheint.

Wo der Anſatz asco herzuleiten, iſt annoch ein Geheimniß, denn Flechia ſchreibt ihn nur verſuchsweiſe den Ligurern zu. Er wird ungefähr ebenſo verwendet wie ate, und findet ſich ſogar als Anhang zu deutſchen Perſonennamen, wie in Garibaldasca, Gualdrasca, welch letzteres von Gualtieri, Walter herſtammt. Auch ein Gepidasco kommt vor und ſcheint darin der längſt verſchollene Name der Gepiden fortzugeiſtern.

So viel von dem Buche des Herrn Flechia, welches neben vielen annehmbaren Aufklärungen auch ein reiches Material für weitere Forſchungen gewährt. Wenn ein Kundiger mit deutſchen Augen darüber ginge, könnte er wohl auch noch manches germaniſche Fundſtück herausfiſchen; ja vielleicht kömmt man ſpäter darauf, daß ate und asco ebenſo deutſch als engo, und daß nur von den Namen in ago ein Theil den Kelten belaſſen werden muß.

Auch Herr Zacharias Pallioppi, Altlandammann zu Celerina im Engadein, in ſeinem Vaterland als Dichter wie als Forſcher wohl bekannt, hat ein hier zu erwähnendes Büchlein: Perscrutaziuns da noms locals geſchrieben, welchem aber noch ſchwerer beizukommen iſt, als weiland dem verzauberten Dornröslein. Die Münchener Buchhandlung, welche ich um deſſen Beſchaffung erſucht hatte, correſpondirte acht Wochen lang mit einer andern zu Chur, bis dieſe erklärte, es ſei unmöglich, das Schriftchen auf-

zutreiben; man möge ſich direct an den Verfaſſer wenden. Darauf habe ich an Herrn Altlandammann Vallioppi in Celerina ſelbſt geſchrieben, aber keine Antwort erhalten.

„Das Beſte zuletzt," und deßwegen muß mein Freund Chriſtian Schneller, früher Profeſſor zu Roveredo, jetzt Landesſchulinſpector zu Innsbruck den Reigen ſchließen. Dieſer hat ſich durch ſein Büchlein: „Ueber die romaniſchen Volksmundarten in Südtirol," welches 1870 bei Amthor in Gera erſchien, den erſten Platz unter den lebenden Rhätologen geſichert. Langjährige und fruchtbare Studien aller romaniſchen Dialekte vom Genferſee bis nach Friaul und aller italieniſchen und namentlich der lombardiſchen Mundarten haben ihm eine tiefere Einſicht in den rhäto-romaniſchen Sprachſchatz verſchafft, als ſie bisher ein Sterblicher beſeſſen. Eben deßwegen iſt ihm auch die Erklärung unzähliger wälſchtiroliſcher und ladiniſcher Wörter gelungen, an deren Enträthſelung bisher die feinſten Köpfe der rhätiſchen Alpen verzweifelten. Auch mit Ortsnamen beſchäftigt ſich Herr Schneller gern und viel. Dabei verfolgt er allerdings meiſt Wege, auf denen ich ihn nicht begleiten kann, weil mir ſchwindlig wird. Mir iſt dabei immer, als müßte ich ſagen: Chriſtian, mir graut vor dir! Uebrigens haben wir erſt vor kurzer Zeit im „Tiroler Boten" mit einander gehäckelt, ohne uns, glaub' ich, gegenſeitig bekehren zu können. Ich will daher lieber den ſüßen Frieden aufrecht erhalten und nur ein paar Worte über eine Aeußerung fallen laſſen, welche Herr Schneller erſt neulich in dieſen Blättern niedergelegt. In Nr. 41 des vorigen Jahrgangs finde ich nämlich ſeine Abhandlung: „Die Ladiner in Tirol," und in dieſer die Worte:

„Es bleibt nachgerade kaum mehr ein Zweifel, daß Ortsnamen aus der Zeit der Rhätier nicht mehr vorhanden, oder doch durch den ungemein energiſchen Sprachgeiſt der Romanen ſo umgewandelt worden ſind, daß ſie nicht bloß romaniſch klangen, ſondern auch Sinn und Bedeutung erhielten."

Dieſe Worte mußten mich natürlich ungemein aufregen, da ſie ſich an mehr als tauſend Ortsnamen vergreifen, welche ich in der Rhätiſchen Ethnologie den Rhätiern zugeſprochen. Es iſt ein trauriger Troſt, daß ſie nur als rhätiſch todt gemacht werden ſollen, aber als romaniſch wieder aufſtehen können. Ich habe ein halbes Jahr meines Lebens, den langen Winter 1842/43, an die etruskiſche Literatur geſetzt, habe dann die Tarnkappe, die über mir und meinem mehr erwähnten Büchlein ſchwebte, ein halbes Menſchenalter mit Würde getragen und ſoll mir nun im Herbſt meines Lebens ſagen laſſen, daß die Perlen und Edelſteine, die Sprachdenkmäler, die ich für ebenſo alt als Rom und Caere erklärte, wie im Kindermärchen nichts anderes ſeien als Spreu und Häckerling und jedenfalls nicht in Porſenna's Zeiten hinaufgehen, ſondern höchſtens in die Tage Odoakers oder Dietrichs von Bern! Das wäre hart zu ertragen, und es wird mir alſo niemand verdenken, wenn ich mich gegen dieſen Machtſpruch wehre.

Herr Chriſtian Schneller hat eine perſönliche Pique gegen die alten Rhätier. Sie müſſen ihm einmal etwas zu Leide gethan haben, wovon die Geſchichte freilich nichts erzählt. Sonſt würde er, der jetzt in Wilten bei Innsbruck, dem alten Veldidena, wohnhaft iſt, ſchwerlich be-

haupten wollen, daß rhätiſche Ortsnamen nicht mehr vorhanden ſeien, denn ſein eigener Aufenthaltsort widerlegt ja ſchon ſeine Behauptung. Der Atheſis und der Iſarcus, Etſch und Eiſack, haben ſich doch auch aus jener Zeit herübergerettet in unſer ungläubiges Jahrhundert. Von den alten Saruneten [1] zeugt ja noch das heutige Sarnthein (Sarunetinum, Sarentinum) bei Bozen, von den Venoſten das myſtiſche Vinſchgau und Tirol, Terioli, ſelbſt iſt gewiß ein rhätiſcher Name.

Ortsnamen haben ein ſehr zähes Leben und ſterben mit den Sprachen, aus denen ſie entſtanden ſind, keineswegs aus. Der Sprachſucceſſor übernimmt vielmehr die alte Nomenclatur ganz gern zu eigenem Gebrauch, denn ſie enthebt ihn der Mühe, eine neue zu erfinden. So haben ſich ſelbſt aus dem alten Griechenland, trotz der mehrfachen Fallmerayer'ſchen Ausmordungen Athen, Eleuſis, Megara, Korinth, Theben und andere Namen bis heute erhalten. In Italien ſteht noch alles auf dem alten Fuß, und es iſt faſt ein ſeltener Fall, wenn dort ein claſſiſcher Städtenamen verſchollen iſt. In Spanien ſind zahlreich die iberiſchen, in Frankreich und England noch zahlreicher die keltiſchen zu finden. Weiland die Römer haben nämlich vom Euphrat bis an die caledoniſchen Berge die unterjochten Eingeborenen im Ganzen bei ihren angeſtammten Ortsnamen belaſſen und verhältnißmäßig ſehr wenig neue Benennungen ausgeſtreut. Auch hat „der ungemein energiſche Sprachgeiſt der Romanen" die deutſchen Namen in

[1] Nicht von jenen plinianiſchen Saruneten, qui ortus Rheni accolunt, und an der Saar bei Sargans zu ſuchen ſind, ſondern von den andern, bei Plinius nicht erwähnten, welche im Sarnthal bei Bozen wohnten

der Lombardei eben ſo wenig weggeſchafft, als die arabiſchen in Spanien. In den deutſchen Ländern rechts der Elbe wimmelt es von ſlaviſchen Ortsnamen. Es iſt daher nicht abzuſehen, warum der rhätiſche Boden eine Ausnahme bilden ſollte. Die alten Rhätier ſind nach der römiſchen Eroberung ſicherlich nicht ſo ſchnell wie eine Cigarrette verduftet, ſondern haben mit den Eroberern wohl noch etliche Jahrhunderte zuſammengelebt, bis ſie im Romanismus, vielleicht auch erſt im Germanismus, aufgingen. Sie hatten alſo Zeit genug, den römiſchen Einwanderern die althergebrachten Namen ihrer Städte und Dörfer mitzutheilen, und es iſt nicht der mindeſte Grund zu finden, warum ſich die neuen Anſiedler gegen dieſe Ueberlieferung geſträubt haben ſollten. Wenn ſpäter die Deutſchen von den Romanen ſo viele hundert Ortsnamen entlehnten, warum ſoll denn derſelbe Fall nicht auch zwiſchen Romanen und Rhätiern vorgekommen ſein? Bei unbefangener Betrachtung der ganzen neurhätiſchen Ortsnamenſchaft, und zwar jener in den deutſchen Landestheilen, iſt doch nicht zu verkennen, daß nach Wegräumung der deutſchen und der romaniſchen Namen, welche beide erklärbar, noch gar viele übrig bleiben, welche Hieroglyphen ſind. Der Schlüſſel zur Deutung der romaniſchen Ortsnamen iſt gefunden, und zu vielen derſelben brauchte man eigentlich gar keinen Schlüſſel. Prad, Pradell, Pradatſch, Caſatſch, Vallatſch ſind ja noch ganz die alten Formen prato, pratello, prataccio, casaccia, vallaccia, welche nur den Endvocal abgeſtoßen haben. In andern ſind Vocale ausgefallen, wie in Gſal, Pflatt, Pflon, Flatz, welche für casale, vallata, vallone, vallazza ſtehen. Wieder in andern

ſind nicht bloß Vocale ausgefallen, ſondern die gebliebenen ſind auch in andere übergegangen, ſo e, i, u in ei, o und u in au, und ſo entſtanden denn Formen wie Gaſtpeneid, casa de pineto, Gſchneir, casa nigra, Gſchleins, casellines, Valſchgeir, val oscura, Parſeier, pra de sura, supra, Veldaun, vallettone, Palaus, paludes u. ſ. w.

Es ſind mir nun im Laufe der Jahre etliche tauſend ſolcher Namen durch die Hand gegangen, und ich glaube dabei einige Fertigkeit in ihrer Erklärung gewonnen zu haben, aber es bleibt immer noch eine ganz reichliche Gattung über, mit welcher ich nichts anzufangen weiß. Von Namen wie urkundlich *Clauturnis* (Laterns), *Susulona* (Saalen), wie Schlitters, Wattens, Terfens [1], Uderns, Schluderns, Sargans, wie *Talaverna* (Talfer), Fraſuna, Liſuna, Laſanka, Tiliſuna kann ich auch zur Stunde nichts anderes ſagen, als daß ſie rhätiſch und daher nicht zu erklären ſind. Allerdings muß hier die Pürſche immer frei bleiben, das heißt dem Romaunſchiſten muß immer geſtattet ſein, ins Gehege des Etruskiſten einzufallen und mit glücklich errungener Beute wieder triumphirend heim-

[1] Dieſe Namen in - ens, wie Terfens, Wattens, Perfens, Tiſens u. ſ. w. könnten doch vielleicht von Perſonennamen ausgehen. Wenigſtens Albeins bei Brixen und Albions bei Klauſen ſind höchſt wahrſcheinlich aus ad Albinos, ad Albianos entſtanden und bedeuten ſo viel als: bei Herrn Albinus oder Albianus und den Seinigen. So könnte auch Wattens ad Vatinios ſein. Vatinius iſt auch wirklich ein bekannter römiſcher Name. Dagegen habe ich die Tervinier, Pervinier, Tiſinier u. ſ. w. noch nicht gefunden. Jedenfalls wären es eingeborene Gutsbeſitzer, die ſich da verewigt haben, und wir hätten dann doch nur wieder rhätiſche Namen in römiſchem Rahmen. Wenn übrigens die Hypotheſe anſchlüge, könnte man auch Uderns im Zillerthale mit ad uterinos erklären.

zukehren. Hab' ich doch in den letzten achtzehn Jahren mir ſelber manches Dutzend Namen abgejagt, will ſagen: ſie aus dem etruskiſchen Pferch herausgenommen und romaniſch erklärt. Aber sunt certi denique fines, und Schneller ſcheint mir eben darin zu fehlen, daß er dieſe Gränzen nicht anerkennen mag. Sein Groll gegen die alten Rhätier verführt ihn auch zur Ungerechtigkeit gegen ihre hinterlaſſenen Namen, die er oft auf die qualvollſte Weiſe romaniſch erklären will. Auch Herr Gatſchet erkennt keine rhätiſchen Namen an, ebenfalls zu ſeinem Unglück, wie z. B. die oben aufgeführte Deutung von Clauturnis und die neulich in dieſen Blättern mitgetheilte von Schwyz, als sylvates, zu erkennen geben. Mir wenigſtens iſt es unmöglich, an ſolche Erklärungen zu glauben.

XVIII.

Ueber rhätoromaniſche Studien.[1]

1873.

II.

Als ich im vorigen Jahre die beiden erſten Capitel über rhätoromaniſche Studien geſchrieben, glaubte ich wohl für einige Zeit ausruhen und den andern zuſehen zu können, die ſich auf demſelben Felde bewegen, allein meine

[1] Erſchienen im Ausland, Juni 1873. Nr. 24, 25, 26. Ich bin in den letzten Tagen befragt worden, warum ich Rhätien, Rhätier ſchreibe und nicht nach dem neuen Brauche Rätien, Räter? Auf dieſe Frage gebe ich folgende unmaßgebliche Antwort: Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt druckte man allenthalben von der Etſch bis an die Eider Rhätien und Rhätier. Erſt in neueſter Zeit ſuchen die Philologen auf Grund beſſer eingeſehener Hand- und Inſchriften die Schreibung Rätien und die Form Räter einzuführen. In Graubünden und Tirol, wo die älteren Formen denn doch ſchon ein mehr als dreihundertjähriges Herkommen für ſich haben, werden aber dieſe Neuerungen ſchwerlich allgemeine Annahme finden, und ſo wächst der deutſchen Orthographie nur eine neue Unentſchiedenheit zu, während ſie doch an ſolchen Fragen ſchon überreich iſt. Uebrigens ſind die Formen: Rhätien, Rhätier nicht ohne Analogie. So lange noch Rhein und Rhone, ſo lange kann auch Rhätien geſchrieben werden, und ſo lange wir die lat. Galli mit Gallier wiedergeben, ſo lange können wir uns auch Rhätier für Rhæti gefallen laſſen.

Jugendliebe zum räthſelhaften Lande Rhätien bethörte mich bald wieder und flüſterte mir hörbar zu, jene Arbeit ſei doch gar zu unvollſtändig; die vier Herren, die dort zufällig beſprochen werden, Dr. Rauſch, Gatſchet, Flechia und Schneller, ſeien doch nicht die allein erwähnenswerthen auf dieſem Gebiete und es würde mir gewiß eine belehrende Unterhaltung verſchaffen, wenn ich nachſehen wollte, was denn die übrigen rhätologiſchen Forſcher, um die ich mich bisher aus Mangel an Zeit nicht viel bekümmert, in den letzten zwanzig Jahren vorwärts gebracht hätten. So ging ich alſo wieder dran, trug mir ein Dutzend Bücher zuſammen, begann ſie zu ſtudiren, wurde auch allmählig fertig und will nun den geneigten Leſer an dem Vergnügen, das ich ſelbſt genoß, ſeinen wohlgemeſſenen Antheil nehmen laſſen. Volle Vollſtändigkeit konnte ich mir freilich auch wieder nicht als Ziel ſetzen, doch glaube ich, daß nichts Erhebliches aus dieſem Fache weggeblieben. Bemerken will ich noch, daß ich die tiroliſchen Arbeiten des gleichen Schlags — mit einer einzigen Ausnahme — wohl übergehen konnte, da ich über die bedeutenderen derſelben früher ſchon da und dort mein Gutachten abgegeben.

Die „Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich“ brachten in ihrem ſiebenten Bande, der 1853 erſchien, eine Schrift von Theodor Mommſen, nämlich „die nordetruskiſchen Alphabete auf Inſchriften und Münzen.“ Es ſind da alle Denkmäler etruskiſcher Schrift zuſammengeſtellt, wie ſie bis dahin in und an den Alpen gefunden worden. Dieſe Funde eröffnen uns, wie der Verfaſſer ſagt, einen merkwürdigen Blick in die weite nördliche Ausdehnung des Horizonts der italiſchen Civiliſation, aber bei dieſer

Eröffnung ist es bisher auch geblieben, denn meines Wissens ist noch keine dieser Inschriften glaubwürdig erklärt worden. Die Keltisten sind ihnen bisher ebenso vorsichtig aus dem Wege gegangen, als die Etruskomanen. Nur die Deutung der Zeichen, die sich auf dem kupfernen Gefäß im Museum Giovanelli zu Trient finden, ist von Christian Schneller, aber nach meiner Meinung ohne Glück, versucht worden. Es sind dieser Inschriften sechsunddreißig Stücke, worunter jedoch wenige über dreißig Buchstaben zählen, keine über fünfzig. Die längste ist eben die letzterwähnte auf dem tridentinischen Gefässe. Der scharfsinnige Sammler gibt zu verstehen, daß die Etruskisten vor der Hand aus diesen Denkmälern keinen Beweis für ihre Thesis ziehen können, denn es sei auch möglich, daß sich ein Volk von anderer Sprache diese etruskischen Buchstaben beigelegt — ein Satz, dem nicht zu widersprechen ist. Um so gespannter werden wir aber auf die von Professor Corssen versprochene Enträthselung der etruskischen Sprache, die ja demnächst ans Licht treten soll. Wir sind sehr begierig zu sehen, ob er diese Inschriften als etruskische anerkennt, und wenn dieß der Fall, wie weit er mit deren Deutung gekommen.

Im neunten Bande derselben Mittheilungen erschien eine andere Schrift von Theodor Mommsen, „die Schweiz in römischer Zeit." In dieser Abhandlung ist auch von Rhätien die Rede und meint der Verfasser, es sei zwar nicht wohl zu bestreiten, daß das Alpenland beim Einfall der Kelten in die Po-Ebene eine Zufluchtsstätte der Etrusker geworden, aber darum könne doch keineswegs geleugnet werden, daß in diesen abgeschlossenen Bergthälern auch

keltiſche Anſiedler und vielleicht noch Trümmer und Splitter anderer Nationen Unterkunft gefunden. — Aus den Ortsnamen erhält dieſer Ausſpruch keine Beſtätigung (ſ. Rh. Ethnol. S. 23); nur in Wälſchtirol dürften die Namen in ago, aga, wenn ſie nicht deutſch ſind, auf keltiſche Miſchung deuten.

Das Jahr 1857 beſcherte uns die Ortografia et Ortoepia del idiom romauntsch d'Engiadin' ota (alta) von Herrn Altlandammann Zaccaria Pallioppi, welcher in Celerina bei St. Moriz Haus und Hof hält.[1] Herr Pallioppi wurde mir ſchon vor acht Jahren, da ich einmal das Engadin entlang fuhr, als gegenwärtiger Hauptpfeiler und Eckſtein der rhätoromaniſchen Studien in Bünden bezeichnet und ich hatte mir auch vorgenommen, ihn zu beſuchen, allein dieſe gute Abſicht war nicht auszuführen, da wir damals zu ſo früher Morgenſtunde durch Celerina kamen, daß ich den Herrn Altlandammann noch nicht ſtören zu dürfen glaubte. Neuerdings wurde ich auf den Namen wieder hingewieſen durch Herrn Dr. Friedlieb Rauſch, welcher in ſeinem früher beſprochenen Schriftchen mittheilt, Herr Pallioppi habe unter dem Titel: Perscrutaziuns da noms locals eine Abhandlung verfaßt, deren Zweck kein anderer geweſen, als „Steubs Erklärungen rhätiſcher Ortsnamen zu berichtigen und neue Beobachtungen zur Kenntniß der Wiſſenſchaft zu bringen."

Der Leſer erinnert ſich vielleicht aus dem erſten Theile dieſer Betrachtungen, daß ich wegen jener Schrift acht

[1] Ich habe ſeitdem vernommen, daß Herr Altlandammann Pallioppi in dieſem Frühjahr, der ſpäter erwähnte Prof. Theobald aber ſchon vor einigen Jahren verſtorben ſei.

Wochen lang in Briefwechſel mit einer Churer Buchhandlung lag, welche das Buch nicht liefern zu können betheuerte, dann an Herrn Pallioppi ſelber ſchrieb, aber keine Antwort erhielt.[1] Letzterer Umſtand iſt noch nicht aufgeklärt, erſterer aber erhält hinlängliche Beleuchtung durch die von Herrn Dr. Planta in ſeinem ſpäter zu erwähnenden Buche, „das alte Rhätien," gegebene Nachricht, daß die Perscrutaziuns noch gar nicht gedruckt ſeien. Herr Dr. Rauſch ſcheint alſo die von ihm ſo hochgeſchätzte Schrift nur im Manuſcript geleſen zu haben und hätte mir jedenfalls viele Zeit erſparen können, wenn er in dieſem Punkte etwas offener geweſen wäre. Die etymologiſchen Muſter, welche Herr Dr. Rauſch mittheilt (S. 32 und 162 ſeiner Schrift), ſcheinen aber nicht viel Gutes zu verſprechen. Das bekannte Cadé, den romaniſchen Namen für Gotteshaus, mit deſſen Erklärung aus ca = casa und dei die

[1] Dieſer Pallioppiſche Unſtern verfolgt mich noch bis auf den heutigen Tag (den 25. Mai 1874). So brachte eine Züricher Zeitſchrift, die „Bibliographie der Schweiz," im vorigen Auguſt eine Anzeige des erſten Bändchens dieſer Kleineren Schriften, in welcher der Referent namentlich die Reiſe nach Hohenrhätien anerkennend beſpricht, aber doch, gewiſſermaßen zur Entſchuldigung für manches, was er unzulänglich befunden zu haben ſcheint, die Bemerkung beifügt: „Natürlich waren dem Verfaſſer dazumal (nämlich 1852) die ſeither vorgeſchrittenen etymologiſchen Forſchungen Pallioppi's noch nicht zugänglich." — Sollten in neueſter Zeit die Perscrutaziuns oder das rhätoromaniſche Wörterbuch ans Licht getreten ſein? Ich ſchrieb an die Redaction der Bibliographie der Schweiz und bat um Aufklärung, erhielt aber wieder keine Antwort. Wenn ich übrigens Pallioppis Aufſtellungen in der ladiniſchen Orthographie und die allerdings ſehr dürftigen Mittheilungen, welche Dr. Rauſch und Dr. Planta ſeinen Perscrutaziuns entnahmen, noch einmal kritiſch betrachte, ſo möchte ich unumwunden behaupten, daß dieſer Forſcher in ſeinem Vaterlande bedeutend überſchätzt werde.

Vernünftigen bisher in die Haut hinein zufrieden waren, will Herr Pallioppi aus dem iriſchen (nordkeltiſch-gadheliſchen) ca = Haus und dé, Genitiv von dia, Gott, erläutern! Noch ſeltſamer klingt die Mittheilung, Herr Pallioppi ſtelle in ſeinen Perscrutaziuns die Anſicht auf, das Keltiſche ſei erſt mit Einführung des Chriſtenthums in das Rhätiſche gedrungen, indem nämlich ſchottiſche Miſſionäre die keltiſch-gadheliſche Sprache nebſt Spuren aus dem Kymriſchen (dieß klingt beſonders fein und ſpürnaſig) nach Rhätien gebracht hätten. Das Ganze (welches Ganze? Doch wohl das Keltiſche im Romanſchen?) rechne Pallioppi zu den eigentlich rhätiſchen (urrhätiſchen) vorrömiſchen Sprachelementen. Alſo das Keltiſche, das die ſchottiſchen Glaubensprediger nach der römiſchen Zeit hereingebracht, ſoll gleichwohl ein urrhätiſches, vorrömiſches Sprachelement ſein? Das iſt ja doch kaum menſchenmöglich. Auch Herrn Dr. Rauſch iſt dieſer Tabak zu ſtark.

In ſeiner Ortografia et Ortoepia ſucht alſo Herr Pallioppi die mannigfachen Manieren, in denen der Dialekt des obern Engadins bisher geſchrieben wurde, unter einen Hut zu bringen. Die von ihm aufgeſtellte Orthographie ſoll in der That ſeit dem Erſcheinen dieſer Schrift von der geſammten Literatur, ſowie auch von der periodiſchen Preſſe ſeines heimathlichen Thales angenommen worden ſein. Ich weiß nicht, ob man als Nichtengadiner in dieſe Sachen hineinreden darf, aber wenn es gleichwohl erlaubt wäre, ſo würde ich mein Befremden ausdrücken, daß der geiſtreiche Reformator 1) den gequetſchten Laut des c, den die Italiener mit dieſem einzigen Buchſtaben wiedergeben, gar mit vieren aufmarſchiren läßt (palliopiſch tschert,

italieniſch certo), 2) daß er ſch auch wieder durch sch, alſo durch drei Zeichen ausdrückt, während es doch ebenfalls durch ein einziges wiederzugeben wäre; 3) daß er bei sch, wenn es nicht als ſch, ſondern getrennt als ſtſch zu ſprechen, wie in schür (obscurus) ſprich: ſtſchür, die beiden Laute durch einen kleinen Gedankenſtrich (s-ch) auseinander hält, was ſchwer zu ſchreiben und zu drucken iſt, übrigens auch garſtig ausſieht; 4) daß er zwar auf die auslautenden Vokale von però, perchè einen Accent ſetzt, aber nicht auf jene der Participien in -o (amò, portò, masdò, lat. amatus, portatus, mixtatus), oder der Futura in -ro, welche ihn doch eben ſo wohl verdienen.

Nach meiner Meinung iſt Herr Curat Vian in Gröden bei der Aufrichtung eines orthographiſchen Syſtems für die Grödner Sprache viel glücklicher geweſen. Vian ſetzt ein Häubchen auf das c um tſch, ein Häubchen auf das s um ſch, ein Strichlein um den weichen Laut im franzöſiſchen ge, gi zu bezeichnen, und damit iſt allen Bedürfniſſen auf das einfachſte abgeholfen. Herr Pallioppi hätte ſich in der Anerkennung ſolcher Vorzüge wohl auch durch die Betrachtung nicht hindern laſſen, daß dieſer gute Wurf in einem Lande der Zwingherren gelungen, aber er iſt vollkommen entſchuldigt, wenn er nicht im Jahre 1857 ſchon Vians Theſen annahm, weil dieſe erſt im Jahre 1864 veröffentlicht worden ſind.

Uebrigens arbeitet Herr Pallioppi auch ſeit langer Zeit an einem rhätoromaniſchen Wörterbuche, deſſen Druck zwar noch nicht begonnen hat, dem man aber allerſeits mit großer Spannung entgegenſieht.

Im Jahre 1860 gab Herr Profeſſor Theobald in Chur

ſeine „Naturbilder aus den rhätiſchen Alpen“ (Chur bei Leonhard Hitz) heraus, welche nach zwei Jahren ſchon in zweiter Auflage erſchienen, was ich von meinem bayeriſchen Hochland ſelbſt nach dreizehn Jahren noch nicht behaupten kann. Der Abſicht des Verfaſſers gemäß ſpricht das Buch viel mehr von den ewigen Bergen und Gletſchern, als von den vergänglichen Menſchen, viel mehr von Verrucano, Porphyr und Dolomit, als von geſchichtlichen Dingen, von Sitten und Gebräuchen oder gar von Liedern und alten Sagen. Da Herr Profeſſor Theobald die zahlreichen Hochfahrten, die er beſchreibt, faſt alle ſelbſt unternommen, ſo iſt er in den erhabenen Wüſteneien der Fernerwelt ein ſehr verläſſiger und geſprächiger Führer, aber er wird etwas wortkarg, wenn er uns unten im Thale von den Stammeseigenthümlichkeiten der Deutſchen oder denen der Romanſchen, der Oberländer oder der Engadiner erzählen ſoll. Die angenehmſte Unterhaltung gewährte mir immerhin ſein Tyrannenhaß. Bei jedem alten gebrochenen Burgſtall, der noch von ragendem Felſen maleriſch herunternickt, ſchnalzt der Herr Profeſſor mit den Fingern vor Freiheitsluſt und gratulirt den jetzigen Bündnern mit abgezogenem Hute zu ihren heldenmüthigen Ahnen, die den Vögten und Zwingherren den rothen Hahn aufs Dach geſetzt und ſie mit Kind und Kegel vertilgt haben. Wer aber in der Bündner Geſchichte etwas auf- und abgewandelt, der dürfte doch vielleicht fragen, ob nicht gerade die ärgſten Zwingherren damals unvertilgt geblieben ſeien. Um ein giftiger Landſchaden zu ſein, braucht man ja nicht gerade als Raubritter auf einem Felſenneſt zu horſten; man kann oft noch ſcheußlicher wirken in einem beſcheidenen Herrenhauſe,

das an der offenen Landſtraße liegt, ſich aber von Paris oder Wien aus beſtechen läßt. Während die republikaniſchen Väter des Vaterlands, die ehrenwerthen Junker aus bekannten Geſchlechtern, das arme Bünden faſt dreihundert Jahre lang mit allen Greueln einer entarteten Adelsherrſchaft ſchändeten, erfreuten ſich die angränzenden Tiroler unter ihren habsburgiſchen Tyrannen aller Segnungen eines tiefen Friedens und wußten ſich viel Wohlſtand und Bürgerglück zu bereiten. Freilich dürften in Tirol auch die Zwingherrn ſchon urſprünglich viel zarter beſaitet, viel poetiſcher geweſen ſein, als in Alt fry Rhätia. Dafür ließen ſich die mancherlei Minneſänger, die in tiroliſchen Burgen ihre Leier ſtimmten, inſonderheit Walter von der Vogelweide, nach ihm Oswald von Wolkenſtein, und der reiche tiroliſch-lombardiſche Sagenſchatz anführen, Erſcheinungen, denen in Bünden Aehnliches nicht zur Seite ſteht. Geſchlechter, wie die Annenberger im Vinſchgau, wie die Wolkenſteiner zu Rodeneck, die für Kunſt und Wiſſenſchaft, für Geſang und Lieder ſchwärmten und dabei Bücher, Waffen, Bilder, Alterthümer ſammelten, ſcheinen dort nie vorgekommen ſein. Immerhin wäre es, abgeſehen von dem Mittelalter, ungemein belehrend, die Geſchichte und Phyſiognomie von Land und Leuten und die beiderſeitigen Errungenſchaften in der neuern Zeit neben einander zu ſtellen und aus dieſer Parallele den Schluß zu ziehen, ob die bündneriſchen oder die tiroliſchen Freiheiten ſich der Menſchheit förderlicher erwieſen — ein intereſſantes, aber heikles Thema, das wir jedoch nicht weiter verfolgen wollen.

Von demſelben Verfaſſer erſchien im Jahre 1861 auch

„das Bündner Oberland," ein trefflicher Führer an den Vorderrhein und in seine Seitenthäler. In diesem Büchlein tritt das Menschenleben mit etwas breiteren Spuren auf, und es ist daraus leicht abzunehmen, daß es dem Herrn Professor in seinen oben erwähnten Naturbildern für diesen Gegenstand bei weitem mehr an Raum als an Interesse gefehlt habe.

Im Jahre 1862 erschien ein Büchlein „Ueber Ursprung und Geschichte der rhätoromanischen Sprache" von P. Justus Andeer, Pfarrer zu Bergün. Dieses Erzeugniß bündnerischer Gelehrsamkeit ist zunächst aus einer Vorlesung hervorgegangen, welche der Forscher da und dort, natürlich mit großem Beifall, gehalten hat. In der Vorrede findet sich die Angabe, daß der Verfasser sein Manuscript vor der Veröffentlichung „der scharfen Kritik von vier Münchener Gelehrten" unterworfen und diese dann ihr günstiges Urtheil schriftlich abgegeben haben. Unter diesen Capacitäten soll, wie ich da zu einiger Ueberraschung lese, auch meine Wenigkeit gewesen sein, was derselben aber ganz unerinnerlich. Meines Ermessens würde ich schon damals gesagt haben, man müsse auf diesem Felde nach einem Stillstand von dreihundert Jahren doch endlich einmal einen Schritt vorwärts thun, und nicht, wie Herr Justus Andeer, das längst Bekannte und Abgetretene oder vielmehr die alten Irrthümer immer wieder zu neuen Abhandlungen, Schriften, Brochüren und Büchern zusammenstoppeln. Der Verfasser reibt sich selbstquälerisch an der Frage, woher denn eigentlich das Churwälsche komme, eine Frage, die doch schon längst gelöst ist und über die sich niemand mehr den Kopf zu zerbrechen braucht. Es gehört zu den Stammeseigenthüm-

lichkeiten der Bündner, ihren heimiſchen Bauerndialekt immer wie ein Myſterium zu behandeln, das gar nie ergründet werden könne. Aber daß in Rhätien, ſo nahe an Rom, ſich ein lateiniſches Patois erhalten, iſt doch weit weniger befremdlich, als daß derſelbe Fall z. B. auch in Burgund, in der Champagne, in Belgien, in Spanien und in Portugal vorkommt. Das Myſteriöſe im Romanſchen iſt nicht das Romanſche, ſondern das Nichtromanſche oder Vorromanſche, was darinnen ſteckt und dieſes ſollte, wie auch F. Diez ſchon vor langem gewünſcht, endlich einmal ausgeklaubt, geſammelt und nach ſeiner Herkunft befragt werden — aber dazu ſind die Herren nicht zu bringen!

Pfarrer Juſtus Andeer wiederholt ſogar das alte Phantasma, daß ſchon der alte Rhätus die lateiniſche Sprache ins Bündner Oberland verpflanzt habe, während doch ganz ſicher iſt, daß dieſer berühmte Heerführer mit ſeinen Etruskern nicht lateiniſch, ſondern etruskiſch zu ſprechen pflegte. Ebenſowenig iſt zu beweiſen, daß das Engadin von den durch Hannibal aus ihren Wohnſitzen vertriebenen Latiern bevölkert worden ſei. Daß Herr Andeer auch alle jene dreihundert Jahre alten und ſeit drei Jahrhunderten immer falſch geweſenen Etymologien, als da ſind: Realt = Rhætia alta, [1] Räzüns = Rhætia ima, Reams = Rhætia ampla,

[1] Daß Realt nichts anders als riva alta, habe ich ſchon am 11. December 1852 in der vielgeleſenen A. Allg. Zeitung dargethan. (Auf Seite 112, Th. I. dieſer Kleineren Schriften iſt leider via alta gedruckt ſtatt riva alta.) Auch Realp am Gotthard iſt nichts anderes als rio albo. Ueber Reams und Räzüns ſiehe Herbſttage, S. 237. Doch läßt ſich hinzufügen, daß das z in Räzüns noch leichter zu erklären iſt, wenn als Urform runcazzones

Engadin = in capite Oeni, Celerina = celer Oenus u. ſ. w. reſpektvoll wiederholt, verſteht ſich nach allem dieſem am Rande.

Bei weitem mehr befriedigen als der erſte mag des Andeerſchen Büchleins zweiter Theil, die „Geſchichte und Literatur der rhätoromaniſchen Sprache.“ Da ſind auch Sprachproben der verſchiedenen Mundarten vom fünfzehnten Jahrhundert an gegeben; nur ſollten die alten Kriegslieder und die Pſalmen nicht in deutſche Reime, ſondern, da der romaniſche Text ohne Erklärung ſehr ſchwer verſtändlich iſt, Wort für Wort in Proſa überſetzt ſein.

Die churwälſche Literatur, welche nunmehr drei Jahrhunderte zählt, iſt faſt durchaus kirchlichen Inhalts. Sie beginnt mit der Ueberſetzung des neuen Teſtamentes, welche Jakob Bifrun im Jahre 1560 herausgab. Das Verzeichniß, das der Verfaſſer angelegt, weist freilich in 177 Nummern beinahe nur Gebet- und Geſangbücher, Troſt- und Erbauungsſchriften auf, nach meinem Geſchmacke meiſt ſehr langweiliges, zum großen Theil aus dem Deutſchen oder Franzöſiſchen überſetztes Zeug, das linguiſtiſch zwar unſchätzbar iſt, aber außer den Linguiſten nur den Bündneriſchen Prädikanten und Paſtoren genießbar erſcheinen dürfte.

Wenn nun Herr Pfarrer Andeer einerſeits hervorhebt, daß die genannten Bücher mit wenigen Ausnahmen von Pfarrern verfaßt worden ſeien, ſo finden wir dieß ebenſo glaublich, als wenn er anderſeits klagend bemerkt, daß außer den Zeitungen faſt nichts Romanſches geleſen werde.

angenommen wird. Auf dieſes könnte auch die Schreibart *Raczune* hindeuten. Gatſchet's Erklärung aus dem lat. rascia, Sumpf, iſt nicht haltbar.

Wer ſollte, meint er, unter ſolchen Verhältniſſen ſich zum Schreiben aufgemuntert fühlen und jedem Honorar entſagend Correctur, Verlag und Verkauf noch ſelbſt übernehmen, um die Hälfte der Auflage ſeinen Kindeskindern als Makulatur zu vererben? Ohnedem nehme auch die Zahl der Pfarrer ab. Die Engadiner, welche früher ganz Graubünden mit Predigern verſorgt, vernachläſſigen jetzt die Studien und gehen lieber als Zuckerbäcker und Kaffeewirthe in die Welt, ſo daß die Prieſter ſchon ſtellenweiſe aus dem Auslande berufen werden müſſen.

Ueber Feſtſtellung und Schreibung der Mutterſprache ſcheinen aber die Engadiner im Jahre 1862 übel hintereinander gekommen zu ſein. Herr Andeer weiß wenigſtens zu erzählen, daß gerade in dieſem Jahre, als ſein Büchlein erſchien, die Uneinigkeit zwiſchen Ober- und Unterengadin in offenen Krieg ausgebrochen ſei. Den nächſten Anlaß hiezu gab jene kurz vorher veröffentlichte Schrift Pallioppi's über Orthographie und Orthoepie des romaniſchen Idioms der Oberengadiner. Ober- wie unterhalb von Pontalt behauptete man wieder den reinſten und ſchönſten Dialekt zu ſprechen und ſtellte die anmaßliche Forderung, daß nur die eigene Mundart, mit Ausſchluß jeder anderen, für die zu bildende Schriftſprache als Norm erklärt werden ſolle. Wie das Kampfſpiel ausgegangen, iſt mir nicht bekannt. Wahrſcheinlich blieb jede Partei auf ihrem angeerbten Standpunkt. Wenn nun aber ſchon die Ober- und die Unterengadiner ſich nicht verſtändigen können, ſo iſt um ſo weniger Hoffnung, daß die widerſpenſtigen Leute vom Vorderrhein oder vom Oberland — wie die Unioniſten wollen — in eine linguiſtiſche Gemeinſchaft mit den Lands-

leuten an den Innquellen treten werden. Unter dieſen Umſtänden ſprechen allerdings viele Vernunftgründe für die Abolitioniſten, nämlich für jene Partei, welche den ganzen verwelkenden Romanismus gegen den ewig jungen Germanismus austauſchen möchte.

Herr Pfarrer Andeer tritt dagegen jenen bei, welche die beiden Idiome, die ſich romanſch und ladiniſch nennen, beſtehen laſſen und beide erhalten wollen. Er ſchließt mit einem warmen Aufruf an ſeine Landsleute, ſie ermahnend, ihre linguiſtiſche Selbſtändigkeit nicht aufzugeben, vielmehr das alte angeſtammte Idiom aus allen Kräften zu pflegen und zu bilden. Beſonders die Geiſtlichen und die Lehrer ſeien hiezu berufen. Ihnen erblühe dafür der unſterbliche Ruhm, eine uralte Sprache vom Untergange gerettet zu haben.

Nichtsdeſtoweniger wird ſie doch bald untergehen, gerade wie die der Grödner und Enneberger auch. So geneigt die Forſcher dieſen anſpruchsloſen Alpendialekten auch ſein mögen, ſie ſehen doch voraus, daß ſie den Kampf ums Daſein nicht mehr lange beſtehen können. Eben deßwegen aber wäre es höchſte Zeit, ſie endlich einmal wiſſenſchaftlich in Angriff zu nehmen, ihren Wortſchatz feſtzuſtellen, dieſen etymologiſch zu bearbeiten u. ſ. w., aber wie geſagt, den Griſonen unſerer Tage liegt's viel näher, vom Heerführer Rhätus und ſeinen heiligen Burgen Realt, Rhäzüns und Reams zu plaudern, als ernſte und eingreifende Unterſuchungen über ihr Idiom anzuſtellen, und daher iſt auch das Wenige, was darüber vorhanden, nicht von Bündnern, ſondern von Fremden ans Licht gegeben werden.

Im Jahre 1865 erſchienen zu Chur „Zwei hiſtoriſche

Gedichte in ladiniſcher Sprache aus dem 16. und 17. Jahrhundert," welche Herr Alfons von Flugi herausgab. Das erſtere derſelben beſingt den erſten Müßerkrieg, der im Jahre 1525 ſpielte und ſeinen Namen von dem Caſtell Muſſo am Comerſee erhielt. Dieſes war nämlich damals von J. J. von Medicis, einem abenteuerlichen Rittersmann, beſetzt, der ſich dortherum eine Herrſchaft gründen wollte und ſelbſt einen zweiten Müßerkrieg veranlaßte. Der Verfaſſer iſt Johann von Travers, welcher 1483 zu Zutz im Engadin geboren wurde. Seinen Todestag hat uns Herr v. Flugi leider zu ſagen vergeſſen (Dr. Rauſch gibt das Jahr 1563 an), doch erzählt er, daß ſein Held, um der damaligen Noth an Predigern abzuhelfen, in ſeinem dreiundſiebzigſten Jahre noch die Kanzel beſtiegen und unter dem höchſten Beifall ſeiner Freunde die Lehren der Reformatoren gepredigt habe. Auch im Mannesalter hatte er als Krieger und Staatsmann ſeinem Vaterlande ſehr werthvolle Dienſte geleiſtet. Ulrich von Campell nennt ihn einen Mann, der in jeder Tugend unerreicht daſtehe. Dr. Rauſch rühmt ihn ſogar als den „Erfinder der rhätiſchen Schrift," worüber er ſich mit Herrn Profeſſor Mommſen auseinanderſetzen mag, da dieſer rhätiſche Inſchriften kennt, die weit über Chriſti Geburt hinausgehen.

Dieſer Johann von Travers war alſo der erſte Romaunſche, der ſeine Mutterſprache zu einem literariſchen Zweck verwendete. Herr v. Flugi meint, er habe den kühnen und glücklichen Wurf zu nicht geringem Erſtaunen ſeiner Zeitgenoſſen gewagt. Eben derſelbe ſchrieb auch die erſten romaunſchen Dramen, den verlorenen Sohn und Joſeph in Egypten, letzteres einmal als Schau- und ein

andermal als Luſtſpiel. Dieſe Stücke wurden damals im Engadin ſehr gerne aufgeführt, ſind aber jetzt verloren.

Das zweite jener Gedichte, der Veltlinerkrieg, wurde von Georg Wietzel, der auch ein Zutzer war; verfaßt. Sein Leben füllt die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts aus. Auch er hat ſich in Krieg und Frieden, dem großen Travers nachſtrebend, ſehr rühmlich hervorgethan.

Herr v. Flugi meint übrigens, beide Gedichte ſeien unleugbar etwas trocken und unbeholfen, eine Behauptung, welcher ich nicht zu widerſprechen wage. Für das Verſtändniß hat der Herausgeber durch eine wörtliche Ueberſetzung geſorgt, was ſehr dankenswerth. Ob er nicht auch für eine gewiſſe Gleichmäßigkeit, ein gewiſſes Syſtem der Orthographie hätte ſorgen ſollen, iſt eine Frage, die er vor der zweiten Auflage des Büchleins ſelbſt zu erwägen haben wird.

Das Jahr 1868 brachte eine kleine Abhandlung über den „Vocalismus des lateiniſchen Elements in den romaniſchen Dialekten von Graubünden und Tirol“ (Bonn bei Ed. Weber). Der Verfaſſer iſt Dr. Edmund Stengel, ein junger Linguiſt, der bei Friedrich Diez gelernt hat. Die Schrift iſt die erſte, welche die romaniſchen Alpendialekte oder wenigſtens eine Seite derſelben im Geiſte der neueren Wiſſenſchaft betrachtet. Bei dem geringen Umfang der Aufgabe, die ſich der Forſcher geſtellt, kann das Ergebniß zwar nicht bedeutend ſein, aber die Bündner ſehen jetzt doch an dieſem Beiſpiele, das ihnen ein Ausländer gegeben, wie derlei Gegenſtände wiſſenſchaftlich zu behandeln ſind.

Im Jahre 1870 erſchien zu Chur die „Geſchichte von

Currätien und der Republik Graubünden" von Herrn Conradin von Moor. Sie reicht vorderhand bis ins Jahr 1621 und ist, wie auf dem Titel zu lesen, die erste im Zusammenhange und nach den Quellen bearbeitete Historie dieses Freistaats. Der Verfasser ist der Sohn des vor wenigen Jahren verstorbenen Theodor v. Mohr,[1] der auf historischem Gebiete ein unermüdlicher Sammler und Forscher gewesen. Auch Herr Conradin v. Moor sucht sich um die Geschichte seines Vaterlandes verdient zu machen, und gibt schon seit längerer Zeit einen Codex diplomaticus, sowie eine Sammlung der bündnerischen Geschichtschreiber und Chronisten heraus. Seinen Forschungen wären etwas mehr Genauigkeit und Kritik, seinen Büchern etwas weniger Druckfehler zu wünschen; indessen darf sein literarisches Wirken immerhin freundlich begrüßt werden, da er in unsern Tagen bisher fast der einzige war, der in Bünden auf diesem Felde sich thätig zeigte und dabei, wie es scheint, nur wenig Aufmunterung fand.

Die Frage, woher die Urbewohner Rhätiens gekommen und welcher Verwandtschaft sie sich rühmen durften, diese Frage, welche, wie Herr v. Moor sagt, in neuester Zeit hunderte von Federn in Bewegung gesetzt, sie kömmt allerdings auch unter seiner Hand nicht zum Abschlusse, vielmehr läßt er sich's genügen, „die verschiedenen Ansichten darüber klar und in gedrängter Kürze mitzutheilen."

Daß auch in dieser Mittheilung die Namen Realt, Räzüns, Reams wieder von dem hochverehrten Heerführer Rhätus abgeleitet werden, setzt einen altehrwürdigen Miß-

[1] Vor zehn Jahren schrieb sich auch Herr Conradin noch v. Mohr, seitdem aber schreibt er sich v. Moor — ich weiß nicht warum.

brauch fort, der ſich allem Anſcheine nach erhalten wird, ſo lange es noch Bündner gibt.

Auch die Stelle bei Livius, laut deren die Rhätier ſeiner Zeit ein verdorbenes Etruskiſch geſprochen haben, ſollte doch nicht immer wieder auf das heutige Romanſch bezogen werden. Uebrigens fürchtet der Verfaſſer, es möchte in dieſem Stücke leicht noch ein neues Räthſel auftauchen. Ein Bündner Officier, der früher in ſpaniſchen Dienſten ſtand, will nämlich ſein heimathliches Idiom auf den Balearen in auffallendſter Vollkommenheit wieder gefunden haben. Dieſe Nachricht erinnert faſt an die alte Mähr von den Baiern, die auf einem Kreuzzuge in Armenien zu größter Verwunderung die Sprache wieder trafen, die an den Geſtaden der blonden Iſar erklingt; allein jenes Räthſel löst ſich wohl einfach dadurch, daß die Bewohner der baleariſchen Inſeln wie die Bündner eine provenzaliſche Mundart ſprechen. So rühmen ſich ja auch die Grödner, daß ſie auf ihren Handelsfahrten mit ihrer Sprache in keinem Lande ſich leichter zu recht finden, als in Spanien. Es iſt daher eine ſehr überflüſſige Annahme des Verfaſſers, daß beim galliſchen Einfall ein Theil der oberitaliſchen Etrusker, während die andern nach Rhätien flohen, ſich zu Schiff nach Spanien geflüchtet habe, denn man kann nicht oft genug wiederholen, daß jene Etrusker nicht romaniſch ſprachen.

Auf Seite 115 ſtellt der Verfaſſer, etwas unerwartet, die Anſicht auf, daß die alte rhätiſche Sprache jene Verderbniß, welche Livius an ihr zu bemerken glaubte, einer vorhergehenden Vermiſchung der eingewanderten Rhätier mit früheren Ureinwohnern tauriskiſchen, d. h. keltiſchen

Stammes zu verdanken habe. Deßwegen ſeien auch im heutigen Rhätiſchen (beſſer Rhätoromaniſchen) ſo viele keltiſche Sprachelemente zu finden.

Weh uns, wenn dem ſo wäre! da wäre uns gar nicht mehr zu helfen! Wenn es bisher nicht einmal gelingen wollte, die vorrömiſchen Beſtandtheile aus dem Ladiniſchen auszuſcheiden, woran freilich zunächſt die Nachläſſigkeit der Ladiner ſelber ſchuld, wo wird der weiſe Magus herkommen, der aus jener Maſſe, wenn ſie einmal ausgeſchieden, wieder neuerdings ausſcheidet, welche Beſtandtheile aus der Sprache der Tauriſker und welche aus dem Idiom der eingewanderten Etruſker abzuleiten ſeien!

Daß bei allen dieſen ſeinen Aufſtellungen der Verfaſſer auf meine etwas abweichende Theſen gar keine Rückſicht nimmt, vielmehr ſie überhaupt nicht zu kennen ſcheint, das habe ich wohl der oft beklagten Tarnkappe zu danken, welche über meinen verſchiedenen Werken zu liegen ſcheint. Es wäre mir ein Vergnügen geweſen, von Herrn Conradin v. Moor wenigſtens widerlegt zu werden.

Herr Conradin v. Moor hat ſeine Geſchichte in einem Jahre von der Urzeit bis in den dreißigjährigen Krieg geführt, doch möchten wir das Urtheil über ſeine Leiſtung, ſoweit ſie die hiſtoriſchen Zeiten betrifft, lieber den Sachverſtändigen ſeiner Heimath überlaſſen. Nur beiläufig wollen wir noch die Meinung ausſprechen, daß die Victoriden, jenes Geſchlecht, welches bekanntlich vor Karl dem Großen über Rhätien waltete, nicht, wie Herr v. Moor annimmt, aus dem Frankenlande eingewandert, ſondern eher römiſcher Abkunft geweſen ſei, denn die Namen ſeiner männlichen Glieder, Victor, Vigilius, Jactatus u. ſ. w.,

die mit Ausnahme der zweifelhaften Zacco (vielleicht eine Koſeform von Jactatus?) und Tello, doch alle lateiniſch ſind, deuten keineswegs auf fränkiſche Abſtammung.

Auffallend iſt auch, daß der Verfaſſer die oft genannten Walliſer, die deutſchen Coloniſten, die im dreizehnten Jahrhundert aus dem Wallis nach Bünden und Vorarlberg kamen, „die noch immer räthſelhaften" nennt, denn nach den vielen Studien, die ihnen namentlich Bergmann, den aber Herr v. Moor nicht zu kennen ſcheint, gewidmet hat, möchten ſie auf jenes Prädikat nachgerade keinen Anſpruch mehr haben.

Eine ſtrenge, exacte Methode verrathen die „Forſchungen über die Feudalzeit im Curiſchen Rhätien," welche Herr Wolfgang v. Juvalt angeſtellt und vorerſt in zwei Heften (Zürich 1871) veröffentlicht hat. Das erſte Heft behandelt Maß und Gewicht, Geld und Münzen jener Zeit, das zweite die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der verſchiedenen rhätiſchen Gebiete.

Vielleicht läßt ſich der Verfaſſer über Rhätiens Urbewohner, die er hier nur ganz vorübergehend berührt, ſpäter einmal weitläufiger aus. Seite 86 verſpricht er auch einen etymologiſchen Theil, der noch nachkommen ſoll, worauf ich mich ſehr freue. Dort werden vielleicht auch die ethnologiſch-linguiſtiſchen Verhältniſſe des Mittelalters eingehender behandelt. Bisher ſind dieſe nur wenig berückſichtigt, und gerade die Hauptſtelle, Seite 67, 68, iſt mir nicht recht klar geworden. Unverſtändlich iſt mir z. B. der Satz geblieben, daß da, wo im Etſchgebiete die beiden abtrennenden Sprachelemente, das gothiſche und das römiſche, zuſammenſtießen, heutzutage noch im Enneberger-

und Grödnerthale ein dem Bündner Romaniſchen ähnlicher Dialekt geſprochen werde. Ich habe zwar auch ſchon gefunden (Herbſttage S. 126), daß die Brixener Klauſe den Punkt bezeichne, wo den Ortsnamen nach der ſtarkromaniſche Theil des heutigen deutſchen Tirols beginnt, allein daß dort gothiſche und römiſche Sprache zuſammenſtießen, und daß mit dieſem Zuſammenſtoß das Ladin der Grödner und Enneberger zuſammenhänge, das kann ich nicht recht begreifen.

Im vorigen Jahre hat Dr. P. C. Planta, Mitglied der ſchweizeriſchen Bundesverſammlung und des bündneriſchen Obergerichtes, Präſident der hiſtoriſch-antiquariſchen Geſellſchaft in Chur, unter dem Titel „Das alte Rhätien“ ein ſtattliches Buch herausgegeben, welches auf 435 Seiten die Geſchichte ſeines Vaterlandes von der Urzeit bis in das Jahrhundert der ſächſiſchen Kaiſer zuſammenſtellt. Ungefähr die Hälfte dieſes Umfanges iſt der Schilderung der römiſchen Verwaltung gewidmet. Wenn man bedenkt, daß ſich die wenigen Nachrichten, welche uns die Schriftſteller jener Tage über ihr Rhätien mitgetheilt, auf ein paar Octavſeiten zuſammendrucken ließen, ſo muß jene Fülle faſt überraſchen. Indeſſen ſieht man doch bald, daß Alles mit natürlichen Dingen zugeht. Der Verfaſſer beſpricht nämlich immer zuerſt die römiſchen Staatseinrichtungen, wie ſie uns von andern Seiten her bekannt ſind, und ſtellt dann erſt dar, wie ſie ſich in Rhätien acclimatiſirt und ausgeprägt haben. Dazu thun dann die mancherlei Inſchriften auf Meilenſteinen, Grabmälern u. ſ. w. ſehr gute Dienſte. Auf dieſe Weiſe erhalten wir ausführliche Abhandlungen über Straßen, Feſtungswerke, Militärſtand,

Gemeindeweſen u. ſ. w. So erſcheint denn das alte römiſche Rhätien, welches uns bisher wie eine leere verödete Stube angeſehen, plötzlich wie ein reich möblirtes, mit Hausrath und Bildern aller Art ausgeſtattetes Gemach, eine Umwandlung, die jeden erfreuen wird, der dieſem geheimnißvollen Lande ſeine Sympathien zugewendet hat.

Die Abſtammung oder Stammverwandtſchaft der Rhätier iſt auch von Herrn Dr. Planta nicht ausgemacht, überhaupt nicht eingehend behandelt worden, was uns aber zu Dank verpflichtet, denn ſeine Meinung, daß Rhätia wegen der vielverſchlungenen Thäler und Gebirge Retia, d. h. Netze (ſo ſpricht auch der weiſe Caſſiodorus), benannt worden ſei, ließe uns nicht viel Erfreuliches ahnen.

Ehe wir von Herrn Dr. Planta ſcheiden, wollen wir ſeinem Buche noch eine genealogiſche Notiz entnehmen. Auf Seite 279 erwähnt er nämlich ein, wenn es ächt iſt, ſehr intereſſantes Schreiben des Kaiſers Juſtinian an ſeinen Feldherrn Narſes, durch welches dieſer beauftragt wird, der höchſt ehrenwerthen und ſehr edlen Familie der Titionen, von der ſchon über hundertzwanzig Glieder, den Kriegsnöthen entfliehend, ſich nach Rhätien und Vindelicien gezogen hätten, die im Paduslande gelegenen Güter, deren ſie beraubt worden, wieder förmlich zurückzuerſtatten. Herr Dr. Planta äußert nun die Anſicht, daß ſich die Enkel dieſer Titionen in der engadiniſchen, zu Cernez wohnhaften Familie der Titſchun wieder finden laſſen, was allerdings nicht unmöglich.

Uebrigens erheben oder erhoben auch noch andere Bündner Familien Anſpruch auf römiſche Abſtammung, namentlich die ritterbürtigen, während die hiſtoriſche Wahrſchein-

lichkeit eher dafür ſpricht, daß gerade dieſe faſt ohne Ausnahme alemanniſchen Blutes ſind. In den alten Schlöſſern, ſoweit ſie noch bewohnt werden, und in den neuern Anſitzen ſollen ſich denn auch nicht ſelten noch die Stammbäume finden, welche dieſes oder jenes bündneriſche Adelsgeſchlecht auf einen römiſchen Conſul, Senator, Tribunus oder Eques, wenn nicht gar auf den etruskiſchen, noch immer ſehr populären Herzog Rhätus zurückführen.

So deutet auch Herr Dr. Planta mit ziemlicher Sicherheit an, daß ſeine Familie ebenfalls aus Italien eingewandert ſei, denn ſolchen Urſprung bezeuge nicht bloß der Name ſelbſt, ſondern außer mehreren Inſchriften auch der Briefwechſel des römiſchen Schriftſtellers Plinius mit dem Kaiſer Trajanus, in wechem von einem Pompejus Planta, damaligen Statthalter in Egypten, die Rede iſt. Dieſem verdienten Staatsmanne zu Liebe und zur Erinnerung an ſein ſegensreiches Wirken am Nilſtrom iſt der Taufname Pompejus in der Familie der Planta ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten ſehr beliebt. Zwiſchen dem letzten Römer Planta und dem erſten Bündner dieſes Namens gähnt allerdings eine Kluft von mehr als tauſend Jahren, welche nicht leicht zu überbrücken ſcheint, allein die Bündner Genealogen haben ſich zu allen Zeiten ſo erfinderiſch bewieſen, daß ſie wohl auch mit dieſer ſchwierigen Aufgabe ſchon lange fertig geworden ſind.

Das letzte der hier einſchlägigen Bücher, ſoweit ich ſie kenne, iſt die „Geſchichte Tirols von den älteſten Zeiten bis in die Neuzeit von Dr. Joſef Egger“ (Innsbruck 1872), deren erſter Band bis zum Jahre 1490 reicht.

Für die großen Räthſel, die auf Rhätiens Boden noch

zu lösen ſind, iſt auch Dr. Egger nicht der große Apollo, den ich längſt erwarte. Indeſſen will er's auch nicht ſein, ſondern ſchiebt vielmehr dieſe verzweifelten Probleme beſcheiden von ſich weg. Er widmet eben deßwegen den eigentlich ethnologiſchen Fragen nur wenige Seiten, in denen er nichts Neues ſagt, ein Ergebniß, zu welchem Herr Conradin v. Moor faſt hundert brauchte. Eine kleine Verwegenheit entdecke ich auf Seite 16, wo der Verfaſſer die Anſicht aufſtellt, tiefer gehende Sprachforſchungen und genauere Kenntniß von den Geſetzen der Sprachentwicklung und der frühern Geſtalt der Namen dürften vielleicht die Mehrzahl aller bisher unerklärlichen Orts-, Fluß- und Bergbenennungen als ächte Kinder der deutſchen oder romaniſchen Zunge erweiſen.

Dieß iſt zwar nicht Dr. Eggers, ſondern Schnellers Geſchoß; aber ſolches Vertrauen auf den künftigen Tiefgang der Sprachforſchung ſcheint mir doch etwas übertrieben. Ich wäre wenigſtens ſehr unangenehm überraſcht, wenn z. B., um im Unterinnthale anzufangen, Namen wie Wattens, Terfens, Schlitters, Uderns u. ſ. w., die ich alle für ſtockrhätiſch halte, als Kinder der deutſchen oder romaniſchen Zunge ſich erweiſen ſollten. Verdroſſen hat mich faſt, daß der Verfaſſer den Nobilis Romanus Dominicus, den Breonenſer, der im Jahre 730 im Oberinnthale auftritt, ganz unerwähnt läßt, obgleich Albert Jäger deſſen ethnologiſche Bedeutung ſehr gründlich hervorhebt, und obgleich ich dieſem Spätrömer auch in den „Herbſttagen" S. 130 eine ſehr anerkennende Erinnerung gewidmet habe. Dieſer edle Dominicus hätte um ſo mehr eine Ehrenerwähnung verdient, als er der einzige Tiroler

iſt, der das achte Jahrhundert mit ſeinem Namen nicht allein ziert, ſondern auch ausfüllt. Selbſt die höchſt intereſſanten Urkunden vom Jahre 828, in welchen Quartinus, der Noriker und Pregnarier, ſeine Güter dem Kloſter Innichen ſchenkt, ſind nur ihrem Inhalte nach ganz trocken wiedergegeben, obgleich ſich gerade aus ihnen allerlei ethnologiſche und hiſtoriſche Wahrnehmungen flüſſig machen ließen.

Wenn wir nun die literariſchen Thaten der letzten zwanzig Jahre, ſoweit ſie uns bekannt geworden, überblicken, ſo glauben wir zu finden, daß den beſten Zug die reine, d. h. die von ethnologiſch-linguiſtiſchen Problemen abſehende Hiſtorie gethan hat. Die neuen Werke der Herren von Juvalt und von Planta bezeichnen einen weſentlichen Fortſchritt und werden in ihrer Methode auch für ihre Nachfolger maßgebend ſein.

Auf ethnologiſchem Felde iſt meines Erachtens die Ernte ſehr unbedeutend. Namentlich die Frage über die Urbewohner liegt noch ebenſo, wie ſie vor zwanzig Jahren gelegen. Der große Unbekannte, der Paraklet, er iſt noch immer nicht erſchienen.

Ja, ja — die Urbewohner! Etrusker oder Kelten? Schneller meint zwar, man ſolle das ganze Problem, beziehungsweiſe den ganzen Quark, der nächſten Generation überlaſſen, denn wir brächten doch nichts mehr heraus — und wenn es noch lange ſo fortgeht, ſo glaub' ich es auch ſelber — allein die Frage iſt, wie Prof. Rufinatſcha ſagt, nun einmal aufgeworfen und die Wiſſenſchaft muß eine Antwort darauf geben oder wenigſtens immer wieder verſuchen, ob ſie keine geben könne. Auch findet ſich in Neu-

rhätien, in Graubünden, Tirol und Vorarlberg so viele überschüssige Zeit, daß die Besitzer derselben sich leichtlich beklagen möchten, wenn jene Frage von der Tagesordnung ganz und gar gestrichen würde, da gerade diese Studien ihre freien Stunden am angenehmsten ausfüllen.

In die Frage von den Urbewohnern spielen bekanntlich auch die rhätoromanischen und tirolo-ladinischen Dialecte hinein. Aus diesen sollen, wie schon oben gesagt, nachgerade die fremdartigen, des Rhäticismus verdächtigen Bruchstücke ausgelesen und zusammengestellt, geprüft und, wenn möglich, gedeutet werden — eine schöne Aufgabe, von der man immer spricht, die aber niemand unternimmt.

Herr Conradin von Moor behauptet, daß die rhätoromanischen Dialecte einerseits den unverkennbaren Anklang an die Sprache des herrschenden (römischen) Volks bewahren, anderseits aber auch unzählige, nur ihnen eigenthümliche Wendungen und Worte (also doch wohl rhätische?) enthalten.

Schneller dagegen hat bei seinem Widerwillen gegen die Rhätier nicht ein einziges Wort gefunden, das wir diesen zu verdanken haben sollen. Die Meinungen gehen also sehr weit auseinander. Mir ist kein Zweifel, daß noch rhätische Wörter vorhanden sind, aber sie können weder in den Abstracten, noch in den gewöhnlichen Ausdrücken des gemeinmenschlichen Lebens stecken, d. h. man wird weder ein rhätisches Wort für Religion, Staatswissenschaft, Bundesverfassung, noch ein solches für gehen, stehen, sitzen, lesen, schreiben auffinden, weil dafür nothwendiger Weise das Lateinische eintreten mußte. Dagegen können sich für die Erscheinungen der Alpennatur immerhin

einige rhätiſche Bezeichnungen bis zum heutigen Tage erhalten haben. Warum ſollten z. B. aneva, Bergerle, cuncala, Felſen, ganda, Steingerölle, mara, Muhr, palva, Berghöhle, nicht rhätiſch ſein? Auch calaverna, churwälſch Blitz, möchte ich lieber für rhätiſch halten, als mit Schneller aus caligo hiberna erklären. Die Hoffnung, die einſt Ottfried Müller ausgeſprochen, daß ſich in irgend einem Theile Graubündens oder Tirols noch die ſprachlichen Mittel finden könnten, um die etruskiſchen Inſchriften aufzuhellen, ſie wird ſich zwar nie erfüllen — eher iſt jetzt von Corſſens Enthüllungen ein neues Licht für die rhätiſchen Alpen zu erwarten — aber wer weiß, ob eine gründliche Ausſcheidung des lateiniſchen und nichtlateiniſchen Elements in jenen Idiomen nicht zu andern erfreulichen Ergebniſſen führen könnte?

Profeſſor Theobald meint in ſeinen „Naturbildern aus den rhätiſchen Alpen" (Seite 16), es wäre für Philologen wohl nicht unintereſſant, zu entſcheiden, ob z. B. Pizokel und ähnliche unbegreifliche Namen wirklich lateiniſch oder etwas anderes ſeien. Er ſelbſt genehmigt die Deutung piz in oculis, „der Piz vor den Augen," und hat ſeine Freude daran. Pizokel erklärt ſich aber eben ſo einfach, wie Montigl, Puntigl (monticulus, ponticulus), nämlich als eine Ableitung aus dem romaniſchen pizz, Spitze, mit dem Anſatz oculus, der allerdings ſeltener als iculus, aber um ſo werthvoller iſt. Paſigl, ein Berg im Unterinnthal, iſt derſelbe Name, ebenſo wie Paſſug, was bei Chur und bei Talaas in Vorarlberg und Piſoc, was bei Traſp vorkommt, nur daß dieſe letzteren das auslautende -el abgeworfen haben.

Man ſieht immerhin aus der Stellung, welche Herr Profeſſor Theobald im Jahre 1862 zu den bündneriſchen Ortsnamen einnahm, wie weit die Deutung derſelben damals überhaupt gediehen war. Uebrigens bewährt ſich das Sprüchlein, daß Namensforſchung von jeher der Irrgarten und das Sündenfeld der Philologie geweſen, nirgends ſo energiſch, als in den drei Bünden. Das ganze Gebäude von Deutungen, welches die Gelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts aufgeſtellt, fällt jetzt zuſammen wie ein Kartenhaus. Der alte Trödel, Realt ſei Rhaetia alta u. ſ. w., wird zwar von hochherzigen Patrioten noch immer wiederholt, allein die kritiſchen Köpfe glauben ſo wenig mehr daran, als daß Zitzers ſeinen Namen von Marcus Tullius Cicero erhalten habe. Dieſe Disciplin hat alſo in drei Jahrhunderten nur inſoferne einen Fortſchritt gemacht, als jetzt die Weiſen einſehen, daß man die ganze Zeit auf dem Holzweg geweſen.

Wie gefährlich dieſer Boden iſt, zeigte ſich neuerdings auch darin, daß ein lieber Freund, ein Profeſſor von Heidelberg, den Familiennamen Catilina, den er an der Albula gehört, auf uralte italiſche Einwanderungen zurückleitete, während die Bündner, die nachher ſeine Berichte in der „Allgemeinen Zeitung" laſen, darüber nur lächeln konnten, da das Ca in ſo vielen Bündner Familiennamen nichts anderes iſt, als casa,[1] und jenes Catilina ſich eigentlich Cadlina ſchreibt und ſich als Haus des Lina erklärt.

Alſo eine gründliche exacte Forſchung über rhätiſche,

[1] So auch Capaul, Cadalbert, Caduff (Ru-dolf), Caſliſch (Felicius), Cadomeniſch (Dominicus), Capangrazi u. ſ. w. Carnot ſcheint ca Nuot (Nuot iſt ſo viel als Otto) oder ca Renod, Renald.

zunächſt bündneriſche Ortsnamen! Ich erkläre dieſe ſelbſt ſehr gerne als ein dringendes Bedürfniß, denn die „Rhätiſche Ethnologie," die ich einſt ans Licht geſtellt, hat zwar auch auf die Nomenclatur von Graubünden Rückſicht genommen, allein das Material war damals noch ſehr geringfügig — einige Beiträge von wohlwollenden Freunden und die gewöhnlichen Landkarten. Schon in Tſchudi's „Oſtſchweiz" ſind viel mehr Namen zu finden, als ich damals kannte.

Dieſer künftige Ortsnamenforſcher wird ſich nun zuerſt mit dem näher liegenden Theil ſeiner Aufgabe, alſo mit jenen Namen zu beſchäftigen haben, die aus dem Ladiniſchen erklärt werden können. Eine ſolche Arbeit wird aber einem Rhätoromanen, der das Ladiniſche von ſeiner Mutter her übernommen, viel leichter fallen, als einem ſonſtigen Liebhaber, der jene Sprache zunächſt nur aus den Büchern gelernt hat.

Das Werklein, von dem wir reden, wird aber nicht nur den Männern der Wiſſenſchaft willkommen ſein, ſondern ſicherlich auch dem immer zunehmenden Volk der Touriſten. So iſt es denn nahezu ein Gebot der Gaſtfreundſchaft, die wiſſensdurſtigen Pilger, die da nach Rhätien ziehen, in dieſem Urwald von fremden, ſeltſamen Klängen nicht ganz ohne Rath und Hilfe zu laſſen, ſondern ihnen vielmehr ein belehrendes Büchlein in die Hand zu drücken, das ihre ängſtlichen Zweifel löst. Der gegenwärtige Zuſtand iſt eine Tortur für alle jene ehrenwerthen Wanderer, die nicht gerne einen Ortsnamen ausſprechen, ohne zu fragen, was er bedeute.

Auch der treue Tſchudi iſt ſolchen Fragen nicht ſehr

weit entgegengekommen, denn er gibt eine Ueberſetzung nur dann, wenn der Gegenſtand neben dem romaniſchen Namen bei den umherwohnenden Germanen auch noch einen deutſchen führt, wie z. B. Piz ot, Hohes Horn, Piz cotſchen, Rother Berg, Piz d'eſen, Eſelsſpitze, während er z. B. Plauncacotſchna, Plauncaulta, Gravaſalvas und andere ſolche Ungethüme unerklärt läßt. [1]

[1] Um meinen guten Willen zu zeigen und zugleich dem fraglichen Werklein mit einer kleinen Gabe zu Gevatter zu ſtehen, will ich hier gerne ein paar Dutzend ſolcher Ortsnamen, wie ſie in Tſchudi's Oſtſchweiz zu finden ſind, nach beſtem Wiſſen erklären.

Zu den oben ſtehenden Piznamen mögen noch etwa folgende geſtellt werden: Piz alv (albus), agitt (acutus), de Vo (davos), von hinten, d'Err (ager), Feldſpitz, Gimels, ital. gemelli, Zwillingsſpitz, Piz lat (latus), Mezdí, mezzodí, in Tirol am Eiſack Mutſchedai, Mittagsſpitz. Plaunca iſt die Halde, Leite; daher Plaunca cotſchna, aulta, Rothenleite, Hohenleite. Dalvazza, d'ulvazza, von lat. ulva, Röhricht. Auch Palidulca iſt vielleicht als palü d'ulva, Rohrmoos, zu erklären. Virgloria, val de glaria, Kiesthal. Gravasalvas, am weißen Gries. Cavandiras, richtig Cavadiras, cavatura, in Vorarlberg öfter als Gafadura, Höhlung, Schlucht. Cavrein, caprina scil. alpe, Geisalm. Sixmadun, saxo de montagna. Surlei, am See, Surgonda, an der Gand (Steingeröll), Leiblau, blauer See. Baſereng, prà sereno, Heiterwang. Surovel, am Bach; ovél, oberengadiniſch, ſtammt von aquale; oberländiſch lautet es ual, unterengadiniſch aguaigl, grödneriſch aghél; im deutſchen Etſchland Waal. Aguaglionls iſt Plural eines davon abgeleiteten Diminutivs. Stavelchod, stabulum caldum. Serviezel im Unterengadin wird gewöhnlich serra Vitellii gedeutet und ſoll von dem bekannten römiſchen Kaiſer den Namen haben. Warum ſoll es aber nicht Wietzel's Schanze bedeuten, da doch die Wietzel eine bekannte engadiniſche Familie ſind? Ragnux — ra ſteht gewöhnlich für rio wie in Ramol, rio malo, Rametz, rio mezzo; gnux aber könnte der Plural gniocca, Rocken, Rudel, ſein und der Name würde alſo Rudelbach bedeuten. Daß es ein Berg iſt, der dieſen Bachnamen führt, darf nicht ſtören, denn viele Berge führen Bachnamen und viele Bäche Bergnamen. Brulf bei

Wenn nun aber der künftige eingeborne Forſcher mit dieſen oft ſo ſeltſamen, ihm jedoch vertraulich klingenden Sprachphänomenen aufgeräumt hat, dann wird ihm eine ziemliche Zahl von Namen in der Hand bleiben, welche er mit ſeinen und auch mit andrer Leute Kenntniſſen nicht ſo ſchnell wird enträthſeln können. Dieſe darf er aber dann als rhätiſche, als die leibhaften und ehrwürdigen Ueberbleibſel aus der Sprache ſeiner tapfern Urahnen betrachten.

Was nun deren Deutung betrifft, ſo gebe ich ihm gleichwohl den väterlichen Rath, ſich ja nicht zu übereilen. Es kann ſich bei dieſen Namen überhaupt nicht ſo faſt um Deutung handeln, als um Beſtimmung der Sprache, der ſie angehören. Dieſe ergibt ſich aber nur aus ihren Endungen, nicht aus ihren Stammſylben. Wer uns alſo z. B. in Sargans, in Schluderns das =gans, das =derns erklärt, der wird uns viel weiter bringen, als wer das Sar= oder das Schlu= zu deuten verſucht.

Um deutlicher zu zeigen, wie ich's meine, erlaube ich mir, mich weiter über jenes Sargans, urkundlich *Saruncanes*, rhätiſch Saruncanisa, vernehmen zu laſſen. Der Name gehört zu jenen hochſchätzbaren, in denen ſich die grammatiſche Function jeder Sylbe beſtimmen läßt.

Der Stamm von Saruncanisa iſt alſo sar, eine Sylbe, deren Bedeutung zur Zeit unbekannt iſt und ſchwerlich mehr bekannt werden wird. Daran hängt ſich der Anſatz una und es entſteht Saruna, der frühere Name des Saarbaches, an welchem Sargans liegt (der Name kommt als

Diſentis iſt der ahd. Name Berulf und Rigiſch, ebendaſelbſt, wahrſcheinlich ahd. Richizo. Paſchola und Pascomina, Seen am Heinzenberg, post scala und post camino, hinterm Steig, hinterm Weg.

Sarina, Sarona jetzt noch anderwärts in Bünden vor). Nun liebte es aber die rhätiſche Sprache, die Namen der Bäche mit -c- zu erweitern und bildete z. B. aus Iſarus ein Iſarcus (jetzt Eiſack), aus Tumina ein Tuminca (jetzt Tamina), mit andern Worten: man gefiel ſich, ſtatt des einfacheren Subſtantivs ein verlängertes Adjectiv zu gebrauchen und ſtatt Iſarus „der iſariſche" scil. Bach zu ſagen. So entſtand alſo Sarunca und daraus wieder Saruncanus, was nichts anderes bedeuten kann, als den Anwohner der Sarunca. Das rhätiſche isa endlich, welches den Namen ſchließt, ſteht dem lateiniſchen ia gleich und bedeutet, an einen Volksnamen gefügt, wie dieſes das Land, die Stadt, die Gemeinde des betreffenden Volks, und ſo erklärt ſich denn das ganze Saruncaniſa als die Stadt der Saruncaner, der Anwohner der Sarunca oder Saruna.

Plinius erwähnt am Urſprung des Rheins, womit er auch die Gegend um Sargans gemeint haben wird, die Saruneten, gibt alſo dem Namen des Bachs einen anderen Anſatz (-etes ſtatt -canus), was nicht bedenklich iſt, um ſo weniger, als ſeine Sarunetes im tiroliſchen Sarnthal (bei Bozen) ſprachlich ganz unverkennbar wiederkehren. Der Hauptort dieſes Thales heißt nämlich Sarntein, urkundlich *Sarentinum*, und wir ſehen alſo einen ähnlichen Vorgang, wie dort an der Saar, nämlich einen Thalnamen Saruna (der Bach des Sarnthales heißt Talfer, urkundlich *Talaverna*, gewiß auch ein rhätiſcher Name), einen aus dieſem gebildeten Volksnamen, Sarunetes, und einen wieder aus dieſem gebildeten Ortsnamen Sarunetina, nur daß hier ſtatt isa das gleichbedeutende ina hinzugetreten iſt.

Nun entſteht aber die Frage, von welcher eben die Antwort über die Nationalität der alten Rhätier abhängt, die Frage nämlich: In welcher andern Sprache finden ſich ſolche Bildungen, wie Saruncanes, wie Sarunetina wieder — und ich antworte darauf: Erſteres findet z. B. in dem römiſchen Namen Coruncanius, letzteres in den italiſchen Namen Ferentinum, Sarentinum u. ſ. w. ſein Ebenbild. Die Rhätier ſind alſo ein italiſcher (zunächſt ein etruskiſcher) Stamm.

Auf dieſe Karte ſetz' ich all' mein Sach', alle die vielen Stunden, die ich mit dem verführeriſchen Zeug verloren habe, und ich werde erſt capituliren, wenn mir nachgewieſen wird, daß ſich -uncanisa und -unetina auch in keltiſchen Ortsnamen finden. Damit wäre freilich, meines Erachtens, auch nachgewieſen, daß die Etruſker und Italer Kelten geweſen. Immerhin! Ich ſehe (ſo ich's überhaupt noch erleben ſollte) dem Endergebniß dieſer Studien, wie es auch ausfallen möge, mit großer Ruhe entgegen — wenn ſie nur einmal recht angingen!

Jener Gedankengang ſcheint mir ſo einfach, ſo verſtändlich und doch! Da kommt z. B. Herr Dr. Planta daher und ſagt, wie weiland Herr Mathias Koch vor zwanzig Jahren, auf Seite 8 ſeines früher beſprochenen Buches: „Steubs Verſuch mußte ſchon deßhalb ſcheitern, weil die etruskiſche Sprache ſozuſagen gar nicht bekannt iſt, daher genügende Anhaltspunkte zur Vergleichung fehlen." Wirklich? Ich hätte faſt Luſt, die erdichtete Anekdote von den beiden deutſchen Reiſenden hinten in Wisconſin, wie ſie im erſten Theile dieſer Abhandlung ſteht, hier zu reproduciren, aber um jede Wiederholung zu vermeiden, will

ich nur ſagen: Bringt es denn nicht jeder gebildete und aufmerkſame Zeitungsleſer in wenigen Jahren dahin, daß er wenn nicht allen, ſo doch den meiſten Orts- und Perſonennamen abhört, vielmehr abliest, ob ſie franzöſiſch, engliſch, italieniſch, ſpaniſch, portugieſiſch, ſcandinaviſch, ſlaviſch, arabiſch, hindoſtaniſch oder chineſiſch, ſelbſt wenn ihm dieſe Sprachen unbekannt ſind? Es muß alſo doch möglich ſein, Orts- und Perſonennamen zu diagnoſticiren, auch wenn man die Sprache, aus der ſie ſtammen, nicht verſteht. Und wenn ich nun ſeiner Zeit mich etliche Monate in der etruskiſchen Epigraphik herumgetummelt und mir viele hundert Namen herausnotirt, dann in Neurhätien umſehend, zu einem etruskiſchen Velsa, Vularis, Vathines, Velthurnisa, Perisalisa, Thrinisa daſelbſt ein Vels, Volers, Watenes, Velthurnes, Preſels, Trins gefunden und in dieſen Formen etruskiſche Namen erkannt habe — iſt der Verſuch, obgleich ich die Namen nicht deuten kann, als ein geſcheiterter zu betrachten?

Wirklich geſcheitert ſcheinen mir dagegen die Verſuche, welche Herr Dr. Planta in der Note zur citirten Seite aus anderen Autoren mittheilt. Es graſſirt da immer noch die alte Manier, die, glaub' ich, unſer Pallhauſen vor ſiebenzig Jahren aufgebracht, welche Mone, Obermüller u. A. fortgeſponnen haben,[1] die lächerliche Manier näm-

[1] So eben iſt wieder ein Schriftchen aus dieſer Schule erſchienen: Die Entzifferung des Etruskiſchen ꝛc. Von Dr. P. H. K. von Maack (Hamburg. Otto Meißner. 1873), das mir ebenſo verunglückt ſcheint, wie alle ſeine Vorgänger. Vor dreißig Jahren gab ein Engländer, Betham, ein dickes Buch, Etruria celtica, heraus, in welchem er das Etruskiſche ungefähr mit denſelben Mitteln erklären wollte, wie Herr Dr. v. Maack; das Buch iſt aber längſt verſchollen.

lich, in irgend einem keltiſchen Dictionary nachzuſchlagen, ob ſich nicht zur Stammſylbe eines fraglichen Namens ein gleicher oder ähnlicher Laut finde. Wenn dieß, wie immer, der Fall iſt, wird dann das Wort als keltiſch erklärt. Da es aber verſchiedene ſolche Dictionäre gibt, hochſchottiſche, iriſche, waliſiſche, bretoniſche, und da der eine Forſcher dieſes, der andere jenes benützt, ſo kommen eben ſo viele Deutungen, als Forſcher heraus, was aber dieſe nicht beängſtigt, da ſie gar keine Rückſicht auf einander nehmen. Von dieſer Gattung ſind nun die dort aufgeführten Ableitungen Mals und Mels von mâla, Hügel, Salez (richtig erklärt ein Plural, salectes, saletes von salectum, Weidengebüſche) von sal, Unrath, Terioli, Tirol von tir, Erde. Die Urheber dieſer Deutungen wären ſchwerlich ſo raſch zu ihren ſchönen Reſultaten gekommen, wenn ſie ſich vorher gefragt hätten, was in den fraglichen Namen das auslautende -s, -ez, -ioli beſagen wolle. Will man davon abſehen, ſo kann man jene Namen ja ebenſo gut aus dem Deutſchen erklären, nämlich Mals aus Mal, Denkmal, Salez aus Saal, Tirol aus einem Thiergarten, der einſt auf deſſen Stelle gegrünt haben könnte, und es müßte nach allem dieſem ganz klar ſein, daß die Rhätier eigentlich Germanen geweſen.

Ich geſtehe bei dieſer Gelegenheit auch offen, daß ich von dem neueren Vermittlungsverſuch, welcher das nördliche Rhätien den Kelten, das ſüdliche den etruskiſchen Einwanderern überweiſen will, keine günſtige Meinung hege. Ich habe ſchon längſt (Rh. Ethn. S. 23 und oben S. 91) dargethan, daß der Habitus der fraglichen Namen an Inn und Etſch, an Rhein und Eiſack derſelbe ſei. Wenn alſo hier Etrusker, dann auch dort; wenn dort Kelten, dann

auch hier. Wenn aber um jeden Preis ein Unterſchied gemacht werden müßte, ſo würde ich lieber behaupten, daß in den ſüdlichen Thälern Anzeichen keltiſcher Miſchung vorkommen, daß aber gerade die nördlichen ganz keltenfrei ſeien.

Und nun zum Schluſſe möchte ich feierlich beſchwörend ſprechen: Exoriare aliquis! Steh' auf, unbekannter Bündner, und ſchreib' das Buch, deſſen Lineamente ich hier dir vorzuzeichnen mir erlaubte. Dein Ruhm wird, wenn dein Werk gelingt, unſterblich ſein — aere perennior! Wenn auch die neuen Rhätier, die eingebornen Celebritäten, dich, wie es mir begegnete, nicht beachten, ſo werden dich doch die auswärtigen Touriſten und Touriſtinnen in der Hand wiegen, die fremden Dilettanten und Profeſſoren dich leſen, ſtudiren und citiren und du kannſt einſt mit dem ſchönen Bewußtſein hinübergehen, das Deinige zu dem Beweiſe beigetragen zu haben, daß Rhätien auch auf ſprachlichem Felde das Land der Räthſel und der Wunder iſt!

1874.

Der große Unbekannte, „der von neuerer Geſchichts- und Sprachwiſſenſchaft durchtränkte Meiſter," der Paraklet ſcheint endlich ans Licht zu treten und zwar in der Perſon des Herrn Profeſſor Ascoli zu Mailand. Dieſer, voll Hochachtung für Friedrich Diez und die deutſche Wiſſenſchaft, hat voriges Jahr in dem von ihm geleiteten Archivio glottologico italiano ſeine Saggi ladini begonnen, welche der Rhätologie die von mir längſt erſehnte Förderung und Ausbildung verſprechen.

Der erſte Band dieſer Saggi behandelt alle ladiniſchen Dialecte, welche vom Gotthard an bis nach Iſtrien ge-

ſprochen werden und ſucht in ſtreng wiſſenſchaftlicher Weiſe und mit bewundernswerthem Fleiße ihre Lautgeſetze darzulegen. Abgeſehen von einigen kurzgefaßten Einleitungen gibt uns dieſer erſte Band auf fünfhundertfünfzig Seiten zwar nur Worte, Worte, Worte, vielmehr die Darſtellung ihrer phonetiſchen Verhältniſſe, allein dieſe Grundlage, ſo trocken ſie ſich auch leſen mag, iſt nothwendig und daher mit Dank und Anerkennung aufzunehmen. Wenn der Verfaſſer ſpäter, wie er es verſpricht, mit ſeinen Appunti lessicali und Appunti storici hervortritt, ſo werden dieſe ſeine Arbeiten allerdings ungleich anziehender wirken. Wir ſehen daher dieſem Theile ſeiner Forſchungen auch mit großer Spannung entgegen.

Zur rhätoromaniſchen Literatur darf auch eine Schrift gezählt werden, welche Herr Dr. H. J. Bidermann, Profeſſor des Staatsrechts an der Univerſität zu Graz, ſo eben in der Wagnerſchen Buchhandlung zu Innsbruck erſcheinen ließ. Sie führt den Titel: Die Italiäner im tiroliſchen Provinzialverbande — und behandelt in trefflicher hiſtoriſcher Ausführung die Territorialfrage des „Trentino," die Theilnahme der Italiener an den tiroliſchen Landtagen, die ſtaatsrechtlichen Geſichtspunkte u. ſ. w. Die Einleitung bildet eine ethnographiſche Abhandlung, in der wir allerdings einiges anders wünſchten. Der Verfaſſer hätte vielleicht die ethnologiſchen Aufſtellungen der „Herbſttage in Tirol" mit Nutzen berückſichtigen können, allein für die Tiroler ſcheint über dieſem Büchlein dieſelbe Tarnkappe zu liegen, wie über der Rhätiſchen Ethnologie.

XIX.

Drei Maler aus Tirol.

Im Auguſt 1873.

I. Franz Defregger.

Drei Maler aus dem Land Tirol, Franz Defregger, Mathias Schmid und Alois Gabel, ſie geben allen ſinnigen Geiſtern, die den ſchönen Künſten zugewandt ſind, jetzt mancherlei zu denken und zu reden. Die Malerei im Land Tirol ſtand bisher nur im Dienſte der Kirche. Vom „Tuifelemaler," der die Bildſtöckeln an den Gangſteigen malt, bis hinauf zu Hellwegers gottbegeiſtertem Pinſel hatte die tiroliſche Kunſt nur Einen Zweck, nämlich die Erinnerung an das Alte und das Neue Teſtament, an die allerſeligſte Jungfrau und an die lieben Heiligen immer neu zu beleben und dem hinfälligen Chriſten durch Darſtellung des Höllenfeuers, des jüngſten Gerichts und anderer nicht mehr ungewöhnlicher Gegenſtände dieſer Art die ernſten Wahrheiten ſeines Glaubens ſtets vor Augen zu halten. Abgeſehen von den Stoffen, war aber die tiroliſche Malerei auch in anderer Beziehung eine wahre Asceſe. Ein tiroliſcher Rafael mochte in neugebauten Kirchen die ſchönſten Abendmähler und Himmelfahrten al fresco malen, die Bewunderung

des ganzen Landes und aller Kenner auf ſich ziehen und mußte doch nebſt Frau und Kindern mit einem Ehrenſold von jährlich ſieben- bis achthundert Gulden fürlieb nehmen, ſo daß er, wenn er nicht eigenes Vermögen beſaß, mitten in ſeinem Ruhme Hungers ſterben konnte.

Nun wollten aber die Tiroler neben ihrer Andacht in der Kunſt nachgerade auch ihre Schalkheit und ihren Witz zur Geltung bringen, und ſo entſtand denn in unſerer Zeit eine tiroliſche Genremalerei, die ihre Stoffe aus dem Volksleben der Heimat wählte und ſich damit nicht nur ſchnell aus allen Nahrungsſorgen herausarbeitete, ſondern auch als längſt erſehnte Abwechslung neben der Heiligen- und Allerſeelenmalerei beim Publikum die freundlichſte Aufnahme fand. Dieſe veränderte Wahl der Gegenſtände war faſt ein Wageſtück; denn die kirchliche Preſſe in Tirol verſpürte bald das Gefährliche des Unternehmens und ſchlug ihren pflichtgetreuen Lärm über die Abtrünnigen auf, allein die drei genannten Waghälſe befinden ſich in ihrer jetzigen Atmoſphäre leiblich und geiſtig ſo wohl, daß ſie ſich durch jene Stimmen ſchwerlich wieder in den alten Schafſtall zurückrufen laſſen werden.

Das Publikum, das ihnen jene freundliche Aufnahme zugewendet, wird nun wohl auch gerne einige biographiſche Mittheilungen über dieſe ſtrebſamen Männer entgegennehmen.

Franz Defregger wurde am dreißigſten April 1835 zu Stronach im tiroliſchen Puſterthale geboren. Dieſer Geburtsort iſt ein zerſtreutes Dörflein, eine Berggemeinde, die zur Pfarre in Dölſach gehört, welch letzteres weiter unten näher an der Landſtraße liegt und auf allen Special-

karten zu finden ist. Das Gebirge, das vom Großglockner herniederzieht, bildet hier eine hohe Hecke gegen das Möllthal, welches zu Kärnthen gehört, und streckt sich gegen Mittag in fruchtbaren Abhängen an die Drau herab. Diese Halden sind fleißig bebaut und reichlich bewohnt, ja mit vielen hundert Höfen besetzt, in denen ein gutmüthiges, heiteres und ehrliches Völklein lebt. Lienz, die letzte tirolische Stadt an der Drau, ein freundliches Oertlein, liegt zwei Stunden weiter oben. Sonst finden sich da auf den Bergen und im Thale mancherlei halb erhaltene und ganz verfallene Burgen und Schlösser. Unter den Burgen dieser Gegend ist auch eine Namens Wallenstein, in welcher der dortige Landmann, obwohl ohne Grund, den großen Feldhauptmann des dreißigjährigen Krieges geboren sein läßt. Auch zeigen sich verschiedene alte Kirchen und Kapellen, welche zusammen mit der trefflichen Landschaft in jungen Seelen leicht malerische Anlagen wecken mögen.

Franz Defreggers Vater war ein angesehener und nach dortiger Schätzung wohlhabender Landmann, dessen Vorfahren, dem Namen nach zu schließen, wohl aus dem tirolischen Teferegger Thale stammten. Er wohnte oben am Berge in einem gutgehaltenen Bauernhofe, der mitunter auch fünfzig Stück Vieh beherbergte. Der Geschäftsbetrieb war jedoch manchem Wechsel ausgesetzt. Zeitweise warf sich der Vater auf den Pferdehandel und hatte dann wohl zwanzig Gäule im Stall — zu andern Zeiten glaubte er mit Butter und Käse mehr verdienen zu können, und dann wurde die Zahl der Kühe vermehrt.

Auch an Kindersegen fehlte es keineswegs. Eigentlich

waren auf dem Hofe zehn eheliche Nachkommen geboren worden, aber ein epidemiſcher Typhus, der eines Tages in das Puſterthal hereinbrach, nahm die Mutter und einige Geſchwiſter hinweg. Er griff auch den damals vierjährigen Franzel ſo heftig an, daß dieſer noch lange hin ſiech und ſchwächlich blieb. Durch jene Todesfälle und andere, die früher eingetreten, war die Familie ſo zuſammengeſchmolzen, daß Franzel ſeine Knabenjahre nur mit ſeinem Vater und vier Schweſtern verlebte. Sie vertrugen ſich übrigens alle vortrefflich mit einander, ſo daß dieſe Jugendzeit bei jenem nur freundliche Erinnerungen hinterlaſſen hat.

Den erſten Unterricht in der Bauernſchule erhielt Franz Defregger von einem ſchlichten Landmann, Namens Straganz, der aber als Lehrer ganz achtbar geweſen zu ſein ſcheint. Er hatte ein kleines Anweſen im Walde und hielt dort treu und fleißig ſeine Schule, welche die Kinder der Nachbarſchaft gerne beſuchten. Ueberdieß war er ein braver Menſch, bei dem unſer Franz ſeine ſechs Winter willig aushielt und Alles erlernte, was man in Tirol unter ſolchen Umſtänden zu erlernen pflegt. Später fühlte er allerdings ſelbſt, daß noch Einiges fehle, und ſuchte dann die Lücken, welche die Bergſchule übrig gelaſſen, durch eigene Lernſtunden auszufüllen.

In den Sommermonaten und bis zu ſeinem fünfzehnten Jahre lebte Franz Defregger, wie einſt Joſef Koch im Lechthal, als Hirte auf den grünen Almen ſeiner Heimat. Er hatte von ſelbſt zu zeichnen wie zu ſchnitzeln angefangen, und war ihm namentlich letzteres auf den einſamen Weiden ein ſehr willkommener Zeitvertreib. In

den Wintertagen ergötzte er ſich damit, allerlei Figuren aus Papier zu ſchneiden. Einmal kam der Vater auch mit einem anſehnlichen Funde alter, verlegener Bücher vom Speicher herab und verehrte dieſe dem Sohne, welcher ſie alsbald zu Karrengäulen und Reitpferden zuſammenſchnitt und dieſe ſeine Lieblingsthiere in reicher Anzahl auf die Stubenwände klebte. Neben jenen alten Legenden und vergilbten Kräuterbüchern hatten ſich übrigens dazumal auch allerlei Pergamente vorgefunden, die der junge Schnitzler ebenfalls ſeiner Kunſt zum Opfer brachte — nicht ohne reuige Nachwirkung, denn es fällt ihm jetzt noch öfter ein, daß es vielleicht doch ſchade um die ehrwürdigen Pergamente geweſen, und daß dieſe allerlei wichtige Geheimniſſe enthalten haben mögen, denen die tiroliſche Geſchichtſchreiberei vielleicht ihr Leben lang nachlaufen dürfte, ohne ſie wieder „zu Stande bringen" zu können.

Aber dieſes Hirten- und Schnitzlerleben ging auch zu Ende. Als der Sohn ſo groß und ſtark geworden, daß er der Bauernarbeit gewachſen war, ſtellte ihn der Vater als ſeinen Mitregenten und Statthalter auf dem Hofe ein. Unſer Franz bekam durch dieſe erhöhte Stellung ſo viel zu thun, daß er Zeichnen, Ausſchneiden und Schnitzeln ganz beiſeite legte und bald alle drei Kunſtübungen vollkommen vergeſſen zu haben ſchien.

Nachdem der gute Vater 1858 geſtorben war, mußte der dreiundzwanzigjährige Franz als einziger Sohn den Hof übernehmen. Er wirthſchaftete nun als Bauer, fand aber wenig Vergnügen an dieſem Stand. Verſchiedene Verdrießlichkeiten mit Vieh und Hausgeſinde ſchienen ihm

die Wahl eines andern anzurathen. Nach zwei Jahren verkaufte er auch ſein Anweſen und begann nachzudenken, was er jetzt etwa anfangen ſolle. Und ſiehe da! plötzlich wachte die alte Jugendliebe wieder auf und es ward ihm ſonnenklar, daß er ein Künſtler werden müſſe. Seine nächſte Abſicht ging nun dahin, ſein Glück in der Sculptur zu verſuchen. Zu dieſem Zwecke begab er ſich nach Innsbruck zu Profeſſor Stolz, dem Bildhauer, der ihn ſehr freundlich aufnahm und ihm mit väterlichem Rathe zu Hilfe kam. Zuerſt einmal ſollte er ſich im Zeichnen ausbilden, dann würde man das Weitere beſprechen.

Franz Defregger zeichnete nunmehr einige Monate ſtill und emſig und zu voller Zufriedenheit des Lehrers. Dieſer glaubte aber doch allmälig zu finden, daß es ſein Schüler als Maler wahrſcheinlich weiter bringen würde denn als Bildhauer und theilte ihm ſeine Meinung offen mit. Letzterer fand ſich leicht in dieſe Anſchauung und ſo reisten ſie eines Tages mit einander in die bayeriſche Hauptſtadt, um den berühmten Profeſſor Piloty aufzuſuchen. Sie fanden ihn auch glücklich in ſeinem Atelier, wo Profeſſor Stolz ſeinen Pflegebefohlenen dem Meiſter, den er übrigens ſelbſt noch nicht kannte, geziemend vorſtellte und angelegentlichſt empfahl. Unſer Franz trug bei dieſer Gelegenheit noch ſeine Lodenjoppe und ſeine kurze Lederhoſe, war aber dabei ein vortreffliches Muſter eines wohlgeſtalteten und geſcheidten Tirolerbuben. Der Meiſter zeigte ſich auch ſehr liebenswürdig und gab da gleich von Anfang manche weiſe Lehre.

Franz trat nun auf Pilotys Rath zunächſt in die Kunſtgewerbeſchule ein und übte ſich unter Profeſſor Dyk

noch zwei Semester lang im Zeichnen, wurde aber dann in die erste Classe der Akademie aufgenommen und begann hier seine ersten Versuche in der Malerkunst. Um diese Studien fortzusetzen, reiste er 1863 nach Paris und blieb dort bis in den Juni 1865. In jenen Tagen aber zog es ihn aus dem Pariser Lärm mit mächtiger Sehnsucht nach den grünen Höhen des Pusterthales und auf die stillen Almen an der Kärntnergränze. Er zog wieder heimwärts und hielt sich fast ein Jahr zu Dölsach und in Lienz auf, um allerlei Figuren zu zeichnen, wie sie dort zu finden sind: die Männer und Weiber, die Burschen und die Mädchen seines engeren Vaterlandes.

Im Jahre 1866 ging Defregger wieder nach München und im Sommer 1867 nahm ihn Professor Piloty in seine Schule auf, was den jungen Mann zu neuem Eifer antrieb. Dort fand er auch seine volle Ausbildung und seit jener Zeit sind seine größeren Bilder entstanden, die jetzt aller Welt bekannt sind. In den letzten Jahren malte er übrigens auch eine heilige Familie, ein größeres Altarbild, welches er der Pfarrkirche zu Dölsach, in der er getauft worden, als Andenken verehrte. Im letzten December ist es dorthin abgegangen und nunmehro prangt es auf dem Hochaltar daselbst.

Aber die Götter sind neidisch. Mitten in dem eifrigsten Streben, unter den ersten Erfolgen, in den schönsten Entwürfen traf den jungen Meister plötzlich ein Mißgeschick, wie er es in seiner frischen Kraft nicht hätte erwarten sollen.

Im Februar 1871 befiel ihn nämlich eine Krankheit der Kniegelenke, welche unheilbar schien und ihn unter

unaufhörlichen Schmerzen einem frühen Tod entgegenzuführen drohte. Er mußte zumeiſt im Bette liegen und konnte nur wenige Stunden des Tages und auch dieſe nicht ohne große Unbehaglichkeit vor der Staffelei verbringen. Für dieſes Leiden war in München kein Rath zu holen. Nachdem er da nun bis zum vergangenen December ausgehalten, ließ ſich der Patient nach Bozen bringen. Dort wohnte er oberhalb der Stadt, im ſogenannten „Dorf," in einer ſchönen Villa bei Herrn Joſef Moſer. Allein die Schönheit der heſperiſchen Landſchaft — ſie erfreute wohl ſein Auge, aber ſeine Leiden konnte ſie nicht lindern. Da trat eines Tages, im Februar dieſes Jahres, ein alter Bekannter aus der Dölſacher Gegend, Franz Oberſteiner, ein einfacher Bauersmann, aber berühmter Naturheilkünſtler, in die Stube, um ſich nach dem Gebreſten ſeines Landsmannes zu erkundigen, denn nach Allem, was er gehört, ſchien ihm dieſes nicht ſchwer zu heilen. Er erbot ſich auch nach kurzer Unterſuchung, die Kur ſofort zu beginnen. Defregger bat ſich zwar vorerſt noch Bedenkzeit aus, ließ aber dem Naturarzt ſchon nach wenigen Tagen die Botſchaft thun, daß er bereit ſei, ſich ſeiner Kunſt zu unterwerfen. Der ländliche Aeskulap kam auch gleich zur Stelle, wandte den Baunſcheidtismus an und ging darauf wieder nach Dölſach zurück, nachdem er dem Kranken verläſſige Weiſung gegeben hatte, wie er ſich nunmehr weiter zu behandeln und zu pflegen habe. Der Maler that nach ſeinen Worten, und am erſten Tage des letzten Aprils war er bereits im Stande, zu ſeinem eigenen allerhöchſten Erſtaunen mit geraden Füßen und ſchmerzlos in der ſchönen Bozener Gegend auf und ab zu wandeln.

Vorher war aber ſchon die Liebe in ſein Herz gezogen. Ehe er krank geworden, hatte er zu München ein tugendhaftes und ſchönes Mädchen kennen gelernt, welches ihn auch nicht aufgeben wollte, als er einem lebenslänglichen Siechthum zuzuwanken ſchien. Als ſeine Leiden am höchſten ſtanden, im Juni vorigen Jahres, wurde zu München die Hochzeit gefeiert. Sonſt wird der Hochzeitstag bekanntlich auf der ganzen Erde in allen Freuden begangen, aber Defregger konnte ſich damals kaum rühren in ſeinem Schmerz. Jedoch die treue Zuverſicht der Braut wurde glänzend gerechtfertigt. Sie erfreut ſich jetzt wieder eines kerngeſunden Mannes, der ihr für ihr Vertrauen ſehr dankbar iſt.

Wir wollen nur noch erwähnen, daß Defregger nach ſeiner Auferſtehung im Mai d. J. ins Puſterthal und nach Lienz, von da wieder zurück nach Bozen, von dort zur Ausſtellung nach Wien und von da nach München fuhr, wo er ſich zur Zeit vorübergehend aufhält, um bald wieder nach dem Etſchland zu gehen.

Im Uebrigen ſcheint hier auch ein ſprechender Fall vorzuliegen, daß die Gegenwart ihre Anerkennung nicht immer den Enkeln überläßt. Der gefeierte Künſtler wurde im vorigen Jahre zum Ehrenbürger von Dölſach, um Weihnachten zum Ehrenmitglied der baieriſchen Akademie der Künſte und um Neujahr zum Ritter des baieriſchen Michaels-Ordens ernannt.

Dies iſt kurzgefaßt das bisherige Leben eines Mannes, der, als Bauernbüblein auf den Tiroler Bergen aufgewachſen, jetzt zu den erſten Malern Deutſchlands gezählt wird.

II. Mathias Schmid.

Wenn der Wanderer von Landeck im Oberinnthale noch zwei Stündlein aufwärts zieht, so kommt er an eine Stelle, wo links auf steilem Felsen das alte Schloß Wiesberg steht. Unten um das Gestein zieht sich ein röthlicher Gangsteig dahin, der allmälig im Fichtenwald verschwindet. Wenn der Wanderer fragt, wo der Gangsteig hinführe, wird ihm jedes Bäuerlein antworten: Ins Paznaun. — Paznaun? Sonderbarer, seltsamer Name! Was mag der bedeuten? Dieses wird nun das Bäuerlein schwerlich sagen können, aber den Wissenden ist nicht unbekannt, daß der Name von dem kleinen Dorfe Paznaun ausgeht, welches in der Mitte des Thales liegt und in alten Zeiten nach einem Brunnen (pozzo, pozzignone) benannt worden ist.

Es sind hier nämlich einst Romanen gesessen, welche aber schon seit Jahrhunderten unter den Deutschen, die später eingewandert, zwar ihre Sprache verloren, jedoch ihre Ortsnamen zumeist erhalten haben.

Der untere Theil dieses Thales ist nicht ohne landschaftliche Reichhaltigkeit, der obere dagegen äußerst einfach und einförmig — zu beiden Seiten grüne, aber steile Halden, unten der schmale Weg und der Bach, wenige Häuser, wenige Dörfer, wenige Menschen, wenig Ansprache — Alles still und feierlich.

In diesem abgelegenen, wenig besuchten Thale und zwar in seiner untern Hälfte, in dem Dorfe See, dessen Name an ein längst verlaufenes Gewässer erinnert, wurde am vierzehnten November 1835 unter ärmlichem Dache ein Knäblein geboren, welches in der heiligen Taufe den Namen

Mathias erhielt, ſpäter aber nach ſeinem Vater auch noch Schmid genannt wurde. Das Knäblein gab ſchon im zarten Alter zu erkennen, daß es zum Maler geboren ſei, denn es fing bereits in der Bauernſchule zu zeichnen an und wußte namentlich das gutmüthige Schulmeiſterlein, wenn es eben nicht zur Hand war, ſo kenntlich auf die große ſchwarze Rechentafel hinzukreiden, daß dieſes von ſeinen Mitſchülern jedesmal ſofort mit freudiger Uebereinſtimmung erkannt und begrüßt wurde.

Mathias war etwa fünfzehn Jahre alt, als er ſich feſt vornahm, ein Maler zu werden. Bald wußte er auch den Vater für ſeinen Lebensplan zu gewinnen, und ſo wurde er denn in Tarrenz, einem Dorfe bei Imſt, dem Hauptort des Oberinnthales, bei einem „Tuifelemaler" als Lehrling angeſtellt. Die Tuifelemaler in Tirol widmen ihren Pinſel vornehmlich den Feld- und Grabkreuzen und den Bildſtöckeln oder „Marterln," das heißt den kleinen Erinnerungstafeln für fromme Chriſten, die im Freien verunglückt ſind, und da auf ſolchen Denkmälern gewöhnlich die armen Seelen in ihrem Flammenpfuhl, umgeben von den hölliſchen Geiſtern, dargeſtellt werden, ſo nennt man dieſe Künſtler a potiori gewöhnlich Tuifelemaler.

Der Tuifelemaler zu Tarrenz ſchien den Genius ſeines Lehrlings keineswegs zu überſchätzen. Er ertheilte ihm zunächſt nur Unterricht im Farbenreiben, ließ ihn aber deſto fleißiger Waſſer tragen, Holz ſpalten und andere häusliche Arbeiten verrichten.

Nur einmal gab ihm der Lehrherr einen ehrenden Beweis ſeines Vertrauens und überraſchte ihn mit einem höchſt delicaten Auftrag. Die Kirche ſeines Geburtsortes

See war nämlich mit einem ältern Deckengemälde geſchmückt, das den erſten Sündenfall darſtellte. Mutter Eva trat nun auch am Plafond zu See in ihrer gewöhnlichen Tracht auf, welche allerdings nahezu gar keiner gleichkommt; allein viele Menſchenalter hatten dort an dieſer ihrer Erſcheinung nicht den mindeſten Anſtoß genommen und erſt die neuere Asceſe begann ſie unerträglich zu finden. So ließ denn auch eines Tages der reizbare Dorfcurat den Maler von Tarrenz kommen, machte ihn auf das Scandal an der Decke oben aufmerkſam und verlangte, er ſolle mit ſeinem Pinſel Zucht und Anſtand herſtellen im Paradieſe. Der Apelles von Tarrenz verſprach ſein Möglichſtes zu thun, wußte ſich aber doch nicht recht zu helfen und übertrug die Aufgabe ſeinem Lehrling Mathias Schmid.

Dieſer ließ ſich muthig in einem Kübel zur Decke hinaufziehen, und da er unſerer Erzmutter doch weder Talar noch Burnus oder Regenmantel umhängen wollte, ſo tauchte er ſeinen Pinſel in hellgrüne Waſſerfarben und malte eine ſaftige Staude hin, die ſich über Eva's weißen Leib bis zu dem Punkte hinaufrankte, den der Curat als die äußerſte Gränze erlaubter Decolletirung bezeichnet hatte. Dieſe Arbeit errang ſich zwar die volle Zufriedenheit des Seelenhirten wie die des Lehrherrn, allein um den Schüler nach ſolchen Erfolgen vor dem gewöhnlichen Hochmuth der Künſtler zu bewahren, ließ ihn letzterer gleichwohl gemeinſchaftlich mit den Paznauner Maurergeſellen auch noch die Kirche verputzen und herunterweißen.

Als nun der Vater einmal herangereist war, um die Fortſchritte ſeines Sohnes in Augenſchein zu nehmen, hörte er nur deſſen Klagen über verlorene Zeit und un-

würdige Behandlung, sah aber auch selber ein, daß sein Mathias in dieser Lehre sich nicht entfalten könne, und sandte ihn auf sein dringendes Bitten nach München.

Hier trat der junge Paznauner zuerst als Gehilfe bei einem Vergolder ein, fühlte aber bald, daß er auch da nicht auf dem rechten Wege sei, und ging deßhalb als Schüler in die Akademie der Künste über. Die ersten Versuche in der Malerei gelangen dort so gut, als sich erwarten ließ. „Frau Ruth, wie sie nach Bethlehem zieht," war so glücklich, das Wohlgefallen des damaligen Statthalters von Tirol, des Erzherzogs Karl Ludwig, zu erwecken und von ihm erworben zu werden.

Von dem damaligen Bürgermeister Karl Adam zu Innsbruck erhielt Schmid 1859 den Auftrag, im Friedhofe der Stadt ein größeres Gemälde: „Die drei Frauen am Grabe," stereochromisch auszuführen — eine Aufgabe, die ihn sehr erfreute und die er zu allgemeiner Zufriedenheit löste.

Nunmehr aber warfen auch seine Landsleute im Paznauner Thale, die Männer von See, ihre Augen auf den jungen Künstler und ersuchten ihn, für die Kirche ihres Dorfes drei Altarblätter zu malen. Er ging mit Eifer an die Zeichnung der Cartons und hoffte für etliche Zeit vor Kummer und Noth gesichert zu sein.

Die Cartons waren auch schon der Vollendung nahe, als ihr Schöpfer die Botschaft erhielt, daß in seinem Geburtsorte so eben eine heilige Mission der Liguorianer ihre Stücklein aufgespielt, und daß die Bußprediger die Männer der Gemeinde überredet hatten, die für jene Altarbilder gesammelten Gelder zur Stiftung einer Mission zu ver-

wenden, welche alle zehn Jahre wiederſpielen ſollte. Außerdem müßten die armen, idylliſchen Paznauner bei ihren zahlloſen Sünden und Laſtern noch eher als die andern Tiroler des Teufels werden.

Mit dieſer Nachricht war der Lebenshimmel plötzlich ganz verdüſtert. Mit dem letzten Pfennig ſchlich ſich der junge Maler nach Innsbruck, wo er aber durch einige unpolitiſche Aeußerungen über Staat und Kirche ſich eher Verfolgung als Unterſtützung zuzog. Auch ſeine Freunde fanden damals keine Zeit, ihm behilflich zu ſein, und ſo blieb ihm nichts übrig, als ſich ins väterliche Haus zu See zurückzuziehen.

Allein der Vater war geſtorben, und da der junge Mann, der es ſeinerzeit verſchmäht hatte, ein Tuifelemaler zu werden, jetzt im Unglück ſaß, ſo erſparten ihm ſeine Verwandten und Landsleute auch die bitterſten Kränkungen nicht. Der ehrwürdige Clerus hetzte ſeine Geſchwiſter auf, ihm ſeine ketzeriſchen Bücher zu verbrennen, und gedachte ihn, da er in der Kirche ſchon öfter gefehlt hatte, am nächſten Sonntag zum warnenden Exempel durch die Gendarmerie abholen zu laſſen: allein Mathias erhielt von dieſem Anſchlage noch rechtzeitig Nachricht und verließ nach ſchweren drei Monaten Vaterhaus und Heimatsdorf, die ihm jetzt unter geiſtlichen Einflüſſen ſo widerlich geworden waren.

Doch that in dieſer traurigen Zeit einer ſeiner Brüder die milde Hand auf, und der junge Maler konnte nun einige Wochen in Innsbruck bleiben und ſich um ein landſtändiſches Stipendium bewerben. Dieſes wurde ihm denn auch gewährt und nach und nach auf vier Jahre erſtreckt.

Das Stipendium war eigentlich für chriſtliche Kunſt

verliehen, und um dieſer Abſicht gerecht zu werden, war Mathias Schmid auch ſtets befliſſen, Gottheiten, Madonnen und Heilige, Propheten und Apoſtel zu malen und ſie von Zeit zu Zeit als Ausweis wohlgeregelter Thätigkeit zur Einſicht vorzulegen; allein da das Alte und das Neue Teſtament, die Heiligen und die Märtyrer kein Geld ins Haus brachten, ſo dachte er: Hilf dir ſelbſt und der Himmel wird dir helfen — und fing an, nebenbei auch für die „Gartenlaube“ und andere illuſtrirte Zeitungen zu zeichnen, was im clericalen Hauptquartier zu Innsbruck ſehr bald und ſehr übel vermerkt wurde. Damit ging auch alle Hoffnung auf weitere Verlängerung des Stipendiums verloren; man ſchlug ſie nunmehr ab, nicht etwa, weil er dieſes Zuſchuſſes nicht mehr bedürfe, auch nicht, weil man ſeine Fortſchritte ungenügend fand, ſondern zunächſt weil er durch jene weltlichen Arbeiten aus der Art geſchlagen und in Innsbruck auch einmal an einem Freitag Fleiſch gegeſſen habe.

Als angenehmes Intermezzo in dieſen Unglückstagen mag es gelten, daß Herr Mathias Schmid an einem Maimorgen des Jahres 1867 in der Pfarrkirche zu Mülln bei Salzburg mit einer jungen Münchenerin getraut wurde, welche in den letzten trüben Zeiten mit unerſchütterlicher Treue zu ihm geſtanden hatte. Dieſe Verbindung iſt ſehr glücklich ausgefallen und zur Zeit mit zwei geſunden Sproſſen geſegnet.

Der Neuvermählte ſchlug ſeinen Wohnſitz nun zu Salzburg auf, ſagte den lieben Heiligen Valet, verzichtete überhaupt auf die ganze chriſtliche Mythologie und wählte ſich ſeine Motive fortan aus dem Tiroler Volksleben und andern populären Gebieten.

Den Grundſtein zu ſeinem irdiſchen Fortkommen legte jetzt aber, wie er dankbar zu rühmen pflegt, Herr J. A. Ritter v. Tſchavoll, ein kunſtliebender, vielſeitig gebildeter Mann, der ihm 1867 den Auftrag gab, die Halle ſeines neuen prachtvollen Landſitzes auf dem Margarethenkapf bei Feldkirch mit Bildern aus den Vorarlberger Volksſagen zu ſchmücken.

Um dieſem Orte einer mit Liebe gepflogenen Thätigkeit näher zu ſein, verlegte der Künſtler 1869 ſeinen Wohnſitz abermals nach München, wo er ſeinen Landsmann Franz Defregger wieder traf und die in vergangenen Tagen geſchloſſene Freundſchaft erneuerte. Der Freund brachte ihn auch mit Profeſſor Piloty in Verbindung; dieſer nahm den ſtrebſamen Paznauner unter ſeine Schüler auf und Mathias Schmid iſt nun eifrig bemüht, ſich unter ſolcher Leitung die letzte Ausbildung zu erwerben. Er erkennt es auch beſcheiden an, daß er ohne dieſes Meiſters Rath und Lehre wohl nie jene raſchen Fortſchritte gemacht hätte, die ihm nun von allen Seiten her ſo warme Anerkennung, ſo reiches Lob und überdies ein ſorgenfreies Leben zuwege gebracht.

Mathias Schmid behandelt jetzt mit Vorliebe heitere Gegenſtände aus der clericalen Wirklichkeit ſeiner Heimat.

Da auch die Prieſter im Land Tirol nicht ohne Fehler ſind, ſo hält es Mathias Schmid für eine ſchöne Aufgabe, durch humoriſtiſche Darſtellung ihrer menſchlichen Schwächen zu ihrer Beſſerung und Veredlung nach ſeinen Kräften beizutragen und ihnen ſo alle die Mühe, die ſie vordem auf ſeine Erziehung und Correktion verwendet haben, jetzt reichlich zu vergelten. Allerdings zeigen ſie für dieſes ſein Streben bisher noch wenig Verſtändniß und Dankbarkeit

da ſie mehrentheils der Meinung ſind, es wäre ihrem Anſehen und ihrer Herrſchaft viel zuträglicher, wenn die Laien ſolche unſchuldige Menſchlichkeiten überhaupt nicht zur Kenntniß nehmen oder gleich lieber als Tugenden auslegen würden. Uebrigens ſieht man, daß Herr Schmid das kirchliche Gebiet, für welches ſein Pinſel urſprünglich beſtimmt war, durchaus nicht aufgegeben hat, ſondern es jetzt nur von einer andern, pädagogiſchen Seite auffaßt. Er will jetzt weniger erbauen als belehren und beſſern.

Einer ſolchen Abſicht verdankt ſchon Schmids erſtes größeres Oelbild: „Die Bettelmönche," ſeine Entſtehung. Von dem Beifalle, den es gefunden, ermuthigt, ließ ihm der Künſtler bald andere Gemälde ähnlicher Tendenz, zuletzt das treffliche, mit köſtlicher Laune entworfene Meiſterſtück: „Die Beichtzettel-Ablieferung" folgen. Durch alle dieſe Schöpfungen iſt Mathias Schmid jetzt in der Weltausſtellung zu Wien vertreten.

III. Alois Gabl.

Im Oberinnthale bei Imſt geht das Pitzthal ein, ein rauhes, armes Thal, das hinten bei Plangroß (plan grosso) an den Oetzthaler Fernern endet. Es iſt früher von der reiſenden Welt ſehr wenig betreten worden, kommt aber nachgerade auch in den menſchlichen Verkehr, da die Zahl der Gletſcherſteiger jährlich wächst. In dieſem Thale wurde Alois Gabel geboren, der jetzt auf der Weltausſtellung ſeine Bilder „Die Militärloſung in Tirol" und den „Kapuziner Haſpinger" ſehen läßt. Von ihm liegt uns eine eigenhändige Lebensſkizze vor, die wir dem freund-

lichen Leſer nicht vorenthalten wollen. Sie iſt, wie man erſehen wird, kurz und friſch geſchrieben und erſcheint hier in ihrer Urgeſtalt, der nur hie uud da unerhebliche ſtyliſtiſche Nachhilfen zu Theil geworden ſind.

„Im Jahre des Herrn 1845 wurde ich zu Wieſen im Pitzthal geboren. Mein Vater, der Wirth und Bäcker im Dorf, hatte mit mir zehn Kinder zu ernähren und deßwegen war kein großer Widerſtand zu bemerken, als mich ein kinderloſer Onkel, der ſich zu Imſt als Maler und Krämer fortbrachte, unentgeltlich in ſein Haus zu nehmen wünſchte. Nachdem dies geſchehen, ließ mich mein Gönner mit gutem Erfolge in die Haupt- und Realſchule gehen. Allmälig ſprach ich davon, daß auch ich mich zwar nicht zum Krämer, aber ſehr gerne zum Maler ausbilden möchte, allein Onkel und Baſen verlangten ſtürmiſch, ich ſollte ein geiſtlicher Herr werden. Nein, dacht' ich mir, geiſtlich werd ich nit — und lief davon ins Pitzthal. Der Vater war nicht ſehr erbaut über dieſen neuen Gaſt an ſeiner ärmlichen Schüſſel und hielt mich aus Verdruß darüber in Haus und Feld zur ſtrengſten Arbeit an.

Nach anderthalb Jahren war mir aber das Bauernleben ſo widerwärtig geworden, daß ich dem Onkel neuerdings zu Gemüthe führte, er möchte mich doch wieder zu ſich nehmen. Dies that er auch nicht ungern; ich hatte ſeinen Kramladen zu verſehen, konnte aber nebenbei zeichnen und malen, ſo daß ich im Porträtiren eine ziemliche Geſchicklichkeit erlangte. Nun ſagte freilich Alles, ich müßte nach München oder Wien; aber ich hatte kein Geld, mein Onkel auch nicht und mein Vater noch weniger. Da kam der hochwürdigſte Herr Vincenz Gaſſer, der Fürſtbiſchof

von Brixen, in die Nähe, um eine Kirche einzuweihen. Dieſen beſchloß ich um Hilfe anzugehen, packte meine Arbeiten in einen Rahmen zuſammen und begab mich auf den Weg. Der hochwürdigſte Biſchof ſchaute meine Sachen an, meinte ein ungewöhnliches Talent zu wittern und verſprach mir jährlich hundert Gulden zu geben, bis ich ein landſchaftliches Stipendium bekäme. Dies hat er auch gehalten und ich werde ihm dafür auch immer dankbar ſein. Zugleich gab er mir freundlich Rath und Lehre, wie ich mich ſonſt noch durch mannigfache Bettelei ehrlich fortbringen könnte; namentlich wies er mich an den damaligen Statthalter, den Fürſten Lobkowitz. Daß ich nach dieſer Audienz vor Freude ordentliche Sprünge machte, iſt zu denken.

Nun nichts eiligeres, als mit meinem Rahmen auf dem Rücken nach Innsbruck zum Statthalter. Dieſer verſprach auch, mich reichlich zu unterſtützen, wie er mir denn wirklich durch das Bezirksamt ſieben Gulden zukommen ließ. Mich in meiner Noth um weitere Hilfe umſchauend, wanderte ich unbekannt in der Stadt herum und ſah es vorzüglich auf die großen Häuſer ab. Da ging ich hinauf und legte meine Sachen auseinander. Iſt nicht überall gut gegangen, und gerade dieſelbigen, die, wie ich ſpäter erfuhr, als Kunſt-Mäcene gelten wollen, die haben mich ohne weiters fortgejagt. Ins bekannte reiche Kloſter Wilten kam ich auch; der Portier wollte mich aber zunächſt mit dem Hunde hinaushetzen. Schließlich wurde ich doch vor den Abt gelaſſen, der mir ziemlich viel über die Noth ſeines Kloſters klagte und zuletzt auch etwas ſchenkte.

Höchſt vergnügt zog ich nun als ſiebzehnjähriger Burſche

nach München, wurde gleich in die Akademie aufgenommen, arbeitete fleißig und hungerte viel. Glücklicherweiſe erhielt ich bald darauf ein landſchaftliches Stipendium von Tirol, freilich unter der Bedingung, daß ich bei Profeſſor Schraudolph ſtudiren und mich der ſtrengen kirchlichen Kunſt widmen ſollte. So war ich genöthigt, die Stelle, die mir Profeſſor Piloty auf Verwendung meines Landsmanns, des Profeſſors Knabel, bereits in ſeiner Schule zugeſagt hatte, wieder aufzugeben, was ich ſehr ungern that.

Mein Glück war, daß ich bei der akademiſchen Preisaufgabe aufgefordert wurde, meine Skizze auszuführen.[1] Bei dieſer Gelegenheit erklärte ich den Tirolern, das laſſe ſich in der Schule der ſtrengen kirchlichen Kunſt nicht machen, ſondern nur bei Profeſſor v. Ramberg. Alſo trat ich bei dieſem in die Lehre. Wie ich dann mit meinem Bilde den erſten Preis gewonnen hatte, bin ich etwas kecker geworden und habe die heiligen Malereien aufgeſteckt. Von Profeſſor v. Ramberg ging ich ſpäter in die Schule des Profeſſors Piloty über.

In meiner neuen Richtung habe ich neben mehreren kleinern auch zwei größere Bilder gemalt: „Kapuziner Haspinger, wie er das Volk zum Aufſtand ruft“ und „Die Militärloſung in Tirol.“

1 Die Akademie ſetzt nämlich alle Jahre zwei Malerpreiſe aus. Es legen dann die Schüler, welche als Bewerber auftreten wollen, ihre hiezu gefertigten Skizzen vor. Unter dieſen werden zwei ausgewählt, die nun in Farben auszuführen ſind und deren Urheber eben wieder unter ſich um den erſten und zweiten Preis zu ringen haben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kleinere Schriften

von

Ludwig Steub.

Vierter Band.

Altbayerische Miscellen.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1875.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorrede.

Mit dieſem vierten Bändchen ſchließt die Sammlung meiner Kleineren Schriften.

Bei dieſem Schluſſe habe ich nun eine Entſchuldigung vorzubringen, aber nur eine leichte, denn der Umſtand, der ſie veranlaßt, wiegt ſelbſt nicht ſchwer.

Das Material, das mir zu dieſen Kleineren Schriften vorlag, ließ ſich nämlich in die beabſichtigten vier, nach vier Kategorieen herzuſtellenden Bändchen nicht ganz ebenmäßig vertheilen. Um nun die vorausgehenden in ihrem Umfang möglichſt gleich zu halten, wurde manches Hauptſtück, das eigentlich zu den Altbayeriſchen Miscellen gehörte, dieſen entzogen und früher verwendet. So ſtehen z. B. im zweiten Bändchen unter den Literariſchen Aufſätzen mehrere Arbeiten, welche ſich auf bayeriſche Dinge beziehen und daher in dieſem letzten wenigſtens ebenſo gut Aufnahme finden konnten als dort.

Durch ſolche Aushebungen wurde aber der Vorrath für das vierte Bändchen ſo geſchmälert, daß ſeine Bogenzahl hinter der ſeiner Vorgänger merklich zurückgeblieben wäre, wenn ich nicht die Abhandlungen über die deutſchen Familiennamen und über Corſſens Etruskerſprache hier eingelegt hätte, welchen allerdings auf die Geſellſchaft, in der ſie ſich jetzt befinden, eigentlich kein Anſpruch zuſteht, da ſie mit den Altbayeriſchen Miscellen nur die Perſon des Verfaſſers gemein haben.

In der Hoffnung, daß mir dieſe That nicht nachgetragen werde, zeichne ich nun als meiner verehrten Leſer

München, den 20. April 1875.

ergebenſter

Ludwig Steub.

Inhalt.

		Seite
I.	Thorwaldſen im Knorrkeller. 1841.	1
II.	Das Octoberfeſt. 1841.	7
III.	Der Faſching in München. 1842.	15
IV.	Aus der Faſten. 1842.	26
V.	Des Kronprinzen Hochzeit. 1842.	33
VI.	Sommerleben in Brannenburg. 1864. . . .	41
VII.	Das Theater zu Kiefersfelden. 1867. . . .	55
VIII.	Die falſche Mutter Gottes. 1871.	67
IX.	Die Dachauer Bank. 1872.	96
X.	Die armen Franziskanerinen. 1872.	115
XI.	Das Feſt zu Reut im Winkel. 1873. . . .	135
XII.	Zu den deutſchen Familiennamen. 1873. . .	146
XIII.	Markus Joſef Müller. 1874.	166
XIV.	Wer war er? 1874.	173
XV.	Die Wiege Karls des Großen. 1874. . . .	188
XVI.	Die Wallfahrt zu Birkenſtein. 1874.	200
XVII.	Ueber die Sprache der Etrusker; von W. Corſſen. 1875.	220

Digitized by Google

I.

Thorwaldſen im Knorrkeller.

München, 20. Juli 1841.

Wer ſich unter dem Sommerkeller eines Münchener Bräuers etwa einen Keller vorſtellen wollte, wie ihn die übrige Welt auch hat, der läge in einem großen Irrthum. Es ſind dieß keine von jenen kleinen Grüften, wo die Hausfrau ihre Weinfäßchen aufſtapelt und ihr Flaſchenbier, etwas Kartoffeln nebenher für den Winter und ein paar aromatiſche Käslaibe, ſondern vielmehr ungeheure Gewölbe, in die man allenfalls vierſpännig einfahren kann, und die auf ihrem Rücken mächtige Gebäude, wie Edelſitze und Schlöſſer tragen, welche weit rankende Arme ausſtrecken, mit Sommerwohnungen für den Eigenthümer, kühlen Hallen für die Hundstage und netten gemalten Zimmerchen für die „Abonnirten.“ Dieſe Burgen ſtehen in einem weiten Gehöfte, das gar Mannigfaltiges aufzuweiſen hat. So vor allem die vielen, vielen Ruhebänke für die labedurſtigen Gäſte, maleriſch auf die ſchönſten Plätze hingeſtellt, unter das Dach alter Linden oder ſtolzer Kaſtanienbäume. Ferner gehört ein kleiner Wald dazu,

durch welchen einſame Kiespfade ziehen oder auch die breite Heerſtraße für die Bierwagen. Im Gehölze ſelbſt aber finden ſich Blumengärtchen, Roſenhecken, Stachelbeergebüſche, grünes Geländer, ländliches Treppenwerk, ein paar verliebte Lauben, ein paar geheimnißvolle Eremitagen, und endlich auch eine wundervolle Ausſicht über die Münchener Heide ins Abendroth oder auf die blauen Züge der fernen Alpen.

In einem ſolchen Keller nun, und zwar in einem der ſchönſten, bereiteten geſtern Abend unſere Künſtler dem großen Thorwaldſen ein Feſt. Der lange Sommertag begann ſich zu neigen, und der Keller mit Haus und Hof, Garten und Wald, reichlich geſchmückt mit Laubbögen zu ebener Erde, mit wallenden Flaggen auf den Zinnen, war voll harrender Verehrer, voll von Jüngern der Kunſt aus allen deutſchen Gauen, voll von andern Herren und Damen und voll lieber Jugend. Ein ſanfter Anſtieg führt aus der waldigen Thalenge, welche die Einfahrt bildet, allmählich hinauf gegen die kleine Hochebene. Dort ſammelte ſich nun, als der gefeierte Gaſt von der hohen Warte, die das Dach krönt, erſpäht war, der Reigen der Feſtgeber, voran auf grünem Raſenflecke ihre jungen Frauen, deren ſie ſehr ſchöne haben, hinter ihnen die Haufen der kunſtliebenden Münchener, die den Wundermann erſchauen und ſein Bild zur unvergeßlichen Erinnerung mit nach Hauſe nehmen wollten. Der Wagen rollte unter Böllerkrachen vor; Thorwaldſen, der ſtattliche Nordländer, mit dem Löwenkopfe und den langen Silberhaaren, begleitet von den erſten künſtleriſchen Celebritäten, die mit ihm gekommen waren, ſchritt jugendlich, alle Blicke

auf ſich ziehend, den Anſtieg hinauf, während alle Häupter ſich entblößten, Alles ſich verneigte und ein donnernder Willkomm ihm entgegenſcholl. Dort oben bot ihm auch der gaſtfreundliche Herr des Kellers ſeinen Gruß, den der ſchöne Greis mit kraftvollem Händeſchütteln erwiederte.

Jetzt ging's mit fröhlichem Drängen hinein in die Banketthalle. Dazu war die unermeßliche Hausflur eingerichtet worden, die das Erdgeſchoß des Kellergebäudes bildet. Sie iſt eigentlich ein Vorrathshaus für die tauſend Fäſſer, die unſer Brauherr nöthig hat, aber jetzt in ihrem Feſtſchmucke konnte ſie Niemand mehr dafür erkennen. Ueber die Wände ſpannten ſich jene ſchönen, alten Tapeten, welche nach Peter Candide's Zeichnungen gewirkt ſind und die Thaten Otto's, des tapfern Wittelsbachers, darſtellen, wie er für Kaiſer Friedrich focht in den italieniſchen Schlachten, wie er die Klauſe bei Verona ſtürmte, oder wie er die Griechen von Byzanz aus der Mark Ancona vertrieb. Die Decke verſchönerte eine glückliche Improviſation decorativer Malerei; die rauhen Dielen des Bodens verhüllte friſches Grün; in der Höhe zogen duftende Blumengewinde durch den Saal. Von dem vorjährigen Dürerzug, wo die ganze Pracht des ſpäteren Mittelalters wieder aufſtand, iſt den hieſigen Malern und Bildnern eine große Vorliebe geblieben für den Geſchmack jener gepanzerten Zeiten, ſo daß ihnen jetzt Waffenglanz und gothiſches Geräthe als der ſchönſte Schmuck für ihre Trinkſäle gilt. Demgemäß ſtarrten die Pfeiler von ritterlichen Rüſtungen, Harniſchen und Pickelhauben, von Turnierſpeeren, Panieren und alten Flambergen. Ein

Dutzend Kronleuchter hingen funkelnd von der Decke; unter ihnen zog sich unabsehbar die festliche Tafel hin, reich verziert mit goldglänzenden Candelabern, Blumensträußen und mit einer unendlichen Fronte von glitzernden Champagnergläsern. Auf der langen Zeile jener Tische, wo die „Löwen" saßen, prangten die vergoldeten Statuetten der Wittelsbacher, wie sie Schwanthaler geschaffen, auf der andern die der großen Maler des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts von demselben Meister. Gigantische Humpen mittelalterlichen Ansehens standen nachbarlich neben diesen Bildern. Zu Handen des Gefeierten war ein goldener Pokal zu sehen von reicher gothischer Arbeit, vor ihm ein kleines Bronzebild der Reiterstatue Maximilians, seines eigenen Meisterwerks, ihm gegenüber auf der andern Tischreihe ein verjüngter Gypsabguß des Schillerstandbildes, hinter diesem aber und somit gerade im Angesicht des Gastes war in einem Haine von Lorbeerbüschen und Pomeranzenbäumen die Büste unsers Königs aufgestellt. Alles das glänzte und funkelte herrlich durcheinander, und wer weiß, ob der pilgernde Heros auf seinem Triumphzuge durch Deutschland eine Festhalle betreten hat, die der unsrigen an überraschender Gewalt des Eindrucks gleichstehen möchte. — In diesen einladenden Räumen setzten sich also die Tischgenossen zur Tafel. Was München von artistischen Berühmtheiten aufzuweisen hat, war da zusammengekömmen, um mit dem großen Meister des Abends froh zu werden — auch mancher Staatsmann, mancher Gelehrte von gutem Namen hatte sich eingefunden. In das fröhliche Summen der heitern Zecher traten nach und nach belebend die Trinksprüche ein,

ausgebracht in feierlicher Stille, die nur von dem Puffen der Champagnerpfröpfe unterbrochen wurde, wogegen donnernde Vivatrufe und ſchmetternde Trompetenſtöße ihnen folgten. Nun muß man aber wiſſen, daß es unſere Maler an ſolchen Tagen bei gemüthlichem Zuſammentrinken nicht bewenden laſſen, ſondern immer auch zur Erhöhung des Jubels dramatiſche Maskeraden in das Treffen führen, die geiſtreich erfunden ſind und mit draſtiſcher Komik an uns vorübergehen. So gab's denn auch heute einen Schwank, den wir laut des Libretto: Schiedsrichterliches Urtheil des alten Vater Zeus in Sachen Stuttgart, Mainz und Conſorten wider Ritter Thorwaldſen — betiteln dürfen. Es traten da die berühmten Städte Mainz, Stuttgart, Kopenhagen, München und Rom, repräſentirt durch die Bildwerke, die ſie von dem Meiſter beſitzen, als Gutenberg, Schiller, Maximilian, welcher gar zu Pferde war u. ſ. w., angemeldet durch den alten Gott Merkurius als Gerichtsboten vor den lächelnden Feiergaſt und begannen in humoriſtiſchen Streitreden darüber zu hadern, welcher von ihnen er eigentlich angehöre. In das Plaidoyer miſchte ſich zuletzt auch die weißarmige Juno von hohem Stuhle herab, leichter erkenntlich an dem Fächer von Pfauenfedern, mit dem ſie agirte, als an dem braunen Schnurrbarte, der ihren Göttermund beſchattete. In Anbetracht des letztgedachten Charakteriſtikums klang es komiſch genug, als ſie in tiefem Baſſe alſo ſprach:

Was wollen die Menſchen in dieſer Sache
Mit ihrer Rede confuſem Sinn?
Fürchten ſie nicht meine glühende Rache,
Wiſſen ſie nicht, daß ich Juno bin?

Wiſſen ſie nicht, daß Du all' meine Söhne
Mit der Wahrheit durchdringender Macht
Nachgebildet in ſtrahlender Schöne,
Wie's noch kein Sterblicher jemals vollbracht?
Wiſſen ſie nicht, daß ich Mutter bin?

Den Streit ſchlichtet Zeus, der ſchreckliche Donnerkeile ſchwingt und inappellabel entſcheidet, wie folgt:

„Nein, dieſer Mann gehört nicht Einem Lande,
Nicht Einer Stadt allein gehört er an;
Denn er umfaßt mit ſeines Geiſtes Bande
Die ganze Welt — nur ihr, der Welt, gehört er an!"

ein Urtheilsſpruch, der von ſtürmiſchem Jubelruf begrüßt wurde.

Kaum war aber der Vater der Götter und Menſchen mit ſeiner keuſchen Gemahlin, mit den klagenden Parteien und mit dem Gerichtsboten Merkur wieder abgetreten, ſo brach der Liederkranz herein, zweiundſechzig Männer, denen ſüßer Wohllaut in der Kehle ſchläft, an der Spitze Meiſter Kunz, der treffliche Muſikus. Dieſe richteten ſich in der Mitte des Saales ein und ſangen nun zum Nachmahle ihre ſchönen Lieder, vor allem das begeiſternde „Walhalla" mit ſeinen Heldentönen, das bereits bei uns zum Volksgeſang geworden iſt.

So ging es fort in herrlichſter Fröhlichkeit; Trinkſprüche, Vivatrufe, luſtige Scherze, prächtige Lieder und Muſikſtücke wechſelten mit einander ab, bis endlich nach Mitternacht Thorwaldſen in milder Rührung dankend Abſchied nahm. Wie einen jungen Hochzeiter begleiteten ſie mit ſpielenden Muſikanten, jauchzend und jodelnd, den greiſen Meiſter an den Wagen und unter hallendem Lebehoch fuhr er aus ihrer Mitte.

II.

Das Octoberfeſt.

München, im October 1841.

Was ſoll man Neues über ein Feſt ſagen, das nun ſchon zum zweiunddreißigſtenmal wiederkehrt, das beſchrieben, gezeichnet und gemalt iſt und noch jedes Jahr ſeinen Panegyrikus und ſeine Atellanen, ſeine Poeten und ſeine Belletriſten gefunden hat? Indeſſen, die Freude iſt immer neu und friſch und ſo laſſen wir's uns auch nicht nehmen, einen ſchwachen Abglanz derſelben allen Denen mitzutheilen, die etwa nicht dabei geweſen ſind; denn wir haben heute allerdings einen ganz wonniglichen Tag verlebt, und ſind ſo eben in der beſten Laune, engliſches Rennen und holländiſche Viehſtücke in den Augen und lauten bayeriſchen Volksjubel in den Ohren, nach Hauſe gekommen, um in ſtiller Sammlung all das Herrliche, das wir geſehen, wieder an uns vorüberſchweben zu laſſen.

Uebrigens liegt ein ganzer Tag vor uns von Aufgang der Sonne bis zu deren Untergang und noch darüber hinaus. Die Münchner zwar merken wenig vom heutigen Vormittag — ſie ſitzen in den Weinſtuben und thun ſich gütlich mit den Freunden, die das Feſt ihnen zugeführt, aber wir ſind gewiſſenhaft und betrachten das Ding von

Anfang an. Haben wir nun auch die Morgenröthe und die Frühmeßglöcklein verſchlafen, ſo treffen wir dafür die Straßen deſto lebendiger und voll neuer, ſeltſamer Erſcheinungen, voll von fremden, nie geſehenen Geſichtern. Und in der That, die Männer wüßten wir kaum heimzuthun, aber die Frauen, die ſie mit ſich führen, verrathen uns die Gegend ihrer Wohnſitze, und wer ſich auskennt im Bayerland, im alten und im neuen, der weiß, daß die Riegelhauben aus den Städten des Ober- und Unterlandes, jene goldenen Hörner von Paſſau, die ſpitzen Hüte aus dem Gebirge, die flotten Bänderhauben aus den Gebieten, wo Lech und Donau zuſammenſtoßen, die ungeheuern ſammetnen Räder aber aus dem Allgäu kommen. Gemüthliches Volk, unſere Provincialen, die ſich gar keine Mühe geben, die langerſehnte Freude zu verhehlen, die ſie jetzt beſeelt, wo ſie das ungewohnte Pflaſter des weltberühmten Münchens treten! Steht ihnen ja auch ſo ein eigener, ausgeſtochener Tag bevor, der gar vielen im Leben nur einmal erſcheint und zunächſt ſo ein reicher Vormittag, wo ſie in brennendem, ſchauluſtigſtem Eifer alle die herrlichen Siebenſachen ablaufen, die unſere Hauptſtadt für ſie bereit hält. Heute ſteht alles offen — alle Cabinete, Gallerien, Muſeen und Sammlungen, alle Tempel und Paläſte — heute iſt alles preisgegeben, was die Stadt an kunſtreichen Heimlichkeiten verbirgt. Wir gehen auch mit, um uns mitzufreuen an ihrer Freude, und wenn wir ihnen auch hie und da eine ländliche Schwäche abfangen, heute wird nichts übel genommen, und kommen wir einmal aufs Land, ſo werden ſie's leicht wieder einbringen.

So finden wir ſie denn alle ſchon in hellen Haufen über den Maximiliansplatz wandeln oder an den Gärten der Briennerſtraße hin, wo der Obelisk entgegenleuchtet, und ihnen die erſte Bewunderung abdringt. Da bleiben gar manche der ältern Häupter in Rührung ſtehen — wer weiß, ob ihnen nicht der zweiſchneidige Obelisk als wehmüthige Erinnerung durch das Herz fährt an einen der dreißigtauſend, die in den ruſſiſchen Schneefeldern ihren Tod gefunden? Ueber den nächſten Büſchen aber ragt das Giebelfeld der Glyptothek empor und nach dieſem Ziele geht nun der Zug.

Nachdem zuerſt das Aeußere mit ſeinen ragenden Säulen betrachtet und gewürdigt worden, betreten ſie in feierlicher Stimmung die inneren Hallen, die ſehr überraſchend wirken. Doch fallen ihnen weniger die Wandgemälde auf, als vielmehr die ganze zwangloſe Geſellſchaft von nackten Figuren, unter denen namentlich die weiblichen nach ihrer Meinung Rock und Mieder leicht vertragen könnten. Die Jungfrauen gehen auch mit niedergeſchlagenen Augen an dieſen ungewohnten Erſcheinungen vorüber — ſie wiſſen nicht recht, iſt es Spaß oder Ernſt und fühlen ſich jedenfalls ein wenig befangen. Auch wenn ſie herausgetreten, bleibt ihnen noch ein bischen Verlegenheit übrig; in der Pinakothek aber erholen ſie ſich zuſehends wieder, denn da gibts bekanntere Gegenſtände und die Nuditäten ſind doch nur gemalt. Alles ſchaut und ſchaut und überläßt ſich ſorgenlos dem reinſten Kunſtgenuß. Der Landmann und ſeine Familie iſt an ſolchen Tagen leicht zufrieden; eine ſchön geſtellte Hutfeder, eine ſtattliche Halskrauſe oder ein ſchleppendes Atlaßkleid reichen oft hin, das Glück eines Bildes zu machen, an dem der Kenner vielleicht kühl vorübergeht.

Nachdem ſie ſich an den ſchönſten Werken aus allen Schulen ſatt geſchaut, ziehen ſie hinüber auf den Wittelsbacherplatz zum großen ehernen Maximilian. Auch an dieſem gibt's viel zu loben, doch ſucht ſich jeder an der prächtigen Reiterſtatue noch ſein eigenes Lieblingsſtück heraus. Der Bauernſohn, der bei der Reiterei gedient, hängt an den Sporen, der Landarzt vertieft ſich in die trefflich ausgeprägten Adern und läßt dabei etwas von Anatomie verlauten, dem Hausknecht gefällt's beſonders, daß der Hengſt ſo reinlich geſtriegelt iſt. Während deſſen hängt der ländliche Geſchichtsfreund, der etwa mitgekommen, ſinnigen Blicks an der mächtigen Geſtalt mit den ſtrengen Zügen, die ein dahingegangenes Jahrhundert wieder vor die Seele rufen.

Nunmehr geht's aber in die Ludwigsſtraße, in dieſe Gaſſe von Paläſten, an der hochragenden Bibliothek vorbei deren Thore die vier heidniſchen Autoren behüten, welche unſere Gäſte in ihrer chriſtlichen Anſchauung zumeiſt für die vier Evangeliſten anſehen. Alsbald nimmt ſie die Ludwigskirche auf, wo ihnen Meiſter Cornelius das jüngſte Gericht vorhält, deſſen Betrachtung einen frommen Ernſt auf ihre Züge gießt. In andächtigſter Stimmung treten ſie wieder heraus, um in die Reſidenz zu gehen, in die farbenreichen goldenen Königshallen. Leiſe Seufzer: wie ſchön, wie herrlich! liſpeln durch die Säle und bezeugen, wie tief ſie empfinden. Der neue Kunſtjargon ſteht ihnen zwar nicht zu Gebote, aber in ihren Mienen malt ſich die vollkommenſte äſthetiſche Befriedigung. Sie ſind mit allem einverſtanden, ſowohl mit den Darſtellungen aus der althelleniſchen Mythe und aus den deutſchen Dichtern,

als mit der Weiſe, wie Schnorr die Nibelungen abconterfeit hat, und mit Schwanthalers unübertrefflicher Auffaſſung der Antike im Odyſſeuszimmer, deren hohen Werth ſie jüngſt im Kunſtblatte erörtert finden konnten. Dann treten ſie in die Allerheiligenkirche und beten, freundlich belächelt von dieſen heiligen Geſtalten in ihrem goldenen Firmament, ihr Vaterunſer und kreiſen hierauf beſchaulich um den erzgegoſſenen Vater Max, voll liebender Erinnerung an den theuern Todten.

Endlich wollen ſie auch noch Maria Hilf in der Au betrachten, das neue gothiſche Münſter, das Ohlmüller gebaut, der leider zu früh dahin gegangen. Und wie ſie herankommen, und wie ſich der röthliche Bau mit ſeinen Spießen und Zacken ſo ſchön abhebt vom blauen Aether, da wird ihnen das Herz ſchon weit — ſie klimmen hinauf mit ihrer Sehnſucht an dieſen Ecken, Spitzen und Blättern, an dieſen Roſen- und Blumengewinden, hinauf bis an den durchbrochenen Thurmhut, und wiegen ſich oben auf ſeiner Höhe, wo ſie ſchon näher am Himmel ſind, und das Jammerthal dieſer Erde ferner liegt. Aber wenn ſie eintreten in das mittelalterliche Bogenwerk, da wird das Staunen überwältigend. Dieſe mächtigen Portale mit dem blüthenreichen Schmucke, dieſe Fenſter mit ihrem feurigen Himmelsglanze, dieſe Spitzbogen, die wie zwei zum Gebet gefaltete Hände aufwärts ſtreben, dieſe Hallen mit ihrem magiſchen Dämmerſcheine voll gebrochener Lichter — dieß unerklärliche Ragen, Streben, Aufwärtsdeuten, dieſe ſtille, geiſterhafte Bewegung in dem ruhigen, ſteinernen Dome — es iſt nicht auszuſprechen, was ſie dabei fühlen, nicht zu ergründen, wie tief ſich der Eindruck in ihre

Herzen legt. Für ſie iſt die Frage entſchieden, in welchem Style wir bauen ſollen. — Wir verlaſſen unſre Landsleute in dem Münſter zu Maria Hilf. Sie werden nicht müde, zu ſchauen und zu ſtaunen — der Heiligenſchein der Bewunderung liegt auf ihren Zügen. Laſſen wir ihnen ihre Wonne!

Mittag iſt vorüber und nun kommt die Zeit auf die Feſtwieſe zu eilen. Dieſe iſt eine grüne Ebene, ſüdweſtlich von der Stadt, lang und breit, ein Lagerplatz für ganze Nationen, welchen auf der andern Seite ein geſtaffelter Höhenzug mit der Ausſicht auf die Alpen abgränzt. Wie das wogt, blitzt und funkelt! Ja, wer den Glanz eines warmen, ſonnenhellen Tages nicht geſehen, wenn er ſein Licht über Tauſende und Tauſende ausgießt, die im Feierſtaate ſich zu einem Freudenfeſte vereinigt, der kennt eigentlich die Pracht dieſer Naturerſcheinung gar nicht. Heute gab's aber gute Gelegenheit, ſie kennen zu lernen; denn die Octoberſonne ſchien ſo hell und warm, wie am ſchönſten Maitag. Und dabei überall Leute, wo wir gehen und ſtehen, alles voll, alle Straßen voll, die Wieſe voll, die Trinkhütten voll, der Berg voll, alles in feſtlichem Gewande, alles mit heiterm Summen durcheinander wogend, alle Wagen der Stadt in Bewegung, alle Pferde auf den Beinen, alle Peitſchen im Schwunge. Die Majeſtäten rollen heran, von Kanonendonner und Jubelruf begrüßt, und beſteigen mit dem glänzenden Gefolge die Zelttribüne, die für ſie aufgeſchlagen iſt. Nun kommen die Landwirthe froh herbei mit ihren Zuchtſtieren und Maſtochſen, mit Racehengſten, mit Mutterſchweinen und Merinoſchafen, mit den gemeinnützigſten, auserleſenſten Beſtien und nehmen ihre Preiſe unter

Trompetenſchall in Empfang. — Hierauf ſoll das Rennen beginnen. Die Rennmeiſter reiten geſchäftig hin und her, um einige Ordnung in das fröhliche Chaos zu bringen. Bald thun ſich die Schranken auf und die Pferde mit ihren ſcheckigen Reitern ſprengen weitausgreifend heran. Die Erde dröhnt; kaum geſehen ſind ſie auch ſchon vorüber und reißen die ganze Aufmerkſamkeit der achtzigtauſend Zuſchauer mit ſich dahin. Die weite Runde wird pfeilſchnell abgemeſſen. Dreimal muß ſie umritten werden und was anfangs ein Knäuel ſchnaubender Quadrupeden, das windet ſich mehr und mehr zu einem langen Faden ab, in den zuletzt erkleckliche Lücken reißen. Endlich hat der Erſte das Ziel erreicht. Das Beifalljauchzen wälzt ſich wie ein Wetterſturm von der Anhöhe herunter über die Ebene hin, um erſt in den Gaſſen der Stadt zu verhallen. Die Menge, die während des Umritts gebannt geſtanden, wühlt wieder entfeſſelt durcheinander. Die Carroſſen fahren weg, die Schwadronen ſchwenken ab, die Trompeten ſchmettern, die Feſtkanonen krachen, unermeßlicher Lärm, unentwirrbarer Knäuel! Dazwiſchen tänzeln die Rennpferde mit den bunten Knaben, die nun ausgerungen haben. Die einen der Jungen freuen ſich über die bayeriſchen Thaler, die ihnen von den Preisfahnen herab feſtlich um die rothen Backen baumeln, die andern zittern vor den Geſichtern, die ihnen die unbefriedigten Herren zeigen werden; denn es iſt nichts Angenehmes, ein ganzes Jahr lang einen heikeln Gaul und den dazu gehörigen Rennknaben zu erziehen, um ſie am Tage der Prüfung beide durchfallen zu ſehen.

Nun beginnt aber die erfriſchende Nachfeier bei den

vollen Krügen. So viele Tauſende auch heimwärts eilen, man merkt keinen Abgang. Die Buden und Zelte ſind bis in den letzten Winkel vollgepfropft und Unzählige wandeln wartend auf und ab, um ſpäter unterzukommen. Ueberall heiterer Lärm und brauſende Luſtbarkeit, Singen, Jauchzen, Vivatrufen und dazwiſchen alle Bänkelſänger der Gegend in wirkſamſter Thätigkeit. So geht's bis gegen Mitternacht, je länger, deſto luſtiger, je lauter, deſto gemüthlicher! 'S iſt ein wahres Volksfeſt.

Um dieſen großen Tag lagern ſich nun zwei Feſtwochen, die eine gewiſſermaßen zur Vorbereitung, wogegen die andere durch das Scheibenſchießen belebt wird, wo ſich die Münchner Schützen ihre Kränze holen — dieſe gefürchtete Waffenbrüderſchaft, die auf auswärtigen Schießſtätten nur erſcheint, um das Beſte nach Hauſe zu tragen. Anderes Volk findet ſich ein, um zuzuſehen, zur Promenade oder zum Abendtrunk, und ſo wimmelt an ſchönen Tagen die Wieſe von Leuten aller Art. Für den Vollblutmünchner hat dies Treiben immer ſeine Reize. Es iſt zum Erſtaunen, was ſich derſelbe bei ſolchen Gelegenheiten einem gediegenen, rechtſchaffenen Trunk zu Liebe gefallen läßt. Unter Püffen und Rippenſtößen holt er am ſtets umdrängten Schenktiſch ſeinen Krug, kommt mit abgeſchüttetem Sonntagsrock, mit eingeſchlagenem Hute wieder zurück, ißt ſein Brod mit einem Meſſer, auf einem Teller, an einem Tiſche, die er alle erſt ſelber reinigen muß und iſt ganz vergnügt dabei. Je mehr er ſich zu plagen hat, deſto theurer iſt ihm das Errungene. Er bleibt ein Spartaner, wo er geht und ſteht.

III.

Der Faſching in München.

1842.

Wir denken einiges über den heurigen Carneval zu berichten und wollen zuerſt an die Maskenbälle gehen. Die Maskenbälle ſind ja doch eigentlich die Kirmesfahne, die das Hoftheater aushängt zum Zeichen, daß jetzt der Mummenſchanz erlaubt ſein und die Saturnalien beginnen können. So beginnen auch wir mit ihnen. Unter einem Maskenball ſollte man ſich von vornhinein wohl etwas recht Kurzweiliges vorſtellen — einen Tummelplatz der Faſchingsluſt, einen lauten Fechtboden des Witzes, ein keckes Stelldichein verborgener Liebe, wo mit üppigen Worten getändelt, mit gefährlichen Geheimniſſen geſpielt, wo leichtfertige Wünſche und verfehmte Gedanken ungeſcheut verführt werden, weil die Faſtnachtsflagge für den Abend die verbotene Waare deckt; hinter den ſchwarzen Masken brennende Sinne, verlangende Augen, auf den Zungen Scherzworte und lüſternes Geflüſter, nebenher ſtille Winke, verſtohlener Händedruck — alles bunt durcheinander in phantaſtiſchen Farben, in labyrinthiſchen Bewegungen, kichernd, lachend, lärmend, alles ſinnlich auf-

geregt und im hellen Rauſch der Freuden. In der Wirklichkeit iſt es aber ganz anders. Die Maskenbälle ſind ſehr geſetzte Vergnügungen geworden, wenn ſie überhaupt noch welche ſind. Wir ſind glücklicherweiſe viel zu ſittlich und unglücklicherweiſe viel zu hausbacken, um noch etwas daraus zu machen. Für faſhionabel gelten ſie noch immer; es laſſen ſich die beſten Stände ſehen, aber der ſonnenſcheinige Anſtand, der am nüchternen Tage herrſcht, regiert auch hier im feenhaft beleuchteten Raum. Wir können uns die Sitten kaum mehr vorſtellen, denen dieſe Maskenbälle gefährlich wurden. Man wogt jetzt ruhig auf und ab in ſchwarzem Frack oder in hellfarbigem Ballkleid und kümmert ſich ſehr wenig um einander. Masken ſind ſchon ſeit Jahren eine Seltenheit, und die Dominos, die noch zuweilen erſcheinen, beſchränken ſich darauf, durch jene lächerlich gewordene Frage die Anweſenheit der gefragten Perſon zu conſtatiren, und ſchlendern dann beruhigt wieder weiter. Alles iſt ſo harmlos und ſo friedlich wie in einer Kleinkinderſchule. Witz und Scherz behalten wir im Herzen; warum auch vor wildfremden Leuten auf einem Maskenballe das bischen Humor vergeuden, das unter den Freunden am abonnirten Tiſch gefordert wird und dort oft nicht ausreicht bis zur Polizeiſtunde? Getanzt wird gar nicht mehr. Vor einigen Jahren brachten noch etliche Dienſtboten dieſes Opfer, aber auch ſie ſind davon zurückgekommen, und ſo ſpielt das Orcheſter ſeine vorſchriftsmäßigen Walzer ab, ohne irgend jemand zu verführen, denn auch die „Ehehalten" haben die Süßigkeit des Parkets kennen gelernt und die groben Bretter ſind zu rauh geworden für ihre verwöhnten Sohlen.

Was aus dieser Verkommenheit zu retten war, die Idee, die Psyche hat mit warmen liebenden Händen ein Mann erfaßt, den die Münchner Blätter mit frohem Stolz als den Wiederhersteller der Carnevalsfreuden begrüßen. Wir nennen ihn „unsern Streck“ und er ist uns so theuer als Johann Strauß seinen Wienern, als Musard den Parisern. Der junge Mann arbeitet sich zukunftsvoll empor und wirkt nebenbei auch als Musikmeister in einem Infanterieregiment. Seine Anfänge liegen etwa sechs oder sieben Jahre rückwärts. Damals kam ihm der poetische Gedanke, die schöne Jahreszeit mit Musik zu verschönen, und er ahmte zuerst die Entréebälle im Freien nach, die ihm die Wiener als gelungenes Muster vorhielten. Neuberghausen war seine Wiege, obgleich er mit der Zeit auch andere Lustorte verherrlichte. Da spielte er denn mit seiner Virtuosenbande die beliebtesten Walzer und ließ ihnen zum Besten der Nichttanzenden immer eine Reihe von andern Tonstücken vorausgehen, die er zum Theil selbst componirt hatte. Ein namhaftes Talent zu arrangiren und mit den gegebenen Mitteln den musikalischen Zeitvertreib für den Abend rühmlichst zu bestreiten, das kann man ihm nicht absprechen. Groß ist der Mann namentlich in Potpourris, aber was er schafft, sind Potpourris-Monstres, wahre Mammuthe von Tondichtungen. So haben wir von ihm das Lager von Augsburg, großes „militärisches Potpourri“, den Carneval von 1840 und zuletzt noch die Eisenbahnfahrt von München nach Augsburg, zwei große „sociale Potpourris“. Jenes erste ist noch ein ziemlich faßlicher Gegenstand; Reveille, Märsche, Attaquen und Kanonaden wechseln recht kenntlich ab; die

Lagermeſſe wird in hellen frommen Accorden vorübergeführt; dann kommt auch noch Tafelmuſik dazwiſchen und die dinirenden Generale ſingen zuſammen ein patriotiſches Tiſchlied. Auch der Carneval von 1840 läßt ſich leicht verſtehen. Es ſind Anklänge aus den ſchönſten Walzern, die dieß Jahr gebracht, oft durch ſtille Seufzer oder lauten Liebesjubel unterbrochen. Mehr Eindringen fordert dagegen die Eiſenbahnfahrt. Das Keuchen des Dampfwagens iſt zwar mit einer Treue wiedergegeben, welche ſchlechterdings entzückt; das Uebrige jedoch erheiſcht, wenn es ſich ganz erſchließen ſoll, wie jedes andere Kunſtwerk, ein liebevolles Nachfühlen. Wer aber dieſes mitbringt, der vernimmt den Lärm der Abfahrt, den Ruf der Ueberraſchung, die ſtille Wonne der ſchnellbeförderten Reiſenden, vielleicht auch das trübe Murren der Aktionäre und das gereizte Brummen des Direktoriums. Man findet aus den Tönen ſelbſt die Gegenden heraus, man hört z. B. das Haſpelmoos: und die Luſtſchlöſſer, die Hofmarken, die lachenden Ausſichten, an denen man vorüberfliegt, werden ganz deutlich vorgeſpielt. So ſetzt denn der Mann ganze Zeitereigniſſe in Muſik und es wäre ein großer Einfall von ihm, wenn er zur Warnung der Enkel und um das Andenken wichtiger Epochen zu erhalten, ein paar monumentale Potpourris anfertigen wollte über einige merkwürdige Begebenheiten, deren Zeitgenoſſe er ſelbſt geweſen. So könnte er z. B. die Kölner Wirren, die hannover'ſche Verfaſſungsfrage componiren als große hiſtoriſche Potpourris, wo die ſchauderhaften Diſſonanzen, die er kunſtreich zu löſen hätte, dem Tondichter das reichſte Feld gewähren müßten, ſeinen Generalbaß zu zeigen und ſo in

der Muſik anmuthig auszugleichen, was im deutſchen Leben ſo ſchneidend klang und klingt.

Dieſer unſer Streck alſo hat die Idee der Maskenbälle aufgefaßt und ſie auf eigene Koſten vom Hoftheater ins Odeon verpflanzt. Auf erhabenem Orcheſter ſpielt er da ſeine Walzer, ſeine Polkas und Galoppaden und unten in der Prachthalle tanzen die Jungen und die Mädchen fröhlich auf dem glatten Boden. Die Damen ſind wohl alle und von dem Männervolke wenigſtens die Tanzenden aus jenen Claſſen, die man in feinern Geſellſchaften vermißt. Es erſcheinen viele Masken, Tiroler, Türken, Schottinnen und dergl., wohl auch deſſelben Herkommens. Die Toilette der nicht maskirten Damen iſt feſtlich, die der Herren ſehr ungezwungen; Hut auf dem Kopfe, Ueberrock, Paletot, Studentenmütze — Bequemlichkeiten, die der männlichen Theilnahme gewiß ſehr förderlich ſind. Dieſes Jahr nun gab uns der Meiſter drei ſolcher Abende, von denen der letzte weitaus der ſchönſte und in der That ein großartiges Freudenfeſt war, deſſen unvergeßlichen Schluß der Altvater bildete, der jetzt ja auch in Windſor getanzt wird. Ach, was war das für eine Wonne unter den ſchönen Jungfrauen von München, als die ſeltſamen Feierlichkeiten dieſes angeſehenen Tanzes begannen, als ſie auf die Stühle geladen wurden und die langen Reihen getragen hinabſchwebten, als die andern Ceremonien folgten, die nur nach Mitternacht aufgeführt werden können, wenn den wachehabenden Müttern ſchon die Augen zugefallen ſind! Und als der Tanz in ſchöner Aufregung geendet hatte, als lauter Jubel und begeiſternder Bravoruf an die Decken ſchlug, da nahm der Meiſter den Vortheil

wahr, ſeine Zaubermacht neuerdings zu zeigen, da ließ er als herrliche Dreingabe ſeine wildeſten Geigen los und den titaniſchen Donner ſeiner Pauken, und ſeine Trompeten ſchmetterten in den reinſten Blocksbergtönen in den Saal hinab, und ein umgekehrter Orpheus machte er ſeine Hörer alle wüthend und jagte ſie mit Walzer, Polka und Galopp nach einander und unausgeſetzt in immer raſcherem Takt als vielhundertpaarigen Hexenwirbel durch die Halle in der Art, daß ſich die älteſten Leute an nichts Aehnliches zu erinnern wußten. Als der Strudel vorüber war, ſah man ſich lächelnd an. Die Paladine ſchienen etwas erſchöpft, die Damen gar nicht. Das ſchwache Geſchlecht hat eigentlich die ſtärkſten Nerven. — Das alſo war der Schluß des Feſtes, deſſen Theilnehmern und Theilnehmerinnen wir das Lob geſitteten Anſtandes nicht verſagen können, denn wenn auch da und dort auf einſamen Stühlen mit Wink und Blick und Liebesgeflüſter manche öffentliche Schäferſtunde gefeiert wurde, ſo war der Ton, wenn auch zärtlich, doch durchweg decent.

Es kommen nun die abonnirten Privatgeſellſchaften an die Reihe, deren wir hier unzählige beſitzen, aus denen aber Muſeum und Frohſinn an Zahl der Glieder und Reichthum der Mittel mächtig hervorragen. Erſteres nimmt ſeine Theilnehmer vom obern Ende der Mittelclaſſe an, letzterer iſt mehr univerſell und ſeine Abonnentenliſte beginnt in den höchſten Kreiſen, um ſich im Nährſtande zu verlieren. Das Muſeum hält ein reich verſehenes Leſekabinet; im Frohſinn findet man höchſtens den journaliſtiſchen Hausbedarf; wenn in jenem mehr geleſen wird, ſo wird in dieſem mehr muſicirt, getanzt und geſchau-

ſpielert. Das Muſeum will nicht wiſſen, daß ſeine Mitglieder Bier trinken, die Ballſoupers ſind im Pariſer Geſchmack, fein und theuer; der Frohſinn duldet das Nationalgetränk und man findet da gute deutſche Hausmannskoſt zu billigen Preiſen. Erſteres bewohnt einen ſelbſteigenen Palaſt, letzterer hat ein ſchönes Local in Miethe, und um alles zuſammenzufaſſen, das Muſeum ſcheint uns mehr europäiſch, der Frohſinn mehr national. Die Bälle des Muſeums waren ſo glänzend wie immer; der Frohſinn aber ließ es bei ſeinen Tanzvergnügungen nicht bewenden, ſondern gab dazu noch Maskenzüge, Theater, Converſationen, Pikniks u. dgl., Beide Geſellſchaften zuſammen enthalten viele ſchöne Welt, und in der That, unſere Damen — wer von den Damen ſchreibt, ſoll, nach Diderot, unter andern Vorſichtsmaßregeln die Feder in die Morgenröthe tauchen ſtatt in das Tintenfaß — ſie ſind anmuthig und liebenswürdig wie je, aber nach allgemeiner Wahrnehmung iſt die Taille im letzten Decennium um ein Merkliches herabgeſtiegen. Ich weiß nicht, war es der begeiſternde Mond der Freiheitskriege, der ſeiner Zeit ſegnend in die Brautbetten ſchien, oder der ſtrahlende Komet von Anno Eilf, aber vor zehn, zwölf Jahren verherrlichte die Ballreigen ein hoher ſtolzer Kranz von Halbgöttinnen, der keinem gleichen die Hand gegeben. So bewundern wir jetzt niedliche Heben in ihrem ſtillen Liebreiz, wo wir ehedem junoniſche Gebilde voll herrſchender Schönheit anſtaunten. Ob wir dabei gewonnen oder verloren, wer wagt es zu entſcheiden?

Uebrigens will man behaupten, die abonnirten Geſellſchaften dahier hätten ihre ſchönſten Tage auch ſchon ge-

ſehen, und der allgemeine Umſchwung, der ſich im ſocialen Leben bemerklich macht, ſcheint allerdings wie den öffentlichen Beluſtigungen, ſo auch ihnen gefährlich zu werden.[1] Vor ſo und ſo viel Jahren blühte nämlich in unſern Mauern noch unbeeinträchtigt ſüddeutſches Leben. Wien und München gingen denſelben Weg, und wenn auch die Kaiſerſtadt die Hegemonie hatte, ſo ſuchten wir doch immer gleichen Schritt zu halten. Was ſie erfand, erſann und erdachte, das durfte auch bei uns auf Anklang rechnen. Nach ihren trefflichen Muſtern richteten wir unſere Vergnügungen ein, nach ihren Moden kleideten wir uns. Von dort kamen uns Kaſperl und Staberl zu, die Löwen der Wiener Komödie, die bei uns ein zweites Vaterland fanden. Nach Wienerart mußten auch wir einen Prater haben und ein Tivoli, und von Wien ging die Lehre aus, uns alle mit Herr von und Frau von anzureden — eine Sitte, die dem hieſigen Leben jenen eigenen Anſtrich von ritterlicher Dignität gibt, der den neuangekommenen Fremden ſo vornehm anſpricht. Nunmehr aber will das anders werden oder iſt's zum großen Theil ſchon geworden. Die zunehmende Bedeutung der Stadt, die lebhafteren Verbindungen mit dem übrigen Deutſchland, die Niederlaſſung norddeutſcher Celebritäten, das Emporblühen der Kunſt und der Aufenthalt ſo vieler Fremden haben ein Element hereingeführt, das jenes ſüddeutſche mannichfach bedrängt und es da und dort ſchon aus dem Feld geſchlagen hat. Vordem nun war der Ton in den größern Geſellſchaften

[1] In der That iſt der Frohſinn vor etwa fünfundzwanzig Jahren gänzlich eingegangen und das Muſeum hat ſchon vor geraumer Zeit ſeine Bälle und Concerte aufgegeben und lebt nur noch als Leſegeſellſchaft fort.

zu München ſehr bequem und traulich. Man ließ ſo jeden gelten, der vorhanden war, freute ſich ſeiner Anſprache, wenn man ihn auch nie geſehen hatte, war nicht ſcheu bekannt zu werden und kam einander eher noch entgegen. Deßwegen war man gerne unter fremden Leuten, denn es that alles wie zu Hauſe. Jetzt will man engere Kreiſe, um unter ſich zu ſein; man gränzt ſich ab, wird wähliger und excluſiver. Der Umgangston verfeinert ſich; die Sprache macht ſich von ihren Nachläſſigkeiten frei. Die betagten Leute, ſo viele nachkommen können, werden modiſch, die jungen Herren im äußern Auftreten eleganter, die Mädchen pretiöſer. Die große Welt fängt an kalt zu laſſen und man ſpricht mehr und mehr vom Familienleben. So ziehen ſich denn bekannte und verwandte Haushaltungen zuſammen, ſchließen Bündniſſe für die Winterfreuden und geben ſich vertraute Hausbälle und Concerte. Auch die Pikniks, die immer häufiger werden, zeugen von der nämlichen Tendenz — man ergötzt ſich an der Illuſion en famille zu ſein. In enger Wechſelwirkung hiemit ſteht die Verbreitung des Theegenuſſes, der ſchon manchen Landsmann von ſeinem abendlichen Humpen losgeriſſen hat und noch loszureißen droht, und es war ſohin Augurium und Siegesbulletin zugleich, als das erſte belletriſtiſche Journal, das hier nach langen Jahren wieder auftrat, ſich „Münchner Theeblätter“ nannte. Freilich gibt's noch viele wackere Männer, die dem allem widerſtehen, die jene Hochgenüſſe an den langen Tiſchen der Brauereien, wo lärmende Geſpräche mit alten Burſchenliedern und Körner'ſchen Kriegsgeſängen abwechſeln, wo die einnerungsvollen Stoßköpfe aus den Studentenjahren noch unbehin-

dert dampfen dürfen, dem leisen sittigen Geflüster in den Theezirkeln, unumwunden vorziehen und von chinesischer Langeweile sprechen, die hinter dem Kraut einherschleiche. Es ist zwar ein schönes Ding, mit erfahrenen Männern und klugen Frauen im stillen Lampenschimmer an der ernsten Gegenwart herumzukitzeln, bis sie lächelt, aber es gelingt nicht alle Tage, und es ist schon möglich, daß bei diesen feinern Leuten neben mancher guten Stunde doch auch viele andere vorübergehen, die keiner Erinnerung werth sind. Woher auch sonst die fieberhafte Sehnsucht, die sie im Lenz befällt, hinaus zu ziehen in jene Berge, die so nahe vor unsern Mauern stehen, in denen ein herrliches Volksleben sich erhalten hat, aus denen Zitherschlag und Alpenlied, der Kirchweihjubel und das Stutzenknallen hereinhallt, fast vernehmlich bis in unsere Gassen!

Fortfahrend bemerken wir, daß jetzt auch mehr gelesen wird als ehedem, und man bleibt nicht theilnahmslos bei den Bewegungen der neuern Literatur; die großen Zeitfragen leuchten mächtig herein in die blassen Stadtgeschichten; man spricht von Kunst und Wissenschaft. Sollte dabei auch weniger producirt und gedichtet werden als da oder dort, so ist dieß, wie die Sachen stehen, kaum ein Fehler, ja es freut vielleicht manchen guten Bayer, daß er sein Volk freisprechen kann von der deutschen Todsünde der poetischen Völlerei, die alljährlich zweimal im Leipziger Meßkatalog zur Beichte kömmt. Von fremden Sprachen gewinnt das Englische zusehends an Boden und es gibt schon mehrere einheimische Fräulein, welche sich in Byron's Trübsinn ganz verloren haben. So treffen wir denn allenthalben auf ein britisches, durch Norddeutschland durchfiltrirtes

Ferment, das unſere Zuſtände erfaßt und zu bewältigen ſtrebt und als feinere Bildung nicht ohne Prätenſionen auftritt.

Wie nun in den höhern Ständen die Verfeinerung überhand nimmt, ſo regt ſich auch unter der reichen Bürgerſchaft die Luſt, ſich herauszuſtellen und jenen nachzueifern. Der Wohlſtand wächst und damit auch der Aufwand. Man gewöhnt ſich an Bedürfniſſe, die man früher nur als Privilegien der höhern Sphären betrachtete. Die wohlhabenden Bürgerfrauen legen die Riegelhauben ab, ſetzen ſeidene Hüte auf, abonniren ſich in den Leihbibliotheken und nehmen einen Logenplatz im Theater. Die Töchter ſprechen hochdeutſch, lernen Muſik und Zeichnen, nennen ſich Fräulein und gehen ſchon lange nicht mehr mit der Kunkel in den Heimgarten, ſondern erſtatten Viſiten, um ſich mit den Freundinnen im Franzöſiſchen zu üben. Es kömmt alſo jetzt darauf an, das alte, bayeriſche München, ſo viel thunlich, bei ſeinen Eigenthümlichkeiten zu erhalten, etwas Acht zu geben, daß wir nicht gar zu fein und altklug werden, und unſere Stelle zu behaupten in dem Reigen des fröhlichen Deutſchlands, der ſich jetzt noch von Köln am Rhein heraufzieht durch das liederluſtige Schwaben an die Länder am Bodenſee und fortklingend durch die Tiroler und Steirer Alpen ſeine letzten Ländler tanzt an der ungariſchen Gränze im fröhlichen Wien.

IV.

Aus der Fasten.

München, im März 1842.

Die vierzigtägige Fasten, die Zeit der Gastmähler und der Concerte, ist nun vorüber. Die erstern wollen wir billig unerörtert lassen und den andern beeilen wir uns rühmend nachzusagen, daß sie auch dieses Jahr von dem veredelten Geschmack in der Musik dahier Zeugniß ablegten, wie denn die Aufführung der Passionsmusik von Sebastian Bach, welche am Palmsonntag stattfand, als strahlendes Wahrzeichen dieser Richtung dasteht. Die Charwoche in ihrer stillen Feierlichkeit und dem Reichthum ihrer Ceremonien mahnt fast an die Uebungen der Kirchen zu Rom und die innige Herrlichkeit der Miserere's erinnert an die mystischen Schauer in der vaticanischen Sixtina. Die letzten drei Tage wogt in allen Straßen großes Wallfahrergedränge zu den „heiligen Gräbern." Es liegt da in den verdunkelten Kirchen das verschleierte Bild des begrabenen Heilandes in einer hellerleuchteten Tuffsteingrotte, welche mannichfaltiges Schauwerk umgibt, knieende Engel, schlafende Wächter und dergleichen. Oben darüber grünt der Oelberg und hinter diesem prangt die gothische Stadt

Jeruſalem mit dem Münſter Salomonis. Große Glaskugeln, mit farbigen Waſſern gefüllt, hinter denen unſichtbare Lampen brennen, werfen ſeltſamen Schein auf die ſtillen Beter, die im Dunkel davor knieen. Die Auferſtehung Chriſti, in kirchlichen Freuden gefeiert, ſchließt die Trauerwoche und der Oſtermorgen bringt uns geweihte Schinken und Oſtereier. Der Oſtermorgen iſt aber auch der Schlußſtein im Vierteljahr der katholiſchen Kinderfreuden, welches ehedem am St. Niklaustage begann, wo der gefürchtete und doch ſehnlichſt erwartete „Klas" Nüſſe, Aepfel und vergoldete Birkenreiſer brachte, nun aber zu Weihnachten ſeinen Anfang nimmt, weil das holdſelige Chriſtkind den polternden Heiligen verdrängt hat.

In jenen Abenden ſteht auf der hieſigen Chriſtkindeldult unter tauſend Lichtern das Höchſte, Schönſte und Prächtigſte aus, was ſich die Kinder in ihr Paradies denken, alle Leckerbiſſen von Nürnberg, alle europäiſchen Armeen in Blei, rührige Hanswurſte, halbgewachſene Puppen und unzählige andere Funkeleien, und wenn dann der Chriſtbaum abgeleert, ſo beginnen in den Kirchen und den frommen Bürgerhäuſern die Krippenvorſtellungen. Die Scene derſelben iſt eine größere oder kleinere Brettertafel in eine Capelle oder an eine leere Zimmerwand geſtellt und mit weichem Moos belegt, durch welches ſich reinlichbekieste Pfade ziehen, während im Hintergrunde das Hochgebirge mit verfallenen Burgen und den Cedern vom Libanon aufragt. In dieſen Krippen bringen die ſinnigen Pfleger alle ihre poetiſchen Ideen plaſtiſch an. Da ſind z. B. weite Wieſen mit weißen Lämmchen, mit jungen Schäfern und Schäferinnen, welche die Schalmei blaſen,

die man aber leider nicht hört. Im abgelegenen Gebirge oben ſitzt ein Einſiedler in ſeiner Clauſe und lieſt im Evangelium. Fleißige Landleute pflügen das Feld oder beten ihren Morgenſegen im Graſe, während ihre Frauen vor den zierlichen Schweizerhäuschen die Butter rühren. Hinkende Bettler ſtehen an den Wegen und in den Bosketen zeigt ſich halbverſteckt das abenteuerlichſte Geſindel. Auch an Waſſerkünſten fehlt es nicht: blitzende Cascaden rieſeln über die Felſen, Mühlen klappern, Springbrunnen beleben die Gegend und in dem Weiher ſchwimmen ſtolze Schwäne. Es iſt Schade, daß ſich der Sinn für Landesverſchönerung, der in den Krippen ſo kräftig waltet, unter Gottes freiem Himmel nur ſo ſpärlich bemerken läßt. Ferner iſt da wahrzunehmen, wie tief das Gefühl der Wiedergeburt Deutſchlands bereits in die Herzen gedrungen, denn die materiellen Intereſſen treten auch in den Krippen mächtig auf. So ſah man in einer derſelben ein Dampfſchiff in dem Schwanenteich vor Anker liegen und eine Eiſenbahn, auf welcher zu beſtimmten Stunden ein langer Wagenzug dahinrollte, zog durch die ganze Breite der Gegend. In dieſen reizenden Umgebungen gehen nun die heiligen Geſchichten vorüber, die Geburt des Heilands im halbverfallenen Stalle, die Anbetung der drei Könige aus dem Morgenlande — die ſchönſte Vorſtellung, mit orientaliſcher Pracht, mit dichten Heerhaufen von Schwarzen und Mameluken, mit Kameelen und Elephanten — dann der bethlehemitiſche Kindermord u. ſ. w. bis zur Hochzeit zu Cana in Galiläa, die den Cyclus unter Muſik und Tanz abſchließt.

Kaum ſind aber die leckern Schüſſeln des Brautmahles weggenommen, das Tiſchtuch abgehoben, die Gäſte entfernt

und der Speiſesaal ſammt der ganzen Gegend abgebrochen, ſo iſt die Charwoche herangekommen und nun werden die heiligen Gräber aufgeſchlagen. Sind jene in den Kirchen groß und prunkvoll, ſo ſind die in den Häuſern klein und heimlich und oft voll lieblicher Eigenthümlichkeiten, mit denen ſie die kindliche Phantaſie ausgeziert. Wenn aber Chriſtus am Auferſtehungsmorgen in der Strahlenkrone, mit dem rothen Fähnlein und dem rothen Mantel auf dem Grabdeckel ſteht, dann hat er auch ſchon das Zeichen gegeben, daß die ſchöne Zeit der katholiſchen Kinderfreuden vorübergegangen, dann werden auch bald die heiligen Gräber aufgehoben, zu dem Krippenzeug in die Truhen gelegt und auf den Speicher geſtellt, um dort zu ruhen bis nächſte Weihnachten, wo das Chriſtkind alle dieſe Seligkeiten wieder mit ſich bringt.

In unſerer ſchönen Literatur waltet noch immer jene ſelbſtbewußte Zurückhaltung, deren Verdienſtliches wir ſchon früher hervorgehoben. Dagegen iſt uns in dieſen Wochen ein Buch von außen zugekommen, welches einen jungen Münchener zum Verfaſſer hat, der ſich in der Vorrede J. F. L.....r zeichnet, ein Name, der leicht zu ergänzen wäre, wenn man weiter gehen wollte, als der Autor ſelbſt. Herr Emil Baenſch in Magdeburg hat das Werk nicht ohne viele Druckfehler verlegt und es nennt ſich daſſelbe: Das Tyroler Bauernſpiel. Charaktergemälde aus den Jahren 1809 bis 1816. — Es iſt ſo ungefähr, was man ſonſt einen hiſtoriſchen Roman zu nennen pflegt. Der Hauptſtock der Erzählung ruht in der tiroliſchen Sturmeszeit, in dem Jahr 1809, und dieſer erſte Abſchnitt iſt ein ſchön gezeichnetes, tiefgefärbtes Bild aus einer

großen Epoche, aus dem Kampfe eines herrlichen Alpenvolkes, das mit klingendem Waffenſpiel in die Thäler herunterſteigt, um die fromme Freiheit ſeiner Berge zu retten. Hier ſehen wir den Paſſeirer Sandwirth in ſeiner milden Kraft, den Speckbacher Seppl von Rinn, den ſchlauen und verwegenen, den rothbärtigen Capuciner Haſpinger, der ſo wohlberedt, kampfesmuthig und begeiſtert war. Da gehen die Schlachten am Berg Iſel, der brandrothe Mordtag von Schwatz an uns vorüber; wochenlang hören wir die Sturmglocken läuten, vernehmen die Siegesfreude und den Todesjammer der Tiroler und mitten drin blüht die ſchöne Liebe des Herrn Joſeph von Perkhaimer, geweſenen Candidatus Theologiä, nachherigen Schützenhauptmanns, zu der ſehr lieblichen Stachelburger Mali, der jungen Gräfin aus dem Etſchlande, deren Bruder, der letzte ſeines uralten Stammes, kämpfend auf dem Berge Iſel fällt. So zieht ſich der reichverſchlungene Faden fort durch Glück und Unglück bis an den Schluß des Jahres 1809, wo die Landſturmanführer zerſprengt, vogelfrei, menſchenflüchtig ſich verlieren und die Erzählung über zerknickten Hoffnungen, gebrochenen Herzen und geliebten Leichen abbricht. Von da führt uns der Dichter in die wonnevollen Flitterwochen des jungen Friedens, in die Zeit, als ſieben Jahre nach dem Tage der erſten Iſelſchlacht Kaiſer Franz in der Hofburg zu Innsbruck die jubelnde Huldigung der heimgefallenen Tiroler empfing, als die zehntauſend Recken des Landſturms in den rauhen Lodenjoppen und den breiten Hüten vor dem gefürſteten Grafen von Tirol vorüberzogen, wobei die grün und weißen Banner feſtlich wehten und die freundlichſte Maiſonne

ſchien. Da gilt es nun in kurzem Nachtrage zu vollenden. Der Speckbacher Seppl iſt Obercommandant der Landwehr geworden und erkennt im Volksgewühle jauchzend den Herrn von Perkhaimer, ſeinen getreuen Adjutanten, wieder und der redliche Brenauer Toni, der bäuriſche Dramendichter, der jetzt im Dorfe Siſtrans dem Kaiſer zu Ehren die heilige Barbara, ſein liebſtes „G'ſpiel," über die Scene führen darf, was ihm früher verboten geweſen, der ſpielt jetzt in ſeiner eigenen Komödie, frommer Begeiſterung voll, den Hofnarren und ſpringt mitten aus der Declamation heraus ins Publikum und dem todt geglaubten, plötzlich erblickten Herrn von Perkhaimer um den Hals. So endet die Geſchichte in heiterer Löſung, ohne daß jedoch die wehmüthige Melancholie, die der frühere zerſchmetternde Gang des Verhängniſſes im Leſer angeſtimmt, minder nachempfunden würde.

Was die Ausführung betrifft, ſo iſt die Sprache hin und wieder etwas leicht genommen und an manchen Stellen, zumal wo die Innsbrucker Muhmen, Vettern und Baſen nebſt anderm armſeligen Stadtvolk auftreten, hat ſie wenigſtens unſern Geſchmack nicht getroffen. Wenn aber der junge Poet dieſen Stadt- und Stubenhumor abſtreift, wenn er uns hinaufgeleitet in die bäuerliche Einſamkeit des Giggelbergerhofs oder auf die freien Höhen der Tiroler Berge, „dieſen Dom des lieben Gottes, wo er die marmornen Wände gethürmt, das Himmelsgewölbe darüber geſpannt, die grünen Fronleichnamstücher ausgebreitet auf alle Altäre und ſeine ſchneeweißen Linnen gelegt über dieſe" — oder wenn er uns in die Bergſchlachten führt, durch Wunden und Tod zum Sieg, da wird ſeine

Sprache meiſterhaft und klingt vortrefflich. Der Eindruck des ganzen Buchs gemahnt uns an jenes großartige Bild von Mende, welches eben dieſe Zeiten zurückruft und uns einen blutigen Morgen zeigt in einem brennenden Tirolerhauſe, aus dem die hartbedrängten Schützen ſtandhaft hinausfeuern auf die Feinde, wo die Buben am Ofen aus dem Fenſterblei Kugeln gießen und in der Mitte zum Tode verwundet der junge Bauer und Hausherr liegt, vor dem ſich in namenloſem Jammer die ſchönen Tirolerinnen niederwerfen, Gattin, Schweſtern und Bäschen, der blinde, verzweifelnde Vater und die unmündigen Kinder, während der rothbärtige Capuciner, glaubensſtark und ungebeugt, vor dem Sterbenden ſteht, um ihm die heilige Wegzehrung zu reichen. Wir ſehen in dieſem Bilde und in jenem Buche zwar den nutzloſen Muth und das unwiderſtehliche Unglück, aber auch die Zuverſicht und das Vertrauen auf eine ſchönere Zukunft über Leichen und verbrannten Hütten, ſo daß wir uns ordentlich erhoben fühlen. Es kann überhaupt nicht ſchaden, wenn der Bürger in ſeinen Nebenſtunden die Geſchichten jener Zeit durchliest, um ſich zu erinnern, was er für den angeſtammten Herrn ſchon ausgeſtanden hat. Die Fürſten aber werden, wenn ſie ein Auge darauf werfen, ſich vergegenwärtigen, was die Völker in böſen Zeiten erdulden um ihretwillen und ſich dabei ermuntern zur Feſthaltung an den Verſprechungen, die ſie damals gegeben, damit nicht etwa hinter dem wälſchen Drucke eine einheimiſche Schwüle heraufziehe, um jenen zu erſetzen. Der unermeßlichen Noth gegenüber, die jene Treue und Anhänglichkeit heraufbeſchworen, iſt es ſchwer zu ſagen: jetzt ſind wir wieder quitt.

V.

Des Kronprinzen Hochzeit.

Im October 1842.

Bei uns ist alles voller Freuden — die fröhlichste Aufregung geht durch alle Gassen der Stadt, von einem Ende des Weichbildes bis zum andern, vom Erdgeschoß bis ins Dachstübchen. Der Reigen unserer Feste ist eröffnet seit dem Tage, als die junge Kronprinzessin ihre neue Heimath in unsrer Königsburg betrat. Daß die liebliche Braut, die Prinzessin Maria von Preußen, mit herzlichem Willkomm werde aufgenommen werden, war vorauszusehen, aber die jubelnde Aufgeregtheit bei ihrem Empfange war am Ende doch noch überraschend. Es war in der That ein schöner Tag, als selbst die kolossale Ludwigsstraße zu eng wurde für die Tausende, welche im Sonnenschein auf- und abwogten, die voll Freude und Spannung durch einander drängten in der festlich geschmückten Gasse, aus deren Fenster ungeheure Banner flaggten. An ihrem Anfange, wo das Gebiet der Stadt beginnt, war dagegen ein grüner Triumphbogen erbaut, auf welchem der Willkomm zu lesen, den die Harrenden der Erwarteten, längst Ersehnten mit Herz und Mund entgegen trugen. Alle die Freudenbezeigungen der Städte, der Märkte und Dörfer

an der Straße — noch im letzten Ort, zu Schwabing, ſtanden die Landleute mit einem ſinnigen Gruße bereit — alle dieſe Huldigungen hatten die Ankunft etwas über die angeſagte Stunde verzögert; endlich aber ging ein froher Ruf durch die Menge, welcher deutlich kundgab, daß der rechte Augenblick gekommen ſei. Ueber dem bunten Gewimmel ſah man die Helme der Küraſſiere funkeln, die dem Zuge voranritten, die Gaſſe öffnete ſich, die Reiter zogen vorüber, der Wagen nahte, ein tauſendfaches Willkomm ſtieg donnernd auf und in offenem Viergeſpann erblickten wir an der Seite der Eltern, des Prinzen Wilhelm von Preußen und ſeiner Gemahlin, ein holdes jugendliches Frauenbild, lieblich geröthet von der Aufregung des Tages, mit zauberhafter Freundlichkeit die Bürger grüßend, die ſie jubelnd in ihre Stadt geleiteten. Es iſt unter allen, die da waren, nur Ein Entzücken über die frohe Feierlichkeit dieſer Stunde, nur Eine Freude über die anmuthige Perſönlichkeit der ſchönen Fürſtin.

Der Vollſtändigkeit nach wäre nun zu erzählen, wie ſich von da an Feier an Feier drängte; es wäre der reiche, noch lange nicht endende Kranz der großen und kleinen Feſte zu beſprechen, die vom Hofe, von der Stadt, von den Familien gefeiert wurden, werden und werden ſollen, die hohe Vermählung ſelbſt, die Theaterſtücke, Feſtſpiele, beleuchteten Häuſer, die Bälle, Gaſtmähler und Bankette — indeſſen haben davon andere ſchon ziemlich Erwähnung gethan, und wir wollen daher, um bald zum heutigen Feſttage zu gelangen, nur etwa den unendlichen Jubel hervorheben, der an dem Abend erſcholl, als die hohen Neuvermählten zum erſtenmal das Theater beſuchten und an die Brüſtung

der königlichen Loge vortretend, ſich dem zahlloſen, glänzenden Publikum zeigten — dieſen Jubel, der gar nicht mehr zu beſchwichtigen, in immer neuen Salven aufſchlug und nur ſpät erſt die Trompeten nach langen fruchtloſen Verſuchen zu Worte kommen ließ. Seit drei Tagen iſt nun auch die ganze Stadt hochzeitlich aufgeputzt. Von den Firſten herunter ſenken ſich mächtige Fahnen, blau und weiß, ſchwarz und weiß, in die volkreichen Gaſſen, und an den Wänden hinauf von unterſt bis zu oberſt blühen freundliche Ziergärten mit Bildern, Namenszügen, Wappenſchilden, mit Flaggen, Tapeten und anderm prangenden Ornate ausgelegt. Manche Fronten ſind ſo reich und zierlich, ſo prachtvoll und ſo glänzend, daß man glauben ſollte, das Portal führe unmittelbar in einen Feenpalaſt — am beſten von allen Gegenden der Stadt hat uns aber der feierliche Schrannenplatz gefallen.

So ſtehen wir denn am heutigen Tage, den die Freude der Bayern über die Hochzeit ihres Königsſohnes ſo bedeutſam und ſo volksthümlich verſchönt hat. Wir haben nun vor Allem der ſechsunddreißig Brautpaare zu erwähnen, welche die acht bayeriſchen Kreiſe ausgeſtattet und hieher geſendet haben. Es war gewiß ein preiswürdiger Gedanke, alle Gauen des Landes durch ſolche Feſtgeſandte an der Feier und an ihren Freuden theilnehmen zu laſſen. Die Idee hat hier höchlich angeſprochen und ebenſo groß als die Freude unſrer Landsleute ſich als Hochzeitsgäſte in der wunderreichen Hauptſtadt zu finden, war wohl die Neugier der Münchener, ſich die Stellvertreter aller Gebiete des Königreichs im Feierſtaate gegenüberzuſehen. Heute früh zehn Uhr war nun die beſtimmte Stunde, wo

der Feſtzug vom Rathhaus herunter über den Schrannenplatz und durch die Kaufingerſtraße zur Trauung in die Kirche ziehen ſollte, und ſo ſtand denn geraume Zeit vorher ſchon auf dem Platze und in der Gaſſe unzähliges Volk.

Endlich kommt der Zug. Voraus ein Bannerträger mit der Fahne von München, dem Mönche im goldenen Felde, und dann die Bergſchützen von Lenggries und Wackersberg, über hundert Mann ſtark, mit ihren Spielleuten, welche die Schwegelpfeife bliesen und die Trommel rührten, prächtige Hochländer mit buſchigen Schnurrbärten und rothen Backen, in ruhig feſter Haltung einherſchreitend, mit grünen Röcken, den grünbebänderten Hut mit den Spielhahnfedern und dem Gemsbarte auf dem Haupte, den ſichern Stutzen im Arm.

Auf die grünen Schützen der Berge folgten alſo die ſechsunddreißig Hochzeitszüge. Die Brautleute erſchienen mit ihren Brautführern und Hochzeitladern, den jugendlichen Kränzeljungfern, mit dem Ehrenvater, der Ehrenmutter und den Gäſten — alle zuſammen an vierhundert Perſonen. Einzelne Genoſſenſchaften waren zu Fuß, andere ſaßen in langen, reichverzierten Wagen, die von vier ſtolzen, urkräftigen Roſſen gezogen wurden. Da gab es viele wunderliche Trachten zu beſchauen, die zum größten Theil noch jetzt im Anſehen ſind, wenn auch hie und da mit lobenswerthem Tacte um einige Decennien zurückgegriffen wurde, um alte funkelnde Prachtſtücke, die jetzt außer Uebung gekommen, wieder glänzen zu laſſen. Es wäre aber zu große Arbeit den farbenreichen Zug nach all ſeinen Gewandſtücken zu ſchildern und die ſechsunddreißig Landsmannſchaften geſondert abzumalen, und ſo wollen

wir denn nur einzelne herausheben mit der Bitte, ſich der übergangenen halber in dem gedruckten Verzeichniſſe Raths zu erholen, wo ſie alle der äußerlichen Erſcheinung nach verewigt ſind.

Zuerſt kam alſo der elegante Brautwagen der Landeshauptſtadt, von welchem die hübſchen Töchter von München herablächelten, die zierlichen Geſtalten mit dem blitzenden Riegelhäubchen und dem reichverſchnürten Mieder, an dem die hundertjährigen Heckthaler hängen. Mit den Oberbayern erſchienen auch die Reichenhaller, denen die heimathlichen Bergſchützen das Geleit gaben, mit grauen Joppen und ſpitzen Hüten. Mit den Mädchen von München in ihrer modernen ſtädtiſchen Zierlichkeit mochte man die Hochzeiterin von Schrobenhauſen, „der Stadt an der ſtillen Paar, treu dem Königshauſe immerdar", zuſammenhalten, die in alter bäuerlicher Pracht, die Haare gepudert und abwärts mit rothen Bändern in einen dicken Zopf geflochten, eine ſchwere, weitausgreifende Krone auf dem Haupte trug. Nach dem Brautpaare aus dem Gebirge von Roſenheim fuhren die rothjackigen Jungen von Straubing, die mächtig auf ihren Trompeten bliesen, ſtolz auf ihre Hochzeiterin, die auch in rother Jacke prangte. Hierauf in offener Kaleſche die Paſſauer, die ſchönen Mädchen von Paſſau mit den goldenen Hörnern auf den Köpfchen, ſämmtlich jenes berühmten Schlages, der am Innſtrom erblüht von ſeinen Quellen im Engadein durch Tirol und durch das bayeriſche Hügelland hinunter bis zu ſeinem Einfluß in die Donau. Dann die Rotthaler Bauernjungfern mit kufenförmigen Kronen von Flittergold und nach dieſen die ferne Pfalz in ſtädtiſch züchtiger Einfachheit —

den Reichthum ihrer Herzen beweist das Geſchenk der Burg Hambach, das die Pfalz am Rhein in dieſen Tagen dem Königsſohn zu Füßen legte. Ferner die Oberpfälzer von Kemnath, wo der Bräutigam mit dem Säbel zur Hochzeit geht, die Mädchen mit hohen, dünnen Cylindern auf dem Scheitel, welche ſeltſam nicken, und die Hemauer, denen der Brautführer das Schwert vorantrug. Mit den Oberpfälzern waren ſechsundſiebzig Bergknappen gekommen, die nun in ſchwarzer Bergmannstracht, den Hammer im Arme, in Reih und Glied vorüberzogen, ihre Trompeter voran — ein in unſerer Ebene ſelten geſehenes Corps. Dann folgten die Bambergerinnen mit den gigantiſchen Barthauben, und wieder in offenem Wagen die Rathsherren von Kronach in ſchwarzem ſpaniſchem Gewande mit goldenen Ketten, ſehr ſtattlich anzuſehen — ein beneidenswerthes Bild für alle andern ſchwarzfrackigen Rathsherren unſerer Zeit. Hierauf die kräftigen Männer aus dem oberfränkiſchen Miſtelgau mit breiten ſchwarzen Hüten in alteigenthümlicher Landestracht.

Aus Mittelfranken waren die Knoblauchsbauern da, die um Nürnberg wohnen und große Blumenfreunde ſind — aus Unterfranken waren Hochzeitleute von Würzburg gekommen und feine Mädchen damit, mit niedlichen Florhäubchen geſchmückt, in weiße Stoffe gekleidet, leicht und elfenhaft und wohl berechtigt mit den Töchtern von München und Paſſau um den Preis der Zierlichkeit zu ringen. Dieſen folgte ein Hochzeitzug aus dem reichen Schweinfurtergau, wo das Frauenvolk hohe kegelförmige Hauben trägt, deren Ausläufer als breite Bänder über den Rücken flattern. Die Mädchen dieſes Gaues erfreuen ſich beſonders

ſchmächtiger Füßchen und behaupten mit koketter Ironie, ſie hätten nicht Geld genug, ſich große Schuhe machen zu laſſen.

Den Schluß bildeten die Schwaben. Zuerſt ein Zug von Trompetern aus Augsburg in altdeutſchen Sammetröcken und Baretten, dann die zwei Brautzüge aus der alten Auguſta, zweiunddreißig Perſonen. Die Frauen von Augsburg trugen noch die goldenen, reichsſtädtiſchen Boggelhauben, die Mädchen von Kempten aber jene rieſenhaften ſcheibenförmigen Gebäude, die ſie Radhauben nennen. So zogen alſo in ſpannender Mannichfaltigkeit der Gewänder, glitzernd in Gold und Silber und in reichem Spiel der Farben die jungen Brautpaare, ihre Verwandten und Landsleute in die Kirchen zur Trauung. Von den Dächern herunter wallten ihnen die Feſtbanner entgegen, aus den bekränzten vollen Fenſtern bewunderten ſie die Herren und Frauen, auf der Gaſſe freute ſich unzähliges Volk an den ſtattlichen Männern und den anmuthigen Jungfrauen, welche lächelnd vorüberfuhren, während die Trompeten und Waldhörner, die im Zuge reichlich vertheilt waren, ermuthigend dareinſchmetterten.

Als ſie, die Katholiken in der Michaelskirche, die Proteſtanten in der ihrigen, getraut waren, kamen ſie wieder zuſammen und begaben ſich allerwege durch dichtes Gedränge des Volkes in den Pſchorrkeller, wo ihnen in dem weiten Raume ein Mittagsmahl bereitet war, das die Stadt München gab, welche überhaupt die Honneurs des Feſtes mit großartiger Freigebigkeit zu machen wußte. Im weiten Hofe des Pſchorrkellers ſtellten nun die Feſtordner den Zug wieder auf zum feierlichen Gange über die Thereſienwieſe. Hier kamen auch die feſtlichen Sym-

bole hinzu, die ihm die letzte Weihe gaben — alle Landsmannschaften ließen ihre Banner wehen und allen voran wehte die große Fahne mit dem Wappen des Königreichs. Nun ging's freudig hinab in die Wiese, auf welche eine herrliche Herbstsonne herunterleuchtete, und vors königliche Zelt, wo die Mistelgauer einen heimischen Brauttanz begannen und ihre Jungfrauen weidlich schwangen, zum großen Vergnügen der Hunderttausende, welche auf dem Tanzplatz standen. Dann reihten sich alle auf die Bänke, die für sie aufgeschlagen waren, gegenüber den königlichen Herrschaften, um das Rennen zu beschauen. Wir unterlassen die weitere Schilderung der Feier, müssen uns aber noch bei dem tiefen Eindruck aufhalten, den der Festzug auf alles Volk, hoch und nieder, hervorbrachte. Manchem Beschauer wurden die Augen feucht und selbst weithergekommene ausländische Gäste bekannten gern ihre Rührung ein.[1] Es ist das Volksthümliche, das so wirkt, die Freude an der Art des eigenen Stammes, der Gedanke, wie viel Schönes und Herrliches, anscheinend Unmögliches sich durch einträchtigen Sinn, durch Liebe und Begeisterung für theure Namen ermöglichen lasse. Es ist etwas Prächtiges um ein volksthümliches Volksfest! Wollte Gott, wir Deutschen alle hätten bald Anlaß, ein großes deutsches Volksfest zu begehen, sei's an den Ufern des Rheins oder der Donau, wo dann die Seemänner von Danzig und die Weinbauern der Pfalz, die Dittmarschen und die Zillerthaler neben einander erscheinen mögen im pangermanischen Festzug!

1 Namentlich Professor Ludwig Roß aus Athen, der damals auf der Durchreise in München und auf der Festwiese an meiner Seite war.

VI.

Sommerleben in Brannenburg.

1864.

Vom mächtigen Inn, von der Thierſeer Ache, von der friedlichen Leitzach eingefangen dehnt ſich im ſüdlichen Bayern ein Alpenſtock aus, den ein behaglicher Wanderer in drei Tagen kaum umgehen möchte. Dieſer Alpenſtock iſt reich an Waldungen und an offenen Triften. Die Sennhütten ſind kaum abzuzählen und die Zahl der Rinder iſt Legion. Wo du gehſt und ſtehſt, begleitet dich das Geläute der Almenglocken, die melodiſch hinſchallen über Berg und Thal. Die Pfade ziehen entweder in raſcher Steigung am rauſchenden Bache empor und ſind dann etwas rauh und ſteinig, von Felswänden überragt, von Ahorn und Buchen beſchattet, oder ſie gehen über ſonnige Weiden, die ſich ganz ſanft und glatt dahinlegen, reich geſchmückt mit ſchönſter Alpenflora und umgeben von dunklem Hochwalde — mitunter ſo ſtill und einſam, ſo feierlich und ahnungsvoll, als wehte noch der Geiſt der alten germaniſchen Waldheiligthümer über ſie hin. Dieſes Zuſammenſpiel aller Elemente ſchöner Gebirgslandſchaft bringt oft wundervolle Wirkungen hervor, zumal da ſich mitunter gar herrliche Blicke in andere Bergketten oder in

die Ebene aufthun. Obgleich dieſe Alpenlandſchaft meiſtentheils mild iſt, die Wege ſelten beſchwerlich, die Schauer der Gletſcherwelt gar nicht vorhanden ſind, ſo zeigen ſich doch einige Ungethüme, die daſelbſt auffahren und welche, obwohl rauh und wild, ſich doch zu großer Beliebtheit emporgeſchwungen haben. Es ſind dies z. B. der vielbeſungene Wendelſtein, der die Gegend von Aibling und von Roſenheim beherrſcht und ſehr oft beſtiegen wird; der Brinnſtein in der Audorfer Gemeinde, der allmählich mehr und mehr Beſuch erhält und von Vielen, was den Glanz der Ausſicht betrifft, dem Wendelſteine vorgezogen wird, ſo wie noch andere minder erhebliche Häupter.

In dieſem Hochlande ſteht weder Flecken noch Dorf, auch kaum eine Kirche, ſondern nur hin und wieder eine kleine Bergkapelle, aber an ſeinem Rande finden ſich viele hübſche und wohlhabende Ortſchaften. An der Abendſeite z. B. liegt das idylliſche Bayeriſch-Zell, wo in alten Zeiten ein kleines Kloſter war, das die Wildniß zu bezwingen gegründet, ſpäter aber nach Scheiern verlegt wurde; ebenſo Fiſchbachau in dem ſtillen Thal der Leitzach, gleichfalls eine Stelle alter Andacht, mit der weitbekannten Wallfahrt am Birkenſtein, ein kleiner, aber ſchön gelegener Ort, wo viele Jahre lang der gute alte Förſter Bloner eine fröhliche Gaſtfreundſchaft übte und das Linerl ſeine wunderſchönen Almenlieder ſang.

Viel lebendiger, als dieſe geräuſchloſen Thäler ſind im Sommer die Dörfer, welche am Fuße des beſagten Bergſtocks dem Inn entlang liegen. Die Eiſenbahn, die an ihnen vorüber nach Innsbruck zieht, trägt zu dem regeren Verkehre mächtig bei. Ueberdies winken ver-

ſchiedene Reize, die nicht gerade von der Landſchaft abhängen. Gerne fliegt der Bayer, der etwa zu Roſenheim oder Aibling Haus hält, auf einen Nachmittag ins Tirol hinein, um ſich zu Kufſtein oder in der nahegelegenen Klauſe einmal eine gute Stunde beim Tiroler Wein zu ſpendiren — gerne ſchließt ſich der Sommerfriſchgaſt, der von München gekommen, dem heitern Unternehmen an. Auch die Verpflegung in den tiroliſchen Grenzorten wird ſehr gerühmt, und man trifft manchen braven Mann, der die ſchönen Forellen, die leckern Spielhähne und den edlen Gemſenbraten, ſo er dort genoſſen, nicht leicht vergeſſen kann. Für Andere liegt eine mächtige Anziehung in den Bauerntheatern, welche hier am Grenzſaume Bayerns und Tirols von beiden Nationen mit gleicher Vorliebe betrieben werden. Gewöhnlich wird nur im Sommer geſpielt und nur an Sonn- oder Feiertagen. Man gibt dann ein und daſſelbe Stück vom Mai an bis Johannis und läßt hierauf ein zweites folgen, welches bis zum Ende der ſchönen Jahreszeit wiederholt wird. So gab man während des letzten Sommers im tiroliſchen Niederndorf anfangs: „Die Grafen von Hohenſtein oder Die Sclaven in Aegypten“; nach dieſem aber: „Graf Ubald von Treuenſtein oder Der Rächer am Todtenſarge“, jedes ein „Ritterſchauſpiel in fünf Acten mit Geſang und Muſik.“ Die Theaterzettel der Bühne zu Niederndorf ſind noch in alter Weiſe von bäueriſcher Hand geſchrieben und zwar mit all den orthographiſchen Kennzeichen einer ländlichen Feder; die ſtrebſamen Hiſtrionen von Erl dagegen ließen ſich die ihrigen auf gelbes Papier nicht unzierlich drucken. Darauf iſt zu leſen, daß ſich die

Theatergeſellſchaft „entſchloſſen habe", heuer aufzuführen: „Mangolf von Rottenburg oder Der Kampf um Mitternacht. Ein großes Ritterſchauſpiel mit Geiſter- und Schlachtenvorſtellungen, auch Muſik und Geſang in fünf Aufzügen." Der Anfang war auf zwei Uhr Nachmittag feſtgeſetzt, die Dauer auf vierthalb Stunden.

Auch hiſtoriſche Merkwürdigkeiten ſind hier viele zu finden, aus der Römerzeit und aus dem Mittelalter. Ein gar ſeltſames Oertlein iſt das vorzeitliche Neubeuern mit einem alten Schloſſe und noch viel älterem Römerthurm. Es liegt auf der rechten Seite des Inns, faſt außerhalb des Verkehrs der Menſchenwelt, denn die Landſtraße nach Tirol zieht ſich auf der linken Seite dem Strom entlang und die junge Eiſenbahn befolgt dieſelbe Richtung. Früherhin gingen oft Jahre vorüber, ehe den einſamen Bewohnern ein fremdes Menſchengeſicht entgegentrat, wenn es nicht etwa ein wandernder Scheerenſchleifer oder ein verſprengter Handwerksburſche war. Jetzt aber treibt der mächtige Trieb der Sommerfriſchler, ſich gegenſeitig auszuweichen, wohl auch hin und wieder einen Culturmenſchen in das öde Neſt.

Der alten Veſte Neubeuern gegenüber, am linken lebendigen Ufer des Stroms, erhebt ſich das anſehnliche Schloß von Brannenburg und das gleichnamige Dorf. Erſteres, das ſchon mancherlei Herren geſehen, ging vor etwa zwanzig Jahren durch Kauf an den italieniſchen Marcheſe Pallavicini über, der ſich hier ſo ſehr gefiel, daß er eine glänzende Erneuerung der alten Burg zu unternehmen beſchloß und dieſe auch faſt zum Ziele führte, bis allerlei Verdrießlichkeiten mit den Eingeborenen ihm

den Beſitz verleideten, ſo daß er ihn jüngſt an eine würt-tembergiſche Geſellſchaft veräußerte, welche eine wiſſen-ſchaftliche Ausbeutung der ſchönen, dazu gehörigen Wälder vorhaben ſoll — eine Abſicht, die nicht jedermann zu Gefallen iſt, am wenigſten den Malern, denen jetzt oft der Gegenſtand ihrer Baumſtudien faſt unter dem Pinſel weggehauen wird.

Dieſes Brannenburg genießt ſchon ſeit Jahrzehnten den Ruf einer beſonderen Annehmlichkeit. Die ſanfte Erhebung, auf welcher es erbaut iſt, gewährt den meiſten der zierlichen Häuſer eine maleriſche Lage, die ſchönen dichtbelaubten Baumgruppen verleihen dem Orte im Sommer lieblichen Schatten, und die mancherlei Ausflüge, die ſich von hier aus unternehmen laſſen, erheitern das Leben der Sommerfriſchler. Auch ein Wirthshaus ſteht in dem Dorfe, das von langen Jahren her als gut und wohlfeil bekannt iſt und deßhalb ſchon viele berühmte und noch mehr unberühmte Leute unter ſeinem Dache geſehen hat. Vor allen haben die Münchner Maler daſelbſt, wie früher auf Frauenchiemſee, gleichſam eine Gerechtigkeit, das gaſtliche Haus als ihr eigenes zu betrachten und darin ihr fröhliches Weſen zu treiben nach Herzensluſt. Davon werden wir am Schluſſe noch Einiges erzählen.

In dieſem Dorfe ging nun eine gar lebhafte und maleriſche Scene vor ſich, gerade als wir heuer dort ein-rückten. Es war eben Fronleichnamstag und wir kamen juſt recht, die große Proceſſion an uns vorüberziehen zu ſehen, bekanntlich die höchſt gefeierte der katholiſchen Chriſtenheit. Sie fällt immer auf den Donnerſtag nach dem Dreifaltigkeitsſonntag, entweder in die letzte Hälfte

des Mai oder in die erſte des Juni, alſo in die Zeit, wo das Jahr am ſchönſten iſt. Am Vorabend ſchon eilt die Jugend des Dorfes in die üppigen Fluren hinaus und pflückt die Blumen des Frühlings, um ſie auf den Pfad zu ſtreuen, den das „hochwürdige Gut" in der Hand des frommen Kirchenhirten dahinwandeln wird. Auch der Birkenwald muß ſeine jungen Sproſſen hergeben, um das hohe Feſt zu ſchmücken, welches daher den Forſtleuten ſchon lange nicht mehr recht gefallen will. Mit den laubigen, wehenden Bäumen werden die Wände der Pfarrkirche und die Häuſer verziert, an welchen der Zug vorübergeht. Auf dem Lande ziehen dieſe Proceſſionen durch Feld und Wald, über Berg und Thal auf längſt beſtimmten Steigen, über welche ſchon die Proceſſionen der Urväter geſchritten. Von Alters her ſind denn auch in jeder Gemeinde vier Orte beſtimmt, wo die wandernde Andacht ſich zur Ruhe ſetzt und etwas auspuſtet. Solche Orte nennt man Evangelien, und es werden dieſelben an dieſem Tage mit tragbaren Feldaltären zum Gottesdienſte zierlich hergerichtet. Meiſt iſt es eine alte Linde oder ein anderer ehrwürdiger Baum, deſſen Schatten ſchon vor langen Zeiten hierzu auserſehen wurde. Die Hauptſache iſt aber, daß der Herr Pfarrer in ſeinem ſchönſten Ornate, ſobald ſich der Zug geſtellt hat und das Volk auf den Knieen liegt, vom Feldaltare herab ein Stück aus dem Evangelium, z. B. den Stammbaum Jeſu Chriſti, ſingend vorträgt. Alles lauſcht den feierlichen lateiniſchen Klängen, und wenn ſie zu Ende, ertönen die Böller, die Blechmuſik fällt ein und die Rauchfäſſer hauchen ihre wohlriechenden Düfte aus. Der Gebirgsſchützenhauptmann, deſſen Com-

pagnie heute in höchſter Gala ausgerückt, läßt ſein kriegeriſches Commando erſchallen, und ſo wallt der lange Zug dahin bis zum nächſten Evangelium und zwar immer mit lautem, wenn auch gedankenloſem Gebete und mit hellem Geſange der Schuljugend und der ländlichen Baſſiſten, die der Lehrer im Hymnenvortrag eingeübt.

Hoch darüber wehen im Winde die Kirchenfahnen, kleine, meiſt rothe Wimpel an himmelhohen bemalten Stangen, welche zu tragen, wenn die Luft nur etwas bewegt, eine wahre Herculesarbeit für die rüſtigſten Leute der Gemeinde iſt. In vielen Dörfern beſteht auch unter dem Vorſitz des Kaplans ein Jungfernbund, deſſen Gelübde aber für die Genoſſinnen nicht ſehr drückend ſind. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß an ſolchen Tagen auch dieſer in die Erſcheinung tritt und zwar in ſeiner ganzen Lieblichkeit. Die Mädchen tragen dann im blonden Haare duftende Blumenkränze und ſind ſämmtlich in die Farbe der Unſchuld gekleidet. Sie gehen paarweiſe mit geſenkten Augen, etwa einen Lilienſtengel in der Hand, vor dem hochwürdigen Gute einher. Den kräftigſten unter dieſen Jungfrauen wird auch die Ehre zu Theil, die Heiligenbilder zu tragen.

Auf jedem Altar in der Kirche — es ſind deren gewöhnlich drei — ſteht nämlich Jahr aus Jahr ein ein hölzernes Bild, welches an ſolchen Tagen herabgenommen, auf eine Tragbahre geſetzt und ſo den zarten Schultern der weiblichen Jugend überantwortet wird. Am herrlichſten prangen die Bilder der Gottesmutter, welche in ihrer prächtigſten Feiertagstoilette, mit Seidendamaſt und Goldbrocat geputzt, über den Häuptern der tragenden Mädchen majeſtätiſch einherſchwebt.

Alles dieſes aber, was wir bisher beſchrieben, zuſammengefaßt, ergibt eine Augenweide, deren Reiz ſich ſelbſt der eingefleiſchteſte Ketzer nicht entziehen kann; viel eher wird er zugeſtehen, daß eine ſolche Proceſſion für eine Alpenlandſchaft die farbigſte Staffage iſt, die ſich erdenken läßt.

Es war ein prächtiges Bild, das ſich da darbot. Vor uns zunächſt der Kirchthurm und die Vorhalle des Gotteshauſes, dieſen gegenüber aber die Fenſter und die hohen Mauern des Schloſſes. In der Ferne glänzt der Inn und über dieſem erhebt ſich als eine Veſte aus dem Mittelalter das Schloß von Neubeuern und der weithin geſehene Römerthurm. Aus der Dorfkirche tritt ſo eben unter dem Baldachin im goldenen Rauchmantel der ehrenwerthe Herr Pfarrer, der das hochwürdige Gut, eine goldene Monſtranz mit der heiligen Hoſtie, weihevoll in beiden Händen hält. Vor ihm geht ein andrer Diener der Kirche, der ein Crucifix trägt. Um ihn herum reihen ſich die ſittſamſten Knaben des Dorfes, heute im weißen Chorhemde, wohl geübt, das Rauchfaß zu ſchwingen, die Klingel zu ſchellen und lateiniſch zu miniſtriren. Das Publikum iſt, mit einer ſpäter zu beſprechenden Ausnahme, nur ein andächtiges. Doch ſind die Männlein und die Weiblein, die hier betend umherſtehen und auf die Kniee geſunken, meiſt herzugewandertes, mitunter auch fremdes Volk; denn die Eingebornen erſcheinen an ſolchen Tagen möglichſt vollzählig unter den Bittgängern, um dadurch die Länge und die Pracht des Aufzugs zu vermehren. Der würdige Landmann, der dort oben mit gebeugtem Haupte ſeiner Andacht pflegt, iſt alſo ſicherlich ein Berg-

bauer, der ſeinen entlegenen Hof in der Höhe am dämmernden Morgen verlaſſen hat und voll hausväterlichen Pflichtgefühls bald wieder zu ſeinen Kleinen zurückkehren will, obgleich es ſich öfter ereignet, daß er vor der offenen Thüre des Wirthshauſes ſeine guten Vorſätze vergißt und der harrenden Gattin erſt am ſpäten Abend, wenn auch in roſigſter Sonntagslaune, in die Arme ſinkt. Der erwachſene Sohn, der zu ſeiner Seite ſteht, bleibt vielleicht noch etwas länger an jenem freudenreichen Orte, dem er der großen Entfernung halber nur ſo ſelten ſeine Aufmerkſamkeit bezeigen kann; leicht möglich, daß er nicht mehr ganz unbehelligt herauskommt, denn da ſich die Gegenſätze bekanntlich gern berühren, ſo hat man ſchon oft die Erfahrung gemacht, daß die Jugend am Abend deſto raufluſtiger iſt, je andächtiger ſie am Morgen geweſen. Von der jungfräulichen Tochter, die in ſeidenem Kopftuche hinter beiden ſteht, wollen wir nur das Beſte denken. Wenn ſie dieſem Gedanken entſpricht, ſo trinkt ſie vielleicht nur ein friſches Seidel und geht dann rüſtig voraus, um die Mutter bei Zeiten zu verſtändigen, daß ihre Lieben noch im Wirthshaus ſitzen.

Die andern ſchönen Beterinnen ſind ebenfalls von der Alm herabgekommen, verrichten ihr Gebet für ſich und miſchen ſich nicht unter die Gemeinde. Wahrſcheinlich ſind auch etliche Tirolerinnen darunter, die dem beſſern Verdienſte nach in das menſchenarme, aber ſattſam nährende Bayerland gezogen, um da als chriſtliche Dienſtboten ihre Laufbahn zu eröffnen, die ſich mitunter durch eine fröhliche Hochzeit abſchließt. Die zierliche Geſtalt, welche dort drüben kniet, mit dem Spitzhut, der mit goldenen Schnüren

umzogen, und dem reichen Haargeflechte, sie ist, wie unterrichtete Personen wissen wollen, das liebliche Walperl, des früheren Wirthes Töchterlein, welches von Manchen, außer den Reizen der Landschaft, auch für einen kleinen Magnet der Brannenburger Gegend angesehen wird. Sie ist zwar nicht von der Alm gekommen, hat sich aber wohl sonst ein wenig verspätet und gibt sich jetzt keine Mühe mehr, sich in die Procession zu drängen. Die beiden Mädchen auf unserer Seite scheinen dagegen wieder Sennerinnen zu sein, ein derber, gutmüthiger, mitunter etwas leichtfertiger Schlag, der zu Gesang und Tanz und Liebe fast noch mehr aufgelegt ist, als zum Beten, Fasten und Almosengeben.

Nicht fern von diesen, doch geschieden durch eine trennende Wand von blühenden Büschen und dadurch gleichsam als ein Wesen aus anderen Sphären charakterisirt, lauert Freund Maler, in seinem leichten Reisegewand, ein sehr gelungener Gegensatz zu dem Bäuerlein, das in seinem zopfigen Feiertagsrock auf der anderen Seite steht. Des Malers Ausdruck ist etwas herrschend und imponirend, womit wir aber nicht sagen wollen, daß er für sanftere Gefühle ganz unempfänglich wäre. Seine Augen sind dem lieblichen Walperl zugewendet, ob auch sein Herz es ist, das müssen wir dahin gestellt sein lassen. Seinen Bleistift führt er mit nerviger Hand, der, wie es scheint, nur kräftige Gestalten entquellen können. Wir würden gern einen Blick in sein Album werfen, wenn es erlaubt wäre, ihn jetzt zu stören. Wir würden gewiß nur Schönes darin finden. Hut, Gesicht und der Bart dazu bezeichnen deutlich eine unabhängige, geniale Richtung auf politischem,

wie auf artiſtiſchem Felde. Sicherlich dürfen wir noch Großes von ihm erwarten.

Brannenburgs ſtädtiſche Inſaßen, die in ſchönen Sommern ſehr zahlreich ſind, theilt man nach dortigem Schema in Maler und Luftſchnapper. Letztere ſind ſolche, welche, etwa der Kanzlei oder dem Comptoir entflohen, ſich lediglich in den geſunden Lüften des Hochlands gütlich thun und an dem luſtigen Leben der Maler freundlich Theil nehmen wollen. Miſanthropiſchen Leuten iſt der Aufenthalt im hieſigen Orte mit nichten zu empfehlen, denn die Landſchafter und die Hiſtoriker treiben hier gar arge Narreteien und führen mitunter einen ſo abſonderlichen Lärm auf, daß der traurige Griesgram in ſeinem einſamen Bettlein vor Mitternacht oft kein Auge zudrücken kann. Beſſer alſo, wenn er ſeinen Weltſchmerz vergißt und bei ihren heiteren Spielen ſelber eine entſprechende Rolle übernimmt. Hier gibt's geſellige Scherze, Mummereien, Maskeraden aller Art. Nicht leicht kommt ein einigermaßen bedeutendes Licht aus der Künſtler- oder ſonſtigen Welt ins Dorf, es würde denn in allegoriſcher Weiſe und mit Gedichten, Geſang und Trinkſprüchen empfangen. Stammt es aus Berlin, ſo tritt eine ſchöne Frau als Boruſſia angethan vor ihn hin und übergibt ihn weinend, aber mit Segensſprüchen ihrer entlegenen Schweſter Bavaria. Zieht die Berühmtheit wieder ab, ſo erſcheint Frau Bavaria und händigt ſie mit bittern Abſchiedsthränen ihrer Schweſter Boruſſia aus oder, wenn ſie nach Rom pilgern will, ihrer geliebten Freundin Italia, welche ſie herzlich bittet, auf den Gaſt wohl Acht zu haben, damit ihm keine Unannehmlichkeiten begegnen. Der Schauplatz für derlei

Luſtbarkeiten iſt gewöhnlich der Tanzboden im Wirthshauſe. Heute iſt da maskirtes Carouſſel, morgen Circus, wobei die gewandteſten Reitkünſtler, als Monſieur Renz oder Monſieur Carré verkleidet, auf einem hölzernen Pegaſus die halsbrechendſten Wagſtücke vollziehen. Zum Lohne für die Wackeren fängt dann der Wirth auf ſeiner Geige zu ſpielen an — „bis kniſternd ſtrömt Feuer um Saiten und Hand“ — und ſofort fällt auch ein benachbartes Clavier ein, und der entzückte Hörer beiderlei Geſchlechts fühlt ſich plötzlich von den Schwingungen einer ländlichen Tanzmuſik getragen und gehoben, welche bald Alles ihrem Zauber unterthänig macht.

Es verſteht ſich, daß an ſchönen Tagen namentlich die Luftſchnapper aus dem Dorfe ziehen, um in der Umgebung Ausflüge zu unternehmen oder die winkenden Berghäupter zu erklimmen. Wohin dieſe Züge gehen, das wollen wir nicht weiter ausführen. Einige Orte haben wir ſchon berührt — alle können wir nicht erwähnen. Nur damit er nicht gefliſſentlich vergeſſen ſcheine, wollen wir noch des nahen Petersbergs gedenken, einer waldigen Felſenſpitze, auf welcher ein uraltes Münſterlein und ein Prieſterhaus ſtehen, wo man gut erquickt wird und viele Meilen weit ins Land hinausſchaut. Auch zum „Tatzelwurm“ am Audorfer Berg ſind's nur dritthalb Stunden, und es führt ein ſehr angenehmer Pfad dahin, bald ſanft anſteigend im Waldſchatten, bald über die friedliche Einſamkeit der grünen Triften. Unter dem Schild des Tatzelwurms haust der alte Schweinſteiger, ein beſcheidener Freund der deutſchen Wiſſenſchaft und ihrer Pfleger, ſonſt licenzirter Bierſchenk und Hofbeſitzer, deſſen ſeltſame Schickſale ſchon

Manchen, der nicht an alle Möglichkeiten gewöhnt iſt, überraſcht haben ſollen. Ihm zuerſt in der ganzen Nation kam einſt der Gedanke, ob man ſich nicht ein Verdienſt erwerben könnte, wenn man müde Wanderer und Pilger auf einem vielbetretenen Bergwege mit Speiſe und Trank erquickte. Dieſer Gedanke, der in der Schweiz ſchon etliche Tauſendmale durchgeführt iſt, kam aber unſern Beamten und andern Leuten ſo in die Quere, daß ſie dem kühnen Denker einen Schabernak nach dem andern ſpielten und ihm allmählich faſt das Leben verleideten. Indeſſen hat er's zuletzt doch durchgeſetzt und ſeine gaſtfreundlichen Ideen mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß im feurigen Tatzelwurm verwirklicht. Seitdem haben ſich auch alle Gebildete unſers Volks im Geiſte um den wackern Dulder geſchaart und erweiſen ihm die Ehre ihres Beſuchs ſo oft ſie nur können, ſo daß ſein herrlich gelegenes Häuslein ſtets beſetzt iſt von wandernden Gelehrten, Dichtern und andern Edlen, die ſehr gern an ſeinem Lagerbier nippen und ſeinem Ansbacher Schinken anerkennend zuſprechen. Das Fremdenbuch, das er angelegt, weist ſchon manchen namhaften Pilger auf und darf vielleicht in kurzer Zeit ſelbſt culturhiſtoriſche Wichtigkeit in Anſpruch nehmen.

Wenn ſich nun früh am Tage die fröhlichen Luftſchnapper zu Brannenburg rüſten und mit den Frauen und Jungfrauen, mit dem Alpenſtock in der Hand und dem Proviantranzen auf dem Rücken, ſich zum Ausfluge vor der Herberge ſammeln, dann iſt ein ſchwerer Moment für den jungen Maler gekommen, der voll der beſten Vorſätze ſo eben aufgeſtanden iſt und mit ſeinem Malkaſten und ſeinem ungeheuren Parapluie z. B. auf die Schwarzlack

emporſteigen will, um dort die intereſſanten Waldſtudien abzuſchließen, die während der letzten Regentage ſo ſchmerzlich liegen geblieben. Wenn nämlich der Maler im Vorbeigehen ſtehen bleibt und die guten Geſellen betrachtet und die heiteren Frauen und die lachenden, ſchäkernden Fräulein, die ſich alle auf die hohen Aſtenhöfe freuen oder auf den Rieſenkopf mit ſeiner unermeßlichen Ausſicht, dann wird ihm wind und weh um's Herz und es beginnt ein Seelenkampf der peinlichſten Art, der aber doch gewöhnlich einen guten Ausgang nimmt. „Ach ja," pflegt dann der Jüngling mit ſeinen guten Vorſätzen zu liſpeln, „die Partie iſt doch gar zu reizend, die Geſellſchaft gar zu niedlich, und Wälder finden ſich wohl immer wieder" — und wenn er dieſes einigemale leiſe geliſpelt, überreicht er Malkaſten und Parapluie der Kellnerin zum Aufheben, bis er wieder komme, und dann gibt er der Geſellſchaft erröthend zu erkennen, daß er ſich auch ein bischen anſchließen werde, worauf ihn dann dieſe Beifall klatſchend als ihren Genoſſen aufnimmt. Und ſo laſſen wir ſie denn jetzo im Frieden ziehen und werden uns freuen, wenn ſie am Abend jubelnd über den wonnigen Tag wieder heimkehren.

VII.

Das Theater zu Kiefersfelden.

1867.

Bedeutendes nicht leiſten könnend, ſuchen wir doch mitunter im Kleinen zu nützen und die Augen der Denkenden auf Beachtenswerthes hinzurichten. Deßwegen hat uns ſchon mannichfach eine Blüthe des bäuerlichen Idealismus beſchäftigt, welche, auf eigener Flur entſproſſen und von den einfachen Gemüthern gern gepflegt, unter günſtigen Sternen noch ſehr genießbare Früchte zeitigen könnte. Wir meinen hier die ländliche Schaubühne oder das Bauerntheater, welches faſt das einzige Ueberbleibſel iſt aus einer frühern, reichern Zeit, wo auch der Landmann noch ſeinen Theil nahm an dem geiſtigen Leben der Nation und an den Wiſſenſchaften, wie ſie eben damals umliefen, wo er an den alten Sagen und Geſchichten noch ebenſo viele Freude hatte, ſie noch ebenſo gut wußte und ebenſo gern erzählte, als der Ritter und der „Pfaffe."

Dießmal nun ruft das Theater in Kiefersfelden unſere Theilnahme an, weil es eben verboten worden iſt. Kiefersfelden iſt ein weit verſtreutes, aber angenehmes, ſchatten-

reiches Dorf und liegt an der tiroliſchen Gränze, ein Stündchen unterhalb Kufſtein am mächtigen Innſtrom, den ungeheuern Wänden des Wilden Kaiſers gegenüber, in einer herrlichen Landſchaft. Es iſt da auch der Sitz eines bedeutenden Eiſenwerks, das „die Kiefer“ heißt. „Daß nun die Schmiede vor andern Handwerkern immer etwas voraus gehabt, iſt allen bekannt, welche die Geſchichte derſelben von der alten Sagenzeit, wo Hephäſtus und Dädalus glänzen, bis zum deutſchen Wieland und von dieſem bis auf die neuere Zeit verfolgt haben. Wie ihr Gewerbe ein poetiſches, zwiſchen Waſſerſtürzen und Feueröfen eingekeiltes, auf die Stärke des Arms gebautes iſt, ſo ſind auch ihre Geiſter für dichteriſche Erregungen leicht zu gewinnen, und unter ihren rußigen Fürtüchern ſchlägt oft ein phantaſtiſches Herz.“ Darum fand auch die dramatiſche Muſe in Kiefersfelden zu allen Zeiten eine freundliche Aufnahme, und obwohl oft vertrieben, kehrte ſie doch immer wieder gern dahin zurück. Daß nun aber ihr Tempel in neueſter Zeit von der hohen Obrigkeit abermals verriegelt wurde, gilt den beſagten Schmieden als ein trauriges Verhängniß. Ohne von den verletzten Tragöden aufgefordert zu ſein, glauben wir hierüber gleichwohl einiges der Oeffentlichkeit unterbreiten zu dürfen. Wir entnehmen es einer Beſchwerdeſchrift, die ſie im vorigen Mai gegen den abſchlägigen Regierungsbeſcheid bei der oberſten Stelle einreichten, und welche ungefähr folgendes enthält:

„In unſern bewegten Zeiten ſuchen ſich die Stände und die Lebensweiſen mehr und mehr zu aſſimiliren. Leider machen ſich aber in dieſer Beziehung noch die

ſchreiendſten Contraſte bemerkbar. Der Landmann hat bereits angefangen, ſich ſtädtiſch zu kleiden, ſtädtiſch zu eſſen, ſtädtiſch zu trinken, überhaupt bei ſeinem jungen Wohlſtand mehr Geld auszugeben, als in der frühern Dürftigkeit; aber es ſind nur erſt ſchwache Spuren vorhanden, daß er ſich auch ſtädtiſch, d. h. gebildet und geiſtreich, unterhalten wolle. Eben deßwegen ſollte aber eine Ausgleichung von ſeinen Pflegern eher erſtrebt als behindert werden. Der glückliche Bewohner unſerer Haupt- und Reſidenzſtadt hat Jahr aus Jahr ein Concerte, Bälle, Vorleſungen, Pinakotheken, Wachtparaden, Gungl-Muſik und hundert andere Vergnügungen. Dawiſon, Fräulein Janauſchek und die berühmteſten Gäſte erſcheinen auf den hauptſtädtiſchen Brettern, um ihn „von den Leidenſchaften zu reinigen," Richard Wagner ſucht ihn im Lohengrin, in Triſtan und Iſolde bei herrlicher Ausſtattung auf den richtigen muſikaliſchen Geſchmack zu führen; kurz, alles wird aufgeboten nicht allein um ihn zu bilden, ſondern auch zu vergnügen, um ihn nicht langweilig und nachdenklich werden zu laſſen. Dem Landmann bleibt dagegen zu ſeiner Bildung und zu ſeinem Zeitvertreib nichts offen als die gewöhnliche Sonntagsrauferei; denn das Bauerntheater, das ſein eigener Inſtinct verlangt, und das in der That das einzige weltliche Bildungsmittel wäre, da er die Schulkenntniſſe im praktiſchen Leben ſchnell vergißt — das Bauerntheater wird immer behelligt, verfolgt und unterdrückt. Kein Wunder, wenn ſich der Landmann unter ſolchen Umſtänden die Frage ſtellt: warum denn die Stadtleute in allen Freuden ſchwelgen ſollen, und er nur immer in der alten Langweile, und wenn er folgerecht

verdrießlich und unzufrieden wird. Mit dieſen Betrachtungen glaubten wir unſere Beſchwerdeſchrift einleiten zu dürfen. Ehe wir aber auf die gegenwärtige Bedrängniß unſerer Anſtalt übergehen, ſei es uns vergönnt, einen Blick auf deren Geſchichte zu werfen.

„Die Schaubühne zu Kiefersfelden geht in unvordenkliche Zeiten zurück. Wie in Tirol die Landecker Bauern, was wir aus der Geſchichte wiſſen, ſchon zur Zeit Friedrichs mit der leeren Taſche († 1439) ihr „Gſpiel“ hatten, ſo daß der verſchollene Herzog auf ihrer Bühne ſelber als unbekannter Mime auftreten konnte, um die Treue ſeines Landvolks zu prüfen, ſo hatten es wahrſcheinlich auch ſchon die Bauern von Kiefersfelden in denſelben Tagen. Jedenfalls fand ſich da im Jahr 1833 ein altes baufälliges Theater, welches nicht mehr zu benützen war. So machten ſich denn drei ehrbare Männer zuſammen und erbauten ein neues aus inländiſchem Holz, das ſie kunſtlos mit Brettern überdachten. In dieſem wandelten wir wie unſere Vorgänger auf dem Kothurn bis zum Jahr 1848, als die Vorſtellungen von dem k. Landgericht Roſenheim plötzlich verboten wurden. Was dieſe ſo hochgebildete Behörde veranlaßt haben mag, unſerer Bildung ſo aufſäſſig zu ſein, iſt nicht bekannt geworden. Jedenfalls iſt gewiß, daß in dem „finſtern“ Tirol dazumal die dramatiſche Kunſt keine ſolche Todesgefahr zu überſtehen hatte, als in dem „aufgeklärten“ Bayern; denn unſere tiroliſchen Nachbarn, die Bauern von Erl, Ebs, Sewi u. ſ. w., ſpielten nebenher luſtig fort und rühmten ſich mit höhniſchem Uebermuth, daß ſie in ihrem abſolutiſtiſchen Oeſterreich doch mehr freie Luft hätten, als wir mit unſeren

conſtitutionellen Freiheiten im vielbelobten Bajuvarien. Auf unſer flehendes Bitten wurde uns dann im Jahr 1850 das Spiel wieder freigegeben, bald darauf jedoch neuerdings verboten. Die Gründe dieſes zweiten Interdicts ſind aber ebenſo unbekannt als die des erſten.

„Nach verſchiedenen fruchtloſen Beſtrebungen, die uns auch verſchiedenes fruchtloſes Geld koſteten, wendeten wir uns durch unſere ehrfurchtvollſte Vorſtellung vom 28. Sept. 1861 an Se. k. Maj. Maximilian II. und, wie zu erwarten, wurde uns vom erleuchteten Thron herab erlaubt, was nie hätte verboten werden ſollen. Wir geriethen darüber in eine Stimmung, wie ein junges Ehepaar in den Flitterwochen — wir waren noch nie ſo vergnügte Unterthanen geweſen — wir fühlten uns voll des innigſten Dankes für unſeren geliebten Landesvater und voll Stolz auf unſere bayeriſche Nationalität, die nun doch wieder auf gleiche Höhe mit der tiroliſchen geſtellt worden war. Mit beſonderer Andacht begingen wir damals den kirchlichen Jahrestag der Theatergeſellſchaft, welcher ſchon von den Stiftern im Jahr 1833 verabredet und ſeitdem an jedem Pfingſtmontag feierlich in der naheliegenden Otto-Capelle begangen worden war. Wir haben dieſe Feier auch in den langen Jahren, wo uns das Spiel verboten, nicht eingehen laſſen, vielmehr jedesmal die Auslagen aus unſeren geringen Mitteln ſelbſt beſtritten, da wir, während alle irdiſchen Behörden uns feindſelig waren, doch den Himmel der dramatiſchen Kunſt freundlich erhalten wollten. Wir rühmen uns mit Vergnügen, daß wir in dieſem Stück an das höchſte Alterthum rühren, wo ja auch die Tragödie mit dem Gottesdienſte ſtets in innigſter Verbindung ſtand.

„So begannen wir denn unſere Laufbahn. Die Aſpecten waren günſtig, denn wir fanden bald einfältige Diener, polternde Alte, lauernde Böſewichte, erhabene Könige und Kaiſer, ſo viel wir brauchten, kurz alles, was eine wohl ausgeſtattete Bühne verlangt. Und waren auch unſere Liebhaber und Liebhaberinnen etwas hölzern und eckig, ſo fiel das unſerem Publikum nicht unangenehm auf, weil es ſich gerade in dieſer Art ſelbſt wieder zu erkennen glaubte. Für das Repertoire hatten wir beneidenswerthe Quellen. Es lebte nämlich vor dreißig Jahren nicht weit von hier ein ausgezeichneter Schauſpieldichter, Joſeph Schmalz, den man nicht mit Unrecht den Shakeſpeare des Innthals genannt hat. Er war zwar nur ein Kohlenbrenner in Tirol, aber ein Talent, deſſen gleichen ſo bald nicht mehr gefunden werden wird. Von ihm ſind noch etwa zwanzig bis dreißig Stücke vorhanden, welche meiſt jene alten, ewig friſchen Märchen behandeln, die dem deutſchen Volk vor allem theuer ſind, „die vier Haimonskinder," „die heilige Genofeva," „den hörnernen Siegfried" u. ſ. w., oder auch jene wunderbaren Sagen, welche von den Kaiſern in Griechenland, von den Emirn in Andaluſien und andern merkwürdigen Potentaten erzählt werden. Joſeph Schmalz unterſcheidet ſich von den ernſteren Dramatikern der Gegenwart, namentlich von der neueren Münchner Schule, beſonders dadurch, daß ſeine Stücke nicht allein belehrend, ſondern auch unterhaltend ſind. Seine Dramen dauern den ganzen Nachmittag, aber der Zuſchauer findet ſich nie gelangweilt, ſondern nur angezogen, ſittlich gehoben und veredelt. Alle ſeine Stücke ſind überdieß von der ſtrengſten Moral getragen; die Tugend

wird immer belohnt und das Laſter immer beſtraft. Der Bauer liebt jene prickelnden Lascivitäten nicht, wie ſie heutzutag in den Hauptſtädten unter den Titeln „La dame aux Camélias," „Orpheus in der Unterwelt" u. ſ. w. mit Connivenz einer hohen Obrigkeit dem entnervten Publikum geboten werden.

„Unſere Leiſtungen zogen denn auch ſchon manches wohlwollende Auge auf ſich. Ein einheimiſcher Schriftſteller verbreitete ſich darüber in ſeinen „Wanderungen im bayeriſchen Gebirge" — einem Buche, das wenigſtens im Ausland nicht unbekannt zu ſein ſcheint. Er war unter den Zuſchauern als „die ſchöne Helena (nicht die Offenbach'ſche, ſondern) die Tochter des mächtigen Kaiſers Antonius von Griechenland, oder Rache, Reue und Verſöhnung," als „Valentin und Urſinus oder das Diamantenkreuz" gegeben wurden. Seine Schilderungen haben ſchon manche gebildete Männer und Frauen aus Dresden, Berlin und Hamburg herzugeführt, die nun nach dem ländlichen Schauſpiel fragen und nur ausweichende Antworten erhalten, da wir ſelber nicht wiſſen, warum wir ihnen dieſen Genuß verſagen müſſen und unſere Obrigkeiten keiner unfreundlichen Beurtheilung ausſetzen wollen.

„Durch ſolche Anerkennungen, wie die oben erwähnte, befeuert, hatten wir nun in Thalia's Dienſt drei Jahre lang freudig fortgearbeitet, und wir überlegten ſchon: ob wir es nicht wagen ſollten, einen erhabenen inländiſchen Gönner der dramatiſchen Muſe zu unſern Schauſpielen ehrerbietigſt einzuladen, als an einem kühlen Herbſtabend des Jahres 1865 der in der Geſchichte des deutſchen Drama's bisher noch unbekannte Wagnerbauer Franz Larcher von

Kiefersfelden die Schlüſſel unſerer Theaterhütte abzog, ſie einſteckte und mit der Erklärung hervortrat: er werde fürderhin mit ſeinen Anhängern ſelber den Kothurn betreten. Wir wurden zwar von guten Freunden aufmerkſam gemacht, daß wir uns leicht helfen könnten, indem wir nur andere Schlüſſel machen zu laſſen brauchten; allein eingeſchüchtert wie wir ſind, ſchien uns ſolcher Ausweg ſchon gefährlich und wir überließen die Schlichtung dieſer unſerer Lebensfrage lieber den königlichen Behörden, worauf denn endlich, ebenfalls nach vielen hinausgeworfenen Koſten, vor dem k. Bezirksamt Roſenheim am 21. Februar d. J. ein Vergleich dahin zu Stande kam, daß wir gegen eine Entſchädigung von fünfundſiebzig Gulden dem Wagnerbauern, welchen das k. Bezirksamt „die Geſellſchaft Larcher“ nennt, die Hütte zu ſeiner Verfügung überließen.

„Ob aber unſer Ruhm oder unſere kleine Einnahme, die wir doch immer wieder auf Ausbeſſerung der Hütte, Vermehrung der Garderobe, Honorirung einiger Schauſpieler und Muſikanten, Beſtreitung des Theaterjahrtags verwendeten, ob unſer kleines Glück den Wagnerbauern nicht mehr ſchlafen ließ, oder ob er vermöge eines Hangs, der tief im Bauerncharakter liegt, uns nur einfach die Freude verderben wollte, das können wir hier unerörtert laſſen.“

Dieß der ungefähre Inhalt der Beſchwerdeſchrift.

Während der Wagnerbauer nunmehro ausging, ſich ſeine Liebhaber und Liebhaberinnen, ſeine Ritter und Tyrannen zuſammenzufangen, hatte die alte Genoſſenſchaft mit dem Wirth zu Kiefersfelden, der ebenfalls ein Freund der dramatiſchen Kunſt iſt und deren hohe Bedeutung wohl

erkennt, bereits einen Vertrag abgeſchloſſen, laut deſſen ſich dieſer verpflichtete, ihr ein neues Theater zu erbauen. Fortan lechzte ſie nur nach dem Augenblick, wo ſie dieſe Bretter, „welche die Welt bedeuten," wieder betreten dürfte.

Allein — und das iſt der grauſame Scherz des Schickſals — von den beiden Geſellſchaften darf jetzt keine ſpielen. Als nämlich der ſchöne Lenz herannahte und beide ſich der k. Regierung mit der Bitte näherten: die theatraliſchen Vorſtellungen eröffnen zu dürfen, entfloß jener abermals ein Erlaß des Inhalts: zwei Geſellſchaften ſeien für Kiefersfelden zuviel, „ausſchlaggebende Motive für die eine oder die andere aber ſeien nicht erſichtlich."

In dieſem letzteren Punkt erlaubte ſich nun die Geſellſchaft der Schmiede gleichwohl anderer Anſicht zu ſein. „Wir," ſagen ſie in ihrer Beſchwerdeſchrift, „wir, die Schmiede von Kiefer, haben die Hütte erbaut und 1833 die Bühne gegründet — wir haben auf unſere Wag und Gefahr alle Ausgaben für deren Erhaltung getragen; wir haben die kirchlichen Jahrtage beſtritten, auch in den langen Jahren, wo zu ſpielen nicht erlaubt war; unſere Ausdauer hat es nicht ohne große Opfer dahin gebracht, daß die wiederholten Verbote endlich liberaleren Anſchauungen Platz machten; wir haben die Garderobe, die Textbücher und die ganze Regie angeſchafft; wir haben uns bisher dem Dienſt der Muſe gewidmet, und nicht allein das Wohlgefallen des ländlichen Publikums, wie der andauernde Beſuch darthut, ſondern auch den Beifall ſtrengerer Kritiker erworben; wir ſind es ferner, die vor nicht ſo langer Zeit wegen des ſittlichen Werthes unſrer Be-

ſtrebungen von dem Herrn Vikar und der Gemeindeverwaltung ſchriftlich anerkannt und hoch belobt wurden. Wir haben ein altes Herkommen, alte Verdienſte für uns und die Prätenſionen des Gegners ſind von heute."

„Als der Wagnerbauer im vorigen Jahr zum erſtenmal um die Spielerlaubniß bat, entfloß der k. Regierung am 4. Juli 1866 ein anderer Erlaß, welcher von der richtigen Anſchauung ausging, daß der Geſellſchaft Larcher der Nachweis über entſprechende Befähigung mangle. Man ſieht auch nicht ein, woher der Wagnerbauer mittlerweile dieſe Befähigung geholt haben ſollte. Weder hat er ſich, ſoweit es ortskundig iſt, mit Leſſings dramaturgiſchen Schriften, noch mit Schillers Abhandlungen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, noch mit A. W. Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Kunſt, noch mit irgend einer andern didaktiſchen Literatur beſchäftigt. Ebenſowenig hat er Lektionen im Deklamiren genommen oder überhaupt etwas gethan, um ſeine urwüchſige Bauernnatur ins Theatraliſche umzugeſtalten. Er iſt noch ganz daſſelbe Original wie am 4. Juli 1866. Was dagegen die Befähigung ſeiner Geſellſchaft betrifft, ſo kann von dieſer das gleiche behauptet werden, da ſie zur Zeit nur aus ihm ſelbſt beſteht.

„Wenn aber der einen Geſellſchaft die Befähigung entſchieden mangelt, während ſie der andern anerkanntermaßen zur Seite ſteht, ſo ſcheint dieſer Umſtand doch „ein ausſchlaggebendes Motiv" für die letztere zu ſein.

„Vor allem aber möchten wir im Hinblick auf unſere tiroliſchen Nachbarn ergebenſt rufen: „Die Freiheit wie in Oeſterreich!"

Alſo lautete die Beſchwerdeſchrift, welche dem k. Miniſterium des Innern neuerdings überreicht wurde. Auf ſeiner ofterprobten Weisheit beruhten alle Hoffnungen der tiefgekränkten Schmiede. Es ſchien unmöglich, daß es, wenn nun einmal nicht beide Geſellſchaften zugelaſſen werden ſollten, in ſeiner Wahl nur ſchwanken könne. Indeſſen — es gibt nichts ſo Unwahrſcheinliches, was nicht gleichwohl paſſiren kann, namentlich im Königreich Bayern. Das Miniſterium beſtätigte den Erlaß, welcher der Regierung entfloſſen, und legte dem Verfaſſer der Beſchwerdeſchrift wegen ſeiner unanſtändigen Schreibart eine Ordnungsſtrafe von fünf Gulden auf. Die Schmiede von Kiefersfelden, die Märtyrer ihres Idealismus, ſitzen nun trauernd unter den Weiden des Innſtroms — die „Geſellſchaft Larcher" triumphirt, daß ihr wenigſtens gelungen, den andern die Freude zu verderben. Thalia aber ſchwebte von Kiefersfelden weinend wieder nach dem Helikon hinan. Les déesses s'en vont, la bureaucratie nous reste!

Wenn die dramatiſche Muſe bei den wackern Schmieden ſo behandelt wird, ſo kann ich nichts verſpüren von den neuen Regungen in den Brüſten unſrer Bureaukratie, nichts von ihrer Sehnſucht nach dem geſteigerten Schulunterricht und der erhöhten Bildung, die uns demnächſt glücklich machen ſollen.

Der literariſche Faden, der durch unſer Bauernvolk geht, iſt bekanntlich von ſehr feiner, kaum ſichtbarer Structur. Karl Fernau und Hermann Schmid werden auf dem Land ebenſo wenig geleſen, als Pocci's oder Guido Görres' Schriften, und nur unſers Sintzels treffliche Ge-

betbücher haben ſich einige Kundſchaft erworben. Ob der geſammte Schulunterricht, wie er ſeit zwei Generationen ertheilt wird, nur das Papier werth iſt, auf das der Schulcommiſſär ſeinen Prüfungsrapport ſchreibt, iſt, wenigſtens für viele Gegenden, noch eine offene Frage. Hunderttauſende lernen leſen, leſen aber nichts, lernen ſchreiben und rechnen, wiſſen aber davon keinen Gebrauch zu machen. Der beſt einexercirte Katechismus, die weiſeſten Verordnungen und die reichlichſten Prügel konnten und können nicht verhindern, daß unſer ſchönes Altbayern an Sonn- und Feiertagen noch immer von den blutigſten Verbrechen raucht. Alle edlern Herzen rufen nach mildern Sitten, nach einer Linderung dieſer Noth. Soll man es denn nicht auch mit der Pflege der Muſe verſuchen dürfen? Emollit mores nec sinit esse feros, ſagt von dieſer ein Poet des Alterthums. Auch in neuerer Zeit hat man bekanntlich die Behauptung aufgeſtellt: die Bühne habe denſelben Zweck wie die Kirche und der Staat, nämlich den Menſchen zu bilden, zu heben und zu veredeln. Wenn das „Gſpiel" den Bauern an Sonn- und Feiertagen abhält, ſich von Mittag bis zum ſpäten Abend voll zu ſaufen, wenn es nichts leiſtet als dieſes, ſo iſt es ſchon aller Begünſtigung werth; wenn man ihm aber ſeine Freiheit läßt, und der Gang ſeiner Muſe, der jetzt ein durchaus ſittlicher iſt, im rechten Geleiſe bleibt, ſo kann es gewiß noch wohlthätiger wirken und ein Namhaftes beitragen, um den altbayeriſchen Landmann aus jener tiefen Rohheit herauszureißen, die uns alle traurig ſtimmt, und die ſo manche ſeiner guten Anlagen erdrückt.

VIII.

Die falſche Mutter Gottes.

Oberbayeriſche Dorfgeſchichte. 1871.

1.

(Der Oekonom Johannes Duldenhofer zu Grünau [1] ſchreibt an Herrn Lorenz Rehböckel, Oberförſter zu Markwartſtein:)

Grünau, den 15. September 1869.

Lieber Freund Laurentius!

Es geht jetzt ſchon in den Herbſt hinein und da muß ich Dir doch zu wiſſen thun, daß ich Deinen Brief zu Oſtern richtig erhalten habe. Alſo Oberförſter biſt Du geworden und geheirathet haſt Du auch! Haſt lang gewartet, lieber Freund, mit der Oberförſterei und mit der Hochzeit! Um ſo ſüßer wird er Dir jetzt vorkommen, der neue Stand, der Eheſtand nämlich, und auch die hohe Würde und das nahrhafte Einkommen, welches die Herren Oberförſter haben ſollen. Haſt es längſt verdient, behaupt' ich, eine brave Frau und eine hübſche Lebenszehrung,

[1] Der Oekonom Johannes Duldenhofer iſt derſelbe, der im Jahre 1848 ſeinem Freunde Lorenz Rehböckel die Geſchichte von der alten Trompete in Es brieflich erzählt hat. Siehe Novellen und Schilderungen von L. Steub. Stuttgart. C. P. Scheitlin. 1852.

wobei ich mich Deiner Herzallerliebſten als Unbekannter ſchönſtens empfohlen haben möchte.

Es muß ſchon lange her ſein, daß ich Dir nimmer geſchrieben habe, oder weißt Du's ſchon, daß ich bei der letzten Wahl in der hieſigen Gemeinde Ortsvorſteher geworden bin? Auch ſonſt bin ich ganz ordentlich vorwärts getrippelt in den letzten Zeiten. Vor zwanzig Jahren habe ich als kleiner Bauernmaler meinen Lebenslauf hier angefangen, hab' aber ſtandhaft gehaust und geſpart und das kleine Anweſen nach und nach vergrößert und auf Anrathen meines lieben Vetters, der ſchon ganz hoch in der Studi iſt, ſchreib' ich mich jetzt auf altgriechiſch bereits Oekonom. In etlichen Jahren wär's möglich, daß ich mich wieder in die deutſche Mutterſprache überſetze und dann wird, ſo Gott will, ein Gutsbeſitzer herausſpringen. Auch in der Familie ſelber geht's mir ganz gut. Meine liebe Frau, die ehemalige Lindenberger Burgel, läßt Dich herzlich grüßen und iſt noch friedlich und freundlich, wie vor und ehe. Und mein älteſter Bue iſt in Schleißheim und ſtudirt die Landwirthſchaft, und die zwei Mädeln und der jüngere gehen dahier in die Schule und lernen fleißig und wachſen ſich ganz ordentlich aus.

Ueberhaupt hätten wir hier das ſchönſte Leben in unſerm Oertlein; ſonderbar iſt es nur, daß gerade die geiſtlichen Herren, die ſonſt die Engel des Friedens ſein ſollen, den Unfrieden und die Hetzereien hereinbringen. Du weißt ſchon, wie wir ſeit zwanzig Jahren allezeit zu fechten gehabt haben, und iſt mir gerade oft, als wenn der liebe Gott alle ſeine Geſalbten, die er ſonſt nirgends brauchen kann, zu uns herſchickte zu unſerer Buß' und Beſſerung.

Und ſo haben wir wieder eine ſchwere Geſchichte erlebt mit unſerem Vicari, obgleich er ein weitſchichtiger Vetter von mir iſt, ſo daß wir ſogar per Du mit einander reden. Von unſeren früheren Anſtänden, die wir wegen unſerer Geſellſchaft zur „Erheiterung" gehabt und wegen unſerem Cäcilien-Verein und wegen unſerem Liebhaber-Theater will ich jetzt ganz ſchweigen. Einmal hat er uns auch in den „Landboten" ſetzen laſſen und da wirſt Du's ſchon geleſen haben. Vielleicht hab' ich Dir aber die Geſchichten ſchon erzählt, und wenn nicht, ſo erzähl' ich Dir Alles, wenn wir wieder einmal zuſammenkommen.

Jetzt kommt aber etwas Anderes:

Ich hoffe, Du erinnerſt Dich noch an unſere Muttergottes mit den ſieben Schmerzen, wie ſie auf dem Hochaltar ſteht und immer ſo freundlich herunterſchaut auf die Gemeinde. Die ſteht ſchon eine ſchöne Weil da droben, lieber Lorenz, nur daß Niemand ſagen kann, wie lang. Die iſt einmal vor alten Zeiten den Innſtrom aufwärts geſchwommen in der Nacht und hat einen ſilbernen Glanz um ſich geworfen und hat einen Schrei gethan, worauf dann mehrere arme Hirten, welche in der Nähe ihre Schafe weideten, ehrfurchtsvoll hinzugetreten ſind, ſie aus dem Waſſer gezogen, gewaſchen, getrocknet und angebetet haben. Ein guter Glauben gehört freilich dazu, aber daran hat's bei uns nie gefehlt.

Das ſoll im Schwedenkrieg paſſirt ſein, ſagen die Einen, aber die Andern behaupten, noch ein gutes Stückel früher, zu einer Zeit, allwo wir bereits zum großen Theil der lutheraniſchen Ketzerei verfallen waren, was eben die Mutter Gottes bewogen haben ſoll, ſich bei uns einzu-

finden und beſſer Acht zu geben, daß der falſche Glauben nicht noch mehr auseinandergeht. Die alte Hafnerin aber, die lebt und ſtirbt darauf, das Bild ſei ſchon bald nach Chriſti Geburt daher geſchwommen und die Mutter Gottes ſei lange Zeit die einzige Bewohnerin der Gegend geweſen. Wer Recht hat, weiß ich nicht, und indem wir in unſerem Landgericht leider keinen Geſchichtsſchreiber haben und aus eigenen Mitteln auch keinen halten können, ſo müſſen wir eben ſolche Sachen denen Gelehrten überlaſſen.

So viel iſt aber landeskundig, daß die Mutter Gottes ſchon allerhand Wunder gewirkt hat. Fehlt's im Kopf, im Bauch, im Fuß, ſo verloben ſich die Bauersleute, kaufen ein Wachsfigürlein oder laſſen ein Bildlein malen und hängen es dann um den Altar. Seitdem der Steffelbauern Liſe ihr Geliebter untreu geworden iſt, worauf ihr das Herz ſo weh gethan, daß ſie ein roſenrothes Herzel von Jungfernwachs geopfert, weßwegen ihr die Mutter Gottes ihren Hanſel wieder zugeführt hat, ſeitdem geht's wieder ganz ſtark mit den roſenrothen Herzlein und ſieht man ſo alle Quatember wieder ein neues aufgehängt, aber ganz insgeheim, denn wer ein ſolches Gebreſten hat, der laßt's nicht gern wiſſen. Auch für's Vieh iſt ſie ſehr gut, obgleich das ſonſt dem heiligen Sanct Leonhard ſeine Sach' iſt, und hat ihr ſchon manche leidende Kuh und mancher kranke Ochs ſeine irdiſche Geſundheit zu verdanken gehabt, wie das die aufgeſtellten Wachsfigürlein deutlich ausweiſen.

Jetzt war aber dem Vicari auf einmal die Mutter Gottes auch nicht mehr recht. Der Widerwillen hat freilich eine ganz beſondere Urſache gehabt, und die will ich Dir

jetzt gleich erzählen, lieber Lenzl, und gib nur Acht — es kommt was Feines.

Im Blauen Häring zu Dachsenbach, weißt wohl, war immer gut zehren. In einer halben Stunde geht man über die Tiroler Gränze und dann steht gleich das nette Wirthshaus da. Ist ein prächtiger Keller dabei und gibt allezeit guten Wein. Nicht zu vergessen, daß die jetzige Wirthin früher Pfarrerköchin gewesen ist, und was Speckknödel und Hirnpavesen betrifft, so steht keine auf über sie. Voriges Jahr haben sie auch eine Laube oder Salettel von Waldreben herrichten lassen im Garten draußen, daß man recht schön auf das Gebirge und den Groß-Venediger sieht; denn der Wirth ist ein unternehmender Mann, und weil man jetzt überall vom Fortschritt spricht, sagt er, so hat er für seinen Theil wenigstens ein Salettel erbauen wollen.

Hat auch nicht Unrecht gehabt, denn der Zuspruch macht sich immer besser und in dem Salettel kommen oft ganz noble Leute zusammen. Neulich hat gar der Herr Landrichter und der Dechant mit dem Wirth tarokt daselbst. Auch der Vicari ist seitdem alle Wochen etlichemale nach Dachsenbach gegangen zum Abendtrunk. Hat's ihm Niemand übel genommen, denn der Spaziergang ist nicht weit und sehr angenehm, und der Venediger mit seinem weißen Schnee und der Tiroler Wein mit seinem rothen Glanz — es ist schon der Mühe werth, daß man Einsicht davon nimmt.

Aber auf einmal war ein junges Frauenzimmer im Blauen Häring angekommen, ein gar schönes Fräulein, ganz schwarz angezogen, aber blüthenweiß und rosenroth

im Geſicht und lange, dunkle Haare hat ſie auch. — Sind mehrere Bauern zu mir gekommen und haben mir erzählt, daß ſie ſie im Walde geſehen haben, oder auf dem Oſterberg, wie ſie zeichnet und malt. Und meine liebe Frau iſt ihr auch einmal auf der Wies begegnet und iſt voller Wunder heim gekommen. Die feine Geſtalt, ſagt ſie, und das feine Geſicht und der ſchwarze Strohhut drüber, ja man kann's nicht beſchreiben, wie lieb ſie iſt. Und Andere haben ſie im Salettel geſehen, wie ſie in der Zeitung liest oder ins Gebirg hineinſchaut. Und einmal haben ſie auch den Vicari geſehen, wie er bei ihr im Salettel ſitzt und wie ſie mit einander reden.

Aber was jetzt die Leut' zu wiſpern angefangen haben! Vom Türkenkrieg könnte man nicht mehr ratſchen, als von dem Salettel und vom Vicari und von der Andern. Und Jeder hat wiſſen wollen, wer ſie denn iſt, und haben die Wirthin wohl dutzendmal gefragt. Aber die Wirthin hat ſich den Namen nicht merken können, und ſo oft man ſie gefragt hat, ſo oft hat ſie ihn vergeſſen gehabt. Und ſo haben wir uns gar nicht zu helfen gewußt, bis zuletzt der neue Poſtexpeditor geſagt hat: Einen Namen muß ſie doch haben und ſo heißen wir ſie halt die ſchöne Unbekannte.

Aber unſer Poſtexpeditor — weißt ja, wie die jungen Leut' jetzt ſind — das iſt gar ein feiner. Der hat ſchon allerhand probirt und iſt ſchon überall geweſen, bis in Amerika hinten, wo die unbekannten Länder angehen. Ein Stückel Geld hat er von ſeiner Mutter gehabt — der Thomahanſen Wittib von Weſterhamm, tröſt' ſie der liebe Gott! Da hat er aber — er ſagt's ganz aufrichtig —

da hat er ſich gedenkt, der Bettel macht mich auch nicht reich und da ſchau ich mir lieber die Welt drum an, und iſt auf und davon, fort und fort und hat die fremden Sprachen gelernt und hat allerhand Handelſchaft angefangen und nachher, ſagt er, hat er's Heimweh gekriegt und daſſelbige Liedel vom Gamſelſchießen und vom Stiegelſpringen, das iſt ihm nimmer aus dem Kopf, und ſo iſt er auf einmal wieder da geweſen und hat's in München durchgeſetzt und iſt Poſtexpeditor worden bei uns. Und wer weiß, was noch aus ihm wird? Leicht möglich, daß er noch über uns Alle weit hinaufſteigt — denn er weiß von allerhand Sachen und im Zeitungleſen iſt er beſonders ſtark. Und etliche ſcheckete Papierlen hat er auch mitbracht, ſo amerikaniſche; die ſollen nicht übel ſein und leicht mehr werth, als acht- oder neuntauſend Gulden. Und jetzt einmal iſt er gern da, aber er ſagt's ganz aufrichtig, daß er's nur probiren will, wie weit man's bei uns bringen kann, und wenn's nicht vorwärts geht, ſo geht er wieder ins Amerika. Sonſt iſt er aber ein ganz leutſeliger Kund und hat ihn Jedermann gern. Und mit den Reiſenden auf der Eiſenbahn hat er ſchon oft die fremden Sprachen geſprochen, ſo daß wir gar nichts verſtanden haben.

Und in derſelben Zeit — es möchte wohl um Pfingſten herum geweſen ſein — da ſitzen wir beim Abendtrunk beiſammen und ſagt der Schneider-Peterl, der boshafte, der in der „Genovefa" den Golo ſpielt, der ſagt: „Ja, ja, es muß halt doch was dran ſein, an der ſchönen Unbekannten; jetzt iſt ſie ſchon über acht Tag da drüben im Blauen Häring und traut ſich faſt Niemand hin. Von Ihnen hätt' ich mir mehr erwartet, Herr Expeditor!

Jetzt hockt der Vicari den ganzen Abend im Salettel. Etwas Concurrenz, mein' ich, könnt' auch nicht schaden.

Auf dieß druckt der Expeditor ein Aug' zu und sagt ganz pfiffig: „Versteh' Dich schon, Peterl. Für was wäre man denn in Amerika gewesen. Ich mein' schon, daß ich dem Vicari gewachsen bin. Ich habe nur keine Zeit gehabt bis jetzt."

Nu, wir discuriren wieder von was Anderem und hat mir gar nicht geschienen, als wenn die Sache eine Bedeutung haben sollte.

Aber, wie die jungen Leut' jetzt sind — kaum sieht der Postexpeditor am andern Tag den Vicari, wie der wieder nach Dachsenbach geht, so schließt er sich gleich an und geht mit. Ob es dem Vicari grad recht gewesen ist, das will ich nicht behaupten, aber sagen hat er auch nichts können.

So kommen sie also in den Blauen Häring und setzen sich zusammen und schauen ins Gebirg hinein. Bald kommt auch die schöne Unbekannte mit ihrem Malerkasten vom Osterberg herunter und geht ins Salettel und sie grüßen einander und fangen einen Discurs an. Da sagt die Andere:

„Heute bin ich in Ihrer Kirche gewesen, Herr Vicar."

„Ei was," sagt der, „wie sind Sie denn da hineingekommen?"

„Nun," sagt sie, „ich wollte doch auch einmal das freundliche Grünau besehen und den Tempel, in dem Sie Ihren Schäflein den Weg zum Himmel weisen."

„Ja, weisen thäte ich ihn schon, den Weg," sagt er, „aber sie wollen ihn nicht gern gehen!"

„Das gute Beiſpiel könnte da wohl das Meiſte thun," ſagt der Expeditor.

„Aber wie hat Ihnen denn die Kirche gefallen?" ſagt der Vicar.

„Je nun, ich bin vielleicht etwas unbeſcheiden — viel Schnörkelwerk und kein Geſchmack!"

„Pſt, pſt!" ſagt der Vicar. „Ich kann nichts dafür!"

„Aber das könnte ſo leicht anders werden; der Altar ließe ſich ſo leicht renoviren. Das Nöthigſte wäre aber eine neue Mutter Gottes."

„Ja freilich," ſagt der Vicar, „die alte hat mir nie recht gefallen und eine junge wäre mir auch viel lieber."

„Und ich habe da eine wunderſchöne Idee und die müſſen Sie ausführen, lieber Herr Vicar, ja bitte, bitte! Aber ich muß Ihnen zuerſt etwas aus unſerer Familie erzählen. Vor drei Jahren nämlich iſt unſere liebe Mutter geſtorben und im letzten Winter ſtarb der gute Papa, ein Maler in München; hat uns wenig hinterlaſſen, aber mir hat er ein Bischen malen gelernt und mein lieber Bruder iſt Holzſchnitzer und Bildhauer in der Stadt, aber jetzt noch ein junger Anfänger. Und wie der gute Papa, unſere letzte Stütze, geſtorben, hat mir das ſo weh gethan und ich bin melancholiſch geworden. Und da ſagt mein Bruder, ich ſoll hinaus gehen ins Gebirge und ſoll mich zerſtreuen. Und ſo bin ich heraus aus der Stadt und zum erſtenmale herein ins Gebirg, nach Dachſenbach, wo mir die freundlichen Wirthsleute empfohlen waren. Und hier bin ich ſehr gerne und ſehr fleißig und zeichne und male Landſchaften und Gegenden und hoffe, ſie werden ſchon einen Liebhaber finden, wenn ſie einmal im Kunſt-

verein ausgeſtellt ſind. Nun aber die neue Mutter Gottes, die ſollten Sie meinem Bruder anvertrauen. Ach, ich wäre ganz glückſelig, wenn ich meinem lieben Brüderlein einen ſolchen Auftrag mitbringen könnte. Und der würde ſich freuen, eine ſo ſchöne Arbeit herſtellen zu dürfen und würde Ihnen ein prächtiges Bild ſchicken mit den ſchönſten Farben und dem feinſten Gold. Und wenn man damit zufrieden wäre, ſo würde vielleicht bald der Altar renovirt und dann würde man auch wieder an ihn denken. Und dann kämen Beſtellungen von allen Seiten und ſein Lebensglück wäre gemacht. Ach, das wäre herrlich! Und nun noch etwas — aber nur im Vertrauen — mein lieber Bruder, ach, er hat mich ſo gerne und neulich hatte er die heilige Katharina zu ſchnitzen und da hat er mich abgezeichnet und ihr Geſicht darnach geformt und ſo bin ich jetzt als heilige Katharina ins Unterland gekommen."

„Schau," ſagt der Vicari, „das iſt nicht übel, da könnten Sie ja als Mutter Gottes auch bei uns einrucken."

„Ja, freilich, freilich — da hätten Sie immer ein Andenken an mich, lieber Herr Vicar, ſo lange Sie noch da ſind."

„Ja, das iſt eine ſchöne Idee," ſagt der Vicari, „die gefällt mir ſchon."

„Möchte doch zu einiger Vorſicht rathen," ſagt der Expeditor.

„Nein, nein," ſagt ſie, „die alte Mutter Gottes muß fort, ſie iſt wirklich zum Lachen."

„Da iſt nicht viel zum Lachen," ſagt der Expeditor.

„O doch," ſagt ſie. „Betrachten Sie nur die ſteifen Locken die krumme Naſe, den ſchiefen Mund, die ſchielenden Augen."

„Ja, ja," ſagt der Vicari, „und wenn man ſie von hinten betrachtet, hat ſie auch einen kleinen Buckel."

„Bei der Mutter Gottes," ſagt der Expeditor, „ſchaut der Bauer mehr aufs Herz, als aufs Geſicht."

„Wie verſtehen Sie das?" ſagt ſie.

„Ein garſtiges altes Bild, das Wunder wirkt, iſt ihm viel lieber, als ein ſchönes neues, das keine Kraft hat."

„Kann denn die alte Kraft nicht in das neue Bild hineinfahren?" ſagt ſie.

„Nein, da fahrt ſich nichts hinein," ſagt der Expeditor; „am alten Bild hängt die Wallfahrt, die viel Geld ins Dorf bringt, und in dem Punkt verſtehen die Bauern keinen Spaß."

„Alſo iſt der Eigennutz die Quelle ihrer Frömmigkeit," ſagt ſie.

„Wie anderswo auch," ſagt er. „Jedenfalls gibt es ein großes Skandal, wenn die Gemeinde nicht gefragt wird, der Vorſteher und der Kirchenpfleger."

„Ach ja, das iſt richtig," ſagt ſie. „Nun, lieber Herr Vicari, fragen Sie doch gleich den Vorſteher und den Kirchenpfleger."

„Das geht nicht," ſagt der Vicari. „Die thun mir nichts zuliebe; die ſind gar feindſelig und boshaft."

„Wenn man ſie das ganze Jahr ärgert und plagt," ſagt der Expeditor, „ſo ſtehen ſie allerdings nicht immer zu Befehl."

„Ach, meine liebe, herrliche Idee!" ſagt die ſchöne Unbekannte und läßt einen tiefen Seufzer ab.

„Ach was," ſagt der Vicari, „das bring' ich ſchon durch, hab' andere Sachen auch ſchon durchgeſetzt. Den Vorſteher und den Kirchenpfleger frag' ich nicht. Wenn die neue Mutter Gottes einmal auf dem Hochaltar ſteht, ſo reißen ſie die auch nimmer runter. Wir haben genug alte Betſchweſtern im Dorf, die gerne ein paar Thaler ſpringen laſſen; man darf ihnen nur nicht ſagen, um was es geht. In acht Tagen habe ich ein paar hundert Gulden beiſammen, dann fahren wir nach München und der Herr Bruder macht das neue Bild, und was das Geſicht betrifft, ſo werden wir nachher ſchon ſehen, ob's gut getroffen iſt oder nicht."

„Ja, das würden wir freilich ſehen," ſagt der Expeditor. „Aber ich proteſtire doch!"

„Herr Expeditor," ſagt da die Andere, „Sie fangen an, etwas läſtig zu werden. Der Herr Vicari iſt jetzt im beſten Zug und Sie wollen ihm ſtets wieder Angſt machen. Wenn Sie keine Freude haben an unſerer Idee, ſo wäre es vielleicht beſſer, Sie ließen uns die Sache allein beſprechen."

Nu, der Expeditor, weil er doch ein guter Altbayer iſt, ſo iſt er jetzt recht grob geworden und hat geſagt: „Die Vernunft wird den einfältigen Leuten freilich oft läſtig. Uebrigens will ich die ſüße Eintracht da nicht länger ſtören und empfehle mich beſtens. Adie!"

Der Expeditor kommt alſo wieder zum Abendtrunk und hat ſich gar nichts anmerken laſſen. Kommt der Schneider-Peterl, der boshafte, auch und ſagt: „Nu, heut haben wir's ſchon gemerkt, Herr Expeditor, wie Sie mit dem Vicari nach Dachſenbach gegangen ſind. Muß

ein ſchönes Kampfſpiel geweſen ſein! Haben Sie ihn ſchon ausgeſtochen bei der ſchönen Unbekannten, Herr Expeditor, oder wie ſteht's denn damit?"

„Peterl," ſagt der Expeditor und lacht dazu, „Peterl, diesmal mußt mir ſchon einen Termin geben. Rom iſt auch nicht in einem Tage erbaut worden und der Baum fällt nicht auf den erſten Hieb."

„Schöne Sprüch'," ſagt der Peterl, „iſt mir gerade, als wenn ich ſie ſchon einmal gehört hätte."

„Na, Peterl, heut mußt dich ſchon vertröſten laſſen," ſagt der Expeditor und bittet ſich einen andern Discurs aus und fragt den Schmied-Jörgel, den Kirchenpfleger, ob er ſchon lang keine Krammetsvögel mehr gefangen hat, wovon er auch ein großer Freund iſt.

Wie aber der Abendtrunk geſchloſſen war, iſt der Expeditor mit mir heimgegangen und hat mir Alles erzählt, was ſie im Blauen Häring geſprochen haben. Und wie er mir's erzählt hat, ſo hab' ich Dir's jetzt geſchrieben. Und die neue Mutter Gottes, ſagt er, das iſt eine dumme Geſchichte; das geht nicht. Da würden die Bauern alle rebelliſch und die ganze Eintracht wäre dahin. Die einen wären für den Vicari und die andern gegen ihn und da gäb' es Streitigkeiten im Wirthshaus und auf der Kegelbahn und beim Scheibenſchießen und überall und da würde das Neſt ſo langweilig, daß es keine Nachteule mehr aushalten könnte. Und das hat mich wahrhaftig geärgert, ſagt er, daß die ſchöne Unbekannte ſich nichts ſagen läßt und daß ſie ſich ſo an den Vicari hinbändelt und daß ſie mich ſo unfein hat abfahren laſſen, wo ich's doch ſo gut gemeint habe. Aber ich krieg' ſie ſchon noch, alle zwei. —

Und zuletzt ſagt er: Jetzt gib Acht, Hanſel, jetzt gibt's was. Ich hab' meine Sach' geſagt und ſag' jetzt nichts mehr. Aber ich kann mir denken, was jetzt kommt. Halt' dich nur ruhig, Hanſel, nur ruhig und laß ihn machen!"

Und am andern Tag hab' ich ſchon gehört, daß der Vicari in den Häuſern ſammeln geht und den alten Weibern ihren letzten Nothpfennig abdruckt und unter fünf oder ſechs Kronenthalern gar nicht aus dem Haus zu bringen iſt. Die alte Hafnerin, die Betſchweſter, die hartherzige, ſoll ihm gar bei dreißig Gulden gegeben haben, und was er von der blinden Rappenbäuerin erwiſcht hat, das weiß man nicht. Was er ihnen Alles vorgemacht hat, das weiß man auch nicht recht, aber von der neuen Mutter Gottes hat er nichts geſagt, das iſt gewiß! Der alten Hafnerin, die alle Mohren katholiſch machen möchte, der ſoll er vorgeſpiegelt haben, er wüßte ein paar Heidenkinder, die man loskaufen ſollte, und der alten Rappenbäuerin, ſagt die Oberdirn, hat er einen Büſchel Stroh gezeigt, einen halbverfaulten, auf dem der heilige Vater gelegen ſei, und hat ſie um einen Peterspfennig angebettelt, daß man ihm einen neuen Strohſack kaufen könnte. Und bald darauf iſt er mit der ſchönen Unbekannten und mit all dem Geld nach München gereist und iſt etliche Tage ausgeblieben.

Jetzt haben aber die Leute zu wiſpern angefangen und haben gefragt, was denn der Vicari in München thut und wie er's denn hat mit der ſchönen Unbekannten und daß er gar Niemand was ſagt und daß man nicht weiß, was geſchieht. Und derweil iſt auch ſchon allerhand gemunkelt worden von der neuen Mutter Gottes und etliche

Gutthäterinnen haben ihn gefragt, wie es denn stünde, und da hat er sie ausgelacht und den Schuster-Seppel, der ihn auch gefragt hat, hat er einen Ochsen und den Schmied-Jörgel, den Kirchenpfleger, einen Esel geheißen — nämlich zum erstenmale — aber wie sie ihn vor lauter Neugier wieder gefragt haben, hat er den Schuster-Seppel einen Esel und den Schmied-Jörgel einen Ochsen geheißen, so daß sich keiner mehr ausgekannt hat. Aber das Gerede ist immer lauter worden, daß die schöne Unbekannte unsere Mutter Gottes werden soll, und da haben sich die Weiber furchtbar drüber aufgehalten und haben den Vicari lästerlich verschimpft.

Was mich betrifft, so muß ich wirklich sagen, daß ich ihn nie angeredet habe und der Expeditor hat es auch so eingerichtet, daß sie nie zusammen kommen sind. Aber beim Abendtrunk haben wir öfter gesprochen von der neuen Mutter Gottes und haben ausgemacht, daß wir sie nicht zulassen wollen. Lieber das größte Spectakel, haben wir gesagt, als daß uns der Vicari wieder hinterrucks so eine eigenmächtige Geschichte anrichtet. Und die schöne Unbekannte, die hat man lang nicht mehr gesehen; die ist wohl in München geblieben bis zuletzt; da ist sie wieder gekommen und ist wieder einmal zu Dachsenbach im Salettel gesessen.

2.

Und die Zeit vergeht, und so kommt Maria Geburt herbei, ein großes Fest, wie Du weißt, was hier gar feierlich gehalten wird, und da ist die Pfarrkirche bis um acht Uhr in der Früh verschlossen gewesen, und wie der

Meßner aufmacht und die Leute hinein läßt, da geht der Vicari grad aus der Sacriſtei heraus und fangt das Hochamt an. Und wie wir Alle in die Kirche hinein kommen, ſo ſehen wir, daß oben über der Mutter Gottes ein roſenrother Vorhang herunterhängt, über dem ganzen Bogen, in dem ſie drinnen ſteht. Haben wir Alle einander angeſchaut, hat keiner gewußt, was das bedeutet. Und vorn auf dem ſammtenen Betſtuhl, wo früher die Frau Gerichtshalterin ſelig gekniet iſt, da kniet ein Frauenzimmer, ſchön angezogen, in ſchwarzem Seidengewand und ganz feierlich. Sie hat aber nicht umgeſchaut und hat kein Menſch gewußt, wer ſie iſt. Und die ganze Kirch' iſt voll geweſen, lauter Bauersleute aus dem Thal und vom Berg und von der Alm.

Item, das Hochamt iſt ganz ſchön vorübergegangen und der Vicari ſingt ſein „Ite missa est" und ſchaut die Gemeinde dabei an, wie es der Brauch iſt, und dieweil er ſo ſingt, geht auf einmal der roſenrothe Vorhang vor der Mutter Gottes hinauf und da ſteht ſtatt der alten die neue da — im größten Staat, ganz friſch angemalt und vergoldet, wie noch einmal die Mutter Gottes, wenn ſie im Himmel um einander geht.

Was aber jetzt auf einmal für ein Wiſpern und Räuſpern durch die Pfarrkirche gegangen iſt, ja, ich könnt's Dir nicht ſagen. Die alte Hafnerin aber, die geizige Betſchweſter, hat's am nöthigſten gehabt und die hat die Händ' überm Kopf zuſammengeſchlagen und hat laut aufgeſchrieen: Jeſus, Maria und Joſeph! wo iſt mein Geld? wo ſind meine Heidenkinder?"

Aber der Vicari war noch gut beim Zeug und fangt

vom Altar aus gleich eine Predigt an und ſtreckt ſeine Arme auseinander und ſpricht ganz gemüthlich:

Geliebteſte Brüder und Schweſtern in Chriſto! Weil doch unſerer lieben Mutter Gottes heute ihr Geburtstag iſt, ſo habe ich geglaubt, daß man ihr eine kleine Freude machen ſollte. Der heilige Sanct Niclas bringt ihr ſo nichts und auf Weihnachten kriegt ſie auch kein Kletzenbrod und ſo habe ich mir gedacht, damit ſie nicht ganz leer ausgeht und am End recht widerwärtig wird, ſo könnte man ſie heuer einmal wieder neu anmalen und vergolden laſſen. Aber das alte Bild wäre ſo viel Auslagen nimmer werth geweſen und ſo iſt denn lieber ein neues angeſchafft worden. Und ich bin überzeugt, daß die Mutter Gottes dieſe Ehrenbezeigung recht freundlich aufnimmt und uns auch fürderhin recht gnädig und barmherzig bleibt. Amen!

Jetzt iſt's aber kein Wiſpern mehr geweſen, ſondern die ganze Kirche iſt rebelliſch worden und die Weiber und die Männer haben durcheinander geſchrieen und man hat ſein eigenes Wort nicht mehr verſtanden. Ja, ich kann Dir's nicht ſagen, wie's da zugegangen iſt! Und jetzt ſind ſie Alle nacheinander aus den Stühlen heraus und ſind fürhin in den Chor und haben ſich vor den Vicari hingeſtellt.

Und die alte Hafnerin ſtellt ſich voran und ſchreit: „Ich bitt' um's Wort! Und wer weiß denn, ob's der Mutter Gottes ſo viel Freud' macht, wenn ſie da von ihrem alten Platz verſtoßen wird und kommt ein ganz fremdes Frauenzimmer hinauf."

„Aber, liebe Hafnerin," ſagt da der Vicari, „die alte

Mutter Gottes war ja ganz bresthaft und schmutzig und hätte die neue Vergoldung nicht mehr ausgehalten."

„Was schmutzig", schreit die alte Hafnerin, „man hätte sie ja leicht waschen können!"

„Ich sag's ja," schreit der Vicari, „sie hätte nichts mehr ausgehalten; sie war ja ganz wurmstichig!"

„Was wurmstichig," schreit da der Schmied-Jörgel, der Kirchenpfleger, „sie hat ihre Wunder gewirkt, wie vor und ehe."

„Passirt," schreit der Vicari, „es ist schon seit längerer Zeit nicht mehr recht gegangen; man hat die Schwächen des Alters schon lang bemerkt — man hat nur nichts sagen wollen."

Jetzt fangt der Expeditor auch an und schreit ganz hochdeutsch: „Was? Schwächen des Alters? und jetzt, wo sie alt und gebrechlich ist, wenn's nämlich wahr wäre, jetzt sollen wir sie vor die Thüre setzen — das wäre undankbar, das wäre abscheulich!"

„Ja, undankbar, abscheulich!" schreien da Alle mit einander, und die alte Hafnerin schlägt in einem Trumm fort die Händ' überm Kopf zusammen. Das war ein Lärm, daß ich Dir's gar nicht sagen kann.

Jetzt nimmt sich der Vicari wieder zusammen und breitet seine Arme wieder aus, wie wenn er predigen wollte, und spricht:

„Liebe Brüder und Schwestern in Christo! Eure Anhänglichkeit und Verehrung für das alte Bild ist wirklich nur zu loben, aber die heiligen Bilder, welche doch nur aus irdischen Stoffen verfertigt werden —"

„Was? verfertigt?" schreit die alte Hafnerin. — „Ein

gemachter Heiliger wirkt kein Wunder. Die wahren Mirakelbilder sind alle auf dem Wasser daher geschwommen, wie unsere Mutter Gottes, oder im Baum gewachsen, oder vom Himmel gefallen. Das sollten Sie schon wissen, Herr Vicari!"

„Sie gehen aber auch den Weg des Fleisches," fährt der Vicari fort, „und sind der Vermoderung ausgesetzt, wie wir, sagt der heilige Augustin."

Jetzt ist Alles ganz still geworden, denn an den heiligen Augustin hat sich keiner hingetraut; hat Einer den Andern angeschaut, hat keiner mehr gewußt, was er sagen soll, als der Expeditor, und der schreit:

„Das glaub' ich nicht! Mir ist kein Fall bekannt!"

Jetzt sind wieder Alle lebendig geworden und haben zusammen geschrieen: „Das glauben wir auch nicht — das ist nicht wahr! Uns ist kein Fall bekannt!"

„Zum Beispiel," fährt der Vicari fort, „das gnadenreiche Bild zu Altenötting, wer weiß es nicht, daß sein Inneres bereits von den Holzwürmern ganz ausgefressen und vermodert ist."

„Aber Wunder wirkt's doch noch," schreit der Schmied-Jörgel, „oder nicht?"

„Liebe Brüder und Schwestern in Christo!" fangt der Vicari wieder an.

„Halt!" schreit der Expeditor, „Sie haben die Frage zu beantworten, ob das Gnadenbild zu Altenötting noch Wunder wirkt?"

Auf diese Frage hätte der Vicari lieber nicht antworten mögen, aber zuletzt sagt er doch:

„Ich weiß es nicht gewiß!"

„Ich weiß es aber gewiß," ſchreit der Schmied-Jörgel, „es hat erſt den Holzhauſern geholfen bei der Feuersbrunſt und dem Lexenbauern bei ſeinem Bandwurm und der Grampenmüllerin bei ihrem ſchweren Kindbett."

„Freilich hat's geholfen!" ſchreien jetzt wieder Alle zuſammen, „der Lexenbauer und die Grampenmüllerin werden wohl nit lügen."

„Sie haben alſo," ſpricht der Expeditor ganz feierlich, „Sie haben alſo eine ſchwere Sünde begangen, Herr Vicarius! Sie haben ein altehrwürdiges Bild, das auf dem Waſſer heraufgeſchwommen iſt, das in unſerer Gemeinde ſchon viele Wunder gewirkt hat und nach unſerem frommen Glauben noch viele wirken konnte, wie ein Ungläubiger verſtoßen und ein anderes aufgeſtellt, welches kaum etliche Tage auf der Welt iſt, noch nach der Oelfarbe riecht, ſich in dem Fach nicht auskennt und vielleicht gute Anlagen, aber gar keine Uebung hat. Und wenn wir kein Gnadenbild mehr haben, kommen auch keine Wallfahrer mehr zu uns und wir verlieren wieder viele tauſend Gulden jedes Jahr. Wer erſetzt uns den Schaden? Sie haben ſich zu verantworten, Herr Vicari!"

„Ja, ja, den Schaden muß er gut machen!" ſchreien Alle, „und verantworten muß er ſich auch."

Da nimmt ſich der Vicari wieder zuſammen und breitet wieder die Arme aus und ſpricht:

„Geliebteſte Brüder und Schweſtern in Chriſto! Nehmt doch ein wenig Vernunft an!"

„Was, Vernunft annehmen," ſchreit der Schneider-Peterl, „ſeit zwanzig Jahren hören wir's alle Sonntag von der Kanzel, daß man in der Kirche keine Vernunft

braucht, und jetzt ſollen wir ſie auf einmal wieder annehmen!“

„Und bedenkt,“ fährt der Vicari fort, „daß es doch nicht das Fichtenholz ſein kann oder die Oelfarb oder die falſche Vergoldung, was die Wunder wirkt —“

„Jeſus, Maria und Joſeph!“ ſchreit da die alte Hafnerin, „das iſt ja ganz lutheriſch!“

„Sie reden ja daher, wie ein Freimaurer, Herr Vicari!“ ſpricht da der Expeditor, und wie die Bauern dieß Wörtel hören, iſt's losgegangen, ja, lieber Laurentius, ich kann Dir's gar nicht ſagen, was da für ein Lärm entſtanden iſt. Und jetzt haben auch die Oſterberger Burſchen angefangen, die ihre Stühle bei der Thüre haben, und haben ſich immer mehr fürhin druckt — Du kennſt ſie ſchon, die Rüpel — und da ſchreit der Lindenberger Wolfel, ſonſt mein lieber Schwager, der ſchreit auf einmal: „Naus mit dem Vicari, naus!“ und Alle, die vom Berg und die vom Thal, die ſchreien: „Naus, naus mit dem Freimaurer!“

Aber der Vicari ſteht noch ganz unverzagt vor dem Altar und ruft mit ſeiner ganzen Stimme, die weiter nicht wenig ausgibt:

„Wenn ich mich verantworten ſoll, ſo muß ich auch ſprechen dürfen, und wenn Ihr als redliche Pfarrkinder hinaufblicken wollt zu unſerer lieben Fürbitterin, ſo werdet Ihr finden und zugeben, daß dieſe ſchöne Geſtalt, dieſes himmliſche Antlitz gewiß auch die Gläubigen herbeilocken werden, und wenn ein altersſchwaches und wurmſtichiges Bild Wunder wirken kann, ſo wird es ein junges und friſches wohl auch bald lernen, zumal wenn es ſo lieblich und fein iſt, wie das da oben!“

Auf dieß haben Alle wieder hinauf geſchaut zum Bild und haben gewiſpert zu einander. Und da dreht ſich auf einmal das ſeidene Frauenzimmer um, weißt Du, wo ich Dir ſchon geſchrieben habe, daß ſie auf dem ſammtenen Betſtuhl kniet, und das iſt die ſchöne Unbekannte von Dachſenbach!

Und ich hab' ihr gleich angemerkt, daß ſie während der Zeit viel geweint hat wegen dem Unglück, das da ihretwegen ausgebrochen iſt, und da wiſcht ſie ſich grad die letzten Zähren ab und nimmt ſich zuſammen und ſagt zum Expeditor, aber ganz ſtill, ſo daß es nur wenige verſtanden haben: „Ich armes, hülfloſes Mädchen! Wer wird mich ſchützen, wenn der Aufruhr wieder losgeht? Mir iſt ſo unheimlich unter dieſem Volk!“ Und da ſchaut ſie halbverweint den Expeditor an, ja, ſo lieblich und ſo fein, daß ich Dir's nicht beſchreiben kann, lieber Lorenz! Und da gibt ihr der Expeditor zur Antwort: Bleiben Sie ruhig, ſchönes Fräulein! Ihnen ſoll nichts geſchehen!

Auf einmal aber ſchreit der Schneider-Peterl, der boshafte, der ſchreit:

„Aber wer iſt denn die hölzerne Perſon da oben? Das iſt gar nicht das Geſicht von der Mutter Gottes; ſo hat ſie ihr Lebtag nicht ausgeſehen! Das iſt das Conterfei von der ſchönen Unbekannten, die alleweil im Salettel zu Dachſenbach hockt; da ſteht ſie ja, kann ſie jeder vergleichen.“

Und jetzt iſt's wieder losgegangen! „Jeſus, Maria und Joſeph!“ ſchreit die alte Hafnerin und ſchlägt die Hände überm Kopf zuſammen; „ſind wir denn Heiden worden über Nacht?“ — Und die andern, die Bauern,

die Oſterberger und die Weſterhammer, fangen wieder an und ſchreien: „Die alte Mutter Gottes muß her — her mit der alten! — Naus mit dem Vicari und mit der falſchen Mutter Gottes!“ — Und die Weſterhammer Burſchen gehen auf die ſchöne Unbekannte los, und einer, der Lippen-Caſper, nimmt ſie ſchon beim Arm und ſie ſchreit nach Hülf, wie eine arme Seel' im Fegfeuer, und da ſteigt der Expeditor auf die Burſchen zu, die eigentlich ſeine Landsleut ſind, weißt wohl, und reißt den erſten weg und ruft ganz majeſtätiſch, wie der fürnehmſte Landrichter: „Dieſe fremde Dame rührt keiner an; ſie kann nichts dafür, daß ſie der Mutter Gottes gleich ſieht. Wäre nur zu wünſchen, daß Ihr auch was gleich ſähet, Ihr Lümmel, Ihr einfältigen!“ — Jetzt haben ſich die Burſchen gleich wieder hinter ſich zogen und jetzt hätteſt nur ſehen ſollen, lieber Laurentius, wie die ſchöne Unbekannte den Expeditor angeſchaut und wie ſie ihm in der Geſchwindigkeit die Hand gedruckt hat. Auf der andern Seite aber ſind die Bauern auf den Vicari zu und haben ihn wirklich vom Altar heruntergeſchoben, daß er kaum noch in den Chorſtuhl hineingekommen iſt, und da hat er geſehen, daß nichts mehr zu machen iſt, und ſchaut mich bitterlich an und ſagt: „Geh, Hanſel, geh, hilf mir, lieber Vetter! Hilf mir aus der Patſch!“ und ich ſag': „Ja, wenn Du nachgibſt!“ Auf dieß ſagt er: „Mir iſt Alles recht — nur daß der Spectakel ein End nimmt!“ Und der Expeditor ſchaut mich auch an und druckt ein Aug' zu und ſagt: „Jetzt, Hanſel, jetzt iſt's genug; jetzt geh' voran und ſag' deinen Spruch!“ Und ich hab' mir denkt, man muß dem lieben Frieden auch was zulieb thun

und hab all den Verdruß vergeſſen, den mir der Vicari ſchon gemacht hat, und ſo ſpring' ich auch gleich hinauf, wo er vorher geſtanden iſt, und der Expeditor und der Schneider-Peterl und der Schmied-Jörgel ſchreien „Silentium" und auf einmal wird Alles ganz mäuſelſtill und ich fang' alſo zu reden an und ſag':

„Meine lieben Leute aus der Gemein' von Berg und Thal! Alle Menſchen ſind ſündhaft und unſer hochwürdiger Herr Vicari hat halt auch einen Fehler begangen, indem er die hochzuverehrende Mutter Gottes, die ſchon ſo viele Wunder gewirkt, leichtſinnig verſtoßen und eine andere hergebracht hat, die uns ganz fremd iſt. Er ſieht aber ſeinen Fehler jetzo ein und will gern nachgeben und ihn wieder gut machen. Und damit die neue Mutter Gottes nicht beleidigt wird, wollen wir ſie in der neuen Kapelle auf dem Friedhof aufrichten, wo ſie Niemand verdrängt, und die alte wird der Herr Vicari gleich wieder herſtellen laſſen. Und bis dies geſchehen iſt, danken wir jetzt dem lieben Gott, daß er uns wieder zum ſüßen Frieden verholfen hat und bitten den Herrn Vicari, daß er den Roſenkranz vorbetet, und nachher, liebe Mitbrüder von Berg und Thal, gehen wir zum Verſöhnungsmahl nach Dachſenbach und beſchließen die heutige Feier mit einem guten Seidel Tiroler Wein."

So hab' ich geſprochen! Und wie ich fertig war, iſt ihnen Alles recht und iſt Alles voller Freud' geweſen und haben Alle geſchrieen: „Wir wollen ja nur das alte Bild und wir brauchen keinen Streit und keinen Unfrieden, und wie's der Vorſteher geſagt hat, ſo iſt's recht."

Und der Vicari war auch bis ins Herz hinein froh,

daß es ſo gut ausgeht, und kniet ſich gleich an den Altar und fangt den Roſenkranz an, und wir beten Alle nach. Wer aber am andächtigſten geweſen iſt, das war die ſchöne Unbekannte, denn die hat dem lieben Gott wohl danken dürfen, daß ſie die Weſterhammer wieder ausgelaſſen haben.

Und während der Zeit wir den Roſenkranz beten, fallt der rothe Vorhang oben wieder herunter und der Meßner und ſein Sohn, die ſchon beim Aufrichten dabei geweſen ſind, die haben ſich gleich darüber gemacht und haben die alte Mutter Gottes aus der Sakriſtei wieder herausgeholt, und der Aufzug und die Leitern ſind auch noch geſtanden, und ſo haben ſie das neue Bild wieder heruntergelaſſen und das alte wieder hinaufgezogen. Und grad wie wir mit dem Roſenkranz fertig ſind, zieht der Meßner den rothen Vorhang wieder hinauf und da ſteht die alte Mutter Gottes wieder an dem alten Ort und der Schneider-Peterl ſchreit ganz laut: „Vivat hoch die alte Mutter Gottes!“ und wir ſchreien Alle nach.

Und jetzt iſt wieder alles vergeſſen und ſind wir wieder alle ganz gut und freundlich geweſen mit dem Vicari; nur die alte Hafnerin iſt voller Verdruß aus der Kirchen fort und hat in einem Trumm geſchrieen: Um Gottes Chriſti Willen, wo iſt mein Geld? wo ſind meine Heidenkinder?

Und nun gehen wir gleich von der Kirche weg nach Dachſenbach, denn wir haben uns Alle gefreut auf den Friedensimbiß. Die ſchöne Unbekannte iſt aber ganz weich und bleich geweſen von dem Hochamt und hat nicht recht mit wollen und hat meine Frau heimlich erſucht, ob ſie nicht in Heimgarten kommen und bei ihr bleiben dürfte bis zum Abend; ſie meinte, es möchte ihr gar zu laut

werden im Blauen Häring, aber der Expeditor iſt auch daher gekommen und hat ihr freundlich die Hand gegeben und hat geſagt, ſie ſoll doch jetzt mitgehen und er hätt' noch gar viel mit ihr zu reden, und meine Frau, die hat ſo Mitleid mit ihr gehabt und hat ihr wieder ſo gefallen und hätt' ihr ſo gerne eine gute Stund' vergunnt auf den Schrecken hinauf, ſo daß ſie das Mädel gar nicht mehr ausgelaſſen hat und hat mit ihr gehen müſſen zum Mahle. Und ich bin mit der Wirthin von Dachſenbach gegangen, denn die iſt auch herüben geweſen, weil ihr das Fräulein heute früh ſchon geſagt hat, daß die neue Mutter Gottes aufzieht, und ſo ſind wir mit einander gegangen und haben alleweil geratſcht von der ſchönen Unbekannten. „Ja, ja, ſagt die Wirthin, ſie iſt recht fleißig und ſtill und friedlich und ſpielt gern mit den Kindern und thut keinem Menſchen was zu leid und haben ſie Alle gern. Und was die dummen Bauern gewiſpert haben, ſagt die Wirthin, weil ſie etwa einmal mit dem Vicari im Salettel geſeſſen iſt, das iſt zum Lachen. Wenn ſie was geredet haben zuſammen, ſo haben ſie von der Mutter Gottes geredet und von dem neuen Bild, und überhaupt iſt ſie die ordentlichſte Perſon von der Welt."

Wie wir aber in den Blauen Häring kommen, da hat der Expeditor ſchon hintelegraphirt gehabt und war ſchon Alles aufgedeckt und haben grad niederſitzen dürfen zu einem einfachen ländlichen Mahl mit Speckknödeln, Würſteln und Gamsbraten. Und ich ſag': „Die Hauptperſonen gehören zuſammen, und mir als Vorſteher ſteht das Commando zu," und ſo ſetze ich den Vicari oben hinauf und neben ihn die ſchöne Unbekannte und neben

die ſchöne Unbekannte den Expeditor und auf der andern Seite bin ich geſeſſen und neben mir meine Frau und nachher der Schmid-Jörgel und ſo weiter. Den Schneider-Peterl habe ich weiter hinunter geſetzt, weil er ihr gar ſo weh gethan hat mit ſeiner dummen Red'. Er iſt aber nachher ſchon heraufſpaziert zur ſchönen Unbekannten und hat ſie um Verzeihung erſucht, und ſie iſt recht freundlich mit ihm geweſen und hat ihm Alles verziehen. Ja, ſogar der Lippen-Caſpar iſt hingegangen und hat ihr die Hand gegeben.

Aber was wir damals luſtig geweſen ſind, das könnt ich Dir nit ſagen, lieber Lenzl! Und iſt nicht lang hergegangen, ſo haben's mit den Trinkſprüchen angefangen und der Vicari hat einen ausgebracht auf die Eintracht in der Gemeinde — wird wohl am Beſten gedeihen, wenn er ſie ſich ſelber recommandirt ſein laßt — und der Schmid-Jörgel, der Kirchenpfleger, auf das Wohl der berühmten Wallfahrt und der Schneider-Peterl, der boshafte, hat getrunken auf die Aufklärung in Grünau und ſofort nacheinander. Dem Schneider-Peterl ſein Trinkſpruch hat freilich nicht recht zum vordern gepaßt, aber den Bauern hat einer ſo gut gefallen wie der andre. Und nachher iſt die Lehrer-Marie gekommen und hat ihre Zither gebracht und hat aufgeſpielt und die Weſterhammer Burſchen haben gar ſchön geſungen dazu. Ich und meine Frau haben aber am liebſten den Expeditor betrachtet und die ſchöne Unbekannte, und wie die mit einander umgehen. Und zuerſt haben ſie einander allerhand kleine verzuckerte Grobheiten geſagt und nachher lauter feine zierliche Sachen und zuletzt hat man vor dem Singen und der Muſik nichts mehr

recht gehört. So viel ist aber richtig, daß sie immer zutraulicher worden sind und zuletzt stoßt mich meine Frau und da haben sie einander unter dem Tisch gar die Hand gegeben. Nu, denk' ich mir, das ist nicht übel — aber ehevor ich mir's recht ausdenkt hab', steht der Expeditor auf und spricht:

„Hochansehnliche Landsleute und Freunde! Seit mehreren Wochen ist's mir im Geiste vorgegangen, daß mir die alte Mutter Gottes von Grünau zu einer schönen jungen Frau verhelfen würde. Deßwegen habe ich mich denn heute nach besten Kräften um sie angenommen, damit sie nicht von dem ehrenvollen Platz, den sie seit vielen Jahrhunderten eingenommen hat, verdrängt werde. Sie hat auch aus Dankbarkeit heute Nachmittag schon wieder ein Wunder gewirkt, indem sie das Herz ihrer liebenswürdigen Doppelgängerin so mild und hold gestimmt, daß ich Verzeihung erlangt habe für Alles, was sie heute früh etwa verdrossen haben mochte. Sie ist übrigens nicht mehr die schöne Unbekannte und hat es auch nie sein wollen. Ihr Name ist nur bisher nicht bekannt geworden, weil ihn die gute Frau Wirthin von Dachsenbach, welche wir heute auch in unserem Kreise sehen, immer wieder vergessen hat, da er so schwer zu merken ist. Das Fräulein nennt sich nämlich Amalie Müller und ist aus der Haupt- und Residenzstadt München. Ihr braver Vater hat dort der Kunst gelebt und sie malt jetzt unsre Landschaft ab, was Euch auch wieder zur Ehre gereicht. Uebrigens haben wir uns nach reiflicher Erwägung entschlossen, in drei Wochen hier unsre Hochzeit zu halten, wozu Ihr Alle freundlich eingeladen seid. Ich aber beschließe meinen

Spruch, indem ich Euch, liebe Landsleute und Freunde, hiemit vorschlage, meiner holdseligen Braut ein herzliches Lebehoch auszubringen."

Kannst Dir denken, lieber Lenzl, wie wir da geschrieen haben, und mich wundert heute noch, daß das Haus nicht eingefallen ist. Und den größten Spaß haben wir mit der Wirthin von Dachsenbach gehabt und was die ausgelacht worden ist, ja, ich könnte Dir's wirklich nicht beschreiben. Und so ist's fortgegangen, ja, wie noch einmal im ewigen Leben, bis in die Nacht hinein, und nachher sind wir im schönsten Mondenschein kreuzfidel wieder heimgegangen und haben den Expeditor begleitet bis an seine Wohnung. Ja, ich muß schon sagen, seit zwanzig Jahren ist's in der Gemein nicht mehr so lustig gewesen, wie heuer auf Maria Geburt.

So, lieber Freund, das habe ich Dir jetzt zusammengeschrieben (und hab' schon etliche Tag dazu gebraucht), damit Du doch auch weißt, wie es bei uns zugeht. Mich reut aber die Zeit nicht, wenn Du die gute Lehr' daraus ziehst, daß Du bald wieder herüberkommen mußt in deine alte Heimat, und die beste Gelegenheit wäre dem Expeditor seine Hochzeit. Und weil er Dich auch noch kennt aus der früheren Zeit, so hat er mir aufgetragen, Dich herzlich dazu einzuladen, und indem ich dies thue, bleib ich dein alter getreuer Freund

Johannes Duldenhofer, Ortsvorsteher zu Grünau.

IX.

Die Dachauer Bank.

München, 15. November 1872.

„Das ist die größte Geschichte, die je zu dieser Welte geschah," sagt ein Leser der Nibelungen, wenn er zugleich auch ein Münchener ist. — „So was kann nur bei uns passiren!" spricht das Publicum, welches von Jugend auf im Bajuvarismus gelebt und seine Stärken wie seine Schwächen kennen gelernt hat.

Vor etwa drei Jahren that sich hier im vierten Stock der alten Herberge „zum Stangl im Thal" eine arme Weibsperson auf, eine ehemalige längst verschollene Schauspielerin, welche von kleinen Leuten gegen ungewöhnlich hohe Zinsen Gelder aufzunehmen begann. Man nannte die Anstalt, als sie allmälich bekannter wurde, spottweise „die Dachauer Bank", weil ihre ersten Zuhälter zumeist aus dem nahegelegenen, aber von unserer hauptstädtischen Kultur noch wenig beleckten Gerichtsbezirke Dachau kamen. Das Geschäft vergrößerte sich zusehends und fing an zu blühen, wie wenn der Segen Gottes sichtlich darauf ruhte. Die Person kaufte sich in einer schönen Straße ein schönes Haus und zog wie im Triumphe hinein, dann noch eines und

wieder eines und allmälig ein ganzes Dutzend, ja ihrer zwanzig, dazu eine ſchöne Villa am Starnberger See, hielt ſich Wagen, Pferde und Livrée-Bediente, fing an in großem Styl zu leben und ſich aus der Demi-monde beiderlei Geſchlechts eine anſehnliche Umgebung zu bilden. Die Perſon zeigte ſich bald ſehr freigibig — den Armen ſchenkte ſie manchen Gulden, und mehreren nothleidenden Familien gab ſie kleine Darlehen, ohne Zins zu verlangen; wer ihr irgend einen Dienſt zu leiſten hatte, fand fürſtliche Vergeltung. Auch gegen die Kirche that ſie gerne ihre milde Hand auf; dem heiligen Vater verehrte ſie fünfhundert Gulden, dem katholiſchen Caſino in Gieſing ſchoß ſie zehntauſend Gulden vor, damit es ſich ein Haus bauen könne; dem katholiſchen Geſellenverein am Entenbach ſprang ſie ebenſo werkthätig bei, und gegen die Landpfarrer, die ihre und ihrer Beichtkinder Erſparniſſe brachten, erwies ſie ſich immer beſonders freundlich. Zu allem Ueberfluſſe trug ſie auch beſtändig ein großes goldenes Kreuz auf der Bruſt und veranſtaltete einſt mit ihrem Gefolge eine prunkvolle Wallfahrt nach Altötting. Vor wenigen Wochen erſt eröffnete ſie unter großen Feierlichkeiten eine Volksküche, um dem Proletarier wohlfeile Nahrung zu gewähren; eine Singſpielhalle war zunächſt in Ausſicht genommen, um ihn auch eines billigen Kunſtgenuſſes nicht entbehren zu laſſen. Zugleich hörte man von Arbeiterwohnungen, welche die barmherzige Seele in großem Umfang herſtellen wollte, und um dem Publikum alle dieſe Ideen zu erläutern und deren Segen nachzuweiſen, gründete ſie ein eigenes Journal für ſich, welches allerdings auch die Aufgabe hatte, die verleum-

derischen Angriffe der liberalen Presse auf sie und ihre Unternehmungen gebührend zurückzuweisen. Um alle ihre Gäste freundlich aufnehmen zu können, kaufte sie auch eine Bierwirthschaft, welche gegenüber liegt, den „Wilhelm Tell.“ Sie war täglich überfüllt. Wer Kapitalien hinterlegte oder seine Zinsen holte, hatte da freien Tisch und durfte vom Nationalgetränk à discretion genießen. Ihre Agenten und Beitreiber erhielten von der Baarschaft, die sie ihr zubrachten, Provisionen, die eine unerhörte Großherzigkeit verriethen. Auch ihre Vertrauten, Buchhalter, Controleure u. s. w. konnten bald in stattlichen Häusern, die ihnen die Herrin geschenkt, einen eigenen Herd gründen. Tages Arbeit, Abends Gäste — sagt der Dichter, und so war auch in der Dachauer Bank des Abends oft die ausgiebigste Gastfreundschaft. Im hellbeleuchteten Garten zeigte sich die Meisterin, umgeben von ihren Verehrern und Verehrerinnen; der Champagner knallte in seinen verborgensten Winkeln und ein geräuschvolles Orchester verkündete die attische Nacht der ganzen Nachbarschaft.

Alles dies ging unter der Firma der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit. Daß man sich in einem höchst ehrenhaften Hause befinde, schien auch der Wahlspruch anzudeuten, welcher mit großen Buchstaben in der Vorhalle angebracht war, nämlich: „Thue recht und scheue Niemand!“ Noch mehr Vertrauen konnten die Worte erwecken, die an einer benachbarten Stelle zu lesen waren, nämlich: „An Gottes Segen ist Alles gelegen.“ In einer Nische der Hausflur stand auch ein Muttergottesbild, welches zwei ewige Lichter beleuchteten. Man wollte angeblich eine

Lücke ausfüllen, welcher die regierenden Freimaurer und Juden in ihrem Eigennutze nicht gerecht werden können. Man wollte das Kapital katholiſiren — eine nicht ganz neue Idee, die ſchon einem belgiſchen Grafen mißlungen, die jedoch zu ſchön war, um nicht wieder herbeigerufen zu werden. Man ſuchte aber ſelbſt den belgiſchen Grafen nachträglich zum verkannten Biedermann, zum edlen Dulder und ehrwürdigen Märtyrer hinaufzucanoniſiren. Man behauptete — das heißt in den ultramontanen Zeitungen — der belgiſche Graf, den der Papſt ſeinen lieben Sohn genannt, habe als er durchgegangen, nur eine Pflicht erfüllt, nämlich die Pflicht, ſeine chriſtliche Ehre und ſeinen adeligen Namen nicht in die Hände von Richtern zu geben, welche Liberale und Freimaurer ſeien. Uebrigens ſei ſein ganzes Unglück nur eine Intrigue der Juden geweſen. Seine bürgerliche Ehre ſei unverſehrt, obgleich ſein Name am Schandpfahl zu leſen war.

Die Großmuth der Bank wuchs aber immer mehr ins Breite; ſie gewährte ſchon ſeit Jahr und Tag acht Procent monatlich, alſo ſechsundneunzig vom Hundert für's Jahr. Die bajuvariſchen Gläubigen durften nach dem „Vaterland" und dem „Volksboten" wirklich ſtolz ſein, daß ein ſo ächtkatholiſches Inſtitut auf ihrem Boden entſprungen war. In dem zarten Duft der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit, der das Hotel in der Schönfeldſtraße umwob, glaubte Mancher ſchon einen Heiligenſchein zu bemerken.

Als einmal ein reicher Bauer ſein Anweſen verkauft hatte, der Bankhalterin etliche fünfzigtauſend Gulden auf den Tiſch legte und ſich auch ſeine ſechsundneunzig aus-

bedingen wollte, fuhr ſie ihn ſtrenge an und ſagte: „Was glaubſt du denn? Ich arbeite nur für Gott und für die Armen, und nur den Dürftigen, die mir in etlichen hundert Gulden ihr ganzes Vermögen übergeben, kann ich jene hohen Zinſen gewähren; für dich habe ich nicht mehr als drei Procent, das heißt des Jahres ſechsunddreißig.“ Der Bauer meinte zwar, vor Gott müßten alle Kapitaliſten gleich ſein; doch begnügte er ſich endlich mit ſechsunddreißig Procent, da er ſechsundneunzig nicht erhalten konnte.

Wer die Perſönlichkeiten kannte, die ſich um dieſe chriſtliche Charitas drehten, konnte zwar leicht bemerken, daß es mit Ausnahme einiger Cavaliere lauter abgehaustes Geſindel ſei; aber er mochte ſich vielleicht mit der Hoffnung tröſten, daß die Höhe, auf der die Stifterin ſtehe, auch die Uebrigen hinanziehen und allmälig reinigen werde.

Ueber dieſe und andere ſchwarze Punkte deckten aber unſere Prieſter den Mantel der chriſtlichen Liebe. Das uneigennützige Wohlwollen, das die Stifterin der Kirche zugewendet, ſchien über ihre heilige Gemüthsart keinen Zweifel zu geſtatten. Sie empfahlen alſo allenthalben dieſe ſegensreiche Anſtalt — ſeit dem Falle Langrand-Dumonceau's das einzige wahrhaft katholiſche Geldgeſchäft. Daß das canoniſche Recht die Erhebung von Zinſen überhaupt verbiete, ſchien ganz vergeſſen zu ſein, denn die Unternehmerin erklärte ſelbſt als Programm ihres Geſchäftes, ſechsundneunzig Procent zu geben und hundertundachtzig (!!) zu nehmen.

So ward allmälig ſtadtbekannt, daß die Einlagen in die Dachauer Bank ſchon Millionen betragen und täglich

zunehmen. Nun fingen aber einzelne Denker nachzurechnen und zu erörtern an, wie denn dieſe Dame im Stande ſein könne, die eingelegten Gelder mit ſechsundneunzig Procent zu verzinſen, dabei ein Dutzend Häuſer zu kaufen, einen großen Hofſtaat zu halten und nicht nur in aller Ueppigkeit zu leben, ſondern auch ſchwere Summen zu vergeuden. Sie fragten ſich auch, wo wohl jene ſoliden Schuldner zu finden ſein möchten, denen man die aufgehäuften Millionen mit Sicherheit zu hundertundachtzig vom Hundert anvertrauen könnte.

Die „Neueſten Nachrichten“ [1] und „der bayeriſche Landbote“ eröffneten in der letzten Faſten den Kampf und legten mit leichter Mühe dar, daß die fromme Stiftung ein Schwindel ſei, lediglich auf altbayeriſche Dummheit berechnet, und daß ſie mit einem entſetzlichen Sturze enden und namenloſes Elend über das Land bringen werde. Da erſtanden aber der gekränkten Unſchuld auf der andern Seite zwei ultramontane Kämpen, das „Vaterland“ und der „Volksbote“, welche ſofort mit einer Rohheit auftraten, die ſelbſt hier, wo man an jede Lümmelei gewohnt iſt, auffallen mußte, und mit einer Verworfenheit, wie ſie ſelbſt im ultramontanen Lager nicht alltäglich iſt. Der Angriff auf das Inſtitut, ſagten ſie, ſei lediglich aus dem Neide der Juden hervorgegangen, denen jetzt ihre beſte Kundſchaft entlaufe. Die Bank leihe theils an nothleidende Cavaliere, die ſich gerne hundertundachtzig Procent ge-

[1] Der Redakteur derſelben wurde dazumal von einem gedungenen Strolchen auf offener Gaſſe thätlich angegriffen, was das „Vaterland“ ſo ſpaßhaft fand, daß es ſich darüber mehr als einmal luſtig machte und ſich in den heiterſten Scherzen ergoß.

fallen ließen, theils ziehe ſie aus der Spekulation mit liegenden Gründen die beträchtlichſten Gewinnſte. (In dieſer Beziehung brachte man einige Lügen vor, die mit Händen zu greifen waren.) Die Gegner wurden mit bibliſchen Sprüchen zu Boden geſchlagen und als feige Verleumder bezeichnet, die von rechtswegen dem Staatsanwalt anheimfallen ſollten. Als ſpäter der Erzbiſchof und das Miniſterium durch öffentliche Ausſchreibungen ebenfalls vor der Dachauer Bank warnten, ward auch ihnen vom Standpunkte einer höheren Moral herab der Text geleſen. Sie verſtünden nicht einmal die erſten Elemente der Freiheit und gingen auf eine Bevormundung aus, welche der bayeriſche Katholik längſt entbehren gelernt. Auch die geiſtlichen Herren auf dem Lande wendeten alle Mühe an, die Warnungen ihres Oberhirten fruchtlos zu machen. Das Fräulein aber ließ, um ihre Sicherheit zu zeigen, die Ausſchreibung des Miniſteriums und die des Erzbiſchofs auf ihrem Vorplatz und an der Thüre ihres Comptoirs anheften.

Die beiden genannten Blätter, auf denen der päpſtliche Segen ruht, geben ſich für inſpirirt aus und legen ſich die Gabe der Weiſſagung bei. Der Dachauer Bank prophezeiten ſie eine Dauer, zwar nicht ſo lang, wie das Welfenreich ſie in Anſpruch nahm, aber doch jedenfalls länger als das „ſogenannte“ Deutſche Reich ſich halten würde. Sie ſprechen freilich in einem Tone, wie wenn ſie ein Publikum von Botokuden vorausſetzten, aber dieſer Ton entſpricht ungefähr der geiſtigen Entwicklung unſeres Landklerus und ſeinem Geſchmack, wie er in den biſchöflichen Seminarien gebildet wird.

Nach der Meinung der Geſchichtsſchreiber ſoll „die chriſtliche Kultur“ in Bayern ſchon um dreizehnhundert Jahre alt ſein. Doch ſcheint es oft, als ob ſie erſt von geſtern wäre. Unſere Bauernkönige in Niederbayern und die wühlenden Kirchenlichter auf dem Lande könnten vorgeſtern uoch Gorillas geweſen ſein. Aber eben deßwegen, weil unſere geiſtlichen Bildner und Volkserzieher in jenen Blättern ſich ſelber wiederfinden, haben ſie auch alle anſtändigen Journale mit dem Interdikt belegt, ſo daß der Landmann die Warnungen ſeiner wahren Freunde nicht vernehmen konnte. Von der warmen Theilnahme, welche die Frommen im Lande der Wirkſamkeit der Dachauer Bank bewieſen, zeugten auch die zahlreichen Zuſchriften, welche namentlich dem „Vaterland“ überſendet wurden und ihm und ſeiner Gönnerin ein enthuſiaſtiſches Halleluja zuriefen.

Im letzten Herbſte unternahm die Meiſterin einen Triumphzug durch das Land. Man fuhr in einigen eleganten Wagen, die mit Blumenkränzen geziert waren, das Gebirg entlang; die ſtaunende Menge bildete Spalier und brachte mitunter ein Hoch aus. Dafür erhielt ſie ein freundliches Lächeln, ſchmeichelnde Worte und in jeden hingehaltenen Hut fiel ein Guldenſtücklein. Wo eine Kirche am Wege ſtand, hielt der Zug ſtille — die verehrte Führerin ſtieg aus, trat ein, lag dann etliche Zeit im Gebet vor Gott und verließ das Heiligthum ſelten, ohne eine Spende zurückzulaſſen. Der hochwürdige Klerus empfing ſie daher auch allenthalben als zweite Landesmutter und erwies ihr faſt fürſtliche Ehren. Das Nachtquartier ward in den erſten Gaſthöfen genommen; man betrank

ſich zwar bis zu den Kutſchern und Lakaien herunter in Champagner, ſprach aber nichts gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes oder gegen die unbefleckte Empfängniß Mariä, zahlte am andern Morgen eine ſchwere Zeche, fand aber die Rechnung immer äußerſt billig, verſprach bald wieder zu kommen und vertheilte königliche Trinkgelder.

Dieſe feſtlichen Reiſetage, bei denen ſich das Vertrauen des Klerus ſo demonſtrativ gezeigt hatte, erhöhten die Zuverſicht der Gläubigen. „Vaterland“ und „Volksbote“ frohlockten, wie nie zuvor, und forderten die ganze katholiſche Chriſtenheit zum Beitritte auf. Auch einzelne Poeten fingen an, dem Fräulein zu huldigen und die Blätter ihrer Farbe brachten jetzt manchen Lobgeſang. Die Gelder floſſen reichlicher als je, und um Allen, die ſich betheiligen wollten, die Zufuhr zu erleichtern, wurde auch — leider aus dem Abſchaum unſerer Bevölkerung — die Zahl der Agenten beträchtlich vermehrt. Dieſe ſtreckten ihre Thätigkeit weit ins Land hinaus, bis ins Innviertel und nach dem nördlichen Tirol. In einem dortigen Wirthshauſe wurde ein ſolcher Zutreiber beobachtet, der den Landleuten die unermeßlichen Vortheile der auf chriſtliche Liebe gegründeten Stiftung mit beredten Worten auseinanderſetzte. „Ja, Bauern,“ ſchloß er endlich, „dorthin und nur dorthin müßt ihr eure Gelder legen — dort ſind ſie ſo ſicher, wie wenn ihr ſie dem Papſt gegeben hättet.“ Der Mann war, wie man ſieht, wenn auch ein Betrüger, doch wenigſtens kein Lügner. Dieſe Empfehlungen wirkten aber ſo kräftig, daß viele Landleute ihre ſicheren Hypothek-Kapitalien einzogen, andere ihre Güter verkauften, um dem Rufe des „Vaterlands“ zu folgen.

Doch Alles iſt vergänglich auf dieſer Welt. Seit etwa vierzehn Tagen mehrten ſich die Anzeichen eines nahen Bruches. Man hörte allenthalben, die Unternehmerin packe ihre Sachen zuſammen und rüſte ſich zur heimlichen Abreiſe. Dr. Karl Barth, Advokat zu Augsburg, einer unſerer dunkelſten Ehrenmänner, den die Ultramontanen in den Landtag gewählt, hatte die Selbſtverleugnung, durch ein Inſerat in der „Augsburger Abendzeitung" dem ſinkenden Schiffe zu Hilfe eilen. Er trat den Warnungen der Regierung mit kecker Stirne entgegen, bezeichnete jene Gerüchte in biederer Entrüſtung als verleumderiſch und drohte deren Verbreitern mit gerichtlicher Verfolgung. Das Fräulein habe in Mobilien und Immobilien ſo große und gewinnreiche Geſchäfte angebahnt, daß nicht das Mindeſte zu fürchten ſei. Die Stifterin, ſagt man, habe ihrem muthigen Vertheidiger für dieſe Proſtituirung ſeines Namens eine Belohnung von tauſend Gulden zugewieſen.

Auch „Volksbote" und „Vaterland" verloren den Muth nicht. Je deutlicher die Sache zu Ende ging, deſto lauter brüllten ſie über Intrigue, Verleumdung und die parteiiſchen, geſetzwidrigen Warnungen, die von der Regierung, dem Magiſtrate, dem Erzbiſchofe ausgegangen waren. Von den beiden Redakteuren ſoll jeder für ſeine Selbſtopferung zehntauſend Gulden erhalten haben. Unbezahlt hält man eine ſolche Schlechtigkeit nicht für möglich. Indeſſen — die beiden Ehrenmänner proteſtiren und die Frage kann daher einſtweilen noch als eine offene bezeichnet werden.

Dieſe Woche, am 17. November, erfolgte der Sturz. Das Fräulein wurde aus ihrem Hotel in das Gefängniß

abgeführt und es zeigte ſich ſchon beim erſten Zugriff eine Ueberſchuldung, die in die Millionen geht.

Die blutigen Auftritte, die man erwartete, ſind durch die bewaffnete Macht bisher ferngehalten worden. Dagegen wogt es im Bezirksgericht von früh bis ſpät, Tauſende und Tauſende drängen ſich in die Amtsſtuben mit werthloſen Wechſeln in der Hand, mit dicken Thränen im Auge. Mehr als die Hälfte der hieſigen Dienſtboten iſt um ihren Nothpfennig betrogen; vom Lande herein kommen grauſige Berichte über die Verheerungen, die dort eintreten. Ein reicher Bauer, der einen ſchönen Hof verkauft und den ganzen Kaufpreis in der Dachauer Bank angelegt hatte, um von den Zinſen ein otium cum dignitate zu führen, rannte geſtern durch das weite Regierungsgebäude und durch alle Bureaux und rief in halbem Wahnſinn: „Ihr Herren müßt mir mein Geld ſchaffen, denn ihr habt dieſe Banditenwirthſchaft zugelaſſen!“

Wie gebärden ſich aber nun die Lobredner der Stiftung? Leute, die leicht verlegen werden, können hier Kaltblütigkeit und freche Stirne lernen. Vor etlichen Tagen ſagte das „Vaterland“: wenn das Geld auch verloren gehe — es ſei doch beſſer, daß es die Spitzeder habe als die Juden oder Preußen; nächſten Tages: wenn auch eine Ueberſchuldung vorhanden — unſere modernen Staaten zahlen ja auch keine Schulden; geſtern: das „Vaterland“ habe nur gekämpft für das formelle Recht, das für die Dachauer Banken ſpreche, den Wucher habe es nie vertheidigt. Uebrigens ſei höchſt wahrſcheinlich eine Ueberſchuldung gar nicht vorhanden und der ganze Rummel nur angeſtellt, um — die Ultramontanen zu verdächtigen.

Wer etwa doch zu Schaden käme, der ſolle ſich nur an die Liberalen und die Juden halten, die die Bank zu Fall gebracht. — Von den Millionen, welche die Armuth verloren, von den Flüchen, welche auf das Haupt der Stifterin und ihrer Helfershelfer fallen, davon iſt ſelbſtverſtändlich keine Rede.

Man könnte vielleicht erwarten, die wenigen ehrenhaften Angehörigen der ultramontanen Partei würden jetzt mit breiter Schaufel ausmiſten und das Geſindel aus ihrem Schafſtall werfen — allein das geht nicht. Mit dem Geſindel ginge auch der Geiſt zum Teufel, denn die übrigen Biedermänner ſind nicht von dem Holze, aus dem man Führer und Propheten ſchnitzt. Die Kirche iſt überdies in Gefahr und kann jetzt keinen Kämpen entbehren. Wir wollen wenig lernen, ſagt man unter vier Augen, luſtig leben und dabei die Welt regieren. Das gelingt nur mit dem, was man gewöhnlich die römiſch-katholiſche Kirche nennt. Dieſe Anſtalt allein erhält die Leute ſo roh und ſo dumm als wir ſie brauchen. Wir ſehen es ja in Niederbayern. Je mehr dort Mordthaten, deſto mehr ultramontane Abgeordnete; je mehr Rohheit, deſto mehr Glaube; je tiefer der Laie, deſto höher ſteht der Prieſter. Schreibt nicht der ſinnreiche Junker Hafenbrädel ſo eben einen katholiſchen Volkstag zum ſcheußlichen Mirakel zu Deggendorf aus, und ſeht ihr die Leute nicht in hellen Haufen dahin wallen! Dort blüht unſer Weizen!

Aber iſt das, könnte man fragen, ein chriſtliches Leben, wie es die Kirche bezielt? — Ach, würde die Antwort lauten — die Kirche — das iſt ja nur ſymboliſch gemeint. Unſere Kirche iſt unſer Bauch! Wenn ihr den

Schlüſſel nicht habt, ſo verſteht ihr ja die ganze Kirchengeſchichte nicht!

Dieſe Kirche und keine andere iſt jetzt in Noth; es ſchwebt etwas in der Luft, wie eine Reinigung an Haupt und Gliedern, eine Abſchuppung des mittelalterlichen Grindes, bei welcher auch die Juden-Mirakel und andere profitable Heiligthümer, mit denen man Humbug treibt, draufgehen könnten. Das wäre ſchrecklich und muß mit allen Mitteln verhindert werden. Dieſes kirchliche Intereſſe hält Alle zuſammen. Darum wird auch die jetzige Kataſtrophe die Böcke dort nicht von den Schafen ſcheiden. In vierzehn Tagen iſt wohl Alles vorüber. Der Graf *** embraſſirt dann wieder den Karl Barth, der Pfarrer Weſtermayer ſchmollirt mit Karl Zander, dem Redakteur des „Volksboten", dem „Evangelium der Biſchöfe," und Herr v. Scherr, der hieſige Erzbiſchof, ladet zur nächſten Tarok-Partie auch Herrn Dr. Sigl ein, „ſeinen lieben Sohn" und Redakteur des „Vaterlands". Obwohl ſtarrend von Infamie, erſcheint dieſer Letztere doch auch jetzt noch in katholiſchen Volksverſammlungen, ohne hinausgeworfen zu werden. Ja, dieſe hören ihm gläubig zu, wenn er von der Rednerbühne herab die Spitzederei zu vertheidigen und das Fräulein mit dem goldnen Kreuz als ein Opfer jüdiſcher Intriguen darzuſtellen ſucht. Und heute erklärt er in ſeinem Journale mit angeborener Würde, er habe das Mandat zu den bevorſtehenden Gemeindewahlen in allen Bezirken, die ihn als Kandidaten genannt, nur abgelehnt, um jede Stimmenzerſplitterung zu vermeiden.

Auch auf dem Lande wird das Ereigniß wenigſtens

nach Einer Richtung ohne Wirkung bleiben. Viele tauſend Familien werden ruinirt, aber der Bauer um keine Erfahrung reicher ſein. Heißt es doch jetzt ſchon im Wald und auf der Heide, man habe die edle Stifterin bei Nacht und Nebel überfallen, wie die Juden am Oelberg den lieben Heiland. Hätte man ihrem ſegensreichen Wirken nicht ſo unbefugt ein Ziel geſetzt, ſie hätte unſer Bayern auf Menſchenalter hinaus reich und glücklich gemacht.

Das ſind unſere Zuſtände — das iſt unſere Kirche, unſer Klerus, unſere Preſſe, unſere Volkserziehung!

„Seht nur" — könnten die bayeriſchen Liberalen mit dem alten Fritz den anderen deutſchen Stämmen zurufen — „ſeht nur, mit welchen Canaillen wir uns herumſchlagen müſſen!"

1875.

Die Sache kam im Juli 1873 vor das Schwurgericht. (Dieſen Weg gingen zu gleicher Zeit auch noch andere Dachauer Banken, welche ſich dem verlockenden Muſter in kurzer Friſt nachgebildet hatten.) Es wurde dabei ein viele Klafter tiefer Unflat aufgerührt, der dann auch einen entſprechenden Geſtank verbreitete. Adele Spitzeder wurde am 20. Juli wegen Verbrechens des betrügeriſchen Bankrotts zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Den Stand des Vermögens pflegten die ultramontanen Zeitungen auch noch lange nach dem Einbruch der Bank als ſo glänzend zu ſchildern, daß nicht wohl ein Pfennig verloren gehen könne.

Der Hauptzweck dieſer Beruhigungen war augenſcheinlich, ſich ſelbſt außer Schußweite zu ziehen. Nach dem notariellen Inventar vom 7. Mai 1873 ſtellten ſich aber die Paſſiven auf 10,063,319 fl., die Aktiven dagegen nur auf 1,974,008 fl., ſo daß ſich eine Ueberſchuldung von 8,089,311 fl. ergab. Außer vielem koſtbaren Juwelengeſchmeide und einer Gemäldeſammlung beſaß das Fräulein damals auch ſechzehn Häuſer in München, ein Bauerngut in Gelting, eine Villa in Feldafing, fünf Wagen und ſieben Pferde. Um ſchneller zu einer Vertheilung der Gelder zu kommen, wurden am 1. März 1875 die vorhandenen Hypothekkapitalien verſteigert und für dieſelben über 90 Procent erlöst. In den folgenden Tagen verſuchte man auch die Currentforderungen zu verſteigern, — unter den Schuldnern fanden ſich nicht allein die unangeſehenſten Packträger, ſondern auch die vornehmſten Cavaliere — aber der Verſuch führte nicht zum Ziele. Es ſollten ungefähr 124,000 fl. um 2500 fl. zugeſchlagen werden, allein es ſtellte ſich ſelbſt um dieſen Preis kein Käufer ein.

Zu Seite 104. Die „Allgemeine Zeitung“ enthielt in ihrem Hauptblatte vom 23. November 1872 einen Artikel, der die politiſche Seite der Münchener Schwindelbanken beleuchtete, und den Antheil feſtſtellte, welchen auch der Klerus an dieſer Kataſtrophe trug. In demſelben fand ſich die folgende Stelle: „Wir fahren fort und fragen: ob es normale Zuſtände ſind, wenn Pfarrer, die vom Staat beſtellt und beſoldet werden, direkt ein Unternehmen för-

dern, das unter die Strafgeſetze fällt? Hätte der Staat einen Prieſterſtand im Land, auf deſſen Moral er bauen könnte, ſo hätte er dieſen zu Hilfe gerufen, um durch das geiſtliche Wort jene fieberhafte Gewinngier zu bannen. Aber was geſchah? Die Mehrzahl der Seelſorger empfahl (trotz des oberhirtlichen Erlaſſes) die Betheiligung oder ſie empfahlen doch zum wenigſten jene Blätter, die mit Feuer und Flammen für den Wucher predigten, und die Gefährlichkeit deſſelben mit Lügen widerlegten. Man muß die Bauern ſelber fragen, wenn ſie jetzt händeringend vor der Thüre ſtehen; dann wird man hören, wer ihnen gerathen hat vor dieſe Thüre zu kommen."

Aus dieſer Bemerkung nahm das Ordinariat des Erzbisthums München-Freiſing Veranlaſſung, um an der Spitze ſeines Paſtoralblattes (Nr. 48 vom 28. November 1872) einen Erlaß zu publiciren, der die obige Stelle heraushebt und daran nachſtehende Erklärung knüpft: „Soweit dieſe Anklagen ſich auf den ehrwürdigen Klerus der Erzdiöceſe München-Freiſing beziehen, werden dieſelben hiemit auf Grund amtlicher Kenntniß des Sachverhaltes als unberechtigt zurückgewieſen, und da der Autor die Tragweite ſeiner Behauptungen kennen mußte, gleichwohl aber unmöglich Beweiſe für dieſelben in den Händen haben konnte, als böswillige Verleumdungen erklärt."

Der Verfaſſer des erſten Artikels, Dr. Karl Stieler, nahm nun in der Allgemeinen Zeitung vom 4. December Anlaß, dem hochwürdigen Ordinariate ſeine ungezogene Schreibart vorzuhalten, machte es aufmerkſam, daß ſeine „amtliche Kenntniß des Sachverhalts" ohne allen Werth ſei, da dem ehrwürdigen Klerus nicht zuzumuthen, daß er

de propria turpitudine mit Offenherzigkeit aussage und brachte die für unmöglich gehaltenen Beweise so zahlreich bei, daß das hochwürdigste Ordinariat den Nasenstüber ruhig einstecken mußte und nichts weiter sagen konnte.

Zu Seite 105. Nach den Verhandlungen vor dem Schwurgerichte hat Dr. Karl Barth sich mit einem Honorar von 90 fl. und mit einem Darlehen von 50 fl. „für einen Bekannten" begnügt. Andere Anwälte und Rechtsconcipienten, welche für die Dame arbeiteten, erhielten dagegen oft für sehr geringfügige Dienstleistungen höchst bedeutende Summen. — Ein Journalist der dritten oder vierten Sorte wußte gegen Ausstellung eines Reverses, worin er sich verpflichtete, nie etwas gegen die Person, den Namen und die Ehre der Fräulein Spitzeder zu schreiben, die artige Summe von 4000 fl. herauszuschlagen. Ein anderer, der ihren Lebenslauf beschrieben hatte, ließ sich das Manuscript, welches nicht gedruckt werden sollte, mit 6000 fl. abkaufen. — Der Redakteur eines Münchener Lokalblattes erhielt 14,000 fl. gegen das Versprechen, in seinem Blatt nur für das Interesse der Fräulein Adele Spitzeder zu wirken und niemals etwas Nachtheiliges gegen ihre Person oder ihre Unternehmungen in dasselbe aufzunehmen. Dieser lieferte jedoch beim Zusammenbruch der Bank die erhaltene Summe wieder an das Gericht ab.

Dr. Rittler, ein anderer großer Mann auf der andern Seite, „Priester", Redakteur u. s. w., erhielt, wie bei der öffentlichen Verhandlung vorkam, mehrere Darlehen aus

des Fräuleins Reptilienfond und betheuert in einem Briefe vom 16. Auguſt 1872 auf Ehre und Gewiſſen, daß er ihr aufrichtigſter Freund und bereit ſei, ſie in perſönlicher Audienz mündlich ſeiner Ergebenheit zu verſichern.

Zu Seite 105. Der eine der beiden Ehrenmänner, der Redakteur des Volksboten, Karl Zander, eines würdigen Vaters würdiger Sohn, auch ein Hauptpfeiler der römiſch-katholiſchen Kirche im Bayerlande, hat ſeinen Proteſt bald nachher zurückgezogen. Er war damals, um einer Gefängnißſtrafe für ein Preßvergehen auszuweichen, über die Landesgränze gegangen und ließ noch während des Novembers in der „Salzburger Chronik" eine Erklärung erſcheinen, in welcher er erzählt, er ſei im December 1871 von ungeduldigen Gläubigern verfolgt worden und habe ſich an hervorragende Parteiführer um Hilfe gewendet: „Ich bat um Brod, man gab mir Steine" — eine Klage, die in den ultramontanen Münchner Blättern öfter vorkommt und im Zuſammenhalte mit den 250 Millionen, welche Fürſt Bismarck der Geſellſchaft Jeſu zuſchreibt, auf den Gedanken leitet, daß die Münchner Vorkämpfer ſelbſt den Jeſuiten zu ſchlecht ſeien. Da habe er durch Vermittlung eines Freundes ſich an Fräulein Adele Spitzeder gewendet und von dieſer „die nöthige Summe" (wie es ſcheint 10,000 fl.) zu fünf Procent gegen die Verpflichtung erhalten, das Geliehene nach dem Ableben ſeines Vaters in jährlichen Raten zurückzubezahlen. Ob der Vorkämpfer die verſprochenen fünf Procent, ob er nach dem Hinſchei-

den ſeines ſeligen Vaters die jährlichen Raten eingehalten, iſt unbekannt. Zur Zeit iſt er ganz verſchollen.

Zu Seite 108. Dies ſchauerliche Subjekt, nämlich Dr. juris (?) Sigl, gehört noch immer zu unſern ultramontanen Celebritäten, redigirt ſeine Zeitung, die roheſte in Europa und deßwegen das Lieblingsblatt unſrer Bauernkapläne, ſammelt Peterspfennige, die der Pontifex mit einem: non olet einſteckt und präſidirt in katholiſchen Conventikeln. Die furchtbare Verantwortung, die es durch ſeine niederträchtige Empfehlung der Dachauer Bank auf ſich genommen, die Millionen, die es ſeinen armen Mitbrüdern und Schweſtern in Chriſto zu Gunſten des Fräuleins abgeſchwindelt, haben ihm in den Augen ſeiner Verehrer nicht das Mindeſte geſchadet, ja ſein Anſehen eher noch erhöht. Er wird als Candidat für Gemeindeämter wie für den Landtag auf Lager gehalten. Demnach iſt anzunehmen, daß die Partei dieſen Menſchen zu ihren Beſſern oder Beſten rechnet und man mag daraus auf die Moralität und das Schamgefühl des übrigen Haufens ſchließen.

X.

Die armen Franziskanerinen.

München, im December 1872.

Seit vierzehn Tagen gingen hier in Bier- und Weinhäusern, Thee- und anderen Cirkeln mancherlei Reden über ein neues Schriftchen, welches eine Franziskanerin herausgegeben haben soll. Es kämen darin allerlei bekannte Personen mit ihrem vollen Namen und allerlei Enthüllungen vor, auf die man nicht gefaßt gewesen. In den letzten Tagen hieß es, das Schriftchen sei von gewisser Seite her aufgekauft worden und gar nicht mehr zu haben — nur der Herr N. N. Mayer oder sein Bruder oder sein Vetter habe noch ein Exemplar erwischt, leihe es aber aus Vorsicht gar nicht her. Andere behaupteten, das Büchlein sei confiscirt, wieder Andere, es sei seines höchst interessanten Inhaltes wegen auf natürliche Weise vergriffen worden. Endlich brachte die Allgemeine Zeitung in ihrer Beilage vom 15. dieses Monats den Titel der Schrift und Vielen — unter Anderen auch mir — erwuchs daraus die Hoffnung, daß das Kleinod denn doch noch käuflich zu erwerben sein dürfte.

Ich ging in meinen Buchladen und erfuhr dort, daß das Büchlein allerdings noch zu haben ſei. Ein obſcurer Buchhändler, ein Herr Irlbacher in der Amalienſtraße, den man jetzt zum erſtenmale nennen hört, habe es verlegt und den Preis, obwohl es nur drei Bogen zähle, auf einen Gulden geſetzt — verhältnißmäßig das Höchſte, was je für eine Druckſchrift verlangt worden. Lieber Gott! dachte ich mir — es muß doch viel Schönes in dem Büchlein ſtecken, wenn drei Bogen einen Gulden koſten! Jedenfalls wird es ein höchſt anziehendes Culturbild ſein. — Ich legte meinen Gulden willig auf den Tiſch des Hauſes, ſteckte das Schriftchen ein, ging in mein Kämmerlein und fing zu leſen an, zuerſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, den Titel, welcher alſo lautet: „Das Ordenskreuz einer „armen“ Franziskanerin. Freiwilliger Beitrag zur Chronik des Kloſters Pirmaſens-Mallersdorf, von Schweſter Maria Johanna vom Kreuz, geborene Eliſabetha Städele, eingekleidet im Jahre 1857, zur Zeit ohne Orden. München, 1872. Verlag von J. Irlbachers Buchhandlung, Amalienſtraße Nr. 48.“

Ich geſtehe, daß ich bald etwas enttäuſcht war, denn die Franziskanerin hat die Schrift augenſcheinlich nicht ſelbſt verfaßt, ſondern iſt mit ihren Erinnerungen einem angehenden Literaten in die Hand gefallen, der dann das Zeug zwar mit einigen Citaten aus Shakeſpeare, Goethe und anderen Dichtern verbrämt, im Uebrigen aber ſehr flüchtig und mit ermüdenden Wiederholungen verarbeitet hat. Inſofern macht dieſe neue Erſcheinung keinen angenehmen Eindruck; ſie enthält aber allerlei belehrende und allem Anſchein nach verläßliche Mittheilungen aus dem Leben

unſerer Nonnenklöſter, und da dieſe, namentlich durch die Empfehlungen des Fuldaer Hirtenbriefes, der gebildeten Welt, die ſich ſonſt wenig um ſie kümmerte, wieder etwas näher gelegt worden ſind, ſo mag es erlaubt ſein, zur Erbauung des hohen und des niederen Clerus, ſowie ſämmtlicher Laienſchaft das Wiſſenswertheſte aus der Schweſter Maria Johanna Enthüllungen mitzutheilen.

Maria Johanna hat das Licht der Welt als Eliſabeth Städele im Jahre 1834 zu Saulgau in Oberſchwaben erblickt. Sie verlor ſchon früh ihren Vater, wurde aber von der Mutter fromm und chriſtlich, doch keineswegs zur Kloſterfrau erzogen. Namentlich wurde ihr Liebe zur Arbeit beigebracht, „damit ſie nicht einmal fremden Leuten zur Laſt fallen müſſe.“ So verlebte ſie einundzwanzig Jahre in glücklicher Unſchuld unter den Augen ihrer Mutter, bis die hochwürdigen Jeſuitenväter in dortiger Gegend eine von ihren bekannten Miſſionen abhielten. Ihre Höllenpredigten erſchütterten das Mädchen dergeſtalt, daß es der ſündhaften Welt Valet zu ſagen und in ein Kloſter zu gehen beſchloß. Nach vielen inneren Kämpfen theilte ſie dieſen Vorſatz ihrem Beichtvater mit, der ihn aber keineswegs billigen wollte. Sie ſei die Stütze ihrer Mutter und ſolle bei dieſer bleiben. Sie aber blieb bei ihrem Entſchluſſe. Dem Beichtvater ſchien gerade jene göttliche Erleuchtung zu fehlen, die ihr aus den Jeſuitenvätern ſo verführeriſch entgegengeſprudelt hatte.

In jenen Tagen kam eine arme Franziskanerin aus dem Kloſter zu Pirmaſens, welches damals die Rheinpfalz ſchmückte, in die Gegend von Saulgau. Sie war beauftragt, für die fromme Anſtalt zu ſammeln, d. h. zu betteln.

Bei dieſer Gelegenheit lernte ſie unſere Eliſabeth kennen; dieſe begleitete ſie gerne auf ihren Bittgängen und vernahm von ihr, daß das neue Kloſter zu Pirmaſens, welches erſt vor anderthalb Jahren durch den hochwürdigen Herrn Dr. Nardini geſtiftet worden ſei, allen braven Mädchen, die der Welt entfliehen wollten, offen ſtehe. So erklärte ſie denn der armen Mutter, jetzt ſei ihre Zeit gekommen; ſie ſei entſchloſſen, Chriſti Braut zu werden und ins Kloſter zu gehen. Weinend und gebrochenen Herzens reichte ihr dieſe die Hand zum Abſchied.

Zwei Tage darauf kam Eliſabeth Abends zu Pirmaſens im Kloſter an. „Nachdem mein Ausſehen," erzählt ſie, „von allen Seiten hinlänglich gemuſtert worden, ſagte die ehrwürdige Mutter Agathe: „Die können wir nicht umbringen." Mit dieſen ſeltſamen Worten wollte übrigens Mutter Agathe nur andeuten, daß endlich wieder ein weiblicher Hercules gefunden ſei, dem man alle, auch die härteſten Arbeiten aufladen könne.

Die Enttäuſchung ließ aber nicht lange auf ſich warten. „Ich fand im Kloſter," ſagt Eliſabeth, „nicht nur nicht, was ich ſuchte, ich fand gerade das, was ich in der Welt hatte fliehen wollen: Aergerniſſe aller Art und die tiefſte Unſittlichkeit." Letztere Behauptung iſt die überraſchendſte; die Berichterſtatterin gibt ſich aber auch die meiſte Mühe, ſie zu begründen, was ihr denn auch vollſtändig gelungen iſt.

So kam z. B. eines Tages der oben erwähnte, jetzt verſtorbene Dr. Nardini, damals Stadtpfarrer, der „Gründer," in das Kloſter. Es war ein ſchöner, geiſtreicher Mann aus heißem italieniſchem Geblüte. Dieſer benützte nun jenen Beſuch, um zuerſt eine „Anklage-

ſtunde“ zu halten, ein täglich geübtes, der Laienwelt wohl wenig bekanntes Heiligungsmittel. Soll nun die Anklageſtunde gehalten werden, ſo ſitzt die Oberin mitten im Zimmer, ringsherum im Halbkreiſe die Schweſtern. Nachdem Alles Platz genommen, ſteht eine der letzteren nach der andern vom Stuhle auf, kniet vor die Oberin hin, küßt den Boden und ſpricht: „Ehrwürdige Mutter, ich klage mich vor Ihnen und allen meinen Mitſchweſtern folgender Fehler an und bitte demüthig um eine Buße und Verzeihung.“ Nach dieſer ſtehenden Formel beginnt die betreffende Nonne die Fehler herzuleiern, als z. B.: ich habe eine Stecknadel verloren, auf dem Gange geſchwätzt, zum Fenſter hinausgeſchaut, hab' einer Schweſter, die mich zurechtwies, nicht „Vergelt's Gott“ geſagt, aus ſündhafter Neugier eine Aſpirantin gefragt, woher ſie ſei, die Thüre zu hart zugeſchlagen, aber den Boden nicht dafür geküßt, und andere dergleichen Schandthaten mehr. Als Bußen werden für geringere Fehler Gebete zu den verſchiedenen Ordensheiligen aufgelegt, für ſchwerere aber Entziehung der heiligen Communion, Eſſen auf den Knieen, Entfernung vom gemeinſchaftlichen Tiſche u. ſ. w.

Nachdem alſo damals der als heilig verehrte Dr. Nardini ſeine Anklageſtunde abgehalten hatte, nahm er den Nonnen in Ernſt und Würde auch die Beichte ab. Hierauf verlangte er, Abends um acht Uhr, auf ſein Zimmer geführt zu werden.

Die Vorſteherin, Schweſter Afra, begleitete ihn dahin, blieb aber auch bis elf Uhr dort. Die andern Schweſtern nahmen an dieſer auffallenden Erſcheinung ziemliches Aergerniß. Warum ſo lange ſchwätzen und plaudern,

da doch der hochwürdige Beichtvater kurz vorher in der Anklageſtunde das Stillſchweigen ſo dringend empfohlen hatte? Indeſſen ſcheint man damals in des Beichtvaters Schlafzimmer nicht allein geſchwätzt und geplaudert, ſondern auch gekost und, wie man in Linz zu ſagen pflegt, „getatſchelt“ zu haben. Nach der Abreiſe des heiligen Gründers gerieth nämlich Schweſter Afra in volle Verzweiflung. Sie geſtand, ſie ſei den ganzen Abend auf dem Schoße des ehrwürdigen Vaters geſeſſen, der ſie mit Küſſen und Liebkoſungen überhäuft habe. Sie möchte vergehen vor Gewiſſensbiſſen und Seelenangſt; denn ſie habe eine Todſünde begangen.

Eliſabeth oder, wie ſie nunmehr hieß, Maria Johanna gab ihr den Rath, an ihren Verehrer um Troſt zu ſchreiben. Dr. Nardini antwortete ſofort, ſie ſolle nur ganz ruhig ſein; ſie ſei ein liebes, gutes Kind; die Sache ſei nicht ſo, wie ſie meine; ſie hätte es nur Niemanden ſagen ſollen.

Die innere Einrichtung eines ſolchen Frauenkloſters erinnert etwas an einen Bienenſtaat — einerſeits eine Königin mit einigen anſpruchsvollen Damen, der Vicarin, den Aſſiſtentinnen, der Novizenmeiſterin u. ſ. w., die ſich alle ihres Lebens freuen und ſich gewiſſe vornehme und heilige Airs zu geben ſuchen, obgleich ſie vorher in der Welt heraußen „ganz ordinäre Weibsbilder“ geweſen; andererſeits eine Anzahl Arbeitsbienen, welche ſich ſchinden und plagen, dabei aber hungern und darben müſſen.

Zu letzteren gehörte auch Schweſter Maria Johanna (ſie war ja nicht umzubringen), und ſie weiß die Leiden einer ſolchen unglücklichen Creatur beredt genug zu ſchildern. Als gnadenreiche Vergeltung für Nachtwachen, Waſſer-

tragen, anſtrengende Kloſterwäſche und nagenden Hunger wurde den Arbeitsſchweſtern gewöhnlich verſprochen, daß ſie andern Tags — die heilige Communion empfangen dürften, aber Maria Johanna gibt deutlich zu erkennen, daß nach ſolchen Faſtenzeiten eine kräftige Wurſtſuppe ſie viel mehr erquickt hätte, als die vielbelobte Himmelsſpeiſe. Die Schweſtern ſelbſt erſchienen ihr gehäſſig, unverträglich, zu Aufpaſſerei und Angeberei vortrefflich abgerichtet. Die ſtille Behaglichkeit, die ſie ſich für Beſchauung und Anbetung gewünſcht hatte, war in dieſen Räumen nirgends zu finden.

Acht Jahre nach der Gründung der heiligen Anſtalt verſtarb der ehrwürdige Dr. Nardini. Er ſcheint viel geliebt zu haben und wird ihm daher auch viel vergeben werden.

Auf denſelben Bibelſpruch dürfte ſich wohl auch ſein Nachfolger in der Stadtpfarrei zu Pirmaſens berufen, den wir aber, da er noch am Leben ſein ſoll, nicht mit Namen nennen wollen. Er konnte das fromme Stift geradezu als ſein Serail betrachten und durfte nur das Schnupftuch auswerfen, um die Mädchen willig zu finden. Schweſter Johanna läßt eine Reihe von Odaliſken in befremdlichen Silhouetten an uns vorübergehen. Ihm zuliebe ſcheint z. B. die ſchöne Oberin Agathe ein leichtes Leiden geheuchelt zu haben — wenigſtens brachte er ganze Tage bei verſchloſſenen Thüren an ihrem Krankenlager zu, während ärztlicher Beiſtand ferngehalten wurde. Reinlich geſchmückt lag ſie in ihrem Bette und guckte recht liebreizend heraus. Aber nach manchen Wochen innigſten Verſtändniſſes beklagte auch ſie ſich, daß ihr der neue

Beichtvater gefährlich geworden. Sie zerfiel mit ihrem Seelenrathe, der ſie nach ſo vielen ſchönen Stunden als eine unverſchämte Perſon und Lügnerin verſchrie. In ſeinem Unmuth brach er ſogar verrätheriſch in die Worte aus: „Euch hat Alle der Teufel zuſammengeführt!“ Die Sache kam vor dem Ordinariat in Speyer zur Verhandlung und dabei mancherlei Unflat an den Tag. Der Stadtpfarrer ſuchte ſich durch einen Brief zu decken, den ihm Frau Agathe vordem geſchrieben. Aus dem bedenklichen Inhalte wird wenigſtens Eine cyniſche Probe mitgetheilt. Wie unſer alter Stammvater Adam ſchob auch der Beichtvater die Sünde auf die Unwiderſtehlichkeit ſeiner Eva. Dieſe verließ bald darauf die heiligen Hallen, um ihre Tugend anderswo in Sicherheit zu bringen. Ihre Nachfolgerin in der hochwürdigen Zuneigung nannte ſich Schweſter Anaſtaſia. Dieſe zeigte einen großen Hang zu Pracht und Ueppigkeit, der das heiterſte, weltlichſte Leben in das ſtille Klöſterlein brachte.

Mit dieſer Schweſter begab ſich der Beichtvater dreimal nach Siebenbürgen, angeblich um die dortigen Klöſter des Ordens zu viſitiren. Auf dieſen Ausfahrten ſcheinen aber die beiden Reiſenden der himmliſchen Liebe, die ſie an einander feſſelte, oft einen allzu irdiſchen Ausdruck verliehen zu haben. Wenn ſie ſo küſſend und ſchnäbelnd im offenen Wagen dahinfuhren, ſo war mancher Laie in Gefahr, dem zärtlichen Bilde eine unrichtige Auslegung zu geben, ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſprach für ſich: Die thun ja, wie wenn ſie auf der Hochzeitsreiſe wären!

Freilich, wer dieſe begehrlichen Dirnen aus der Hefe

des Volkes betrachtet, die ohne alle oder unter der schlechtesten Erziehung aufgewachsen — die Hälfte der Schwestern in Pirmasens ist unehelicher Geburt gewesen — die schon vorher nicht aus innerem Berufe, sondern nur aus Lebensnoth über die heilige Schwelle gehen, und wer dann den Beichtvater hinzudenkt, den in Müßiggang und feister Nahrung aufgeschwollenen, an Heuchelei gewohnten Cölibatär, dessen Wink die Verehrung der Beichttöchter in gehorsame und nachgiebige Liebe verwandelt — wer jene betrachtet und diesen hinzudenkt und gleichwohl nicht einsieht, daß die gottselige Anstalt durch Mutter Natur selber ganz sanft und mild zum Harem umgebildet werden muß, welchem die Jesuiten durch ihre Missionen, die so manches Mädchen ins Kloster jagen, lediglich als Kuppler dienen — wer das nicht einsieht, dem ist überhaupt nicht zu helfen, selbst wenn er ein zu Fulda versammelter Bischof wäre. Ob aber auch solche Häuser, wie die Fuldaer Bischöfe von der Thätigkeit der Orden insgemein behaupten, zur Gesundheit und Vollständigkeit des katholischen Lebens gehören?

„In der Welt," sagt unsere Schwester, „kann man dem Teufel aus dem Wege gehen; im Kloster muß man mit ihm essen und beten." So meinte ja auch das spätere Mittelalter, es sei besser, eine Tochter ins Freudenhaus gehen zu lassen, als ins Kloster. Aus jenem könne sie doch wieder entfliehen, aus diesem — wie es damals war — aber nicht.

Allem Anschein nach sind die Laien über den Werth solcher Anstalten von jeher gründlicher unterrichtet gewesen, als die geistlichen Oberen. Boccaccio z. B. ist in diesem

Stücke ein beſſerer Gewährsmann, als das ganze deutſche Episcopat. In Bayern hatten wir auch ſchon unſere Erfahrungen geſammelt und brauchten nicht auf den Malfatti'ſchen Scandal in Innsbruck zu warten, um zu wiſſen, was an dieſen Leuten iſt. Allein der wahre Katholik hat bekanntlich ſeine Vernunft geopfert und glaubt nur, was er in ſeinen ultramontanen Blättern gedruckt lieſt; dieſen aber liegt ſehr wenig daran, ihm für jenes Opfer Erſatz zu bieten.

Dieſelben adeligen Familien, deren Väter im vorigen Jahrhundert von den Jeſuiten mißbraucht worden, vertrauen jetzt gerade dieſen mit Vorliebe wieder ihre Jungen an. Je klarer es wird, wie liederlich ſie in Rom mit dem Peterspfennig umgehen, deſto höher ſteigt der Eifer der frommen Köchinnen; je heilloſer und gottverlaſſener die päpſtliche Wirthſchaft im ehemaligen Kirchenſtaate ſich herausſtellt, deſto inbrünſtiger bitten unſere Landkapläne und Reichstags-Abgeordneten um deren Wiederherſtellung!

Sehr belehrend wird im weiteren Verlaufe das klöſterliche Bettlerleben geſchildert. Eine weſentliche Aufgabe der Nonnen war nämlich, mit dem Bettelſack über Berg und Thal zu ſtrolchen und für die Daheimgebliebenen zu „ſammeln". Bekanntlich iſt in unſerem Probirländlein dieſe Landplage, welche Max I. ſo glücklich ausgetrieben hatte, durch ſeinen leider unvergeßlichen Sohn, Ludwig I., wieder eingeführt worden.

Die Nonnen, die man im Kloſter entbehren konnte, wurden alſo nach der Ordensregel zum Sammeln ausgeſandt. Sie ſchwärmten dann, ihrer eigenen Tugend überlaſſen, in der weiten Welt herum. Manche neue

Zugängerin wurde lediglich eingekleidet, das heißt in eine Kutte gesteckt und sofort, ohne irgend welche Prüfung oder Vorbereitung, auf Reisen beordert. „Die Eine," sagt Schwester Maria Johanna, „schickte vom Bettel eine Kuh, die Andere eine Jungfrau, die Dritte ein kleines Kind, jede, was sie aufgabelte, nach Haus, doch das Geld war immer das Liebste."

Mancher lebenslustigen Schwester mögen diese Weltfahrten nicht übel behagt haben. Im Kloster harte Arbeit, schlechte Kost, Eifersucht und Gehässigkeit, ein wohlorganisirtes Denuncir-System, überdies die langweiligsten Andachtsübungen und so strenge Clausur, daß, wenn Vater, Mutter, Geschwister oder Verwandte zum Besuche kommen, die Schwester nicht einmal allein mit ihnen reden darf, sondern von der Novizenmeisterin überwacht wird — und draußen in der Welt ein freier Paß durch aller Herren Länder, zu Haus und Hof, zu Küch' und Keller, zu Verheiratheten und Junggesellen, ja sogar hinein „bis in die Kasernen" — gewiß ein greller Unterschied, welcher sich auch diesen gottgeweihten Jungfrauen fühlbar machen mußte. Uebrigens fehlte es auf den Pilgerfahrten doch keineswegs an Demüthigungen aller Art und Schwester Maria Johanna führt wörtlich viele Reden an von Geistlichen und Weltlichen, bittere, harte Reden über ihren unsittlichen Bettel, die sie weinend einstecken mußte.

Doch schien auch jene strenge Clausur dem letzten Beichtvater noch nicht genügend. Er wollte ein Gitter machen lassen, und nur durch dieses sollten die Nonnen noch mit ihren Verwandten sprechen dürfen. Schwester Maria Johanna wies bei dieser Gelegenheit auf den

lächerlichen Zwieſpalt hin, der zwiſchen der Knechtſchaft der Daheimbleibenden und der ungebundenen Freiheit der Bettelgängerinnen beſtehe. Um mehr Gleichheit herzuſtellen, ſchlug ſie vor, der Beichtvater ſolle jeder fahrenden Schweſter ein Gitter machen laſſen, das ſie mit ſich tragen und bei jedem Zuſammentreffen mit einem Mannsbild vor das Geſicht halten könne.

Schweſter Maria Johanna, die ebenfalls lange Zeit im Bettel ging (einmal mit einer ſiebzehnjährigen, erſt acht Tage vor dem Ausmarſche eingekleideten Gefährtin), behauptet in fünf Jahren über zwanzig tauſend Gulden nach Hauſe gebracht zu haben, meiſtens von Holzhackern und Taglöhnern, denn die reichen Leute, ſagt ſie, geben nichts.

Andere Schweſtern (zuweilen waren deren vierundzwanzig unterwegs) brachten aus anderen Ländern, aus Böhmen, Ungarn, ja ſogar bis aus der Türkei, ſehr namhafte Summen nach Pirmaſens. Der Erlös ward zunächſt zum Unterhalte der Nonnen, der aufgenommenen Waiſenkinder, die aber in Nahrung und Pflege arg verwahrlost wurden, und endlich zu luſtigen Feierlichkeiten verwendet.

Ein guter Theil der Pfennige, welche die armen Schweſtern auf ihrer Pilgerſchaft den Taglöhnern und Holzhackern abgejagt, ging nämlich zu Hauſe bei hohen Namensfeſten mit Theaterſpielen, Gaſtmählern, nächtlichen Gelagen und Geſchenken in den Wind — ungefähr ebenſo, wie es mit dem Peterspfennig, den die deutſchen Schäflein ſpenden, in Rom zu gehen pflegt.

So oft nämlich der hohen Oberin oder des hochwür-

digen Beichtvaters Namenstag herannahte, wurde eine Bühne aufgeschlagen und ein Schauspiel eingelernt. Die ehrwürdige Mutter gab Stunden und hielt die Proben, wenn die Feier des Seelenrathes — der Seelenrath, wenn der Oberin Namensfest bevorstand. Bei den „Arbeitsbienen," die den ganzen Tag zu thun hatten, wurden hiezu die Nächte verwendet. „Manche Gesundheit, manches junge Leben," sagt die Verfasserin, vielleicht mit Uebertreibung, „ist da ein Opfer geworden durch Aergerniß und Verdruß. Wer sucht auch," fährt sie fort, „Theaterspiele, Tänze, Gastmähler in einem Kloster der armen Franziskanerinnen, zumal dieselben von dem Gelde bestritten werden, das für arme Waisen gesammelt worden und woran das Leben so mancher Schwester hängt, die Sommer und Winter, bei Frost und Regen, Schnee und Kälte, von Thüre zu Thüre die Kreuzer zusammengelesen hat!"

Zu Ehren eines so denkwürdigen Tages, dessen unvergleichliche Wichtigkeit jedem guten Katholiken einleuchten muß, wurde drei- bis viermal Theater gespielt. Am Vorabende gaben die Schwestern ihre histrionischen Künste zum besten. Dazu wurde die General-Oberin von dem Beichtvater feierlich abgeholt und hochgalant in den Theatersaal geführt. Dem Schauspiel folgte ein luculliſches Mahl, das in ein nächtliches Gelage überging und bis Mitternacht dauerte. Während dieser Zeit wurde eine Bühne in einem anderen Zimmer aufgeschlagen für die größeren Zöglinge beiderlei Geschlechts, unter denen auch einige Studenten und Lehrmädchen aus Gefälligkeit mitwirkten. Des Anstands halber wurden aber die Studenten nicht

zur Klosterpforte hereingelassen, sondern von den größeren Mädchen zum Fenster hereingehoben. Nachdem Alle miteinander gespielt und fremden Empfindungen ihre Stimme verliehen hatten, begannen sie auch ihren eigenen Gefühlen Ausdruck zu gebem. Mädchen, Schwestern und Studenten gruppirten sich paarweise in den Ecken umher. „Wehe mir, daß ich sah, was ich sah!“ ruft unsere Schwester mit sprechender Verschwiegenheit aus. Ein sechzehnjähriger Student blieb damals in einer Zelle über Nacht, doch wurde die schuldige Schwester von der Oberin in einem Anfalle von Schamhaftigkeit anderen Tages aus dem Kloster gejagt.

Bei den Gastmählern schäumten die Pokale! Ungarische, spanische Weine, Malaga, Bordeaux und Champagner netzten die Kehlen der armen Franziskanerinnen, jedoch nur der hochgestellten und der geistlichen Herren, die zu solchen Festlichkeiten geladen waren. Die Auslagen für Wein und Tafel betrugen jedesmal über zweihundert Gulden. Für die Geschenke, die der hochwürdige Beichtvater an seinem Namenstage erhielt, wurden oft mehr als vierhundert aufgewendet. Darunter war einmal auch ein prächtiger Pelzrock, den er jetzt noch tragen soll.

Durch diese und ähnliche Geschichten war übrigens die Stellung der armen Franziskanerinnen zu Pirmasens ganz unhaltbar geworden; mehrere Schwestern traten unter höchst auffallenden Umständen aus dem Kloster und ließen die Gründe, welche sie dazu gebracht, wohl auch andern kundbar werden. Nun hieß es, die Pfalz sei kein Boden für klösterliche Institute; man wolle die Anstalt lieber in ein würdigeres Land verlegen. So zog man

denn nach Gottes Fügung in das fruchtbare Niederbayern, „das Land der Verheißung“, und zwar nach Mallersdorf im Bisthum Regensburg. Dort hatte ſchon früher ein Kloſter beſtanden, deſſen Gebäude die armen Franziskanerinnen nunmehr um eine hohe Summe erwarben. Den Beichtſtuhl behielt in den erſten Wochen noch der hochwürdige Vater von Pirmaſens, welcher mitgewandert war.

Unter allen Deutſchen zeigten vordem die Pfälzer die wenigſte Sympathie für mittelalterlichen Wuſt. Ihre enorme Geſcheitheit ſchien ein undurchdringlicher Panzer gegen alle Capuzinaden. Allein mit ſichtlichem Beiſtande des heiligen Geiſtes hat die „Kirche“ gleichwohl einen Umſchlag herbeizuführen gewußt. Die dortigen Katholiken, ſo viele nämlich mitthun, haben den deutſchen Gebrauch zu denken, auf den ſie ſich früher ſo viel zu Gute thaten, nachgerade gehorſamſt abgelegt und ſich dem wälſchen Blödſinn rückhaltslos ergeben. Jetzt iſt zwiſchen einem Pfälzer Kriſcher und einem Holladauer Rüpel nur noch der Unterſchied des Dialektes; die geiſtige Höhe iſt dieſelbe.

Welche Freude mußte aber das warme Hirtenherz des Biſchofs Seneſtrey empfinden, als er dieſe tugendhaften Jungfrauen in ſeinen Gau ziehen ſah! Er, der in ſolchen Dingen ein feiner Kenner, ſchien übrigens bald zu gewahren, daß die Beziehungen des Beichtvaters zu ſeinen hübſchen Beichtkindern eine Innigkeit gewonnen hatten, welche dem Ruf des Kloſters, ſelbſt im dickgläubigen Niederbayern, nachtheilig werden konnte. Er bat daher den Seelenrath, wieder hinzugehen, wo er hergekommen — eine Bitte, die dieſer nicht wohl abſchlagen konnte.

Schweſter Maria Johanna war im Jahre 1870 mit

anderen Nonnen auch nach Frankreich gegangen, um in den Lazarethen Dienste zu leisten. Als sie nach Mallersdorf zurückgekehrt, war die erste Frage ob sie Geld mitbrächten. Die Ausbeute schien nicht zu genügen, und es wurde daher den Heimgekehrten eine Art Haberfeld getrieben. Sechs Novizinnen bekamen Eselsohren auf die geweihten Schleier, Musikinstrumente in die Hand, Sanitätskreuze und leere Reisetaschen angehängt, diese, weil die Schwestern leer nach Hause gekommen. Dann begann unter musikalischem Lärm ein förmliches Fastnachtsspiel, das seinen Hohn und Spott über deren Aufopferung im Kriege ergoß.

Dieser Empfang nach so vielen Entbehrungen und Leiden erbitterte aber die arme Schwester dergestalt, daß sie Abschied nahm und sofort aus dem Kloster trat, dem sie fünfzehn Jahre angehört hatte. Sie wurde mit einem Zeugnisse entlassen, das ihre Arbeitsliebe und ihre Sittenreinheit ausdrücklich anerkannte.

Damit schließt das Büchlein: ein trauriges Bild menschlicher Verkommenheit, um so trauriger, als all dieser Unfug unter dem Scheine der Heiligkeit getrieben und von den Sparpfennigen des Volkes erhalten wird!

Lauter Feinde unserer heiligen Religion! hört man gewöhnlich von der andern Seite, wenn solche Frevel ans Tageslicht gezogen werden. Wer sein Volk liebt und etwas politische Einsicht hat, wird aber jetzt mehr als je sich nach einem wahren Christenthum sehnen. Die Moral der oberen Stände ist durch ihre Geldgier ebenso erschüttert, wie die der unteren durch communistische Gelüste. Im Mittelstande zeigt sich noch einige sittliche Festlichkeit, allein

wer kann wiſſen, wie lange ſie nachhält? Um ſo willkommener wäre eine ehrenhafte, veredelnde Religion als ein Damm gegen die Ueberfluthung der böſen Wäſſer.

Aber ob der römiſche Katholicismus in ſeinem jetzigen Weſen dieſer Damm zu ſein vermöchte? Die unaufhörlichen Scandale, bis auf die Dachauer Banken in München und in Brüſſel, Kryptogamie und Päderaſtie, Habſucht und Rohheit, die jetzt Tag für Tag ans Licht treten, ſie zeigen eine Fäulniß, die kaum mehr eine Hoffnung erlaubt. Einer Geſellſchaft, die ſich Leute wie Zander, Sigl, Karl Barth u. ſ. w. als Leithämmel gefallen läßt, wird bald kein anſtändiger Menſch mehr angehören wollen. Die Verheißung, daß dieſe Kirche das Volk erziehen und bilden werde, iſt nie in Erfüllung gegangen. Was ſie in dreizehn Jahrhunderten nicht zu Stande gebracht, wird ihr auch im Lauf des gegenwärtigen nicht mehr gelingen. Man weiß ja, was ſie im Kirchenſtaat, in Italien, in Spanien, in Frankreich für dieſen Zweck geleiſtet. Wie dumm ſind die katholiſchen Elſäſſer unter ihren Händen geworden! In Altbayern läßt ſich ſtatiſtiſch nachweiſen, wie das Volk vom Alpengebirg herab bis in den Bayeriſchen Wald immer roher, unwiſſender und verbrecheriſcher wird, je kirchlicher es iſt.

Jetzt ſteigt dieſe Kirche noch unter ſich ſelbſt herab, indem ſie erlogene Mirakel, wie unſere liebe Frau von Lourdes und andern Schwindel neuerdings in die Mode bringt. So fadenſcheinigen Betrug würden ſich kaum die blinden Heiden aufbinden laſſen. Der hochwürdige Klerus beſcheidet ſich allerdings, daß ſeine Kunſtſtücke nur noch bei den Bauern und den Cavalieren ziehen. Aber ſoll des

Landmanns und des Adelſtands Bornirtheit ewig währen? Und wenn ſie weicht — was dann?

---

8. März 1873.

Seitdem dies geſchrieben, iſt uns einiges Licht aufgegangen. Bisher hatte es den Anſchein, als ſollte die Sache überhaupt zu Tode geſchwiegen werden. Die liberalen Journale erwähnten ſie nicht, und daß die ultramontanen nicht für Verbreitung ihrer Pirmaſenſer Geſchichten zu wirken ſuchten, durfte keineswegs wundern. Da tritt plötzlich die Augsburger Allgemeine Zeitung auf die Bühne und bringt in ihrem Blatte vom 6. März einen Artikel „Aus der Rheinpfalz", welcher den heiklen Gegenſtand beſpricht und auf einen offenen Brief hinweist, der eben erſchienen und an den hochwürdigen Herrn Joſeph Hundhammer, Superior der armen Franziskanerinnen in Mallersdorf, gerichtet iſt. Er führt den Titel: „Die Partei der Lüge." Als Verfaſſer bezeichnet ſich Johannes Buchheit, Stud. theol. an der Univerſität München — derſelbe, der, wie wir jetzt entnehmen, auch das „Ordenskreuz" redigirt hat.

Aus dieſem offenen Briefe erſehen wir nun, daß jene erſte Schrift allerdings ſchon ſeit längerer Zeit hinter dem Rücken der gebildeten Menſchheit im „Straubinger Tagblatt" behandelt worden iſt. Dieſes Winkelblättchen ſcheint ſich auch jener Haltung zu befleißigen, an welche uns unſere altbayeriſchen Zeitungen, die ſich katholiſch nennen, ſchon lange gewöhnt haben. Als Verfaſſer der betreffenden Artikel wird in dem offenen Briefe der hochwürdige Herr

Hundhammer genannt und ſeine Vertheidigung des Kloſters, vielmehr ſeine Angriffe gegen Schweſter Johanna und Studioſus Buchheit als lügenhaft bezeichnet. Dabei kommen wieder verſchiedene neue Enthüllungen an den Tag. Die Augsburger Allgemeine Zeitung citirt auch eine öffentliche Erklärung des Studioſus Buchheit, worin er conſtatirt, daß die Vorſtände des Bettel-Ordens bis jetzt wohlweislich den Rechtsweg nicht beſchritten haben, denn es ſei noch mehreres faul im Staate Dänemark, was dann an die Oeffentlichkeit käme.

Eine ſeltſame Geſchichte! Wenn der Herr Stadtpfarrer von Pirmaſens, ſagt man, ſich zu vertheidigen vermöchte, ſo würde er's gewiß nicht unterlaſſen. Wenn übrigens derlei Dinge in Klöſtern vorkommen, die, wie das Pirmaſenſer, ſozuſagen im Licht des hellen Tages wandeln, was iſt erſt möglich in jenen anderen, „von ſtrenger Clauſur," welche Niemand betreten darf, als der Beichtvater und der Biſchof!

Im März 1875.

In den letzten zwei Jahren habe ich mit verſchiedenen glaubwürdigen Männern aus der Pfalz über die Enthüllungen der armen Franziskanerin geſprochen und von allen gehört, daß an der Wahrheit derſelben nicht zu zweifeln ſei. Einer der Gewährsmänner meinte ſogar, Eliſabeth Städele habe das Aergſte noch gar nicht geſagt.

Daß auch in Mallersdorf die Heiligkeit des klöſterlichen Lebens noch viele unheilige Schlacken mit ſich führe, ſcheint aus einem Vorfalle aufzudämmern, welchen letztes Jahr

die niederbayerischen Zeitungen meldeten. Eines schönen Morgens nämlich, als der Bahnzug, der von Regensburg nach München geht, eben vor Neufahrn bei Mallersdorf hielt, erschienen plötzlich laufend und keuchend zwei junge Nonnen aus dem Kloster, welche zu erkennen gaben, daß sie mit dem Zuge nach München fahren wollten. Gleich darauf kamen ihnen jedoch zwei oder drei andere Schwestern nach, die sie mit Ungestümm aufforderten, mit ihnen wieder ins Kloster zurückzukehren. Die beiden ersteren, die ihren Platz im Zuge schon eingenommen hatten, weigerten sich aber standhaft und als die andern von ihren Bemühungen nicht ablassen wollten, rief ihnen die eine vor gesammtem Publikum mit erhobener Stimme zu: „Wenn ich hier sagen wollte, was ich weiß, würdet ihr vor Scham in den Erdboden sinken.“ Nach dieser Anrede setzte sich der Zug wieder in Bewegung und die beiden Klosterfrauen kamen glücklich in München an.

Ueber die näheren Umstände und die Gründe, welche die zwei Schwestern das Kloster zu verlassen zwangen, hat man in unsern liberalen Zeitungen, die das Treiben der Ultramontanen viel zu wenig überwachen, nichts mehr gelesen.

XI.

Das Kriegerfeſt zu Reut im Winkel.

Juni 1873.

In den letzten Tagen ſaß ich zu Markwartſtein, einem Dorfe mit altem Schloß, das ſüdlich vom Chiemſee liegt und hörte da, wie von einem Kriegerfeſte die Rede ging, auf welches ſich das benachbarte Reut im Winkel, das letzte bayeriſche Oertlein an der tiroliſchen Gränze, eben vorbereitete. Ein gedrucktes Programm, das zu Markwartſtein im Wirthshauſe angeheftet war, gab einigen näheren Aufſchluß. Man erſah daraus, daß bei dem Feſte das Denkmal enthüllt werden ſolle, welches der dortige Kriegerverein jenen Mitgliedern geſetzt, die im letzten Feldzuge geblieben waren. Es ſchien der Mühe werth, ſich in der Nähe zu betrachten, wie ſich die großen Zeiten in dem Dörflein ſpiegeln, und ſo reiste denn mancher Landsmann neugierig herzu, um des Feſtes Gaſt zu ſein.

Das Dörflein liegt in einer wieſenreichen Fläche, zum größten Theil von waldigen Bergen umgeben, die kein beſonderes Anſehen haben. Nur gegen Süden ſteigt, als der Herrſcher der Landſchaft, der Wilde Kaiſer auf, der ſich hier wie ein ungeheurer eingefallener Krater darſtellt und durch ſeine kahlen Wände von den grünen Höhen der

Nachbarſchaft ſehr eigenthümlich abſticht. Das Dörflein ſelbſt erfreut ſich einer kleinen Kirche und eines geräumigen Friedhofes, hat zwei gute Wirthshäuſer und ein paar Dutzend bäuerliche Anweſen, deren Erdgeſchoß aus Stein erbaut iſt, während der obere Stock nach alter Manier aus Holzwerk beſteht, welches Wind und Wetter längſt gebräunt haben. An der Vorderſeite läuft der Söller entlang; auf den ſanft geneigten Dächern liegen verwitterte Schindeln und graue Felsblöcke. Die Höfe ſtehen ohne Regel durcheinander — hie und da zeigt ſich auch ein vornehmeres Haus oder Häuschen, welches ganz von Stein und mit grünen Fenſterläden geziert iſt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Dörflein am Vorabend des großen Tages ſchon gehörig aufgeputzt und ausgeſchmückt war. Von allen Firſten wehten Feſtesfahnen, deutſche, bayeriſche, auch etliche weiß und rothe, welche die Sympathien für die tiroliſchen Nachbarn ausdrückten. An Triumphbogen aus Fichtenreiſern fehlte es ebenſo wenig und ſie riefen den erwarteten Gäſten alle ein herzliches Willkommen zu. Hinter dem Dorf, auf dem grünen Bühel, der eine mächtige deutſche Flagge trug, war eine Batterie von Böllern aufgeſtellt, welche alsbald Laut zu geben anfing. Ueber dieſen Geſchützen, im Keller, d. h. im Biergarten des Oberwirthes, ſaßen einträchtiglich die Honoratioren, die dem Feſte zu Ehren hier zuſammengekommen waren und dem Traunſteiner Bier, das man ihnen zulieb herbeigeſchafft, ihre Anerkennung nicht verſagen konnten. Später machte ſich auch eine kleine Bergbeleuchtung bemerklich, die freilich mehr des guten Willens als des großartigen Eindrucks wegen hervorzuheben iſt.

Die gebietende Hausfrau im untern Wirthshauſe, welche Scheffel einſt in ſeiner „Frau Aventiure“ dem deutſchen Publikum vorgeſtellt hat,[1] die untere Frau Wirthin alſo, welche noch ihr ſaraceniſch Kopftuch trägt, ſie empfing uns trotz des ungewohnten Gedränges, in dem ſie ſich heute bewegen mußte, mit großer Freundlichkeit und hatte auch noch eine treffliche Liegerſtatt für uns bereit. Die geſellige Unterhaltung, wie ſie im Pro-

[1] Unter der Aufſchrift: Reutti im Winkel — beſingt er ſie folgender Weiſe:

Heia! der Meerfahrt ſind wir entronnen;
Nie mehr verlockt uns ein Kreuzzugpanier;
Reutti im Winkel ha'n wir gewonnen
Und der Wildkaiſer bergeinſam Revier.

Weidender Heerden Glöckleingebimmel
Läutet zum Einzug grüßend und mild,
Und wie ein Arm aus dem ſiebenten Himmel
Winkt uns des Unterwirths gaſtlicher Schild.

Schau die Frau Wirthin! Wie kommt ſie gehüpfet,
Blitzend und glitzend in fremdem Geſchmeid:
Schier wie ein Turban das Kopftuch geknüpfet,
Schier ſarazeniſch ihr Blick und ihr Kleid.

Hier ſchlagt das Lager nach fröhlichem Wandern!
Schwinget die Zither ſtatt Lanze und Schwert!
Syriſche Lorbeern gönnen wir Andern,
Denen die Seele von Sünde beſchwert.

Laßt mit Geſängen zu Felde uns liegen;
Heia, Frau Wirthin, wir künden Euch Streit,
Das heidniſche Kopftuch wöll'n wir bekriegen,
Das griechiſche Feuer, das unter ihm dräut.

gramm vorgeſchrieben war, ſpann ſich bis gegen Mitternacht fort und dann gingen wir erwartungsvoll zur Ruhe.

In den Alpen hat man wenig Achtung vor dem Schlafe; man ſucht ihm vielmehr einen Fußtritt zu geben, wo man immer kann. Je höher ein Gaſt verehrt wird, deſto früher wird er aufgeweckt. Dieß geſchieht bei feierlichen Gelegenheiten immer durch Böllerſalven, welche furchtbar krachen. Kommt der Bezirkshauptmann, belehrte mich einſt ein Tiroler Bäuerlein, ſo ſchießt man um ſechs Uhr; kommt der Statthalter, um fünf Uhr; kommt der Biſchof, um vier Uhr. So widerfuhr mir auch vor zwei Jahren zu Schwaz im Innthal die Ehre, zu gleicher Zeit mit dem hochwürdigſten Fürſtbiſchof von Brixen, der eben zur Firmung gekommen war, des Morgens um vier Uhr aufgeſchoſſen zu werden, obgleich ich an ſeinen Verdienſten um Staat und Kirche ganz unſchuldig bin. Was der Gefeierte um vier Uhr Morgens, namentlich im Herbſt und Winter, anfangen ſoll, das kümmert ſeine Verehrer nicht im mindeſten. Ich dachte damals, meinen eigenen Aerger vergeſſend, mit Theilnahme an den hohen Kirchenfürſten. Was wird er, fragte ich mich, jetzt thun? Wird er ſich, wenn ſeine Dienerſchaft nicht mit aufgewacht, vielleicht den Kaffee ſelber kochen oder zu ſeiner Erbauung die „Tiroler Stimmen“ leſen? Oder ſoll er wieder einſchlafen? Aber wenn er ſchlafen ſoll, warum hat man ihn denn aufgeweckt? Man ſchießt indeſſen auch die hohen Feſttage an, namentlich das Fronleichnamsfeſt. Dieß kann nun aber doch nicht den Gäſten gelten, ſondern da ſind die Böller ſchon unmittelbar gegen unſern lieben Herrgott gerichtet. Man ſucht ihn alſo um drei oder vier Uhr

wach zu ſchießen, damit er nicht verſchlafe, ſondern andächtig zuſchaue, wie auf ſeinem Lieblingsplaneten Tellus das Fronleichnamsfeſt gefeiert und ſein heiliger Leib in Proceſſion herumgetragen werde. Wie dem auch ſei — es läßt ſich nicht läugnen, daß es in dieſem Jahrhundert noch als eine große Ehre gelte, beim erſten Hahnenſchrei aufgeſchoſſen zu werden; aber es kommen wahrſcheinlich einſt auch mildere Zeiten, wo man dieſen Mord des Schlafes vielleicht als eine altfränkiſche Ceremonie anſehen und die Böller erſt um acht Uhr oder neun Uhr ſpielen laſſen wird, wo ſie ja auf empfängliche Gemüther ebenſo beſeligend wirken, wie um drei oder vier Uhr in der Frühe.

Alſo — wir wurden damals, am 22. Juni dieſes Jahrs, auch zu Reut im Winkel um vier Uhr an- und aufgeſchoſſen, worauf wir ſofort ans Fenſter ſtürzten und freudig gewahrten, daß ein heller warmer Sommertag im Anzug ſei. Alsbald aber geriethen wir in dieſelbe Verlegenheit, in welcher ich mir damals zu Schwaz den Fürſtbiſchof von Brixen gedacht hatte — wir wußten nämlich gar nicht, was wir anfangen ſollten. Wiederholte Verſuche, den verjagten Schlummer wieder herbeizurufen, hatten nur kümmerlichen Erfolg. Dagegen begann ſich in den ſonſt ſo ſtillen Gaſſen des Dörfleins allmählich der Feſtlärm aufzuthun. Verſchiedene Einſpänner, Zweiſpänner, Stellwagen oder Omnibus fuhren ſchnalzend und jubelnd ein. Schon erſchienen auch in ihren blau und weißen Schärpen die Feſtordner und zeigten ſich allenthalben geſchäftig. Als wir hinunter kamen unter das Volk, ſaßen ſchon hundert und hundert Feſtgäſte zum Imbiß beiſammen. Bier, Wein, Mocca, geſelchte Würſteln, Kalbs- und

Schweinshaxeln, kurz alle Elemente eines ländlichen Frühstücks, wie es im Bayerland üblich, ſtanden reichlich zu Gebote. Die beiden Wirthshäuſer hatten ſich überhaupt in rühmlichem Wetteifer vortrefflich hergerichtet. Die untere Wirthin, die Saracenin, hatte mehrere Burſche und zehn hübſch geputzte Aushülfsmädchen eingeſtellt und die Bedienung war ſo ſchnell und ſo freundlich, daß man faſt vergaß, in Bayern zu ſein.

Nachgerade trat auch der Herr Oberförſter, der Vorſtand des Feſtausſchuſſes, in unſern Geſichtskreis. Jetzt ſollten ferner die kriegeriſchen Zuzüge aus der bayeriſchen Umgebung, aus der tiroliſchen Nachbarſchaft herankommen, und ſie ließen auch nicht lange auf ſich warten. Sehr anmuthig war es insbeſondere, als die Weſſener und die Markwartſteiner, die nächſten bayeriſchen Brüder, über „das Eck," eine grüne Berghöhe, herüberkamen und hoch oben ihre Trompeten ſchallen und ihre Fahnen im Morgenwinde flattern ließen. Nicht minder gerne ſahen wir aber zu, während ſie den ſchlängelnden Steig in maleriſchen Windungen herniederſtiegen. Alsbald erſchienen auch die Heerhaufen der tiroliſchen Nachbarn, ja ſogar aus dem Salzburgiſchen Lofer traf eine reiſige Geſellſchaft ein. Sie alle brachten ihre Spielleute und ihre Fahnen mit. Unter letzteren thaten ſich manche durch ihre Pracht, andere durch ihre Sinnigkeit hervor. An dem koſtbaren Banner der tiroliſchen Waidringer hing ein prunkendes Band, welches uns bedeutete, daß es von Frau Anna Oxenbauer, geb. Freiin v. Gredler, 1872 geſtiftet worden. An dem Panier der bayeriſchen Graſſauer ſchwebte ein anderes Band, in welches die Namen aller der glorreichen Schlachten

geſtickt waren, von Weißenburg und Wörth bis nach Paris, aller Schlachten, in denen die Graſſauer jüngſt mitgefochten. Die „ſchiechſte" unter dieſen Fahnen, aber auch die ehrwürdigſte, war die der Veteranen von Köſſen, dem nächſten tiroliſchen Dorfe, grün und weiß, wie die tiroliſchen Schützenfarben ſind, zerriſſen und zerſchoſſen nach allen Seiten, nach glaubwürdiger Angabe des Fähndrichs ein Andenken aus dem Jahre Neun. Damals haben nämlich auch das bayeriſche Reut im Winkel und das tiroliſche Köſſen, die ſtillen, friedlichen, idylliſchen Dörfchen, für Gott, Kaiſer oder König und Vaterland ſich befeinden und ſchädigen zu müſſen geglaubt, ſich gegenſeitig die Zufuhr abgeſchnitten, Schanzen gegen einander aufgeworfen und zuletzt ſich gar wechſelweiſe zu erſchießen verſucht — ein jetzt unfaßbarer Zuſtand, der hoffentlich nie mehr wiederkehren wird. Heutzutage dagegen herrſcht die innigſte Harmonie der Seelen und die werkthätigſte Bruderſchaft, getragen und verbürgt durch deutſche Biederkeit, durch gegenſeitige Achtung und Liebe.

In der That, wenn wir die Herren Beamten von hüben und drüben über ihre beiderſeitigen Völklein ſprechen hören, ſo fallen uns faſt die Schilderungen ein, die Voltaire im vorigen Jahrhundert von den Chineſen gab. Die Reut-im-Winkler ſteuern zur ſonſt ſo blühenden altbayeriſchen Criminalſtatiſtik ebenſo wenig bei, wie die Köſſener zur tiroliſchen. Man läßt alle Thüren auf und doch wird nichts geſtohlen. Von Raub- und Mordanfällen, wie im klerikalen Muſterlande Niederbayern, iſt hier nichts zu hören. Nur das ſonntägliche Raufvergnügen wird nicht ganz gering geachtet, aber wie unſere Bildung täglich zu-,

ſo nimmt jenes jährlich ab und beſchränkt ſich ſchon lange, fern von Hieb und Stich, auf unſchädliche Pugiliſtik, die nur gymnaſtiſchen, keinen criminaliſtiſchen Werth hat.

Der Empfang der kriegeriſchen Nachbarn war allerdings etwas wortkarg. In Helvetien ſtellt ſich bei ſolchen Gelegenheiten irgend ein angeſehener Mann auf einen Stuhl, Tiſch oder andere Erhöhung und haranguirt die ankommenden Feſtgäſte mit eidgenöſſiſcher Stentorſtimme — er gebraucht zwar lauter oftgehörte Worte und längſt gemünzte Phraſen, aber es iſt doch etwas geſprochen. Die Angeredeten erwidern in derſelben Tonart und in denſelben Phraſen, aber auch dieß gibt der feſtlichen Stimmung immer wieder neuen Schwung. Bei uns reicht man ſich die Hände, mißt ſich mit beredten Blicken und verſteht ſich.

Nachdem ſich Alles verſtanden hatte, ließ der Herr Oberſtlieutenant Weber von Traunſtein die Helden von Bayern und Tirol in ein Viereck treten und nun begann die eigentliche Feierlichkeit. Die Feſtjungfrauen traten vor . . . Sonſt denkt man ſich die Feſtjungfrauen als weißgekleidete Engel in Menſchengeſtalt, hier aber erſchienen ſie alle in dunkeln Röcken und blauſeidenen Schärpen und nannten ſich nach ländlichem Brauche „Prangerinnen.“

Uebrigens will ich hier nicht verhehlen, daß das ſchöne Geſchlecht im ehemaligen Landgericht Markwartſtein etwas garſtig iſt. Die Frauen begnügen ſich da nicht mit Einem Kropfe, ſondern tragen deren oft zwei und drei mit ſich herum. Andere haben zwar einen Buckel, aber keine Zähne u. ſ. w. Da ich, wie mir Herr Profeſſor B. aus Innsbruck ſchreibt, jetzt im Herbſte meines Lebens ſtehe, ſo kann ich den heikeln Gegenſtand um ſo unbe-

fangener behandeln, muß aber leider aussprechen, daß das bayerische Männervolk an der Gränze, das gebildete wie das ungebildete, den tirolischen Jungfrauen unbestritten den Vorrang läßt.

Ich habe in meinen Schriften auf diesen Umstand schon öfter hingedeutet und nach dessen Ursachen — aber vergeblich — gefragt. Da die Wickelkinder auf dem Lande, sowohl diesseits als jenseits der Gränze, einander alle gleich sehen, so müssen die tirolischen Mütter wohl später besondere Tücken anwenden, um ihre Töchter so hübsch werden zu lassen, gewisse geheime Schlauheiten, die sie vielleicht doch einmal veröffentlichen sollten. Oder sind etwa gar die tirolischen Freiheiten daran schuld, oder ist jene Schönheit eine besondere Gnade des heiligen Joseph, des Landespatrons der gefürsteten Grafschaft Tirol? Oder was sonst?

Die Festjungfrauen von Reut im Winkel hatten allerdings ihre geraden Glieder, regelrechte Hälse, rothe Backen, waren auch gesund und wohlgeschlacht, aber doch mochte vielleicht ein strengerer Kritiker jene einnehmende Grazie vermissen, die man ihren rhätischen Nachbarinnen zuschreibt.

Nunmehr trat aber die erste derselben hervor und übergab dem Herrn Oberstlieutenant ein von den Jungfrauen gewidmetes funkelndes Band, welches dieser an die Fahne der Reut-im-Winkler befestigte. Darnach sprach er einige kräftige und erhebende Worte und dann fielen die Fanfaren der Spielleute ein. Nach diesem begann die Festmesse in der Pfarrkirche, welcher die Enthüllung des Denkmals auf dem Friedhof folgte.

Das Dörflein hat sechs seiner Söhne, fast die Hälfte

der Ausgezogenen, im Kriege verloren, während dem nachbarlichen Schlehing nicht ein einziger fehlt. Unter denen, die glücklich wieder heimgekommen, iſt auch ein Oberfeuerwerker, der das eiſerne Kreuz trägt, und überhaupt fanden ſich viele ſchönbeſternte Jungen ein.

Jetzt wurden die Eltern und die Geſchwiſter der Gefallenen eingeladen, ſich vor dem Denkmal zu ſchaaren und der kommenden Dinge gewärtig zu ſein. Sie traten beſcheiden vor und es rann ihnen dabei manche Thräne über die Backen. Der Hülfsgeiſtliche ſprach die Feſtrede, ganz der Idee der Feier entſprechend, ſchön und würdig, ohne gehäſſige Seitenhiebe auf die heidniſchen Liberalen, ohne Koketterie mit den chriſtkatholiſchen Franzoſen. Ihm folgte ein alter verdienter Feldhauptmann und dieſem ein Glaſermeiſter von Traunſtein, beide gewandte Redner, welche die Bedeutung des Feſtes ſehr glücklich zu treffen wußten. Dann ſank der Vorhang, der das Denkmal verhüllte; die Namen der ſechs gefallenen Helden glänzten in goldenen Buchſtaben auf dem weißen Marmor und die Morgenſonne ſchien verklärend darauf.

Das war Alles ungemein ernſt und würdig vor ſich gegangen; nun aber begann der heitere Theil der Feier — das gemeinſame Mahl in den feſtlich gezierten Räumen der beiden Wirthshäuſer. Für den mächtigen Heerhaufen des Krieger- und Schützenvolkes bot namentlich der große Tanzſaal des untern Wirths die beſte Gelegenheit, ſich gütlich zu thun. Da prangte an der Ehrenſtelle auch das lebensgroße Bild Wilhelms des Siegreichen, des deutſchen Kaiſers. Man aß und trank und ſprach und ſang in allen Freuden. Die Kriegervereine hatten, wie mit Vergnügen

zu bemerken war, nicht allein ihre Spielleute, ſondern auch ihre Sprecher mitgebracht und ſo betrat denn einer nach dem andern die Rednerbühne, um warm und kräftig ſeinen Stolz auf Deutſchlands jetzige Größe, ſeine Anhänglichkeit an Kaiſer, König und Vaterland auszuſprechen. So ging es fort, bis der Tag ſich neigte und bis die Tiroler zum Heimzug bliesen. Der Herr Rentbeamte von Traunſtein richtete zum Abſchied noch einen weidlichen Spruch an die freundlichen Nachbarn und dankte für ihre herzliche Theilnahme, die ſie den weiten Weg nicht hatte ſcheuen laſſen. Die Bayern, die im Dorfe oder deſſen Umgebung zu Hauſe waren, blieben nach alter deutſcher Weiſe noch lange beim Humpen ſitzen.

So endete das Feſt in ſchönſter Eintracht und Brüderlichkeit. Die tiroliſchen Schützen, wenn ſie auch anerkennen, daß ſie die Schickſale Mitteleuropa's nicht allein zu beſtimmen haben, waren doch der Meinung: ſie möchten nie mehr wider uns, aber beim nächſtenmal ſehr gern mit uns ziehen.

Ein deutſches Herz aber konnte nur höher ſchlagen, wenn ſelbſt aus den Worten und Sprüchen der Bauern und Bäuerinnen, der jungen und der alten, die Freude wiederhallte, daß das deutſche Volk endlich die Macht und die Herrlichkeit, die ihm gebührt, erreicht habe, und daß von der Königsau bis Reut im Winkel nur ein Gedanke gehe: dieſe Macht und Herrlichkeit in Eintracht feſtzuhalten.

XII.

Zu den deutſchen Familiennamen.

Im Auguſt 1873.

Es war im Jahr 1869, als ich der Ehre theilhaftig wurde, in dieſen Blättern [1] meine Vorträge über deutſche und zunächſt bayeriſche Familiennamen eröffnen zu dürfen. Sie entſprachen einem tief gefühlten Bedürfniß; denn ſo mächtig auch jenſeits des Thüringer Waldes die Onomatologie ins Kraut ſchoß, für uns Bayern oder Süddeutſche fiel faſt gar nichts ab dabei. Was z. B. unſer Pözl, was unſer Datzl, Hutzl oder gar unſer Seißl beſagen wolle, war dort ebenſowenig zu erfragen, als was Muck oder Ruck, Duff oder Muff, Harf oder Orff bedeute.

Es war daher ein allgemeiner Wunſch, daß den norddeutſchen Forſchern auch ein ſüddeutſcher Finder ſich beigeſelle. So wagt' ich's denn, mich an den Arbeiten der ſcharfſinnigen Geſellſchaft zu betheiligen, ſchlug aber ganz andere Wege ein. Ich ging nämlich von Brixlegg im

1 Nämlich in Nr. 271, 272, 278 und 279 der Allgemeinen Zeitung, Beilage, 1869. Der eben beginnende Aufſatz: Zu den deutſchen Familiennamen — erſchien zuerſt in derſelben Zeitung, Beilage vom 29. Auguſt, Nr. 241. 1873.

Unterinnthal nach Kitzbüchel an der großen Ache und ſuchte auf dieſem Gang die Sache in Ordnung zu bringen. Von einer Pfingſtwanderung trug ich den Wiſſensſchatz, der mir abgegangen, ſchon ziemlich ausgebildet mit nach Hauſe. Es war auch wirklich keine Hexerei, denn dieſer Gattung von Gelehrſamkeit iſt nicht ſo ſchwer beizukommen. Die Thüren ſtehen alle offen: es war nur niemand hineingegangen, d. h. die wegweiſenden Erſcheinungen, z. B. daß Ratpoto zu Rapp, Rudpert zu Rupp, Dankmar zu Damm geworden, daß Razzo und Raſſo daſſelbe ſeien u. ſ. w., ſie waren zwar längſt bekannt, allein es hatte niemand gedacht, daß ſie auch andere Fälle erklären können. [2]

Jene Vorträge ſchienen einzuſchlagen; der Verfaſſer erhielt aus Nord und Süd ſehr freundliche Zuſchriften wißbegieriger Männer, welche um Erklärung ihrer werthen Namen baten, und er ſandte alſo ſeine Orakel bis zu den Wenden und Gothen. Dieſe Wiſſenſchaft hat wirklich das Angenehme, daß ihr das Material ins Haus getragen wird. Jedes Zeitungsblatt das der Poſtbote abgibt, jede Ordensverleihung, jeder Steckbrief vermehrt die Namenſammlung. Aeltere Jahrgänge der Adreßbücher ſenden gute Freunde ſelbſt aus fernen Landen, und ſo umquillt den Forſcher bald ein mühelos gebohrter, aber unerſchöpflicher Born von Vergnügen und Belehrung.

[1] Karl Stackerjan in ſeinem Programm: die jeverländiſchen Perſonennamen, 1864, und Prof. Weinhold in ſeiner Abhandlung: die Perſonennamen des Kieler Stadtbuches, 1867, ſind allerdings über ihre Vormänner merklich hinausgegangen, aber dieſe Schriften waren mir damals noch nicht bekannt.

Ein zweiter, nicht hoch genug anzuſchlagender Vortheil dieſer Wiſſenſchaft iſt auch der: daß man nach dem Vorgang der angeſehenſten Autoritäten — um mit Moufang zu ſprechen — viel mehr Böcke ſchießen darf als in irgend einer andern. Deßwegen ſind auch die Forſcher — mit Ausnahme des Herrn Karl Guſtaf Andreſen von Bonn, der noch ſpäter vorkommen wird — alle ſehr beſcheiden. Nur der eben Genannte entfaltet, wie das Mädchen aus der Fremde, eine Würde, eine Höhe, die alle Vertraulichkeit entfernt und die höchſten Leiſtungen zu verſprechen ſcheint.

Ein Jahr darauf erſchienen jene Vorträge beträchtlich erweitert unter dem Titel: die oberdeutſchen Familiennamen, als ein kleines, aber lehrreiches Büchlein im Verlage des Herrn Rudolf Oldenbourg zu München. Trotzdem war aber des Forſchens, oder vielmehr des Findens, kein Ende mehr, und manche freie Stunde, welche ideale Beſchäftigungen mit Plannummern, Taxregiſtern, Fehlblättern, Stempel-Verrechnungen, Beglaubigungen, Schätzungen und Inventaren übrig ließen, ſchlüpfte in unſere edlen deutſchen Namen hinein. Was nun deren Deutung oder vielmehr Zurückführung betrifft, ſo wäre an jenem Büchlein auch jetzt noch wenig zu ändern (obgleich ihm eine Umarbeitung für eine zweite Auflage ſehr wohl bekommen würde), allein die Eintheilung der Phänomene ſchien einer Verbeſſerung wohl bedürftig. Dieſe habe ich denn auch im deutſchen Sprachwart (Leipzig, herausgegeben von Max Moltke, 1871, Nr. 4) dem theilnehmenden Publikum vorgelegt. Seit jener Zeit iſt mir nichts Erhebliches mehr eingefallen — ich glaube aber auch

nicht, daß — auf dieſem Felde — in andern feineren Köpfen noch große Gedanken tagen werden.

So war denn in etwa drei Jahren meine Namenskunde hergeſtellt, „die wiſſenſchaftliche Onomatologie," nach der man ſo lange geſeufzt, wenigſtens für meinen Hausgebrauch angefangen, durchgeführt und vollendet. Daß mir die deutſche Gelehrſamkeit bei dieſem Dauerlauf ſtets auf den Ferſen geweſen, kann ich nicht feſt behaupten, da ich mich wenig nach ihr umſchaute; doch hoffe ich, ſie werde ſchon noch nachkommen. Nunmehr aber darf ich — um mit Windthorſt zu ſprechen — meine Boutique ſchließen und brauche dem lachenden Erben nur einen ſpäter zu bezeichnenden Ladenhüter zu hinterlaſſen, aus dem er leichtlich noch viel Capital herausſchlagen kann.

Wie aber dieſe Blätter meine Anfänge mitgetheilt, ſo mögen ſie auch meine letzten Worte aufnehmen, und es ſei mir daher geſtattet, hier einen Bericht über den gegenwärtigen Stand jener Disciplin zu geben, welche ſich mit den heutigen Geſchlechtsnamen befaßt, die aus alten Perſonennamen hervorgegangen ſind. Es iſt dabei hauptſächlich zu zeigen, wie ſie aus ihrem Urzuſtande durch Verkürzung und Verkleinerung zu ihrer heutigen Geſtalt gekommen. Um aber den Kirchenfragen, dem heiligen Herzen Jeſu, den franzöſiſchen Pelerinagen und dem deutſchen Darwinismus in dieſen Spalten, nicht zu viel Raum wegzunehmen, muß allerdings eine Menge von Noten, Ausnahmen, Erläuterungen und Excurſen wegfallen, und eine lapidare Kürze den ganzen Vortrag beherrſchen.

Unſere Ahnen traten bekanntlich mit zweiſtämmigen

Namen in die gebildete Welt ein. Dieſe Namen in ihrer Urgeſtalt ließen keine Diminution zu. Ein Bernhardilo, Fridrichilo, Sigfridilo findet ſich alſo nicht, was in der Hauptſache auch noch für unſere Zeiten gilt. Einzelne Erſcheinungen dieſer Art kommen aber jetzt dennoch vor, ſo z. B. Rothgangel (Rothgang iſt ſo viel als Chrodegang, wie jener berühmte Biſchof von Metz hieß) oder Ruhwandl von Rudwan, Ruhmeshoffnung, oder Rudwein, Ruhmesfreund. Eine erhebliche Ausnahme bilden auch die neueren Namen in =her, =ker und =mar, die ſich gerade mit Vorliebe der Verkleinerung ergeben, wie z. B. Hammerl von Hammer = Hadumar, Pemmerl von Pammer = Padumar, Kümmerl von Kummer = Kunimund, Simmerl von Simmer = Sigmar, Tammerl von Dammer = Dankmar, Dötterl von Dotter = Thiodher, Rotherl von Rother = Rodher, Hingerl von Hunger (Hunnenſpeer), Rückerl von Rücker = Rudker u. ſ. w.[1]

[1] Für Leſer die ein bißchen aufmerken wollen, mag hier ein kleines Nothgloſſar einiger Wörter aus der älteren Sprache folgen, welche in der neueren verſchollen ſind, als: Gar, Ger, Kar, Ker: Speer; Gund, Hild, Bad, Wig: Kampf; Hari, Her: Heer, Held; Hug: Gedanke; Kuni: Geſchlecht; Magan, Megin, Mein, Ragan, Regin, Rein bedeuten ungefähr das gleiche, nämlich Macht; Rod, Rud: Ruhm; Thiud, Diet und Liut: Volk; Win: Freund; Nit, Neid bedeutet nicht ſowohl Neid, als vielmehr Ehrgeiz, Wetteifer; bald, bold und hart: kühn; lud und mar: berühmt; brecht, bert: glänzend. Zu bemerken iſt auch, daß in Folge der ein= aber nicht durchgedrungenen althochdeutſchen Lautverſchiebung b, p — d, t, th — g, k, ch ſchon in alten Zeiten beliebig mit einander wechſelten. Gotbald z. B. konnte alſo auch Cotpalt, Gotpalt, Cotbald geſprochen und geſchrieben werden, und daher die heutigen Varianten Gobelt, Koppold, Goppelt, Kobold, oder in den Verkürzungen Gob, Kopp, Gopp, Koob. Da ferner, wenigſtens in Oberdeutſchland,

Dieſe Vollnamen wurden nun aber verſchiedentlich verkürzt und verkleinert. Wir ſprechen zuerſt von den Verkürzungen, und ſtellen deren vorläufig zwei Arten auf, nämlich:

1) Der zweite Stamm des Namens wurde einfach abgeworfen und an deſſen Stelle ein o geſetzt, was jetzt in Niederdeutſchland e lautet, aber in Oberdeutſchland meiſt weggefallen iſt. So wurde alſo aus Bernhard, Gerhard, Herbert, Hugbert, Volkmar ein Bero, Gero, Hero, Hugo, Volko oder jetzt Ber (Bär, Bähr, Beer, Behr, Pähr, Peer, Bähr, Berr, Perr, Bier u. ſ. w.), Gehr, Her, Heer, Hug, Haug, Volk, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß der zweite abgeworfene Stamm nicht mehr errathen werden kann, und alſo z. B. Gero nicht allein für Gerhard, ſondern auch für Gerbert, Gerbold, Gerfrid, Gerland, Germar, Gerolf u. ſ. w. eintritt.

2) Der zweite Stamm des Namens verſchwindet nicht gänzlich, ſondern ſein erſter Laut wird feſtgehalten und das erwähnte o ihm beigeſellt. So wurde aus Dagpert Dappo, jetzt Dapp, aus Gundpold Gump, aus Harfrid Harf, aus Kotpert Kopp, aus Mutfrid Muff, aus Mutker

ä, e, ee, ö nicht ſäuberlich unterſchieden werden, da jeder Vocal beliebig geſchärft oder gedehnt und nach jedem ein beliebiges h eingeſetzt werden kann, ſo erſcheinen manche Namen, wie z. Bär, in zehn und mehr verſchiedenen Schreibungen. In den Stämmen liub (lieb), liut und thiud geht das iu in eu, ei, i, ie, e, u, o und au über, ſo daß das alte Thiudmar, jetzt gewöhnlich Dietmar, Dittmer, nach Ausfall des t auch als Deumer, Deimer, Dimmer, Diemer, Demmer, Dummer, Dommer, Daumer, dann als Teumer, Teimer, Timmer u. ſ. w., ſowie als Theumer, Theimer, Thimmer u. ſ. w., ſohin in mehr als zwanzig Formen auftreten kann.

Muck, aus Ortfrid Orff, aus Ruedfrid Ruef, aus Rudker, Rodker Ruck und Rock, aus Thiudfrid Duff.

Nunmehr kommen die Verkleinerungen, die Koſeformen, an die Reihe. Ihrer ſind drei Arten, nämlich:

1) althochdeutſch ilo, jetzt =el, =l;
2) althochdeutſch ico, jetzt =k, =g;
2) althochdeutſch izo, jetzt =z.

Es entſtehen alſo z. B. aus Bero, Gero, Hero die Formen:

Berl, Gerl, Herl,
Berg, Gerg, Herg,
Berz, Gerz, Herz.

Dieſe Anſätze verbinden ſich aber alle wieder paarweiſe mit einander, und ſo ergeben ſich denn weitere Verkleinerungen in ilico und ilizo, ikilo und ikizo, izilo und izico. Dieſe zeigen ſich in den neueren Geſtalten:

Berlich, Gerlich, Herlich,
Berlitz, Gerlitz, Herlitz,
Bergel, Gergel, Hergel,
Bergitz, Gergitz, Hergitz,
Berzel, Gerzel, Herzel,
Berzig, Gerzig, Herzig.

So entſtanden auch z. B. aus Maganrat, Meginrat, vielmehr aus Manno, Meino, Menno: Mandl, Meindl, Mendl; Mang, Meng; Manz, Mainz, Menz; Manlich; Manlitz; Mangel, Mengel; Mangitz; Manzel, Menzel; Menzig.

Hiezu kommt nun noch der Anſatz —ung, in Oberdeutſchland meiſtens —ing (doch iſt unſer Gerum nicht: „geh' rum!", ſondern Gerung), eigentlich ein Patronymi=

cum, das ſich an alle die genannten Koſeformen anſchließt, aber immer die letzte Stelle einnimmt, d. h. es gibt ein Hering, Herling, Herking, Herzing, aber kein Heringel u. ſ. w.

Dieſe Verkleinerungsanſätze verbinden ſich übrigens, wenn auch nicht alle, ebenſo gut mit den Verkürzungen der zweiten Art, wie z. B. Muffel, Müffling, Mückel, Röckel, Teufel (Thuidfrid), Köppel, Köppich, Köpping, Köppling u. ſ. w. zeigen.

Hier müſſen wir aber, trotz der beſten Vorſätze, dem Lärme der Scholien doch einigen Zutritt vergönnen und noch etwas über die jetzige Form jener Koſeanſätze vorbringen, da ſie ſich in den obigen Paradigmen nur unvollſtändig zeigen konnte.

Jenes —ilo oder —ilin, bayeriſch —el, —l, ſchwäbiſch —ele, —le, fränkiſch —lein (alſo z. B. bayeriſch: Herl, Hierl, Hörl; ſchwäbiſch: Herrele, Hierle, Hörle; fränkiſch: Herrlein, Hierlein, Hörlein), der Lieblingsanſatz der Süddeutſchen, iſt ſehr anſpruchslos, ſich ſelbſt getreu und gibt wenig von ſich zu reden.

Hin und wieder erſcheint es als —ell, wie in Apell (Adalpert), Hamell (Hademar), Kobell (Kotbert), Künell (Kunrat), zuweilen auch als —öhl, wie in Reinöhl = Reindl von Reinhard; Einöhl = Endl von Eginhard, Einhard; Kienöhl = Kindl von Kunrat.

Mannichfacher ſchon ſind die jetzigen Formen, welche jenes —ico angenommen. Es ſchließt ſich nämlich nicht nur unmittelbar als k oder g an den Stamm an, ſondern auch als —ich, —ig, —eck und —öck. Herg z. B. kommt auch als Herig, Herrich, Hereck vor. Liebig, Liebich, Lie-

beck, Leibich, Leubig, Laubig, Lobig, Lobeck, Laubeck, Lauböck ſind derſelbe Name und ſtammen alle von althochdeutſchem Liubico = Liebhart.

Dieſes —ico iſt als —ke der Lieblingsanſatz der Niederdeutſchen geworden, während ſie unſer —el ziemlich unbenützt ließen. Unſere Herl, Kobell, Künell, Reindl, Endl ſind daher im deutſchen Norden eigentlich durch Herke, Köpke, Künke, Reinke, Encke vertreten.

Ein wahrer Proteus iſt aber unſer altes —izo. Sein kennbarſter Nachkomme wäre jetzt —itz (wie in Geritz = Gerhard [1]), Heinitz = Heinrich, Lubitz = Liebhart, Mugitz = Mutger, Sibitz = Sigbert, Sigitz = Sigfrid), was aber eben nicht häufig iſt und mitunter nach Slavismus duftet. Oefter dagegen und ſchon im Althochdeutſchen hat es ſein i aufgegeben und ſich gleich als —zo an den Stamm angeſchloſſen, wobei dann allerdings mancher Buchſtabe zu Grunde ging. So entſtand aus Adalbert Azzo, aus Bernhard Bezo, aus Fridrich Frizzo, aus Gotfrid Gozzo, aus Hademar Hazzo, aus Ludwig Luzzo, aus Rudolf Ruzzo, aus Sigfrid Sizzo, aus Udalrich Uzzo — unſere Atz, Betz, Fritz, Götz, Hatz, Lutz, Rutz, Seitz, Utz.

Alle dieſe Phänomene waren ſchon lange erkannt; erſt

1 Eigentlich iſt es nicht correct, Geritz von Gerhard abzuleiten; ſein unmittelbarer Vormann iſt vielmehr Gero, welches nicht allein Gerhard, ſondern, wie oben gezeigt, auch eine ziemliche Anzahl anderer mit Ger zuſammengeſetzter Vollnamen vertritt. Indeſſen geben Formen wie Gero, Heino, Lubo, Sigo dem Unbewanderten gar kein Bild, und es ſchien daher erlaubt, ſie und andere durch bekannte Vollnamen zu erſetzen, was eben nach dieſer Aufklärung nicht irre leiten kann.

in neuerer Zeit aber bemerkte man, daß izo auch in iſo übergegangen und daß daraus die häufigen Endungen is, eis, eiſen und es entſtanden ſind.

Wie Schultheiß, Schultes und Schulz, ſo ſtehen Brandeis, Brandis, Brandes und Branz (von Brandolf oder Liutbrand) neben einander, oder Landeis, Landes, Lanz (von Landbert), Gareiſen, Gareis, Geres, Garz, Gerz, Görz (von Garibald), Grimeiſen, Grimeis, Krembs (von Grimoald), Rameiſen und Ramis (von Ratmar). Lotheiſen iſt Lodizo und daher ſo viel als Lotz oder Lutz; Freieiſen, Haueiſen gehen auf Fridizo, Hugizo zurück. Eilles iſt Egilizo = Eginhard, Harleß Harilizo = Harold. Eben wegen jener Gleichheit von izo und iſo ſind aber auch Fritz und Fries, Gotz und Goß, Hatz und Haß, Rutz und Ruß, Seitz und Seiß identiſch. Für tz und s, ß tritt ferner ſch, tſch und ſt ein, ſo daß Fritz, Fries, Friſch, Fritſch, Friſt, Gotz, Goß, Goſch, Gotſch, Goſt ꝛc. die gleichen Namen ſind.

Oben iſt geſagt, daß ſich dieſe Verkleinerungsanſätze wieder paarweiſe mit einander verbinden; in einzelnen, allerdings nicht häufigen Fällen ſtellen ſich aber auch alle drei neben einander. So weist z. B. Herzlich auf ein Herzilico, Reichſiegl, Reiſigl auf Richizikilo, Rothziegel auf Rodizikilo, Neuſiegl auf Nizzikilo von Nithart, Handſchiegl auf Hanzikilo von Hagano, Windſchiegl auf Winzikilo von Winhart.

Eine dritte, oben noch nicht behandelte Art der Verkürzung beruht eigentlich auf einer Zuſammenziehung. Es fällt nämlich das ganze Mittelſtück des Namens aus, und darnach bleiben noch vier Laute übrig, deren zwei

der erſten, zwei der zweiten Hälfte des Namens angehören. Auf dieſe Art wurde Dietrich, Gerhard, Kunrat, Rudolf, Wilhelm zu Dirk, Gert, Kurt, Rolf, Wilm. Dieſe Gewächſe, die ſowohl als Familien- wie als Taufnamen jetzt noch üblich, ſind alle in Norddeutſchland entſtanden, doch finden ſich ähnliche Erſcheinungen auch bei uns. So erklären wir z. B. Seyer aus Sigher, Dauer aus Thiudher (ſonſt jetzt Dietherr), Hauer aus Hugher, Lauer aus Ludher, Rauer, Rohr aus Rudher, Siert aus Sighart, Hurt, Hort aus Hughart, Sirch aus Siegerich, Lirk aus Liutrich, Trolf aus Trudolf, Rolb aus Rodlieb, Rold aus Rodold, Lolt aus Ludold. Molt wird wohl Malolt, Madalolt ſein und bedeutet alſo: der Verſammlung (oder des Kriegsraths) waltend. Moltke iſt niederdeutſche Koſeform.

Dieſe Namen pflegen, eben weil ſie nicht durch Abwurf, ſondern durch Zuſammenziehung verkürzt ſind, jene Verkleinerungen nicht anzunehmen; nur ein Sirtl findet ſich; ein Sirtig, Sirtitz, Sirtlich, Sirtlitz iſt kaum zu erwarten.

Somit wäre denn der regelrechte Gang der Entwicklung dargeſtellt. Neben den Namen, die auf ſolchen Wegen entſtanden, findet ſich aber eine anſehnliche Menge andrer, welche von unſerm Standpunkt aus, bei aller Achtung vor ihren Trägern, nur als Mißgeburten oder Superfötationen zu betrachten ſind. Es wäre nichts verloren, wenn ſie nie das Licht der Welt erblickt hätten; nun ſie aber entſtanden ſind, wollen ſie auch verſtanden ſein.

Es handelt ſich hier nur um Namen, die nach der zweiten Verkürzungsart und ſolche, die mit dem Anſatz zo gebildet ſind. Damm und Danz z. B. vertreten jedes

auf ſeine Art ein altes Dankmar; Hamm, Haas oder Haß, ein altes Hademar. In dieſen einſylbigen Namen ſtecken alſo alte zweiſtämmige, und dieſen war nach der ſtrengen Obſervanz nur geſtattet, ſich mit Verkleinerungsſylben zu ſchmücken. Demmel, Tänzel, Hammel, Haſel, Haſſel ſind ja auch bekannte Namen.

Nun begann man aber an dieſe Namen wieder neue Stämme, wie hart (art, ert), old (elt), rich (rig) zu ſetzen, und ſo entſtanden denn dreiſtämmige Namen; denn Dammert, Danzert, wenn ihre Beſtandtheile in voller Form hergeſtellt werden ſollten, würden Dankmarhart, Hammert würde Hademarhart, Haſold Hademarwalt, Solbrig Salabertrich ergeben. Dieſe dreiſtämmigen Namen laſſen aber gar keine vernünftige Deutung zu — ſie ſind eine Verirrung des Sprachgeiſtes, die ſich nur dadurch erklärt, daß in der Zeit, wo ſie entſtanden, hart, old und rich ihre Bedeutung im zweiten Gliede ſchon ganz verloren hatten, und jene Namen daher dem Ohr keinen andern Eindruck machten, als etwa Dammel, Hammel, Haſel oder Dammich, Hammich, Haſich.

In dieſe Claſſe fallen zwei berühmte Namen deutſcher Nation, Rückert und Motzart, welches in München auch als Mutzenhart, Mutzhart vorkommt. Rück, Ruggo, iſt eine Verkürzung von Rudger, Ruhmesſpeer, Motz, Mozzo eine ſolche von Muthfrid, Muthger oder Muthwald. Als Rück und Motz hätten beide Namen ihre Beſtimmung erfüllt und den Beifall der Kenner erhalten, aber das angeflickte ert, hart läßt ſie in onomatologiſcher Beziehung als ganz verwerflich erſcheinen.

Hier müſſen wir leider wieder auf den früher erwähnten

Hrn. Karl Guſtaf Andreſen zu Bonn zurückkommen, den wir ſchon zu lang aus dem Auge gelaſſen.

Hr. Karl Guſtaf Andreſen ſchrieb nämlich ein Büchlein über „die deutſchen Perſonennamen in ihrer Entwicklung und Erſcheinung als heutige Geſchlechtsnamen," welches ſo eben zu Mainz herausgekommen iſt. In der Vorrede zu dieſer Schöpfung ſpricht nun deren Schöpfer:

„Meine Schrift, die ſich nach Anlage und Ausführung, wenn ich nicht irre, von allen frühern demſelben Hauptgegenſtande gewidmeten Schriften ziemlich bedeutend unterſcheidet" u. ſ. w. Dieſer Unterſchied, wenn er ein rühmlicher ſein ſoll, fällt vielleicht anderen nicht ſo bedeutend auf, wie es Hr. Andreſen zu wünſchen ſcheint. Auch er ſelbſt, wenn er ſeine Schrift z. B. mit jener über „die oberdeutſchen Familiennamen" vergleichen wollte, würde Anlage und Ausführung ungemein ähnlich finden, wie denn auch beide mit einer Einleitung beginnen und mit einem alphabetiſch geordneten Nachtrag ſchließen. Abgeſehen von den norddeutſchen Blümchen, die Hr. Andreſen eingeſtreut, könnte er ſeine Einleitung wohl mit Recht einen langweiligen Auszug aus meinem kurzweiligen Büchlein nennen. Sein alphabetiſcher Nachtrag iſt zwar reicher an Namen, aber auch an Fehlern als der meinige. Bei allem Grunde zu der unter Namensforſchern üblichen Beſcheidenheit iſt aber der Hr. Verfaſſer ſo eingebildet auf ſeine Ilias post Homerum, daß er über meine onomatologiſchen Thaten wie von einer Anhöhe herunterſpricht, obgleich der umgekehrte Standpunkt viel correcter wäre.

Hr. Andreſen meint nun alſo: meine Auffaſſung jener dreiſtämmigen Namen habe zwar als Vermuthung einen

guten Klang, ehe ſich aber für ſie einſtehen laſſe, bedürfe es beſtimmter Zeugniſſe. Da jedes dieſer Phänomene, die vielleicht nach Hunderten vorkommen, ſelbſt ein beſtimmtes Zeugniß iſt, warum denn noch eines extra verlangen? Derlei Namen waren übrigens ſchon vor dem zwölften Jahrhundert ſehr zahlreich, und man braucht ſie bei Förſtemann nur zuſammen zu ſuchen.

Meiner Hypotheſe zuliebe, bemerkt übrigens Hr. Anreſen, habe ich auch Namen, die entſchieden anders zu beurtheilen, hieher gezogen, z. B. Ritzert und Witzert, welche frieſiſch ſeien. Aber wo Ritz und Witz vorkommen, wie z. B. in München, da muß ja auch Ritzert und Witzert möglich ſein. Solche Ausſtellungen ſind ſehr ſchwer zu begreifen.

„Schlimm aber ſteht es," fährt Herr Anderſen fort, „um einen im Verfolg mit erſichtlicher Vorliebe gepflegten und aus einander geſetzten Einfall, demgemäß zahlloſe heutige Familiennamen auf Compoſition des Vaternamens mit dem Namen des Sohnes beruhen ſollen, unter andern Simrock und Freiligrath (Roggo, Sohn des Simo oder Sibo; Rato, Sohn des Frilico!)."

Vor ſolchen Einfällen iſt man bei Hrn. Andreſen allerdings ganz ſicher. Ich meinerſeits halte aber dieſen Einfall noch immer „für den Schlüſſel zu dem beſondern Schrein in dem die letzten und dunkelſten Geheimniſſe der deutſchen Onomatologie verborgen ſind." Er iſt „die Krönung des Gebäudes."

Einige Worte zur wiederholten Begründung dieſes Einfalles dürfen hier wohl noch aufgeboten werden.

Unſere Landleute machen bekanntlich im gewöhnlichen

Leben von ihren Familiennamen sehr wenig Gebrauch. Man kennt sich besser als Seppenhansel, als Hansenseppel und unter andern Zusammensetzungen, in denen die Taufnamen des Vaters und des Sohnes verbunden sind. (Daher jetzt Familiennamen wie Paulmichel, Hansjacob, Simonmathes, Josenhans u. s. w.) Allein in jener Zeit, wo die kirchlichen Namen Joseph und Johannes noch nicht eingeführt waren, wie ging es denn da? Als der Sepp noch Heinz und der Hansel noch Kunz hieß, hieß der Seppenhansel ohne Zweifel Heinzenkunz, und der Hansenseppel Kunzenheinz. Warum sollen sich nun solche Zusammensetzungen nicht auch als Familiennamen erhalten haben? Wer freilich nur Heinz und Kunz als germanische Namen kennt, der wird bei solchen zusammengesetzten vielfach auf ihm fremde Klänge stoßen. Aber warum soll denn z. B. Roggenkunz etwas anderes sein als Kunz, der Sohn des Roggo=Rodger=Rüdiger. Nun, das würde vielleicht Hr. Andresen noch begreifen, aber es findet sich auch Roggenbauch (in Stuttgart) und Riedelbauch (in München). Schreckliche Namen für ordinäre Namenbüchleinschreiber, die sich aber ganz leicht erklären, wenn man weiß, daß sich Bauch zu Bucco, Burkhart, gerade so verhält wie Hauch zu Hucco, Hugo. Roggenbauch ist also Burkhart, der Sohn des Roggo, und Riedelbauch ist Bucco, der Sohn des Ruodilo. Bauriedel steht höchst wahrscheinlich für Bauchriedel und ist dann das umgekehrte Riedelbauch. Simrock (in Wien Siebenrock) ist Roggo, des Siben, Sibo, Siboto Sohn, und wird es ewig bleiben, so viele Aufrufungszeichen Hr. Andresen auch noch dazu setzen mag. Wie angenehm erklärt sich ferner der Rosen=

heimer Siebzehnrübel als Rubilo, Sohn des Sibizo? Ein kundiges Ohr hört noch den heiligen Rudbert von Salzburg und die Sibotone von Falkenſtein aus dem Namen heraus. Als treffliches Seitenſtück bietet ſich dazu der thüringiſche Name Richtzenhain, Heino, Heinrich, Sohn des Richizo, Richart. Und wer wird z. B. Geierhos deuten können, wenn er nicht Gero=Gerold und Hoſo=Huzzo=Hugbert zu Hülfe nimmt?

Soll man nun dieſe Namen alle — und ſie ſind wirklich zahllos — als unnahbar in die Rumpelkammer ſtellen und verſchimmeln laſſen? Oder ſoll man ſie demotiſch [1] erklären? Das kann recht hübſch werden! Der Siebenrock wäre natürlich ein reicher Bauer, der ſieben Röcke hatte und daher ſeinen Spitznamen erhielt. Bei Roggenbauch würde der Exeget vielleicht auf myſtiſche Beziehungen zum Hohenlied Salomonis rathen (7. Cap. 2. „Dein Bauch iſt wie ein Weizenhaufen"). Der Urſiebzehnrübel wäre etwa ein Gärtner geweſen, der täglich mit ſiebzehn Rübchen auf den Markt zu kommen pflegte; der Urgeierhos wahrſcheinlich ein mitleidiges Schneiderlein, das den frierenden Geiern im Winter Hoſen machte! Und ſo weiter!

Auch an einem andern Orte, nämlich in der Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung, Band XXI, S. 466, läßt ſich Hr. Andreſen auf einer Meinung betreffen, welche, wenn ich nicht irre, ganz irrig iſt. Herr Andreſen ſtellt

[1] Demotiſch kann man jene Art der Erklärung nennen, welche ſolche Namen als Appellative deutet, daher z. B. Damm, Haus, Maus für gleichbedeutend mit lateiniſch agger, domus, mus anſieht; techniſch iſt die andere, welche ſie aus althochdeutſchem Tammo, Huſo, Muſo ableitet.

dort die Behauptung auf, daß bei Anforſchung eines Namens, der zugleich aus einem alten Perſonennamen und aus Appellativen gedeutet werden kann, „die einfachere und natürlichere appellative Erklärung den Vorzug verdiene.“ Nach meiner Anſicht iſt gerade das Gegentheil richtig; die appellative Deutung iſt in dieſen Fällen bisher der empfindlichſte Hemmſchuh der Onomatologie geweſen und daher auch fürderhin ſo weit als möglich beiſeite zu ſchieben. Um einen „Nachweis“ zu verſuchen, wollen wir nur einige Sprößlinge zuſammenſtellen, welche aus den althochdeutſchen Namen Hagilo, Kagilo, Magilo, Ragilo, Tagilo hervorgegangen. Alſo:

Hagel, Hall, Hegel, Hell, Heil;
Kagel, Kall, Kegel, Kell, Keil;
Magel, Mall, Megel, Mell, Meil;
Ragel, Rall, Regel, Rell, Reil;
Tagel, Tall, Tegel, Tell, Teil.

Wenn man nun, was kaum zu rathen wäre, nicht etwa Hall, Heil, Meil, Regel und Teil als Appellativnamen anſehen will, ſo treffen auf die erſte, die Hagelreihe, zwei appellative Möglichkeiten, und zwar an erſter und vierter Stelle, nämlich: Hagel und Hell; auf die Kagelreihe zwei und zwar an dritter und fünfter Stelle, nämlich: Kegel und Keil; auf die Magel- und Ragelreihe keine; auf die Tagelreihe eine und zwar an dritter Stelle, nämlich: Tegel. Dieſe demotiſchen Deutungen taumeln alſo ganz zufällig und an nicht zu berechnenden Stellen in die Reihen hinein, und daraus ergibt ſich eben, daß ſie keinen Werth haben. Wer Hagel von einem wirklichen Hagel ausgehen läßt, der muß auch Kagel, Magel, Ragel,

Tagel auf ähnliche Weiſe erklären. Die techniſche Erklärung, wenn ſie ihre durch zahlreiche Analogien geſchützten Reihen richtig aufſtellt und die betreffenden Namen ebenſo richtig einreiht, iſt infallibel; die demotiſche darf ſich ihr, je nach dem Fall, nur an die Seite ſtellen, aber ſie nie aus ihrem Platze drücken. Wenn demnach Herr Andreſen damals von den hundert Beiſpielen, die ich auf der betroffenen Seite 103 der „Familiennamen" verſammelt, den größeren Theil ganz vornehm ſtreichen zu müſſen glaubte, ſo wird er nach dieſer Belehrung die geſtrichenen wohl gerne wieder an die Plätze ſtellen, wo ſie hingehören.

Weiter oben war auch von einem Ladenhüter die Rede, den ich nach Schluß des Geſchäfts meinem lachenden Erben hinterlaſſen will, und als ſolchen dachte ich mir den Haufen moderner Familiennamen, die mit Schl, Schm, Schn, Sp, St anlauten, ſo weit ſie nämlich in die hier behandelte Claſſe gehören. Es ſind dies Namen wie Schloder, Schlutt, Schmaus, Schmieg, Schmoll, Schmuck, Schnatz, Schnuck, Spagel, Speidel, Stapp, Staub u. ſ. w.

Dieſe ſind im althochdeutſchen Namensſchatz entweder gar nicht gedeckt oder ihre muthmaßlichen Ahnen erſcheinen dort nur wie erratiſche Blöcke, einſam und unverſtändlich. Alle dieſe Namen nun wären, wenn man das anlautende Sch oder S wegziehen dürfte, ſehr leicht zu erklären. Im Sprachwart habe ich damals zwei Möglichkeiten aufgeſtellt, die zu einem Verſtändniß führen könnten; vielleicht gibt's noch eine dritte, beſſere.

Damit ſchließen wir die Beſprechung einer Disciplin

oder Wiſſenſchaft, die allerdings anziehend und leicht zu behandeln, deren Tragweite und Vornehmheit aber doch nicht zu überſchätzen iſt. Ob man nämlich mit der Erklärung der wenigen bisher unerklärten älteren Vollnamen, wie z. B. Kadelhoh, noch auf feſten Boden gelangen wird, iſt ſehr zweifelhaft, dagegen aber augenſcheinlich, daß die Namensſchaffung ſchon ſeit den karolingiſchen Zeiten nicht mehr von äſthetiſchen oder ethiſchen Abſichten ausging, ſondern die Stämme, und oft ganz unvereinbare, nur beliebig zuſammenſtellte; die Einreihung und Deutung der neueren Vollnamen ergibt ſich jetzt bis auf wenige, die durch nachläſſige Ausſprache oder Schreibung ganz und gar verdorben und unlösbar geworden ſind, ſo zu ſagen von ſelbſt; die Unterſuchung unſrer Koſeformen aber hat das Ergebniß geliefert, daß die meiſten derſelben, die Datzel, Detzel, Ditzel, Dotzel, Dutzel, die Daſſel, Deſſel, Diſſel, Doſſel, Duſſel, die Daſchel, Deſchel, Diſchel, Doſchel, Duſchel u. ſ. w., nur noch den einen Stamm, alſo nur einen Torſo, bewahren, ihre volle Geſtalt aber nicht mehr zu beſtimmen iſt, ſo daß der Forſcher da vor einer durchlöcherten Hülle ſteht, deren Schmetterling ſchon vor mehr als tauſend Jahren ausgeflogen.

Hr. Karl Guſtaf Andreſen, Profeſſor zu Bonn, hat ſich gegen die ihm oben ertheilte, meines Erachtens wohl verdiente Cenſur in einer gelehrten Zeitſchrift aufgelehnt. Seine Entgegnung bietet allerdings willkommenen Anlaß zu einer Erwiederung, allein dieſen Winter konnte ich zu dieſen Studien, die zwar ſehr anziehend ſind, aber viele Zeit erheiſchen, unmöglich gelangen. Ich hatte meine freien Stunden theils

auf die Redaction dieſes vierten Bändchens zu verwenden, theils auf W. Corſſens Werk über die Sprache der Etrusker, deſſen Eintritt in die Welt ich mir mit der ſpäter folgenden Anzeige zu begrüßen erlaubte. Da nun auch der kommende Sommer ſchon mit verſchiedenen literariſchen Arbeiten belegt iſt, ſo wird mir wohl erſt der nächſte Winter geſtatten, zu meinen onomatologiſchen Beluſtigungen und zu Herrn Profeſſor Karl Guſtaf Andreſen zurückzukehren.

XIII.

Markus Josef Müller.

(Ein Nachruf.)

München, 4. April 1874.

Vor wenigen Tagen haben wir unsern lieben, edlen Doctor und Professor Markus Josef Müller, den Orientalisten, zur ewigen Ruhe begleitet. Das stille Leben, das der Dahingegangene seit mehr als dreißig Jahren, fern vom Lärm des Tages, unter uns geführt, bietet zwar keinen Stoff, um eine dramatische Biographie daraus zu gestalten, allein wenn wir auch nicht viel von ihm zu erzählen wissen, so möchten wir jetzt, da er von uns geschieden, wenigstens die Liebe und die Verehrung aussprechen, die wir immer für ihn empfunden haben.

Marcus Müller war 1809 zu Kempten im Allgäu geboren und bewahrte diesem Lande seiner Geburt auch durchs ganze Leben seine treue Anhänglichkeit. Er rühmte sich gerne, ein Schwabe zu sein, und vor dem Jahre 1848, als jeder Deutsche noch sein eigenes Concept für die Zukunft des Vaterlandes mit sich führte, träumte er gerne von einem großen schwäbischen Reiche, das sich womöglich

von den Vogeſen bis zur Leitha und vom Fichtelgebirge bis an die Veroneſer Klauſe erſtrecken ſollte.

Sein Vater, ein verdienter Schulmann, wurde ſpäter als Regierungs- und Kreisſchulrath nach Augsburg verſetzt, und ſo trat denn der Sohn in das gut gehaltene Gymnaſium dieſer ehemaligen Reichsſtadt, die des Knaben Seele mit allerlei Bildern einer mächtigen Vergangenheit erfüllte. Dort war 1821 J. Ph. Fallmerayer, dem er vor zehn Jahren die Grabrede gehalten, einer ſeiner Lehrer und Louis Napoleon, der damals mit ſeiner Mutter Hortenſe in Augsburg lebte, einer ſeiner Mitſchüler. Damals ſtand der junge Marcus ſehr gut mit dem jungen Grafen von St. Leu, welcher, nebenbei bemerkt, im deutſchen Aufſatz immer der erſte war und wurde auch von deſſen gütiger Mutter nicht ſelten in das beſcheidene Häuschen geladen, welches ſie dazumal in der Kreuzgaſſe bewohnte. Dort ſpielte er manchen freien Nachmittag mit dem künftigen Kaiſer der Franzoſen und ſchloß, wie geſagt, eine ziemliche Freundſchaft mit ihm, die aber mit der Trennung der beiden Knaben auch wieder ihrem baldigen Ende entgegenging. Ja, als Louis Bonaparte den zweiten December veranſtaltet hatte, war M. J. Müller ſo wenig zufrieden mit ſeinem ehemaligen Geſpielen, daß er ihn 1856 auf ſeiner Reiſe nach Spanien, die er durch einen längern Aufenthalt zu Paris unterbrach, nicht einmal eines Beſuches würdigte.

Marcus J. Müller wählte ſich die orientaliſchen Sprachen zur wiſſenſchaftlichen Aufgabe ſeines Lebens, fuhr aber nicht ſehr gut mit dieſer Wahl. „Ein verfehltes Leben!“ ſeufzte er mitunter, als ihm das Alter nahte. Ueber den

Gang seiner Studien und den Umfang seiner Absichten wissen auch seine Freunde sehr wenig zu sagen. Er sprach nie von sich, und wenn Neugierige nach der Art seiner Beschäftigung fragten, so wußte er immer glücklich auszuweichen. Doch ist festgestellt, daß er in den dreißiger Jahren längere Zeit zu Wien und später vier Jahre zu Paris verweilte. In der französischen Hauptstadt schloß er warme Freundschaft mit Eugen Burnouf, dem berühmten Orientalisten, und es geschah vielleicht auf dessen Antrieb, daß er sich mit großem Eifer dem Studium des Pehlwi, der Sprache der Sassaniden, widmete, in welchem jener die Pfade wohl weisen konnte. Im Jahre 1839 erschien denn auch im Journal asiatique als Frucht seiner Nachtwachen ein Essai sur la langue Pehlvie. Diesen versah Eugen Burnouf mit einem Vorwort, in welchem er der Arbeit, „die ohne die großherzige Aufmunterung des Kronprinzen von Bayern (später Max II.) nicht zu Stande gekommen wäre," neidlos nachrühmte, daß sie über einen sehr wenig gekannten Dialect ein großes Licht verbreite.

Seit diesem Essai hat Marcus Müller kein erhebliches Zeugniß seiner Thätigkeit mehr veröffentlicht, vielmehr nur einige Gedächtnißreden und kleinere wissenschaftliche Aufsätze verfaßt. Er war immer fleißig, immer beschäftigt zu lesen, zu studiren, ließ hebräische, arabische, persische Wörterbücher durchschießen, trug Noten und Glossen hinein, legte reichliche Auszüge aus allen gelesenen Schriften an, aber ein größeres Werk, das seinen Namen durch die gelehrte Welt getragen und das er, der so reich an Kenntnissen war, vielleicht mit weniger Anstrengung als viele andere

hätte ſchreiben können, es kam nie zu Stande. Dieß Mißverhältniß zwiſchen Reception und Production war der dunkle Faden, der durch ſein irdiſch Leben ging. An ihm hing ein ziemliches Stück jener Melancholie, die ihn ſtets umflorte, wenn ſie auch ſeiner Heiterkeit im Freundeskreiſe keinen Abbruch that.

Die Erſcheinung, daß ſich ein ſo fleißiger und ſo genialer Mann nicht auch einmal zu einer größeren literariſchen That aufraffen wollte, ſchien allen, die ihn kannten, ſo räthſelhaft, daß ſich zu deren Erklärung in früher Zeit ſchon Mythen bildeten. So flüſterten ſich die Freunde in vergangenen Tagen zu, er habe nach langen Studien in München, Wien und Paris ein bahnbrechendes Werk über das beſagte Pehlwi zuſammengeſtellt, einen wahren Grundſtein ſeiner wiſſenſchaftlichen Bedeutung; allein als es gedruckt werden ſollte, hätten ſich keine Typen und kein Verleger gefunden, und an bemittelte Akademien oder gar an gebildete Potentaten habe ſich der junge, aber etwas ſtolze Gelehrte nicht wenden zu ſollen gemeint. So ſei das Buch in ſeinem Pulte liegen geblieben und vergilbt, er aber habe es damals in ſeinem Zorne verredet und verwünſcht, ſich je wieder eine größere Aufgabe vorzunehmen.

Auch ging eine andere Sage, Marcus Müller arbeite an einer Geſchichte der aſiatiſchen Religionen, und dieſe werde man einſt fertig in ſeinem Nachlaß finden, allein als er geſtorben und ſeine Papiere durchſucht waren, fanden ſich weder das Pehlwi-Werk, noch die Religionsgeſchichte, ſondern nur zwei Abhandlungen des Averroës in einer deutſchen Ueberſetzung, die er in den letzten Jahren ge-

fertigt.[1] Die arabiſchen Texte hatte er auf ſeiner ſpaniſchen Reiſe, die wir gleich erwähnen werden, im Escurial erhoben.

Seine Freunde glaubten ihn in früheren Zeiten hin und wieder zu literariſchem Schaffen anſpornen zu ſollen, allein er hörte ſolche Reden nicht gerne. Seine wiſſenſchaftliche Größe ward aber trotz ſeines tiefen Schweigens von den Männern ſeines Faches unumwunden anerkannt. „Sonderbar," ſagte einſt Profeſſor Oppert von Paris, einer der gelehrteſten Parſiſten unſerer Zeit, der vor etlichen Jahren ſeinen Münchener Collegen zu beſuchen kam, „ſonderbar, dieſer Müller hat in ſeinem Leben nur einmal ſieben Seiten geſchrieben und gilt doch für den erſten Orientaliſten dieſer Welt."

Als Müller nach ſeinen Studien zu Paris bereits im Geruche der umfaſſendſten Gelehrſamkeit wieder in ſein bajuvariſches Vaterland zurückgekehrt war, wurde er alsbald (1838) zum Mitglied der Akademie erwählt und zum Profeſſor der nicht bibliſchen orientaliſchen Sprachen an der Univerſität München ernannt. Er erhielt als ſolcher einen Jahresgehalt von — dreihundert rheiniſchen Gulden und las mehrere Collegien für fünf oder ſechs Studenten, welche nicht in der Lage waren, Honorare zu bezahlen. Man hätte erwarten ſollen, daß ihn die Sorgen und die Noth, die er nun zu tragen hatte, allmählich zu energiſcher Verwerthung ſeiner Kenntniſſe treiben würden, allein

[1] Sie iſt ſeitdem ans Licht getreten unter dem Titel: Philoſophie und Theologie von Averroës. Aus dem Arabiſchen überſetzt von Marcus Joſ. Müller. Aus dem Nachlaſſe desſelben herausgegeben von der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. München 1875.

er blieb ſich ſelbſt getreu, er ſtudirte und ſammelte, ſchrieb aber nichts.

Im Jahre 1856 verfiel Herr v. Schack, der kunſtſinnige und gelehrte Edelmann aus Mecklenburg, auch ein Orientaliſt, auf die Frage, ob es nicht der Mühe werth wäre, einmal auch die arabiſchen Schätze des Escurials von einem gelernten Orientaliſten durchforſchen zu laſſen. König Max II. ging gerne auf dieſe Idee ein und ſpendete die Mittel zu deren Ausführung. Marcus Müller fuhr nun gen Spanien, beſuchte, wie oben bemerkt, das ihm aus frühern Zeiten bekannte Paris zum andernmale, lebte dann einige Zeit in Madrid und mehrere Wochen im Escurial, wo er in den unwirthlichen Herbergen und unter der Feindſeligkeit der ebenſo unwiſſenden als argwöhniſchen Mönche viel Ungemach zu erdulden hatte. Die literariſchen Ergebniſſe dieſer Reiſe, die zunächſt den Fall von Granada betreffen, erſchienen bald darauf in einer kleinen Schrift unter dem Titel: Die letzten Zeiten von Granada.

Mittlerweile war auch ſein Gehalt erhöht worden, ſo daß er im letzten Jahrzehnt ſeines Lebens ein genügendes Auskommen hatte. Aber ein Schlaganfall, der ihn 1862 traf, verdüſterte doch auch wieder dieſe letzten Jahre. Er erholte ſich zwar, aber die alte Friſche kehrte nie mehr ganz zurück. In den letzten Monaten hatte er viel an aſthmatiſchen Beſchwerden zu leiden, und am 28. März d. J. verließ er dieſe Erde, die ihm wenig Freuden gebracht.

Marcus Müller empfand keinen Ehrgeiz, im politiſchen Treiben des Tages eine Rolle zu ſpielen, aber er hielt ſich ſtandhaft an freiſinnige Grundſätze und brachte den

reactionären Machthabern, die so lange über Bayern walteten, nie eine Huldigung dar. Seine Freunde schätzten ihn über Alles — er war so mild und treu, so anspruchslos und verträglich. Seiner Unterhaltung fehlte jener pikante Reiz, der den bösen Zungen eigen ist, aber wenn sich das Gespräch um ernstere Dinge drehte, so ging immer ein strahlendes Licht von ihm aus, denn es wird sich selten ein Sterblicher finden, dem eine solche Tiefe in der Wissenschaft, eine solche Belesenheit in der schönen Literatur zu Gebote stünde.

Ist es dem Geschiedenen bei uns sohin nie besonders gut gegangen, so war doch um so ehrenvoller sein Begräbniß, bei dem sich alle Celebritäten der Akademie und der Universität, darunter auch der ehrwürdige Döllinger, sowie viele andere namhafte Männer leidtragend einfanden. Professor Thomas, der langjährige Freund des Geschiedenen, sprach einen trefflichen Nachruf an den Theuern. Clericale Begleitung hatte sich dieser, wie vor kurzem auch Director Lindwurm, ausdrücklich verbeten, eine Entsagung, die hier unter den Denkenden mehr und mehr Anklang zu finden scheint. Er hoffte zur Anschauung Gottes auch ohne Beistand jener Menschen zu gelangen, die für Bildung und Erziehung seines Volkes in fünfzehnhundert Jahren so wenig gethan haben und dafür jetzt jeden Winkel des Deutschen Reiches mit Gift und Haß und Stänkerei erfüllen.

XIV.

Wer war er?

(Eine wahre Geſchichte.)

München, 20. April 1874.

Was aufregende Ereigniſſe im irdiſchen Leben betrifft, ſo hat bekanntlich unſer Goethe ein nachahmenswerthes Beiſpiel gegeben, da er in ſolchen Lagen ein Lied, ein Luſtſpiel oder ein Drama zu dichten pflegte, um ſich „auszuſchreiben“ und ſeine Aufregung durch literariſches Schaffen niederzuſchlagen. Nach dem Vorgang des großen Meiſters verſucht es nun auch ein minder großer Schriftſteller, ſich in dieſen Blättern über einen räthſelhaften Vorgang auszuſchreiben und ſo ſeine ohnedieß nicht tief erſchütterte Seele wieder gänzlich ins Gleichgewicht zu bringen.

Es war am Freitag vor Palmſonntag, als ich, von einem kurzen Spaziergang zurückkehrend, in meinem Schreibzimmer eine Karte vorfand. Ein reiſender Herr habe ſie abgegeben und werde bald wieder kommen. Um mich auf den Beſuch etwas vorzubereiten, begann ich ſofort, die Karte zu ſtudiren. Gewöhnliches Format und gewöhnliches Papier, doch war die Legende nicht darauf gedruckt, ſondern geſchrieben und lautete: Dr. Ed. Doetſchmann, „N. Fr. Preſſe,“ Wien. — Ich hatte den Namen noch

nie gehört, aber er flößte mir gleichwohl Vertrauen ein. Die Schrift war leicht und graziös. Eine Hand, die so schreibt, sagte ich, kann schon viel, vielleicht viel Gutes und Anmuthiges geschrieben haben! Je mehr ich sie betrachtete, desto deutlicher schien ein eigener Zug von Schlichtheit und Ehrlichkeit herauszutreten. Ich war mit dem Studium der Karte kaum zu Ende, als Herr Dr. Ed. Doetschmann eintrat, mich freundlichst begrüßte und sich mir gegenüber setzte, während ich meiner Freude, einen so hervorragenden Repräsentanten der Wiener Presse bei mir zu sehen, den angemessenen Ausdruck zu geben suchte.

Dr. Ed. Doetschmann ist von mittlerer Größe und bewegt sich zur Zeit noch in der schönern Hälfte des menschlichen Lebens, insofern er nämlich das Schwabenalter noch keineswegs erreicht zu haben scheint. Der Kampf für Licht, der so vielfach bei der Nachtlampe geführt wird, und das Ringen nach Freiheit, das gewöhnlich in geschlossenen Räumen vor sich geht, haben eine interessante Bläße über sein regelmäßiges Gesicht verbreitet, welches von lockigen braunen Haaren umspielt wird. Sonst ist er „ohne besondere Kennzeichen." Er spricht, obwohl in gemilderter Weise, den schwäbischen Dialekt, welchen ich, da mir Vater und Mutter Schwaben waren, auch für den meinigen ansehe, obgleich ich ihn nicht sprechen kann. Jedenfalls schien er mir ein halber Landsmann. Um seinen irdischen Leib schwebte eine dunkle Joppe, die zwar schon etwas angegriffen war, aber gleichwohl noch einen Gentleman decken konnte. Er hielt sie diesen und die nächsten Tage immer bis an den Hals geschlossen. Die

Weſte, die er zu München tragen wollte, ſchien er in Wien gelaſſen zu haben. Auf die Schuhe habe ich damals nicht geſehen.

Wir geriethen nun bald in ein lebhaftes Geſpräch, welches ungefähr folgendermaßen verlief:

„Alſo Dr. Doetſchmann! — wahrſcheinlich ſchwäbiſcher Abkunft?“

„Ganz richtig — mein Vater war Bürgermeiſter zu Hall.“

„Noch unbeweibt, Herr Doctor?“

„Allerdings, aber meine Schweſter iſt an einen reichen Bankier in Laibach verheirathet.“

„Gratulire! Und nun alſo in dem ſchönen Wien?“

„Freilich; in Wien beim Feuilleton der Neuen Freien Preſſe, zuſammen mit Speidel, der mir die ſchönſten Grüße an Sie aufgetragen.“

„Danke verbindlichſt!“

„Dr. Speidel ſpricht oft von Ihnen. Er erinnert ſich noch gerne an „Die falſche Muttergottes,“ die Sie einmal in die Deutſche Zeitung gegeben. Der Artikel hat Furore gemacht.“

Die Wiedergabe dieſer Aeußerung möchte einige Eitelkeit verrathen; mir war ſie aber deßhalb auffallend — und ich erwähne ſie nur deßwegen — weil mir Dr. Speidel ſeinerzeit über denſelben Artikel dieſelben Worte geſchrieben hatte, ſo daß es den Anſchein gewann, als hätten die beiden Redacteure ihre Ideen darüber ausgetauſcht.

„Bitte — Furore machen, das dürfte in Wien wohl ſchwierig ſein. Ihre Feuilletons ſind ja alle vortrefflich, wahre Meiſterſtücke!“

„Und doch ſteht gerade heut eines drinnen, das wäre mir nicht hineingekommen, wenn ich unten geweſen wäre.“

„Hab' es noch nicht geleſen. Und für das Feuilleton ſind alſo zwei Redacteure engagirt?“

„Entſchuldigen — wir ſind unſer fünf, unter Andern auch Herr Hippolyt Wittmann — er gilt für unſere geiſtreichſte Feder, hat aber auch jährlich zehntauſend Gulden dafür. Er ſchreibt unter nn. Ich führe zum Unterſchiede die Chiffre n—.“

„Die ich leider noch nicht bemerkt habe.“

„Sie leſen die Freie Preſſe wohl nicht alle Tage?“

„Freilich nicht! Bin aber jetzt ſehr begierig, Ihnen dort zu begegnen. Alſo fünf Redacteure für das Feuilleton!?“

„Sie ſtaunen? — und doch ſind wir im Ganzen zweiundfünfzig! — davon zieht keiner unter viertauſend Gulden! Mir gibt man jetzt ſiebentauſend.“

„O Himmel! Hier kann man den beſten Redacteur um ſiebenhundert Gulden haben! Und wie ſtehen Sie mit Herrn Spitzer? Er hat mir ſeine „Wiener Spaziergänge“ geſchickt — ein luſtiges Büchlein — ich habe ſchon viel gelacht dabei!“

„Wir ſind die beſten Freunde. Er wollte ja dießmal ſchon mit mir, und das nächſtemal, zum deutſchen Sängerfeſt, bring' ich ihn ganz ſicher mit.“

„Freue mich, ihn zu begrüßen! Aber ſind Sie denn auch im Schwabenlande bekannt? Kennen Sie Berthold Auerbach?“

„O, Berthold Auerbach, David Strauß, Friedrich Viſcher — ich kenne ſie alle von Jugend auf!“

„Ei, ſieh da! Da werden wir uns ſpäter wohl ſehr gut unterhalten. Aber — nehmen Sie nicht übel — jetzt iſt Kanzleizeit und ich habe noch zu thun. Kommen Sie Abends ins Muſeum — dort werden Sie mich treffen.“

„Ins Muſeum?“

„Ja, das iſt jetzt unſere beſuchteſte Geſellſchaft. Vor einigen Jahren ſchon dem Tode nahe, iſt ſie durch Hofbräuhausbier noch gerettet worden. Sie finden dort Maler und Dichter, Officiere und andere Würdenträger, können Zeitungen leſen, Billard und Karten ſpielen oder mit mir und Andern plaudern und gutes Märzenbier dazu trinken.“

„Gut, alſo im Muſeum! Aber noch ein kleines Anliegen, Herr Doctor! Ich bin nämlich ſchon vierzehn Tage hier, aber faſt immer krank geweſen. Nun iſt mir — ich weiß nicht — mein Wechſel bleibt ſo lange aus — dürfte ich nicht bitten — nur bis morgen oder übermorgen.“

„Wie viel wünſchen Sie?“

„Ach, zwei, drei Thaler — ich erwarte ſtündlich meine Briefe.“

Ich langte in die kleine Sparkaſſe, welche in meinem Schreibtiſch ſteht, und nahm anfangs drei Thaler heraus. Ach, dachte ich, ein Redacteur der Freien Preſſe verdient doch wohl noch eine kleine Vertrauenszulage, und ſo fügte ich den vierten Thaler zu den übrigen. Herr Doetſchmann nahm das Darlehen dankend an und ſteckte es in ſeine Joppentaſche. Hierauf ſchüttelten wir uns zum Abſchied die Hände, wiederholten, daß wir uns Abends im Muſeum wieder treffen würden, und trennten uns.

Um acht Uhr war ich auf dem Platze und hatte auf meinen Fremden nicht lange zu warten. Dieſer ſchien ganz guter Dinge zu ſein und bald auch ziemliches Gefallen an der Geſellſchaft zu finden. Am gleichen Tiſche ſaß nämlich Herr Dr. Grandauer, der Regiſſeur der hieſigen Oper, und mit dieſem verlor er ſich bald in allerlei Discuſſionen über Theater und Muſik. Da ich ihn ſo gut aufgehoben ſah, ſo ging ich, als die erſte Stunde herum war, wieder nach Hauſe, erlaubte mir aber, ihn vorher noch zum ſonntäglichen Frühſchoppen bei Neuner in der Herzogſpitalgaſſe zu laden.

Andern Abends begegnete mir Dr. Grandauer und erzählte, er habe geſtern mit dem Fremdling noch ein paar Stunden ſehr angenehm verbracht, heute auch im Muſeum mit ihm zu Mittag gegeſſen und ihn nachher über die Menterſchwaige zum Weinbauern in Gieſing geführt. In dieſem feinen Wirthshäuslein habe er ſich beſonders gut gefallen. Jedenfalls ſei er ein hochgebildeter Mann, der über Wiener Literatur und Literaten, Theater, Schauſpieler u. ſ. w. ſehr gut Beſcheid wiſſe. Auch ſcheine er ſonſt in den beſten Verhältniſſen zu leben. Er beziehe einen Gehalt von ſiebentauſend Gulden und ſeine Schweſter ſei an einen Bankier in Laibach verheirathet. Seine Hauptaufgabe ſei übrigens unſer National-Muſeum. Da ſtecke er den ganzen Tag. Wie früher über das britiſche, ſo habe er jetzt über das bayeriſche eine Reihe von Feuilletons in die Freie Preſſe zu ſchreiben. Uebrigens ſei er ganz entzückt von der Freundlichkeit, mit der ihn Profeſſor Kuhn, der Conſervator, aufgenommen.

Am Palmſonntag um zwölf Uhr begab ich mich, wie

verabredet, zum Frühſchoppen bei Neuner in der Herzogſpitalgaſſe. Man trinkt dort ein Seidel Tiroler, ißt etwa eine Bretzel dazu, die man ſich aber ſelbſt mitbringen muß, und begibt ſich dann um ein Uhr nach Hauſe und zu Tiſch. Die kleine Geſellſchaft, die ſich ſeit Jahren hier zu ſehen pflegt, iſt etwas anders zuſammengeſetzt, als jene im Muſeum. Hier erſcheinen faſt regelmäßig Herr Profeſſor Heinrich Merz, der Kupferſtecher, Profeſſor Konrad Knoll, der Bildhauer, Profeſſor Rüdinger, der Anatom, Profeſſor Johannes Ranke und überhaupt nur Männer, welche wir mit Stolz die unſrigen nennen. Der Fremdling ſchien es ganz angenehm zu finden, daß ich ihn auch mit dieſen Herren zuſammengebracht. Er erzählte ihnen, daß er noch ledig, daß aber ſeine Schweſter an einen Bankier in Laibach verheirathet ſei u. ſ. w. Auch zog er ein Telegramm heraus, das aber etwas vergilbt war und ſchon mehrere Wochen in der Taſche verweilt zu haben ſchien, um uns daraus mitzutheilen, daß er eben nach Wien zurückgerufen worden ſei. Sein Stellvertreter werde von Redactionswegen nach Siebenbürgen, Serbien oder Calabrien reiſen. So müſſe er ſich denn wieder auf ſeinen Poſten begeben; doch habe es noch acht Tage Zeit.

„Aber heute ſollten wir doch ſpazieren gehen!“ rief er endlich. „Das Wetter iſt zu ſchön.“

„Ja, wohin?“

„Ich meine, zum Weinbauern. Das iſt eine gemüthliche Kneipe — da muß jedem ehrlichen Schwaben das Herz aufgehen.“

Obgleich ich an Sonn- und Feiertagen ſeit vielen Jahren nicht mehr ſpazieren gehe, ſo ließ ich mir doch dieſesmal den

Vorſchlag, weil er von einem Redacteur der Freien Preſſe kam, nicht ungern gefallen. Da der Fremdling im „Augsburger Hof“ zu wohnen behauptete, ſo ging ſein Weg an meiner Behauſung vorüber. Er verſprach mich alſo bis vier Uhr abzuholen.

Ich war eben an der Thüre, als es ſchellte, öffnete ſelbſt und ſtellte den reiſenden Feuilletoniſten, da ich noch Paletot und Hut zu nehmen hatte, einſtweilen einigen Freunden vor, welche gerade bei unſerer Marende ſaßen. Er ſprach da ſehr fließend und erzählte mit Behagen, daß er zwar noch ledig, daß aber ſeine Schweſter mit einem Bankier in Laibach verheirathet ſei.

Man freute ſich eben über dieſes Familienglück, als ich wieder eintrat, um den wandernden Redacteur mit mir zu nehmen.

„Nur ein paar Worte,“ flüſterte aber dieſer, als wir auf dem Gange waren, „ein paar Worte — ich weiß nicht — mein Wechſel — nur bis morgen; er muß ja kommen.“

„Wie viel wünſchen Sie?“ fragte ich, indem ich wieder in meine Schreibſtube trat.

„Ach, zwei, drei Thaler — nur bis morgen.“

Ich griff in die kleine Sparkaſſe, welche in meinem Schreibtiſche ſteht, und nahm zwei Thaler heraus. Ich weiß wirklich nicht, warum ich dießmal keine Redactions-Zulage gewährte, ſondern mich lieber an das Minus des Petitums hielt.

Bald kamen wir zum Weinbauern, wo uns eine gewählte, wenn auch kleine Geſellſchaft erwartete, als zum Beiſpiel Dr. Hermann Schmid, der in Gieſing wohnt

und eben einen Roman aus den Zeiten Karls VII., des bayeriſchen Kaiſers, vollendet hat, Profeſſor Gareis von Bern, jetzt in Ferien zu München, deſſen Bruder u. ſ. w. Ich ſtellte meinen Fremdling vor, welcher ſich in dieſe Geſellſchaft ebenſo gut zu finden wußte, wie in jede andere. Er erzählte ſofort, daß er eine Schweſter habe, welche in Laibach an einen Bankier verheirathet und daß er eben nach Hauſe berufen ſei, weil ſein Stellvertreter auf Reiſen gehe.

Nachdem wir längere Zeit über Politik, Literatur und Kunſt geſprochen, warf Dr. Doetſchmann einen Blick auf den breiten Fenſterſimſen und ſah dort ein Spiel Karten liegen. Bei dieſer Anſicht brach er munter los:

„Aber da drüben liegen ja Karten, Tarok-Karten, wie ich ſehe. Kennen Sie das Spiel? — Ach ja, laſſen Sie uns eine Lanze brechen!“

Er gab die Karten aus und wir begannen alſo ein kleines, billiges Spiel. Das Glück war aber dem Gaſte nicht günſtig, ſo daß er, als wir aufhörten, faſt einen Thaler verloren hatte.

Wir gingen wieder fröhlich heimwärts. Auf der Iſarbrücke nahm mich jedoch der Fremdling raſch beiſeite und flüſterte:

„Aber nun, nachdem ich einen Thaler im Spiel verloren, wird der andere kaum mehr reichen — morgen —“

„O, hier iſt der Thaler wieder. Gott gebe, daß Ihre Bedrängniſſe bald zu Ende gehen. Sie dauern mich!“

„Nu, morgen ſind alle Nöthen überſtanden.“

In der Stadt trennten wir uns, nachdem wir noch für den nächſten Tag ein Stelldichein beſtimmt hatten.

Der nächſte Tag erſchien zwar auch, aber der Fremdling erſchien nicht wieder. So verging der Dienſtag, der Mittwoch, der Donnerſtag. Da ich zufällig am Augsburger Hof vorbeikam, glaubte ich eintreten und fragen zu ſollen, ob Dr. Doetſchmann vielleicht krank geworden.

„Dr. Doetſchmann?“ wiederholte der Portier — „ganz unbekannt!“

Während wir ſprachen, kam auch der Oberkellner des Weges: „Dr. Doetſchmann? Bei uns nicht eingekehrt.“

„Gewiß nicht?“

„Nein, wahrhaftig!“

Ich ging nach Hauſe und ſchrieb an Dr. Speidel. Das Schickſal unſeres gemeinſchaftlichen Freundes machte mich unruhig. Ich fragte, ob er vielleicht ſchon in Wien angekommen, habe aber bis zum heutigen Tage noch keine Antwort erhalten.

Auch der Freitag, der Charfreitag, kam heran. Das Wetter war ſchön und warm, die Straßen wimmelten von andächtigem Volke, das die heiligen Gräber ſchauen ging. Da Alles feierte, mochte ich auch nicht arbeiten. Ich ſchlenderte allein über die Iſar hinaus zum Weinbauern. Dort traf ich im Garten unverhofft eine kleine, bekannte Geſellſchaft. Während ich ſie begrüßte, kam aber aus dem Hauſe der Fremdling auf mich zu und rief mir heiter entgegen:

„Dacht' ich's doch, bei dem ſchönen Wetter würde ich Sie hier treffen. Freut mich herzlich, daß mich meine Ahnung nicht getäuſcht.“

(Hier beſchlich mich aber doch auch die Ahnung, daß Herr Dr. Doetſchmann ſchwerlich daher gegangen ſei, um mich zu treffen.)

„Aber wo ſtecken Sie denn ſeit Sonntag?“

„Ei, das verfluchte Münchner Clima! krank bin ich wieder gelegen.“

„Ja, wo denn?“

„Nu, wo denn ſonſt als im Augsburger Hof?“

„Da bin ich vorgeſtern geweſen; man kennt Sie nicht.“

Bei dieſen Worten ſtieg aber eine eigenthümliche Röthe auf dem blaſſen Antlitz des Fremdlings auf.

„Man kennt mich nicht?“ wiederholte er verlegen. „Ach, der Portier iſt ein E—.“

„Ich habe auch mit dem Oberkellner geſprochen.“

„Der iſt ein O—.“

Als die Geſellſchaft aufbrach, kam Dr. Hermann Schmid daher. Ihm zuliebe blieb ich noch ein halbes Stündchen ſitzen. Nachgerade war es ſieben Uhr geworden und ich trachtete nach Hauſe zum Abendeſſen.

„Gehen wir, Herr Doctor!“ ſagte ich um dieſe Zeit. „Ich muß heim!“

„Ach, laſſen Sie mich noch ein Glas trinken. Mit Hermann Schmid iſt gar gut plaudern. Wir ſehen uns ſpäter im Muſeum. Bis neun Uhr längſtens bin ich dort.“

So wandelte ich allein meiner Wege, kam glücklich nach Hauſe, blieb dort einige Zeit und ging gegen neun Uhr ins Muſeum.

Der Fremdling war nicht da. Ich wartete und wartete, allein er erſchien nicht. Andern Tags ging ich wieder am Augsburger Hof vorbei und fragte neuerdings nach dem Wiener Herrn. Er mochte vielleicht die Zeit benützt haben, um wenigſtens dem Portier ſeinen Namen mitzutheilen.

„Dr. Doetſchmann noch nicht bekannt?“

„Nein!“ ſagte der Portier. — Der Oberkellner war aber auch zur Stelle.

„Dr. Doetſchmann aus Wien? Er hat eine Schweſter, die an einen Bankier in Laibach verheirathet iſt; das wird er Ihnen gewiß geſagt haben. Auch iſt er mehrere Tage bei Ihnen krank gelegen. Kennen Sie ihn noch immer nicht?“

„Nein!“ ſagte der Oberkellner mit einer Entſchiedenheit, die ſich fernere Nachfragen zu verbitten ſchien. „Der Herr Dr. Doetſchmann,“ fügte er hinzu, „ſcheint nichts Anderes zu ſein als ein Schw—“

„Halt!“ rief ich, „ſprechen Sie das Wort nicht aus, ehe ich das Haus verlaſſen habe.“

Damit drehte ich mich und ging bedenklich heimwärts.

Die Charwoche und die Oſterfeiertage waren dahingegangen — aber der Fremdling hatte ſich nicht wieder gezeigt.

Es war am Mittwoch nach Oſtern, als ich beim Abendtrunke im Muſeum ſaß. Bald geſellte ſich Dr. Grandauer zu mir, den ich ſeit einigen Tagen nicht geſehen hatte.

„Ei,“ ſagte er, „was macht denn Ihr Wiener Freund?“

„Ich weiß nicht — im Augsburger Hof iſt er nicht zu finden.“

„Wohl ſchon abgereist?“

„Nein, gar nie dort geweſen!“

„Sonderbar!“ bemerkte Dr. Grandauer.

„Ei, der Herr aus Wien,“ ſagte die ſchöne Pepi, die Dame du comptoir im Muſeum, welche unſer Geſpräch vernommen hatte — „der iſt auch ſein Beefſteak ſchuldig geblieben mit Kartoffelſalat und drei Glas Bier. Das iſt ein Schw—“

„Halt!“ rief ich, „ſprechen Sie das Wort nicht aus, ehe ich das Haus verlaſſen habe.“

„Ja, der,“ fuhr die ſchöne Pepi fort, „man brauchte ja nur ſeine Schuhe anzuſehen. An dem einen hat er keinen Abſatz und am andern hängen die Sohlen weg.“

Ich ward etwas beſchämt durch dieſe ſcharfſinnige Beobachtung. Alſo bei den Wiener Redacteuren muß man vorſichtshalber auch auf die Schuhe ſehen! Das war mir neu!

„Aber,“ fragte Dr. Grandauer, „wenn der geiſtreiche Feuilletoniſt ſein Beefſteak nicht bezahlen kann, wovon hat er denn hier gelebt?“

„Ich habe wohl auch ein Bischen dazu beigetragen!“ antwortete ich erröthend. — „Sieben Thaler.“

Bei dieſen Worten entſtand aber ein allgemeines Gelächter, das mich nur noch mehr verblüffte. Und nun ließ jeder der Tiſchgenoſſen die Zügel ſchießen. — Jeder erzählte, was er von dem intereſſanten Gaſte, der im Muſeum auch mehreremale zu Mittag gegeſſen, einzeln gehört hatte, was ihm in ſeiner Erſcheinung und ſeinen Reden aufgefallen war. Mir ward die ſchwere Aufgabe, den Abweſenden gegen allerlei Verdächtigungen in Schutz zu nehmen.

„Schon die Joppe war bedenklich!“ ſagte Dr. Grandauer.

„Ei, ein Feuilletoniſt, der ſich aufs Volksleben wirft — da kann die Joppe doch nicht auffallen.“

„Auch hatte er keine Weſte bei ſich!“ ſagte ein Anderer.

„Die hatte er wohl in Wien vergeſſen!“ entgegnete ich.

„Und nur geſchriebene Viſitenkarten — ein Wiener Redacteur!“

„Vielleicht waren ihm die gedruckten eben ausgegangen!“ erwiederte ich.

„Und die zweiundfünfzig Redacteure!“

„Da waren vermuthlich die Setzer miteingerechnet.“

„Und noch etwas!“ sagte Dr. Grandauer, „heute bin ich dem Professor Kuhn vom National-Museum begegnet. Er läßt Sie grüßen, aber ein Dr. Doetschmann sei ihm seit Menschengedenken nicht unter die Hand gekommen.“

„Das trifft ja nicht mich. Ich weiß ja nur von Ihnen, daß er den ganzen Tag im National-Museum steckte.“

„Und die zerrissenen Schuhe! Und der Augsburger Hof! Und die sieben Thaler! Geld kann man sich jetzt ja durch den Telegraphen bestellen, namentlich mit siebentausend Gulden Gehalt und einer reichen Schwester in Laibach.“

„Ja freilich!“ sagten Alle einstimmig und lachten rücksichtslos.

„Es wäre jetzt jedenfalls eine interessante Aufgabe,“ schloß Dr. Grandauer, „die Person des Dr. Doetschmann liquid zu stellen. Die ganze Geschichte ist ein kleiner Nadelstich für Sie, Herr Doctor, den Sie sich aber in Goetheſcher Weise vom Halse schreiben müssen. Die Wunde, welche „die Presse“ schlug, kann die Presse wieder heilen. Sie sollten über diese kleine Lebenserfahrung ein kleines, niedliches Feuilleton schreiben. Man wird zwar darüber lächeln, aber den ersten Stein kann doch nur Der auf Sie werfen, der von ehrlichen Deutschen noch nie betr——“

„Wahrhaftig,“ unterbrach ich, „das ist ein guter Rath. Auch geschieht Niemand weh dabei, denn mir tagt doch immer mehr, daß der Dr. Eduard Doetschmann eigentlich gar nicht existirt. Der Name ist sicherlich nur der nom

de guerre eines reiſenden Genius, das ſich anderswo wieder anders nennt.[1] Mit dem Bruder wird ſich wohl auch die Schweſter, welche in Laibach an einen Bankier verheirathet iſt, in nichts auflöſen. Aus dem Ehrenſold kann ich vielleicht die bewußten ſieben Thaler wieder in meine kleine Sparkaſſe legen und der klugen Pepi auch ihr Beefſteak bezahlen. „All's well that ends well."

So habe ich mich denn ausgeſchrieben und ſtelle nur noch die Frage: Wer war er?

[1] Von Dr. Speidel erhielt ich ſpäter die briefliche Mittheilung, daß Dr. Eduard Doetſchmann den ſämmtlichen Redacteuren der Neuen Freien Preſſe ganz unbekannt ſei.

XV.

Die Wiege Karls des Großen.

Planegg, 31. Mai 1874.

Die Wiege Karls des Großen ist bekanntlich noch immer nicht gefunden. Und doch glaubte ich sie gestern fast ergattert zu haben, aber, wie der geneigte Leser bald sehen wird, es war auch dießmal nur ein Trugbild.

Zwei Stunden westlich von München in gleicher Richtung mit der Isar läuft die Würm, der Abfluß des Starnberger Sees. Sie rinnt durch ein stilles Thal, das sich bisher sehr bescheiden gehalten. Es hat zwar in den letzten Jahren mancherlei Bade-Anstalten, manche neue Wirthshäuser und Restaurationen entstehen sehen, aber es spricht nicht viel davon. Vor hundert Jahren, ehe das Gebirg entdeckt war, wandelten hier die Münchener Poeten, betrachteten das Thal als ihr Arcadien und dichteten auf seinen Fluren ihre längst vergessenen Oden; jetzt schnurrt die Eisenbahn vorbei und führt an schönen Sommertagen ganze Myriaden aus nah und fern an den Starnberger See. Das Thal ist weder romantisch, noch pittoresk oder grotesk — flache Wiesen und Felder in der Mitte, zu beiden Seiten ein niederer Hügelzug und dunkle Wälder.

Die großen Städte ſchäumen jetzt im erſten Lenz ſchon über ihre Ufer. Mit den erſten Maikäfern ſchwärmen ihre Colonien aus, die der Münchener ſelbſt ins Thal der Würm. Manche Väter, die ihren Lieben gern etwas Mailuft gönnen, wollen doch die Münchener Frauenthürme nicht aus den Augen laſſen, weil in deren Zauberkreis ihre Werkſtätten und Kanzleien liegen. Mit rühmlichem Eifer kommen aber auch die Würmthaler den Bedürfniſſen der Städter entgegen. Sie bauen neue Häuschen und richten die alten neu her. Der Hausrath wird auf den Verſteigerungen erworben, wenn irgendwo ein Dechant oder Landpfarrer geſtorben. Es iſt alles ſehr einfach, aber jetzt auch noch ſehr billig. Um zwölf Kreuzer täglich kann man ein ſauberes Bett und eine helle Stube haben, in welche die Sonne durch drei Fenſter hineinſcheint. Uebrigens ſind da und dort auch ſchon einige hübſche Villen zu bemerken.

Das ganze Thälchen ſieht ſo freundlich aus, die Leute ſcheinen ſo vergnügt, ſehen ihren Wohlſtand zwar kleinweiſe, aber ſo ſicher wachſen — ja, wenn wir's nicht täglich in den ultramontanen Zeitungen leſen müßten, wir fühlten gar nicht, wie jammervoll wir daran ſind und wie raſch wir verarmen. Auch das Landvolk wird ſich ſeines Elends nicht ganz bewußt. „Jetzt geht's ſchon recht," ſagte der Müller zu * *. „Jetzt freut ſich der deutſche Menſch, daß er ein Deutſcher iſt. So viel wie jetzt haben die Leute noch nie verdient. Auch die große Armee hätten wir nicht nöthig, wenn die Franzoſen nicht auf unſere Pfaffen rechneten. Gott ſei Dank, daß ein Bismarck lebt; der wird ihnen 's Lederzeug ſchon anſtreichen!"

Der Hauptort in dieſer Idylle iſt das Dorf Planegg,

wo ich dieſes am letzten Maitag zu ſchreiben mich beehre. Hier ſteht ein Schloß, in welchem Freiherr Joſeph v. Hirſch, ein Edelmann von vielen Orden und Würden, waltet, der ſeiner Brauerei einen trefflichen Saft entfließen läßt, und ſich dadurch den ſtillen Dank ſo manches betrübten Patrioten [1] erwirbt, welcher in München oft vergeblich nach einem Trunk ausgeht, wie er einſt unſern Nationalruhm begründet hat. Auch ein lobenswerthes Wirthshaus hat ſich hier aufgethan. Der Wirth, die Wirthin, die Kellnerinnen zeigen mehr Lebensart und Höflichkeit, als in manchen unſrer Dikaſterien, namentlich den niedern, zu finden iſt.

Zur ſchönen Frühlingszeit entfaltet ſelbſt das beſcheidene Thal der Würm ganz ungeahnte Reize. Ein jüngerer Freund und Rechtsanwalt, der mit mir herausgegangen, um nach den Schneegeſtöbern, die uns der Mai beſcheerte, die erſten Schlüſſelblümlein zu pflücken, konnte ſchon am erſten Morgen nicht umhin, ein kleines Gedicht zu verfaſſen, aus welchem wir einige Zeilen mittheilen wollen, die nicht unſchön folgendermaßen lauten:

„O ſtilles Planegg, du geſegneter Ort!
Dir ſchuld' ich ſchon heute ein dankbares Wort!
— — — — — —
In den Tagen des Frühlings erwecket dein Prangen
Im Herzen des Städters ein heißes Verlangen.
Iſt's nicht eine Luſt, durch die grünenden Felder
Zu wandeln, ſowie durch die ſchattigen Wälder!

[1] Darunter ſind nicht die neueſten „Patrioten" gemeint, die ganz Deutſchland an die römiſche Clique verſchachern möchten, ſondern die alten, biedern, bayeriſchen Patrioten von der Art der Kränkel, der Federl, der Seidelbäck u. ſ. w.

Die Stadt, die Kanzlei, das Geträtſch der Clienten
Vergißt man ſo gern bei gebratenen Enten,
Beim Trunk von Planegg, wenn der liebliche Duft
Der Blüthen erquickt und die herrliche Luft.
Du biſt aller Freuden ein ſtrotzender Hort,
O ſtilles Planegg, du geſegneter Ort!"

Im Thale der Würm ſind auch noch einige gute Sitten zu finden. Wer ſich z. B. beim Einzug nach Kaſten-, Zimmer- und Hausſchlüſſel erkundigt, dem ſagt die Hausfrau: „O hier dürfen Sie alles offen laſſen. Hier ſtiehlt niemand." Warum hat man die Hauptſtadt München nicht nach Planegg gebaut? Höflich und ehrlich — man glaubt in einer andern Welt zu ſein!

Um aber der Wiege des großen Karls näher zu kommen, müſſen wir im Würmthal eine Strecke aufwärts gehen. Eine Stunde oberhalb Planegg liegt Gauting, ebenfalls ein blühendes Oertlein und noch eine Viertelſtunde weiter oben, wo die beiderſeitigen Hügelreihen ſich nähern, um eine ſchattige Waldſchlucht zu bilden, durch die aber ſeltſamer Weiſe noch kein Pfad führt, dort liegt die Reismühle.

Die Reismühle! — nun iſt wieder tauſend gegen eins zu wetten, daß unter tauſend Leſern nicht einer iſt, der von dieſer Mühle gehört hat. Fragte ich doch geſtern erſt einen vortrefflichen Hiſtoriker, der ſich aber bloß mit wahren Geſchichten beſchäftigt, wie die Forſchungen über die Reismühle jetzo ſtünden, und erhielt als Antwort die ſonderbare Gegenfrage: „Reismühle? was iſt Reismühle? Nie davon gehört!" Napoleon I. dagegen ſoll als Nachfolger Karls des Großen von der Reismühle ganz gute Wiſſen-

ſchaft gehabt und ſich 1805, da er nach München kam, ſehr angelegentlich nach ihr erkundigt haben.

Die bayeriſche Sage von der Reismühle lautet aber ſo:

Der Frankenkönig Pipin hielt einſt zu Weihenſtephan bei Freiſing ſein fürſtliches Hoflager. Er hatte ſich die ſchöne Bertha, die Tochter des Königs von Karlingen, zur Gemahlin erkoren und gedachte, ſeine Braut dort zu erwarten. Der Hofmeiſter aber, den er ausgeſandt hatte, ſie nach Bayern zu geleiten, verſtieß ſie bei der Reismühle in den finſtern Wald und brachte ſein eigenes Töchterlein als des Königs Braut nach Weihenſtephan. Dort wurde auch die Vermählung gefeiert. Ueber Jahr und Tag darnach kam aber Pipin auf der Jagd ſelber in die Gegend an der Würm, verirrte ſich, fand Aufnahme in der Reismühle und entdeckte dort die wahre Bertha. Er erkannte ſie an dem Brautringe, den er ihr einſt geſendet hatte. Er verbrachte die Nacht unter dem gaſtlichen Dache, und bei dieſer Gelegenheit wurde die Königstochter von Karlingen die Mutter des großen Karls. Sie blieb aber noch in der Mühle, bis ſie des Knäbleins geneſen war. Mittlerweile hatte Pipin ſeine erſte Frau verſtoßen und führte die ſchöne Bertha als rechtmäßige Gemahlin mit Triumph an ſeinen Hof.

Dieſe Geſchichte wird freilich an verſchiedenen Orten vorgebracht, unter andern auch zu Karlſtadt am Main und zu Lüttich in Belgien, in deſſen Nähe ja das alte Heriſtall liegt. Nicht minder wußten die franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Fabuliſten im Mittelalter ſehr viel von der ſchönen Bertha zu erzählen, und wie ſie der Hofmeiſter in den Wald verſtoßen, allein ſie verlegen den

Schauplatz immer in romaniſche Lande. Außerdem wollen auch Ingelheim am Rhein, das alte Aachen, Paris und Chelles an der Oiſe für den Geburtsort des großen Kaiſers gehalten werden. Ueber dieſe Anſprüche iſt ſchon viel geſchrieben und geſtritten worden. Am wärmſten treten die Belgier für ihr Lüttich oder Heriſtall ein. Die Akademie zu Brüſſel ſtellte 1854 die Frage: ob Karl dort geboren ſei, als Preisaufgabe, erhielt aber keine genügende Antwort darauf. Die HH. Warnkönig und Gérard ſprachen ſich freilich in ihrer Histoire des Carolingiens mit ziemlicher Entſchiedenheit für Heriſtall aus. Dr. Heinrich Hahn behauptet dagegen in ſeinen Jahrbüchern des fränkiſchen Reichs: daß mit den bis jetzt vorhandenen Mitteln weder das Jahr noch der Ort der Geburt feſtgeſtellt werden könne. So bleibt es allerdings bei den ſeltſamen Worten, mit denen Eginhard, der Biograph und angebliche Schwiegerſohn des Kaiſers, jener Frage gedenkt. Er ſagt nämlich, da zu ſeiner Zeit niemand mehr am Leben ſei, der von beſagter Geburt oder Jugend irgend etwas wiſſe, ſo wäre es abgeſchmackt, darüber zu ſchreiben.[1]

Bekanntlich hat die deutſche Dichtkunſt unſerer Zeit dieſe Sage der Vorwelt nicht vergeſſen laſſen. Friedrich de la Motte Fouqué, O. F. Gruppe, Karl Simrock ſuchten die alte Mär auch unſern Tagen wieder näher zu bringen. Hr. Auguſt Schricker, jetzt Schriftführer der Univerſität zu Straßburg, hat daraus erſt jüngſt einen liederreichen Text für eine große romantiſche Oper in drei Acten ge-

1 Wer etwas mehr über dieſen Gegenſtand zu leſen wünſcht, könnte allenfalls auf meine „Wanderungen im bayeriſchen Gebirge," 2. Auflage S. 231 ff. verwieſen werden.

bildet, welchen wir hiemit unſern zahlreichen Tondichtern ergebenſt empfohlen haben wollen.

Beim Abendtrunk in Planegg warf ich nun ſchon einige Fragen aus, that als ob ich noch nie in der Reismühle geweſen, und erkundigte mich, ob dort gar nichts mehr zu ſehen ſei. O ja, hieß es, die Wiege wird noch gezeigt. Ei ſieh da, dachte ich mir, iſt das Schwindel, oder hat ein glücklicher Zufall doch noch ein werthes Andenken zu Tage gefördert? Vor fünfzehn Jahren, als ich zum erſtenmal zugeſprochen, war nicht das geringſte Ueberbleibſel aus den Tagen des großen Kaiſers mehr zu ſehen — und doch zeigt man jetzt wieder ſeine Wiege!

Die Mühle iſt ein reinliches, gut gehaltenes Gehöft. Auf der einen Seite, am Waſſer, ſtehen die weißen Wohn- und Mühlgebäude mit ihren grünen Fenſterläden und ein langer Stadel — auf der andern die Ställe und die Schupfen. Mitten durch geht eine breite Straße, in welcher damals eben eine zahlloſe Schafheerde hin und her wogte. Ihr Blöken erfüllte die abendlichen Lüfte und erinnerte mich an Theokrits Idyllen, die ich in meiner Jugend ſo gern geleſen.

„Was bedeuten denn die Schafe da?“ fragte ich den älteren Sohn, der jetzt, ſeit der Vater geſtorben, die Geſchäfte führt. Er ſtand eben müßig im Hofe und betrachtete ſich die blökende Heerde mit demſelben Wohlwollen, das auch ich ihr nicht verſagen konnte.

„Ja, die Schafe da!“ ſagte er, „die bedeuten ſchon was! Bei uns iſt jetzt die erſte Schafwaſch weit und breit; da werden alle Sommer fünfzehntauſend Stück gewaſchen; da kommen ſie bis vom Starnberger See herunter, ſieben, acht Stunden weit.“

„Ei, kann man ſie denn nicht im See oben waſchen; der wäre ja groß genug!“

„Das wäre 's wahre,“ ſagte der Müller mit gnädigem Lächeln über meine Naivetät. „Zu einer guten Schafwaſch gehören allerhand Stücke, und die findet man nur bei uns. Erſtens ein ordentlicher Bach, der einen ſtarken Wellenſchlag hat, wie dort unter der Mühle, damit das Waſſer beſſer einbeißt; dann muß ein Tümpel ſein, wo die Schafe ins Waſſer ſpringen, damit ſie ſich nicht wehe thun, grad wie bei uns. Dann darf der Bach nicht zu breit ſein, ſonſt kommen die kleinen nicht durch. Ferner braucht man einen großen Stall, wo ſie alle über Nacht bleiben können. In der Nacht weichen dann die harten Zotteln auf, und in der Frühe ſind ſie ſchon ganz mürb. Nun kommen die Wäſcher von Planegg und nehmen die Schafe her, Stück für Stück um einen Groſchen, und ſtellen ſie unter den Waſſerguß da vorne und kneten ſie, bis ſie ganz ſauber ſind, und dann treibt man ſie wieder heim. Jetzt werden ſie gerade eingeſprengt — kommen Sie nur!“

Wie mannichfaltig iſt doch dieſe Welt! Wie reich an Merkwürdigkeiten! Hab' ſchon ſo viel erlebt — das Künſtlerfeſt Anno Vierzig — die Pfaffenwirthſchaft unter dem ſeligen Herrn von Abel — die Tage Lola's und das Miniſterium der Morgenröthe — die Thronentſagung König Ludwigs I. — die Thronbeſteigung König Max II. und die Berufungen — das Vorparlament zu Frankfurt am Main — verſchiedene Hochzeiten, Entbindungen und Todesfälle — mehrere Feſteſſen, namentlich das der Hochſchule München 1872, aber nur jenes im Odeon, weil ich zum

Mahle im Rathhaus nicht geladen war — mehrere Frühlingsfeste der „Zwanglosen“ — auch die Schlachten von Wörth und Sedan, die Errichtung des deutschen Reichs und den kalten Mai 1874; bin überhaupt schon zu ziemlich alten Tagen gekommen und habe doch nie eine solche Scene gesehen! Und gerade heute! Ausgegangen, um die Wiege Karls des Großen zu suchen, stoß' ich hier auf diese unerwartete Schafwäsche, die eine so wesentliche Bereicherung meines Wissens bilden wird.

Die Zahl der Schafe hatte sich mittlerweile noch vermehrt und mochte an ein halbes Tausend gehen. Neben dem Mühlsturz war am Haus ein hölzerner Einfang angebracht, durch welchen sie, in größeren Haufen, getrieben wurden. Vorne, wo der einzige Ausgang über dem schäumenden Bache mündet, standen zwei Schäfer, der Mundart nach ganz deutliche Württemberger. Hinten drängte der Hund. Die Schafe trippelten, ohne Furcht und Tadel, dem Bach entgegen, die Schäfer gaben ihnen den letzten Druck — sie stürzten in den Tümpel, tauchten aber gleich wieder auf und schwammen ans jenseitige Ufer. Dort schüttelten sie etwas fröstelnd ihr dickes Vließ, thaten aber sonst als wenn gar nichts vorgefallen und schienen ganz guter Dinge. Das Blöken der Schafe, der Commandoruf der Schäfer, das Bellen des Hundes und das Freudengeschrei der Dorfjugend, die sich von Gauting hergezogen, verliehen dem Auftritt ein seltsames Leben. Eine Viertelstunde sah ich selbst mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Dabei regte sich meine Phantasie nicht unerheblich auf. Ich konnte den alten Kaiser nicht aus dem Sinne bringen; ich glaubte hoch ober dem Mühlsturz den großen Karl zu

erblicken, ſchwebend in einer lichten Wolke, wie St. Leonhard, St. Iſidor oder ein anderer Viehpatron, die Hände mild ausbreitend, um das ganze Deutſche Reich zu ſegnen und alle ſeine Schafe.

Nachdem ich dieſe neue Erſcheinung zur Genüge betrachtet, drängte ich mich mühſam durch die wogenden Heerden und gewann die große Stube in der Mühle. Sie ſieht noch aus wie vor fünfzehn Jahren — hell und reinlich, aber ſchmucklos. Nur einige Photographien des verſtorbenen Müllers, ſeines Bruders und etlicher Bekannten zieren jetzt die weiße Wand, ſowie ein Holzſchnitt aus der „Illuſtrirten Zeitung“ vom 18. Jänner 1868, der die Reismühle darſtellt und von erklärendem Texte begleitet iſt.

Die Müllerin erkannte mich nicht mehr, und ich machte ſie auch nicht aufmerkſam, daß ich ſchon einmal dageweſen. Sie iſt ſeitdem Wittwe und, ganz genau wie ich, um fünfzehn Jahre älter geworden, aber noch immer eine gutmüthige, heitere Matrone, die mit ihren fünf wohlgezogenen Kindern hier ihren einſamen Hof hält.

Um nicht mit der Thür ins Haus zu fallen, redete ich zuerſt nur ſo allgemein um die Sache herum. So fragte ich z. B., ob viele Fremde kämen. „O ja, genug!“ Ich meinte, ſie ſollte ein Fremdenbuch anlegen. Da würden ſich bald die größten Geſchichtsforſcher und die berühmteſten Dichter einſchreiben, auch gelehrte deutſche Frauen und namentlich Dichterinnen der edelſten Art. Die Müllerin, die auch Bier ſchenkt, ſchien aber zu dieſen unbekannten Menſchengattungen kein rechtes Vertrauen zu haben. Die trinken vielleicht alle nur Waſſer und bringen ihr Brod ſelber mit; da laſſen die württembergiſchen Schäfer ſchon

mehr aufgehen. Dann fragte ich, wie ſich unſere Bayerfürſten zu der Reismühle verhielten. König Ludwig I. habe öfter zugeſprochen, wenn er auf die Jagd gefahren. König Max II. ſei auch einmal dageweſen, habe ein Glas Milch getrunken und von ihrem Schwarzbrod gegeſſen; dieß habe ihm ſo gut gemundet, daß er bald darauf nach einem ganzen Laib geſandt und dieſen dann zu Berg bei der königlichen Tafel credenzt habe. Die Müllerin meint auch: er habe damals von einem Frescobild geſprochen, das er auf die vordere Wand der Mühle malen laſſen wollte, und das die ganze Geſchichte vom König Pipin und der ſchönen Bertha darſtellen ſollte — doch meint der ältere Sohn: es ſei eigentlich nur von einer Gedenktafel die Rede geweſen. König Ludwig II. ſei dagegen, obwohl ſehnlichſt erwartet, noch nie erſchienen. Die Müllerin gibt ſich der Hoffnung hin, der hochherzige Monarch werde dieſer bayeriſchen Sage bald dieſelbe Theilnahme zuwenden, wie bisher der keltiſchen von Triſtan und Iſolde. Wenn ſie von Richard Wagner in glückliche Worte, in himmliſche Töne gefaßt und dann in einem eigens erbauten Theater zu Gauting etliche Tage lang geſpielt würde, meint die Müllerin, wäre es nicht nur ein Glück für das ganze Würmthal, ſondern auch eine Ehre ohne gleichen für das geſammte bayeriſche Vaterland! Koſten dürfte es von ihr aus, was es wollte.

„Aber, Frau Müllerin," fragte ich endlich, „wie ſteht's denn jetzt mit dem Kaiſer Karl? iſt denn gar nichts mehr da von ſeiner Verlaſſenſchaft?"

„Ei, warum nicht gar!" ſagte ſie, „da findet man nichts — 's iſt ja ſchon mehr als tauſend Jahr."

„Aber die Wiege ſoll jetzt doch zu ſehen ſein?“

„Ach, die Wiege,“ ſagte ſie lachend, „die haben mir die Planegger aufgebracht. Eine alte Wiege ſteht wohl oben in der Rumpelkammer, aber darin ſind meine fünf Kinder gewiegt worden. Die können Sie ſchon anſchauen, aber da ſehen Sie nichts daran.“

Ich begnügte mich mit dieſer Verſicherung, nahm in einiger Enttäuſchung Abſchied und ging wieder nach Planegg zurück, um das Gehörte und Geſehene niederzuſchreiben. Ich theile dieſe Zeilen der Leſewelt anſpruchslos mit. Sie ſind die neueſten und zuverläſſigſten Nachrichten über die Wiege Kaiſer Karls des Großen.

XVI.

Die Wallfahrt zu Birkenſtein.

Im Sommer 1874.

Dieſes Oertchen liegt im Miesbacher Gericht, ganz nahe bei dem Dorfe Fiſchbachau, an den Füßen des almenreichen Breitenſteins, der ein Nachbar des gefeierten Wendelſteins iſt. Unten im Thale fließt die Leitzach, ein raſcher Bergbach, der von Bayriſch-Zell herausrinnt. Gegen Abend, über dem Romberg drüben, fluthet der rühmlichſt bekannte Schlierſee, an welchem Schliers, das alte Dorf, liegt. Wer eine gute Karte zur Hand hat, wird das betreffende Oertlein nach dieſen Angaben leicht zu finden wiſſen; wer nicht ſo wohl verſehen, der muß ſich mit dem Bewußtſein begnügen, daß er jetzt in die Gegend zwiſchen der Iſar und dem Inn geführt wird.

Dieſe Gegend iſt eigentlich das bayeriſche Arkadien. Land und Leute ſind hier noch eines alpenhaften Schlags. Erſteres, das Land nämlich, wird dieſes Gepräge wohl immer bewahren, obwohl die neuerſtehenden Villen, Fabriken und Hüttenwerke dem bäuerlichen Ausſehen der Landſchaft doch etwas Eintrag thun. Wie es nachgerade mit den Leuten gehen wird, iſt eine andere Frage, doch

muß man zugeſtehen, daß ſie trotz des Fremdentroſſes, der jeden Sommer durch ihre Thäler wimmelt, bisher noch immer nicht merklich aus der Art geſchlagen ſind. Hier iſt auch der Urſitz des Haberfeldtreibens, jenes bäueriſchen Vehmgerichts, das, einſt ſo geachtet und gefürchtet, erſt in den letzten Zeiten zu roher Ausgelaſſenheit herunterſank und vor wenigen Jahren mit ſanfter Gewalt unterdrückt wurde.

In den Urzeiten war dies Ländchen auch St. Benedikts Jüngern wohl empfohlen, ja von ihnen geht eigentlich das kärgliche Licht aus, welches die alte Geſchichte der Schlierſer-Gegend erhellt.

Am Schlierſee wurde ſchon zur Zeit der Agilolfinger, um 760, von fünf Edelherren eine Zelle mit Bethaus gegründet, welche aber ſpäter die Ungarn verbrannten. Im zwölften Jahrhundert entſtand da ein anderes Stift, dem Biſchof Otto von Freiſingen das Leben gab, allein auch dieſes ging wieder ein, da die Kloſterherren ſchon 1495 an die Frauenkirche zu München verlegt wurden.

Auch im grünen Winkel von Bayeriſch-Zell erhob ſich 1080 ein Klöſterlein, welches Frau Haziga, des Grafen von Kaſtel Gemahlin, reich begabte und mit Mönchen aus dem Kloſter Hirſchau im Schwarzwald beſetzte. Indeſſen war damals der Aufenthalt in der Zell ſelbſt den ſchwäbiſchen Weltüberwindern noch zu einſam, ſo daß ſie nach wenigen Jahren ſchon wieder aus der Langweile des Urwalds heraus nach menſchlichem Verkehr und einer luſtigern Gegend begehrten. So wurden ſie denn nach ihrem Wunſche ins freundliche Thal von Fiſchbachau verſetzt, wo ſie aber auch nicht länger blieben, als bis zum Jahre 1108, in welchem

ihnen die Grafen von Scheiern, die sich später von Wittelsbach benannten, jenes ihr Schloß an der Ilm übergaben und es in eine reiche Abtei umwandelten. Doch hielten die ehrwürdigen Väter zu Scheiern das Klösterlein zu Fischbachau stets in gutem Stande und benützten es, bis die Abtei selber aufgehoben wurde, gern als erquickende Sommerfrische.

Neben den geistlichen Herren aber thaten sich hier auch die weltlichen auf, namentlich die Grafen von Waldeck, welches jetzt als ein verfallenes Schloß, im schattigen Wald an der Ecke des Rombergs hängt. Diese wußten sich im fünfzehnten Jahrhundert von den bayerischen Herzogen unabhängig zu machen, wurden reichsunmittelbar und beherrschten Schliers, Miesbach und das Vorland bis gegen Maxelrain bei Aibling. Der Protestantismus, der sich im sechzehnten Jahrhundert durch ganz Altbayern sehr lebhaft rührte, aber von den Landesfürsten niedergehalten und ausgerottet wurde, an der Leitzach, am Schliersee, in Miesbach unter dem Scepter der Grafen von Waldeck schien er ein fröhliches Gedeihen erleben zu sollen. Wolf Dietrich von Waldeck und Maxelrain, der früher ein Domherr zu Salzburg gewesen, dann aber unter die Lutheraner gegangen war, führte die Reformation in dieses Arkadien ein. Sie hielt sich aber nicht länger als von 1550 bis 1580, denn ihre Widersacher, der Herzog von Bayern und der Bischof von Freising, waren den Waldeckern gegenüber zu mächtig. Der Bischof ließ den Kirchenbann ergehen, der Herzog sperrte das Ländchen dermaßen ab, daß nur noch jene, die dem alten Glauben treu geblieben, aus und eingehen durften.

Unter diesen Umständen wanderten viele Waldecker heimlich in die Fremde; die andern ließen sich bekehren. Wolf Dietrich schloß die müden Augen 1586, als der letzte Ketzer in seinem Reiche. Das Geschlecht der Waldecker starb übrigens 1734 aus, worauf die Grafschaft wieder ans Herzogthum Bayern fiel.

Seit etlichen Jahren geht eine Eisenbahn von München über Holzkirchen nach Miesbach und Schliers. Der bewegliche Münchener genießt jetzt das lang ersehnte Vergnügen, in drei kurzen Stunden mitten im bayerischen Hochlande zu sein. Doch sprechen wir zunächst von Miesbach, dem strebsamen Markte an der Schlierach.

Wer eine alte Ortschaft in junger Blüthe zu sehen wünscht, der muß eigentlich nach Miesbach gehen. Da ist in den letzten Jahren, seit nämlich die Eisenbahn an dem Markte vorüberzieht, ein schwer zu zählender Haufe neuer Häuser aus dem Boden gewachsen, fast alle im zierlichen Alpenstile, alle mit sanft gesenkten Dächern, mit grünen Altanen, mit grünen Fensterläden, alle so jugendlich, so heiter und lachend, daß man sie kichern zu hören glaubt. Wie sich von selbst versteht, haben sich auch die Gasthäuser und die Wohnungen für die Sommergäste in dieser Zeit entsprechend gemehrt und vergrößert. Jetzt herrschen da in den schönen Monaten noch die biedern Münchener, welche die Nähe, die Billigkeit des Ortes und die gute Luft anzieht, doch werden auch andere anständige Deutsche, ja sogar Engländer und Amerikaner zugelassen. Socialer Herd und Horst des aufstrebenden Fleckens ist aber der Frau Waitzinger ehrenwerther Gasthof, welcher an dem schönen Marktplatze steht. Frau Waitzinger theilt mit

ihrer berühmten Collegin, der Frau Ruch, genannt Tiefenbrunner, zu Kitzbichel, den guten Ruf, eine treffliche Wirthin zu ſein — mit dieſer theilt ſie aber auch einen leiſen Widerwillen gegen ihr eigenes, nämlich gegen das ſchöne Geſchlecht, wie es jetzt die Welt durchläuft, ein Gefühl, an das ich mich, wenn ich Wirthin wäre, vielleicht auch bald anſchließen würde. Wenn den Herren, heißt es, in der Frühe die Schuhe gewichst oder geſchmiert ſind, ſo hört man den ganzen Tag nichts mehr von ihnen, die Damen aber läuten alle fünf Minuten und ſind mit nichts zufrieden. Frau Ruch-Tiefenbrunner ſieht ihren Schweſtern aus Berlin, Hamburg oder Leipzig, wenn ſie im Reiſewagen daherrollen, von weitem ſchon an, ob ſie viel oder wenig Prätenſionen machen werden. Beſorgt ſie Erſteres, ſo ſpricht ſie einfach: kein Quartier! — und dreht ſich um, auch wenn das ganze Haus noch leer wäre.

Um aber wieder in unſer Miesbach zurückzukehren, ſo hat man in neuerer Zeit gefunden, daß daſelbſt eine vortreffliche Luft wehe; namentlich überarbeitete Geſchäftsleute und Staatsmänner, die an geſchwächten Nerven leiden, erhalten hier raſch wieder die alte Friſche. Mit Stolz erzählt man, daß ein berühmter Profeſſor der Würzburger Hochſchule, der einſt, an ſeinem Wiederaufkommen faſt verzweifelnd, ſo ſchwach bei Frau Waitzinger einkehrte, daß man ihn in ſeine Stube tragen mußte, dennoch drei Wochen ſpäter ſo rüſtig auf die rothe Wand, über ſechstauſend Fuß hoch, geſtiegen ſei, daß ſelbſt jüngere Leute kaum gleichen Schritt halten konnten. Hierher und nur hierher, meint man, ſollte unſer Bismarck kommen — nur hier würde er jene Kraft und Schlagfertigkeit wiederfinden,

an welcher dem ganzen deutſchen Reiche ſo viel gelegen iſt. Wenn man nur eine Zeitung wüßte, die ihn darauf aufmerkſam machen wollte! — Auch der ehrwürdige Klerus hieſiger Gegend würde auf ſeine Anweſenheit nicht ſtörend einwirken, da er Charaktergröße nicht nur an ſich ſelber, ſondern auch an anderen zu ehren weiß.

Von Miesbach fährt man in einer ſtarken Viertelſtunde nach Schliers am Schlierſee, der zweiten Hauptſtation, der wir einige Aufmerkſamkeit erweiſen müſſen.

Der Stamm, der dieſe idylliſche Gegend bewohnt, iſt ein Kernvolk; ſchlank und hochgewachſen, im Ganzen wohlgeſtaltet, hält der Schlierſer wie die Schlierſerin ſehr viel auf ein ſauberes Feiertagsgewand und weiß ſich überhaupt ſehr gut heraus zu ſtellen. Er iſt ehrlich und menſchenfreundlich, auch viel weniger roh als der Bauer im Flachlande. Er theilt zwar die choleriſche Natur der Bajuvaren überhaupt, allein er iſt auch verſöhnlich. Am Sonntagabend, wenn das Nationalgetränk zu wirken beginnt, kommt es freilich nicht ſelten zu heftigen Reden, welche leicht zu Thätlichkeiten führen; aber die handelnden Perſonen des Dramas ſtechen nicht mit dem Meſſer zu, wie anderswo, ſondern hauen ſich ein paar Püffe um die Ohren, ſetzen ſich dann wieder zuſammen und gehen ſchließlich in alter unerſchütterter Freundſchaft auseinander.

Die Untugenden, die man dieſem Völklein vorwerfen möchte, fallen nicht ſchwer ins Gewicht. So ſoll es z. B. etwas bequem ſein und die Ruhe der Arbeit merklich vorziehen, allein da Getreidebau nicht getrieben wird und die Viehzucht weniger anſtrengt, ſo darf ſich hier der Menſch auch nicht ſo plagen, wie im Unterland. Die viele Muße

erlaubt in der That ein behagliches Daſein und gewährt ſelbſt Raum für literariſche Beſchäftigung. Man wendet hier nämlich manche Stunde an die Zeitungen, und die Poſtexpedition zu Schliers gibt täglich über fünfzig Blätter aus. Selbſt die Gartenlaube iſt da nicht unbekannt. Manche bäuerliche Hofherren in dieſer Gegend kaufen ſich ſogar Bücher und leſen ſie — ein Brauch, der in der Stadt ſo ſelten vorkommt, daß er auf dem Lande um ſo mehr überraſcht.

Der verſtorbene Steffelbauer vom Hagenberg, zu ſeiner Zeit allerdings das größte Licht im Landgericht, hatte ſich Anno achtundvierzig ſogar die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments verſchrieben und wenn er ein Fremdwort nicht verſtand, ſo ſuchte er's in Pierers Univerſallexikon auf, welches er ſich zu dieſem Zwecke angeſchafft. Dabei trieb aber der Steffelbauer ſeine Studien in tiefer Verſchwiegenheit, ſo daß er ſeinen Bücherkaſten vor andern nur ſelten und nur vor den vertrauteſten Freunden öffnete, ſtets beſorgt, der Landrichter möchte ihn einmal wegen ſeiner Wißbegierde auf die Finger klopfen oder wenigſtens die gefährlichſten Schriften confiſciren. In ſolchen Geruch hatte Ludwig I., der immer für die „teutſche" Freiheit ſchwärmte, ſeine Polizei zu bringen gewußt.

Für eine andere Untugend möchte man die etwas ſtark vortretende Lebensluſt anſehen. Doch führt der Bauer annoch einen ſehr einfachen Tiſch, begnügt ſich die ganze Woche, wie ſein Hausgeſinde, mit Milch- und Mehlſpeiſen, Butter, Schmalz und Brod, nimmt an Sonntagen im Wirthshauſe zwar gern ein Würſtchen zu ſich, weil dies die Sitte mild beurtheilt, hält ſich aber von theuren

Speiſen, als z. B. von Kalbs- und Schweinebraten fern, weil ihr Genuß als eine Verſchwendung gilt, die dem Landmanne nicht wohl anſtehe. Das edle Trinkvergnügen wird dagegen an Sonn- und Feiertagen mit großer Befliſſenheit, ſowie ohne beſtimmtes Maß betrieben, und nimmt daran auch der Minderbemittelte redlich Theil, was ihm um ſo eher erſchwinglich, als ſelbſt der Taglöhner ſich jetzt täglich faſt auf drei Gulden hinaufarbeiten kann.

Ferner könnte man anmerken, daß die Leichtigkeit, mit der nach der neueren Geſetzgebung eine Ehe geſchloſſen werden kann, die Sitten in einem bekannten Stücke noch nicht auffallend gebeſſert hat, während im Unterlande allerdings ſchon eine kleine Minderung der unehelichen Geburten wahrgenommen werden will.

Die Menſchenfreundlichkeit, welche wir oben als eine gute Eigenſchaft dieſer Aelpler erwähnten, hat ſich in jüngſter Zeit namentlich durch die opferluſtige Liebe erwieſen, mit welcher ſie während des Krieges die leidenden Helden behandelten. Eines Tages kamen da gegen dreißig ſchwer Verwundete auf der Eiſenbahn geraden Wegs von Metz daher und waren die meiſten in der traurigſten Verfaſſung. Der Arzt und Chirurg des Dorfes, Dr. Hummel, hatte erſt mühſelig zu arbeiten, bis die Verbände richtig angelegt und die nothwendigen Operationen vollzogen waren; aber als dies geſchehen, rißen ſich ſofort die Bauern um die armen Dulder, führten ſie wie die Lieblinge ihres Herzens auf ihre ſchönen Höfe und pflegten ſie nach beſtem Vermögen. Als dann die Tapfern wieder zu Kräften gekommen, gingen ihre Pfleger und Pflegerinnen alle Tage mit ihnen ins Wirthshaus, ſtellten ſie den Nachbarn vor

die ſie auch wieder zu Butterbrod und Kirſchengeiſt einluden, und ließen ihnen auftiſchen, was die Wirthin nur immer bieten konnte. Die Schlierſer mit ihren nächſten Nachbarn hatten damals dreizehnhundert Verpflegungstage zu beſtreiten und haben ſie gerne beſtritten. Die Verwundeten waren meiſt in preußiſchen und ſächſiſchen Landen zu Hauſe und lauter wohlgezogene junge Männer, die ſich ſehr anſtändig zu benehmen und die allgemeine Achtung zu erwerben wußten. Nur einer war darunter, der ſich Ungebührlichkeiten erlaubte und deßhalb auch einen üblen Nachruhm zurückließ. Die andern Gäſte gingen alle mit herzlichem Danke von hinnen; denn das ſchöne Bergland und die wackern Leute hatten ihnen ungemein gut gefallen.

Einmal kam es vor, daß ein reicher Bauer, der bis dahin nur Geldſpenden dargebracht, auch einen Krieger im Hauſe haben wollte und ſich einen ſolchen zu beſtellen ging. Seiner Ehefrau aber hatte er das Vorhaben nicht mitgetheilt, weil ſie, obwohl ſonſt ein ehrenwerthes Weib, doch die üble Gewohnheit hatte, ihrem Gatten in allen ſeinen Wünſchen entgegen zu treten, wie es vielleicht auch anderswo vorkommt. Der Bauer rechnete indeſſen darauf, daß ſie die vollzogene Thatſache anerkennen würde und ſchickte dem jungen Sachſen, der ihm beſchieden war, heimlich ſein Wägelchen entgegen. Der leidende Held wurde vorgefahren und vor der Thüre abgeladen. Die Bäuerin kam aber gleich herzu und begann, da der Bauer ſich entfernt hatte, ein hölliſches Spektakel aufzuführen. Der Sachſe ſuchte ſich nach beſten Kräften zu entſchuldigen und ſie umzuſtimmen, aber als ſich ſeine Verſuche vergeblich

erwieſen, hörte er ihr voll Faſſung zu und blieb um ſo ruhiger auf der Sommerbank liegen, als er wegen des Schuſſes, der ihm vor Metz durchs Bein gegangen war, überhaupt nicht mehr weiter konnte. Nach einiger Zeit kam der Bauer gleichwohl auch zur Stelle, ermahnte ſeine Hausfrau, ſie ſolle ſich vor den Nachbarn ſchämen, die doch alle für die armen Verwundeten eingetreten, und gab ihr zu bedenken, daß man es nur dieſen zu danken habe, wenn der Franzos nicht wieder ins Land gekommen ſei und alles niedergebrannt habe. Die Bäuerin ging allmählich in ſich, hörte auf zu ſchelten und gab dem Gaſte ein gutes Bett. Kaum war aber dem jungen Sachſen einige Gelegenheit geworden, ſein artiges Weſen und ſeine dankbare Genügſamkeit an den Tag zu legen, als ſich auch der erſtliche Widerwille der Hausfrau in eine warme Freundſchaft umſetzte, ſo daß ſie oft ſtundenlang an ſeinem Lager ſaß und ihm durch heitere Geſpräche die Zeit zu verkürzen, auch ſonſt mit Speiſe und Trank ihn möglichſt zu ergötzen ſuchte. Und als er nach etlichen Wochen wieder heimwärts zog, nahm ſie mit heißen Thränen Abſchied von ihm, den ſie ſo unwirſch empfangen hatte, und der ihr doch ſo lieb geworden. Er aber entſandte bald darnach einen Dankbrief an den Bauern und an ſeine Pflegerin, ſo gut ſtyliſirt und ſo kalligraphiſch geſchrieben, daß er jetzt „in der ſchönen Stube“ als ein theures Kleinod unter Glas und Rahmen aufbewahrt wird.

Es iſt in den jüngſten Zeiten aufgefallen, daß unſere Hochländer, die doch ſo friſch und aufgeweckt ſind und gern liberale Zeitungen leſen, beim letzten Wahlkampf fürs deutſche Reich ſich auf die Schattenſeite geſtellt haben. In

der Nähe betrachtet, ſieht aber die Sache nicht ſo ſeltſam aus. Kaiſer und Reich und die Hauptſtadt Berlin, ſie liegen dem Bauern noch ziemlich fern. Die letzten drei Jahre haben noch nicht viel vermocht gegen die Traditionen eines faſt tauſendjährigen Particularismus. Die Dinge, die ſich im entlegenen Norden abſpielen, ſie erregen den Landmann nicht dergeſtalt, daß er ſich bewogen fühlte, eine beſtimmte Stellung zu ihnen einzunehmen. Er hätte am Ende auch liberal gewählt, wenn man zur rechten Zeit dazu gethan hätte. So kam aber der Clerus den Liberalen zuvor, ſchlug mit Meiſterſchaft die große Trommel und rief: Nicht lutheriſch werden! Dieſes Mal haben es übrigens die Frauen durchgeſetzt. Auf der Kanzel und im Beichtſtuhl wurden die weiblichen Herzen durch den bevorſtehenden Einſturz der katholiſchen Religion beängſtigt, welcher nur beſchworen werden könne, wenn die gläubigen Lande ihre gläubigſten Vertreter nach Berlin entſenden würden.

Vor dem Tage der Wahl gingen die geiſtlichen Herren noch von einem Hauſe zum andern, ſpielten die letzten Schreckniſſe aus und ließen in den Händen der Hausfrau den rettenden Wahlzettel zurück. Die Frauen lagen dann den Männern an, ſetzten ihnen die politiſch-religiöſe Lage nach jenen Offenbarungen auseinander und baten ſie ſchluchzend und weinend, nicht mit den Ketzern zu gehen, ſondern zum Herrn Pfarrer zu halten, von dem der Wetterſegen, Kindstaufe, Hochzeit und letzte Oelung abhänge. So gaben denn die meiſten Männer nach und erklärten öffentlich, das heißt im Wirthshauſe, am Hausfrieden ſei ihnen mehr gelegen, als an der Reichstagswahl. Auch

den Wirthen wurde erheblich zugesetzt. Sie sind ohnedem schon lange das Augenmerk der ultramontanen Agitation. „Wenn Ihr diese und jene Zeitung nicht abschafft," heißt es, „so werden wir Euer Herrenstübel nicht mehr mit unserm Besuche beehren, und wenn Ihr öffentlich zu den Liberalen haltet, so werden wir Euch heimlich in unaufsichtlichen Bann thun." Der Wirth hält auf sein Herrenstübel und auf sein Gewerbe natürlich auch viel mehr, als auf die Reichstagswahl, und so schließt er sich, obwohl widerwillig, dem großen Haufen an. „Als Staatsbürger," sagt er dann unter vier Augen, „bin ich liberal, aber als Geschäftsmann darf ich's mit dem Pfarrer nicht verderben." Manchmal kam es auch schon vor, daß der Beichtiger die Abschaffung unangenehmer Zeitungen durch Verweigerung der Absolution zu erzwingen suchte, oder daß der Pfarrer Kirchencapitalien kündigte, um die Schuldner zur kirchlichen Fahne zurückzuführen.

Am kürzesten hat sich neulich ein Landmann folgendermaßen ausgedrückt: „Liberal sind wir wohl Alle, aber wählen thun wir schwarz." In den kleineren Städten und Märkten wird ohnedem jeder Gewerbsmann und jeder Händler bald den geistlichen Herren in die Hände gefallen sein, da die katholischen Casino's, die man überall gegründet hat oder zu gründen sucht, immer auch Handel und Wandel katholisiren und die Hartnäckigen, die nicht beigehen wollen, auch vom commerciellen Verkehre ausschließen.

Ein angenehmer Gegensatz zu jenen Casino's sind die Veteranenvereine, die jetzt allenthalben entstehen. Gewöhnlich vereinigen sich zwei oder drei Dörfer, um den

Brüdern, die im letzten Kriege gefallen, im Friedhofe oder auch im grünen Walde ein Denkmal zu errichten. Sie ziehen dann an festlichem Tage zu dessen Enthüllung mit Musik und Fahnen hinaus, stellen sich in Parade auf, halten ihre Reden, setzen sich hierauf zusammen, toastiren auf Kaiser und Reich, König und Vaterland und schließen die Feier mit Gesang und Tanz, um sie nächstes Jahr in ähnlicher Weise zu wiederholen. Diese Vereine wären ein Band, das die reichsfreundlichen Kräfte im Lande trefflich zusammenhalten könnte, allein es ist nicht zu bemerken, daß ihnen die gebildeten Liberalen oder die Behörden irgend eine Ehre oder Aufmerksamkeit erweisen. Niemand scheint zu ahnen, welche Bedeutung ihnen mit geringer Mühe zu verleihen wäre.

„Nur nicht lutherisch werden!" hallt es jetzt aus allen Winkeln der Kirche. Nur schade, daß wir's schon sind oder wenigstens schon in einer ganz protestantischen Atmosphäre leben! Wir erinnern nicht an die mächtigen Ketzerschaaren in unserer Hauptstadt, aber auf dem Lande, auch in Miesbach, um den Schliersee, wo immer eine Fabrik, ein Hüttenwerk, eine kleinere oder größere Unternehmung ersteht, sind die Vorstände, die Verwalter, die Leiter, alle die, die gute einträgliche Stellen einnehmen, entweder aus dem protestantischen Franken, aus Württemberg oder aus Norddeutschland. Die katholische Erziehung in Altbayern liefert diese Gattung nicht. In der dreihundertjährigen geistigen Erstarrung, welche die Jesuiten bekanntlich über das ganze Land verbreitet haben, ist das Nationalgenie in der That etwas eingeschlummert. Bis zum Anbruche der Reformation ging Altbayern auf den

Wegen der deutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft freudig mit, ſeine Bewohner wurden von den andern Deutſchen als gleichbegabt und gleichgeſtellt betrachtet; ſeitdem die Väter Jeſu ins Land gekommen, iſt es in allen Fächern zurückgeblieben, vom Auslande abhängig und über die Achſel angeſehen worden. König Max der Erſte hat die Dickhaut nur etwas aufgeſchürft; Ludwig des Erſten Romantik und Max des Zweiten Milde ließ ſie gemüthlich wieder zuheilen. Altbayern führt wohl ſein Nationalgetränk ins Ausland, aber geiſtige Erübrigungen hat es nie verſandt. Es mußte vielmehr ſeine Blößen immer mit Berufungen decken. Unter den Kurfürſten führte man die Gelehrten und die Künſtler aus Frankreich und Italien ein; unter den Königen fing man an, ſie aus dem proteſtantiſchen Deutſchland zu verſchreiben. Letzteres war den römiſch-katholiſchen Patrioten immer ein Dorn im Auge; aber das ſichere Mittel dagegen iſt doch noch unheimlicher, als das Uebel. Man müßte dem Volke nämlich die Augen öffnen, es etwas denken lehren, es innerlich und äußerlich erziehen, es an Kunſt und Wiſſenſchaft gewöhnen (denn der „ordentliche“ Altbayer weiß zur Zeit mit Liebig ſo wenig anzufangen, wie mit Kaulbach), kurz, man müßte es geiſtig heben und eine andere geiſtige Luft ſchaffen, als es jetzt athmen muß. Dann würde es vielleicht ſelbſtſtändig werden und keine Fremden mehr brauchen, vielmehr ſogar eigene Celebritäten exportiren können. Aber wo käme nach einer ſolchen Hebung die jetzige Kirche mit allen ihren Mißbräuchen hin, wo die Infallibilität, die unbefleckte Empfängniß, die Mirakelgeſchichten und die genußreichen Wallfahrten nach Birkenſtein, nach Altenötting oder gar zum

Judenmord in Deggendorf? Auch dürfte wohl manches Kirchenlicht erwägen, daß jetzt noch die Flagge die Waare deckt, während die kritiſchen Augen einer ſpäteren Zeit in ſeinem Weſen leicht Mängel entdecken möchten, die zum Beſten der Kirche beſſer verhüllt bleiben. Darum laſſen wir's lieber beim Alten.

Unter ſolchen Betrachtungen ſind wir nach Birkenſtein gekommen. Dort ſteht alſo unter alten und jungen Birken eine Wallfahrtskirche, welche nach dem Muſter des Heiligthums zu Loreto gebaut ſein ſoll. Das heilige Haus zu Loreto iſt aber daſſelbe, in welchem Maria zu Nazareth wohnte, daſſelbe, welches von den Engeln bekanntlich einmal aus Galiläa nach Dalmatien und von da nach Italien getragen wurde, an die Stelle, wo es jetzt die Pilger zur Andacht ladet. Ihren Urſprung verdankt die Kirche zu Birkenſtein einem Traumgeſichte, welches 1663 drei Männer zu Fiſchbachau, der Pfarrer, der Wirth und ein Bauer, zu gleicher Zeit erlebten. Es erſchien ihnen nämlich in derſelben Nacht die allerſeligſte Jungfrau und theilte ihnen mit, daß ſie auf dem Birkenſtein verehrt ſein wolle. Dem frommen Wirthe mag wohl die heilige Mahnung am tiefſten zu Herzen gegangen ſein, denn ein guter Wirth gedeiht nirgends beſſer, als bei einer guten Wallfahrt. Und ſo kam nach manchen Hinderniſſen die Stiftung zu Stande.

Vor uns ſteht nunmehr die Capelle mit ihrem Thürmchen und dem hölzernen Umgang, der ihr angebaut iſt. Vom Thurme weht eine Flagge in den bayeriſchen Farben; die Vorderſeite des Kirchleins und die Tragbalken des Umgangs ſind mit Blumengewinden verziert. Es ſcheint

ein großes Feſt, ein Frauentag, eine Kirchweih, ein Jubiläum gefeiert zu werden.

Vielleicht gibt es Leute, welche es für überflüſſig halten, ſich eigens aufzumachen und nach Birkenſtein zu gehen, denn wenn Gott überall allmächtig und allgegenwärtig iſt, warum ſoll er in Birkenſtein noch mächtiger und noch näher ſein, als anderswo? Allein ſo iſt die Sache nicht aufzufaſſen, ſondern vielmehr ganz anders. Der liebe Gott iſt nämlich dem katholiſchen Landvolke ein unbekanntes, tief im dunklen Hintergrunde ſchwebendes Weſen, mit dem es perſönlich keinen Verkehr unterhält. Es wendet ſich nur an ſeinen Hofſtaat, an die allerſeligſte Jungfrau, gleichſam die Königin-Mutter, und an die lieben Heiligen. Daß dieſe nicht allmächtig ſind, iſt ſo ziemlich gewiß; ob ſie allgegenwärtig, iſt auch ſehr zweifelhaft. Man bietet ihnen daher auf dieſer Erde gewiſſe Heiligthümer an, die ſie gleichſam als ihre Wohnung beziehen und wo ſie immer ſicher zu ſprechen ſind. Dort trägt man ihnen dann vor, was man auf dem Herzen hat, und bittet ſie um ihre Verwendung bei dem unbekannten Gott.

Uebrigens beruht die Blüthe der Wallfahrten auch auf der germaniſchen Wanderluſt. Nicht alle können nach Maria-Einſiedeln oder gar nach Loreto pilgern; aber ein Ausflug, der nur einen oder zwei Tage beanſprucht, iſt für Männlein und Weiblein leicht erſchwinglich. Kommt alſo die ſchöne Sommerszeit, ſo erwacht die Sehnſucht nach der blauen Ferne, und der Bauer, die Bäuerin, die Söhne und die Töchter freuen ſich auf eine Wallfahrt nach Birkenſtein ebenſo herzlich, wie ſich ein gebildeter Berliner, Hamburger oder Leipziger auf den Rigi oder auf den Comerſee freut.

Dieſe Wanderluſt können wir auch aus den weiblichen Trachten, die wir hier vor uns ſehen, mit ziemlicher Sicherheit herausleſen. Die ländlichen Schönen mit dem kegelförmigen Hütchen, welches eine Goldſchnur umfaßt, ſind freilich nicht weit her, da dieß die jetzige Mode der Miesbacher Gegend iſt; aber die Geſtalt, die gerade unter dem Prediger ſteht, mit dem niedrigen Hute, von dem zwei breite Bänder herabwallen, ſie mag ſchon eine halbe Tagereiſe weit gegangen ſein, denn dieſer Hut deutet auf die Gegend von Audorf oder Brannenburg im Innthal. Den Weitpreis unter den Anweſenden erhält aber jedenfalls die breitſchulterige Perſon, die vorn im Graſe ſitzt. Die Grenadiermütze, die ſie ſchmückt, iſt nämlich eine ſogenannte Schwazerhaube, ein uraltes tiroliſches Wahrzeichen, das ſchon die Heldinnen von Anno Neun geführt. Leicht möglich, daß dieſe Dame in dieſer Verſammlung auch die Ehre der Alterspräſidentin anſprechen dürfte, denn die Schwazerhauben ſind in Nordtirol jetzt faſt verſchwunden und werden als Andenken an die gute alte Zeit nur noch von hochbetagten Mütterchen getragen.

Auf der Laube ſteht ein Capuziner und predigt. Was mag er vortragen? Wir hören nur wenige verhallende Worte und können daher nur Vermuthungen wagen. Als Auguſt von Platen vor bald ſechzig Jahren eines Sonntags nach Birkenſtein gekommen war, wurde da auch gepredigt, und zwar von den Wunderkräften des heiligen Scapuliers und von den gräßlichen Qualen des Fegefeuers, aus welchen die heilige Jungfrau alle Samſtage eine Anzahl Seelen zu erlöſen pflege. Das Scapulier, die lodene Schulterdecke, die in ihren Ausläufern vorn bis

auf die Füße heruntergeht, ist ein wichtiges Kleidungsstück in der Geschichte des Carmeliterordens. Ein Prior desselben soll nämlich zur Zeit der Hohenstaufen ein besonderes Exemplar aus den eigenen Händen der heiligen Jungfrau Maria und damit die Versicherung empfangen haben, daß, wer darin sterbe, der ewigen Strafe enthoben sei. Kein Wunder, daß sich viele Kaiser, Könige und andere Fürsten mit großen Kosten dieses Scapulier verschrieben, um darin den letzten Seufzer auszuhauchen.

In der katholischen Kirche, also auch in der Wallfahrt zu Birkenstein, ändert sich sehr wenig. Es ist daher wohl möglich, daß der Capuziner auf der Laube auch diesmal wieder über das heilige Scapulier gepredigt hat. Vielleicht hat er auch den berüchtigten Bismarck in seinen Vortrag verwoben, den Sohn des Teufels, oder den Strohsack des heiligen Vaters und seine Wassersuppen, die nur durch den Peterspfennig etwas geschmalzen werden können; vielleicht auch die Freimaurer, welche die Aufhebung der Lotterie verschuldet, oder die Macht der Priester, gegen welche sogar der liebe Gott den Kürzeren ziehe, da er sich selbst nicht mehr erschaffen, wogegen der Geistliche am Altar diesen Zeugungsakt mit Leichtigkeit vollziehen könne; vielleicht sprach er auch von dem unheiligen Krieg gegen unsere katholischen Brüder in Frankreich, die uns doch viel näher stehen, als die Lutheraner in Preußen. Solche Gegenstände sind auch die passendsten, denn sie geben kein Aergerniß. Spricht der Prediger dagegen über Sittlichkeit, Anstand, Mäßigkeit, Ehrlichkeit, christliche Liebe und Verträglichkeit, Aufklärung und Bildung, so findet man darin nur zu gerne boshafte Anspielungen. Der Bürgermeister, der Wirth, der Jagdgehülfe,

der Krämer und andere Honoratioren mit ihren Gattinnen oder Liebchen, am Ende auch die Herren Bauern in eigener Person, sie fühlen sich leicht getroffen und ziehen zuletzt gar noch Vergleiche zwischen den Worten und den Thaten des Predigers selbst. Also keine Moral! Nach der „Donauzeitung" ist das altbayerische Volk ohnedem das beste und edelste in der Welt, und es hieße also Eulen nach Athen tragen, wenn man von der Kanzel herunter Tugenden predigen wollte, die es theils nicht braucht und theils schon hat.

Unter dem Bogen des Umgangs sieht der aufmerksame Beschauer auch zwei tragbare Beichtstühle, die an solchen Tagen, um in der Kirche Raum zu schaffen, ins Freie gestellt werden, so daß sich die Gläubigen ihrer Sünden in der kühlen Morgenluft, im Angesicht der hohen Alpen poetisch entleeren können. Die Ohrenbeichte soll übrigens für ältere Leute ganz unschädlich und nur ein harmloser Zeitvertreib sein, denn was ficht ein altes Mütterchen einen alten Capuziner an! Unter den jungen Leuten ist's aber nicht immer geheuer. Man sagt manchen jugendlichen Caplänen nach, daß sie den blühenden Mädchen aus ihren reichen Erfahrungen manche anziehende, wenn auch nicht nothwendige Eröffnung mittheilen, so daß die katholischen Mütter sich öfter verabreden, ihre Töchter nicht eher in den Beichtstuhl zu lassen, als bis sie verheirathet sind.

Rechts im Hintergrunde erscheint ein entweichendes Paar, das erste, das Reißaus nimmt. Es wird ein Bauer und seine Bäuerin sein, welche, im Beichtstuhle eben entsündigt, nun auch einer leiblichen Erfrischung nachgehen. Sie werden nicht weit zu wandern haben, denn das Wirthshaus liegt in erfreulicher Nähe. Es ist ein altes

Sprüchwort: „Wo der liebe Gott eine Kirche baut, da ſetzt der Teufel ein Wirthshaus daneben," allein dieſer Spruch iſt allzu peſſimiſtiſch und ſtimmt nicht zu den thatſächlichen Verhältniſſen. Eher ließe ſich ſagen:

„Kirche und Wirthshaus ſind innig verwandt;
Es knüpfet ſie beide ein himmliſches Band."

Hätten nämlich die Wallfahrer nicht auch die Erquickung, die ihnen nach der Andacht das Wirthshaus bietet, im Auge, ſo kämen ſie nicht ſo zahlreich zur Kirche, und kämen ſie nicht ſo zahlreich zur Kirche, ſo fielen ſie auch nicht ſo zahlreich ins Wirthshaus ein. Dort aber gehen ihnen nach dem morgendlichen Gottesdienſte die ſchönſten Stunden auf. Alle miteinander, die Väter, die Mütter, die Söhne, die Töchter, ſie ſitzen — ein erfreulicher Anblick — in ſchönſtem Feiertagsgewande und in roſigſter Laune beim Humpen und ſprechen mit alpenhaftem Appetite den Würſteln und andern längſt erſehnten Biſſen zu, die die gute Wirthin für dieſen Tag ſo reichlich vorbereitet hat. Dabei geht ein heiteres Geplauder durch die Halle, und ſpäter kommt es wohl auch zu Geſang und Tanz. Da die Mehrzahl der Wallfahrer in der Nähe zu Hauſe iſt, ſo zerſtreut ſich die Menge erſt gegen Abend und wallt in munterem Zuge der Heimath zu, wo ſie ſich ſittſam ſchlafen legt, während an den großen Wunderſtätten, wie zu Altenötting oder Deggendorf, wo die Wallfahrer und Wallfahrerinnen aus größeren Fernen kommen und daher über Nacht zu bleiben pflegen, die geſammte Gendarmerie all ihren Witz aufbieten muß, daß der chriſtliche Gnadenort am ſpäten Abende nicht zu einem heidniſchen Paphos oder anderem cypriſchen Heiligthume werde.

XVII.

Ueber die Sprache der Etrusker.

Von

W. Corssen.

Erster Band. Mit Holzschnitten und fünfundzwanzig lithographischen Tafeln. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1874.

Im Januar 1875.

Ein Buch, das ich schon öfter bei des Zauberers Hirngebein herbeibeschworen habe, so heftig war die Sehnsucht, die ich nach ihm trug. Da ist es nun endlich, so gewaltig in der Wissenschaft, aber noch viel gewaltiger im Umfang als ich erwartete. Es zählt nämlich 1016 große Octavseiten und ist wahrscheinlich das beleibteste Verlagswerk, das dieses Menschenalter erscheinen sah. Da ein zweiter Band, der in Aussicht steht, hinter diesem ersten schwerlich zurückbleiben wird, so öffnet sich dem Publikum, das die alten Etrusker noch immer nicht vergessen kann, gleichsam eine herrlich besetzte Tafel, an der es wochenlang sitzen und sprachliche Genüsse aller Art einnehmen mag. Das treffliche Werk ist übrigens sehr schön ausgestattet und enthält fünfundzwanzig lithographische Tafeln, sowie auch vierunddreißig Holzschnitte im Texte. So darf sich denn niemand wundern, wenn es in seinem ersten Band hier unter dreißig Mark nicht zu erstehen ist — immerhin ein Zeichen, daß Verfasser und Verleger sich einem namhaften

Häuflein wohlhabender und opferluſtiger Etruscomanen gegenüber denken. Wir hoffen zu Gott, daß ſie ſich in dieſem Gedanken nicht täuſchen werden.

In uralten Tagen, ehe die Römer zu einiger Macht gelangten, ging der Etrusker Herrſchaft durch viele Lande. Ihre letzten Thürme ſtanden gegen Mittag unterhalb Capua in Campanien, gegen Abend am Meere bei Nizza, gegen Norden bei Tölz und Schliers [1] in den rhätiſchen Voralpen. Ihr wichtigſtes Weſen hatten ſie aber in dem gebirgigen Lande, das zwiſchen dem Arnus und dem Tiber liegt. Dort ragten auf ſonnigen Felſen, von cyklopiſchen Mauern umgürtet, ihre ſtolzen Metropolen, welche lange ſchon Krieg und Handel trieben, ehe von Rom am Tiberſtrand die erſte Rede ging. Sie lebten von den älteſten Zeiten her in Bündniſſen, zu denen ſich je zwölf ihrer Städte zuſammengethan, und unter Stadtkönigen, welche ſie Lucumonen nannten; aber da ſich ihr Bundestag am Tempel der Voltumna eben ſo ſchwach und hinfällig erwies wie weiland der unſrige in der Eſchenheimer Gaſſe, und da ſich kein etruskiſcher Bismarck fand, der eine mächtige Hauptgewalt gegründet hätte, ſo wurden die tuskiſchen Könige mit Kron' und Scepter, l'un après l'autre, der reiche Adel und die mächtige Prieſterſchaft, langſam, aber

[1] Tölz, nach ſeiner urkundlichen Form Tolinze, iſt nämlich einer der zahlreichen rhätiſchen Ortsnamen auf insa, jetzt —enz oder —ens, und ſein Doppelgänger findet ſich als Talenz bei Sargans; Schliers dagegen vergleicht ſich mit tiroliſch Tiers, Viers, Flierſch, vorarlbergiſch Bürs und bündneriſch Schiers. Auch Schwyz, zuletzt von Gatſchett unpaſſend aus sylvates gedeutet, iſt ein rhätiſcher Name ſo gut wie Schwaz am Inn und entſpricht dem etruskiſchen Sveitusa. Vgl. Corſſen, S. 107.

ſicher, von den Römern eingethan. Etrurien ging unter — manche ſeiner glänzendſten Städte ſind ganz vom Erdboden weggefegt, andere erinnern noch in ihren großartigen Trümmern an die alte Heidenwelt, deren Macht und Reichthum die ärmliche Gegenwart nicht mehr begreifen kann. Im Bau der Tempel und Paläſte, in der kunſtreichen Ausſtattung der Wohnungen, in Erzguß, Bildhauerei, Töpferkunſt und Malerei, ſowie in der Pracht der Gewänder und im Prunk des Lebens ſind die Etrusker allen andern italiſchen Völkern vorangegangen. In ihrer eigenen Sprache nannten ſie ſich übrigens Raſena, nach einem alten Heerführer, der dieſen Namen einſt getragen haben ſoll.

Dieſe Etrusker waren zu allen ſinnlichen Dingen trefflich ausgerüſtet und hielten große Stücke darauf. Sie waren nicht ſo shabby-genteel wie die jetzigen Italiener, die ſich die ganze Woche von Heuſchrecken und Honigwaben nähren, um des Sonntags Corſo fahren zu können, ſondern glichen eher den Süddeutſchen oder beſſer noch den Norddeutſchen, indem ſie — bei Flötenſpiel und Tanz — ſehr viel zu eſſen und noch mehr zu trinken liebten. Mancher alte und vornehme Zecher ließ ſich mit dem Becher in der Hand ſelbſt auf ſein Grabmal meißeln, entweder um für ſpäte Enkel noch ein ermunterndes Beiſpiel aufzuſtellen oder um ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, daß ihn die Götter mitten unter den Tafelfreuden ins beſſere Jenſeits gerufen. Auch die etruskiſche Küche war berühmt, da die beſtändigen Opferſchmäuſe ihren Studien ungemein förderlich waren, wie man denn auch im alten Griechenland an den beſuchteſten Wallfahrtsorten die feinſten

Tabled'hôten fand, während jetzt der Pilger auf dem heiligen Berg Andechs oder zu Tuntenhauſen froh ſein darf, wenn er ſeine Andacht durch ein erträgliches Tellerfleiſch oder ein genießbares Würſtchen unterbrechen kann.

Was die Religion der Etruſker betrifft, ſo verehrten ſie ungefähr dieſelben Götter, wie die Heiden in Rom und Griechenland, doch gaben ſie ihnen mehrentheils eigene Namen. So ward Jupiter bei den Tuskern Tins genannt, Vulcan hieß Sethlans, Bacchus Fufluns. Letzterem waren ſie, wie ſchon bemerkt, mit beſonderer Liebe zugethan. Wie ihre ehernen Spiegel und ihre Vaſen, die ſie gern mit mythologiſchen Figuren zierten, heute noch darthun, war ihnen aber ſelbſt die ganze helleniſche Fabelwelt geläufig und die trojaniſche Sage vielleicht genauer bekannt als unſern Gebildeten das Nibelungenlied.

Auch Andacht und Gottesdienſt zeigen ſich bei den Tuskern höher ausgebildet als bei andern Völkern des Alterthums, doch miſchten ſie in ihre Religion, wie auch die gebildeten Nationen unſerer Zeit, allerlei albernes Zeug. Die Geheimniſſe der Zukunft, die ſich gewiſſe deutſche Biedermänner durch die franzöſiſche Muttergottes von Lourdes und Salette enthüllen laſſen, glaubten die Etruſker in den Hühnerdärmen erſchauen zu können. Sehr viel Studium wendeten ſie auch auf die Natur des Blitzes. Sie wußten zu ſagen, von welchen Göttern dieſer ausgehe, was er bedeute und wie er abzuwenden — welch letzteres unſere „wettergerechten" Capläne auch noch verſtehen.

Ihre Prieſter und Auguren waren patriotiſche Männer, jedoch in anderem Sinn als unſere „Patrioten", da ſie

mit dem unheimlichen Rom keineswegs liebäugelten, sondern seine Tücken wohl erkannten, was unseren lieben Herren trotz tausendjähriger Erfahrungen und des verbesserten Geschichtsunterrichts noch immer nicht gelingen will. Uebrigens nahmen auch die Auguren dem gläubigen Publikum gegenüber die Unfehlbarkeit in Anspruch, unter vier Augen jedoch lachten sie sich gegenseitig aus. (Cicero, de div. I. 47. 105.)

Aber die übertriebene Andacht und Götterverehrung, die beständigen Opfer, Augurien und Festschmäuse, die kirchlichen Spiele und Tänze, die Processionen und Wallfahrten machten das Volk träge und die übertriebene Ueppigkeit nahm ihm den alten Heldenmuth. Auch die langen Kämpfe mit den Galliern hatten es empfindlich geschwächt. Dazu kam noch, wie oben bemerkt, der Mangel der inneren Eintracht. So unterlag Etrurien trotz seines hohen Kunstsinnes den kräftigern Römern, bei denen sich damals aller Lebensgeist noch in der Pickelhaube concentrirte. Recht deutlich zeigte sich da wieder die Treulosigkeit der alten Heidengötter, die wir nicht ohne Grund verabschiedet haben. Trotz aller Opfer und Litaneien rührten sie in der Noth keinen Finger für ihre Anbeter; selbst Bacchus, der fröhliche, ließ sie sitzen, obgleich sie ihn so hoch verehrt hatten.

Auffallend bleibt nur immerhin, daß auch der gerechte Gott der Christen seinem Statthalter zu Rom neuerlich nicht kräftiger beigesprungen ist. Wahrscheinlich wollte er durch seine ruhige Haltung andeuten, daß ihm die Trägheit, die Ueppigkeit und die faule Wirthschaft, die dort unter seiner Firma ging, endlich auch verächtlich geworden

war. Ein guter Chriſt muß in allen Weltbegebenheiten den Finger Gottes ſehen, nicht blos in einigen Paradeſtücklein, die er ſich ſelbſt beliebig ausſucht.

Die etruskiſche Sprache — aber da mir niemand anſieht, wie ich als ein Bewohner unſerer (nach Matthias Koch) keltiſch-phöniciſchen Hochebene mit der etruskiſchen Sprache in Berührung gekommen, und da es mir leicht verdacht werden könnte, wenn ich ohne einigen Ausweis in dieſen gelehrten Sachen mitrede, ſo bin ich leider gezwungen, jetzt ſchon einen kleinen Auszug aus meinem künftigen Nekrolog hier einzuſtellen, deſſen Inhalt ich zwar bereits vor acht Jahren (Januar 1867) in dieſen Blättern annähernd mitgetheilt habe, den ich aber um ſo mehr als vergeſſen erachten kann, als ſich nach wiederholten Erfahrungen die wenigſten Menſchen länger als von heut auf morgen an meine Artikel erinnern.

Es war im Sommer 1842, als ich in den rhätiſchen Alpen auf die Frage verfiel: ob man die ſeltſam klingenden Ortsnamen, die ſich dort finden, wie Schlitters, Uderns, Terfens, Ixturz, Axams u. ſ. w., nicht etwa enträthſeln und damit auch der Nationalität der Rhätier auf die Spur kommen könnte. Dieſe wurden zwar in der guten alten Zeit nach dem Laut der alten Schriften [1] immer für verſprengte Etrusker gehalten, allein ſeitdem der große Pallhauſen ſeine Keltelei auch in die tiroliſche Urgeſchichte eingeführt, galten ſie mehr oder weniger für Kelten, und ſpäter ſprach ſich auch C. Zeuß in dieſem Sinne aus.

1) Unter andern Stellen ſei nur die von Plinius, 3. 20. angeführt: Rætos Tuscorum prolem arbitrantur, a Gallis pulsos duce Ræto.

Nicht ſowohl als k. b. Kreis- und Stadtgerichtsacceſſiſt, welche zukunftsvolle Stellung ich damals erklommen hatte, ſondern als „gewester" Philologe ſchlug ich nun verſchiedene Bücher etruskiſcher Gelehrſamkeit auf, wie Otfried Müller, Lanzi, Vermiglioli u. ſ. w., und fand da nicht ohne Ueberraſchung dieſelben Klänge, die in Tirol, Vorarlberg und Graubünden als Ortsnamen erſchallen, in den etruskiſchen Perſonennamen leibhaftig wieder. Wer dieß etwa nicht glauben wollte, der möge ſich beiſpielsweiſe folgende Nebeneinanderſtellung zu Gemüthe führen, nämlich: etruskiſcher Frauenname: Achunſa, deutſch-rhätiſcher Ortsname: Aguns, Alchsna: Alxna, Aleſina: Alaſina, Althina: Aldein, Anteſte: Andeſt, Aruntha: Arunda — und um nicht das ganze Alphabet durchzugehen, etwa noch: Thrinisa: Trins, Tiſcusniſa: Tagusens, Umranſa: Amras, früher Umrans, Vathins: Wattens, Velthurnis: Velthurns — Gleiche Namen, gleiche Sprachen; gleiche Sprachen, gleiche Völker!

In dem kalten Winter, der jenem warmen Sommer folgte, ward ein Büchlein geſchrieben („Die Urbewohner Rhätiens" 1843), und darin der Zuſammenhang der Rhätier mit den Etruskern, ſo beſtritten er geweſen, für alle Zeiten zu den großen hiſtoriſchen Wahrheiten gelegt und in die Wiſſenſchaft felſenfeſt eingerammelt.

Freilich konnte nur die Gleichheit der beiderſeitigen Formen dargethan, der Sinn jener Namen aber nur ſelten erklärt werden, denn die Bedeutung der Wurzeln (Ach, Al, Alch, Alth, Ant u. ſ. w.), aus denen ſie gebildet ſind, iſt größtentheils unbekannt und dieſen Schleier wird allem Anſchein nach auch die Zukunft nur wenig lüften.

Das gelehrte Bayern zeigte ſich übrigens nicht unaufmerkſam für dieſen Fund und beeilte ſich dem redlichen Finder eine Anerkennung zu ſpenden. Friedrich Thierſch, der edle Mann, eigentlich ein Norddeutſcher von Geburt, aber ſtets bemüht, auch unter den Altbayern die Keime feinerer Bildung zu pflegen, wofür ihn dieſe oft verlachten, er ſchlug der Alma Ludovico-Maximilianea unaufgefordert vor, den neuerſtandenen Rhätologen zu ihrem Ehrendoctor „cum omnibus privilegiis atque immunitatibus annexis“ zu ernennen, was auch ohne Unfall von ſtatten ging.

Mein Ehrentag war der erſte März 1844, was ich nur für jene „Verehrer“ anmerke, welche mir etwa zum fünfzigjährigen Jubiläum (1894) zu gratuliren wünſchten, da das fünfundzwanzigjährige ſo geräuſchlos dahingegangen. Seitdem ſchwebt der Doctorhut, obwohl ich ihn öffentlich nicht trage, doch allenthalben unſichtbar über meinem Haupte. Aber nicht genug — ein andrer Gönner zeigte mir ſogar in mäßiger Entfernung die offenen Pforten der Akademie — eine Ausſicht, die mich ob meiner zarten Jugend dergeſtalt blendete, daß ich ſie wieder zu verhüllen bat. Bei einem Haar wäre ich auch Hofrath geworden! Das iſt jetzt ſchon dreißig Jahre.

Aber dieſe etruskiſchen Baßgeigen an meinem bajuvariſchen Himmel ſind längſt zerſprungen — ich weiß auch nicht mehr wie und wann? Dagegen brachte mir das Büchlein ſelbſt viele Sorge. Denn ſo richtig ſein Grundgedanke, ſo hatte die Ausführung doch dadurch gelitten, daß alle nicht deutſchen Namen als rhätiſche d. h. etruskiſche angeſehen worden, während ſich bei fortgeſetztem Studium bald ergab, daß in unſern Alpen drei Namens-

ſchichten über oder durcheinander liegen, nämlich eine deutſche, eine romaniſche — beide deutlich und verſtändlich — und eine rhätiſche, welche, wie oben bemerkt, mit ſehr wenigen Ausnahmen unverſtändlich iſt. Es wurde nun verſucht, wenigſtens die beiden letzten Schichten aus einander zu ſcheiden und zwar in einer zweiten Schrift, welche den Titel „Zur rhätiſchen Ethnologie“ erhielt, und 1854 bei Gebrüder Scheitlin zu Stuttgart ans Licht trat. Dieſes Büchlein enthält auch heute noch mein rhätologiſches Glaubensbekenntniß, obgleich jetzt nach zwanzig Jahren manches daran auszubeſſern und vieles nachzutragen wäre.

Es ſchien damals nicht unmöglich, daß die neue Schrift auch in Tirol Beachtung fände. Man konnte glauben, die Curaten würden ihre beſten Schuhe ablaufen, um ſich in den tiroliſchen Großſtädten das neue Orakel zu holen, die enchoriſchen Gelehrten würden ihre tiefſten Studien ausſetzen, ſich mit aller Leidenſchaft auf das Etruskiſche werfen, ſich nach allen vier rhätiſchen Winden zerſtreuen und in allen Haupt- und Nebenthälern Namen und Wanderſagen ſammeln, um der neuen Lehre gegenüber Stellung nehmen zu können; aber es blieb alles ruhig und das Büchlein unbekannt. Dieſes hatte ſchon zehn Jahre eines ruhmloſen Daſeins hinter ſich, als mein guter Freund, Profeſſor J. V. Zingerle zu Innsbruck, einmal öffentlich die verdrießliche Frage aufwarf: warum denn gar keiner komme, um auch einmal die tiroliſchen Orts-, Hof-, Berg- und Waldnamen anzuforſchen und dabei nicht von ferne ahnte, daß ſein Wunſch ſchon längſt erfüllt ſei. Die Tiroler ſind wie die Griechen — Græci sua tantum mirantur — und obgleich ſie in dieſen Sachen ſelbſt nur wenig

thun, ſo geben ſie doch nicht Acht, wenn andere etwas neues aufſtellen, zeigen auch wenig Glauben daran, zumal ſeitdem Beda Weber und Albert Jäger das Dogma verkündet haben, daß alle tiroliſchen Sachen für die übrige Menſchheit vollkommen unverſtändlich und unergründlich ſeien. Die großen und kleinen Gelehrten des Landes keltelten daher munter fort, gleich als wenn noch alles wäre wie zu Pallhauſens Zeiten, und erſt in den letzten Jahren trat Chriſtian Schneller, jetzt zu Innsbruck, als Forſcher auf dem Gebiete der tiroliſchen Ortsnamen ein, ſchöpfte aber aus meinen etruskiſchen Angleichungen nur die Ueberzeugung, daß die undeutſchen alleſammt — romaniſch ſeien. So geht's mir faſt wie dem alten Hegel: „Nur einer hat mich verſtanden, und dieſer hat mich mißverſtanden!"

Die etruskiſche Sprache aber — und ſo kommen wir von dieſer mit Nachſicht zu beurtheilenden Abſchweifung wieder in die Hauptſtrömung unſerer Diatribe — die Sprache der Etrusker, welche mit Buchſtaben, die den griechiſchen ähnlich ſind, aber wie das Hebräiſche von rechts nach links geſchrieben wird, ſie iſt aus etruskiſchen Büchern nicht zu erlernen. Von alle dem was einſt raſeniſche Dichter und Belletriſten beim Lampenlicht oder beim Schein des Tages geſchaffen, iſt uns nichts erhalten. „Die tuskiſchen Geſchichten," welche Varro erwähnt, ſowie ihre ſämmtlichen theologiſchen und aſcetiſchen Werke mit ihrer ganzen Blitzgelahrtheit ſind längſt dahin. Die einſtigen etruriſchen Bibliotheken ſind verſchwunden, und wir können mit den Geiſtern der alten Raſener nur unterirdiſch verkehren, in ihren Hypogäen oder Grabkammern, deren immer mehr

entdeckt und geöffnet werden. Dort in jenen dumpfen Räumen, an den Wänden, auf Candelabern, Aſchenkrügen, Sarkophagen u. ſ. w., ſind Inſchriften aufgemalt, gegoſſen, eingeritzt und eingehauen, welche uns jetzt die etruskiſche Literatur vertreten. Auf allen dieſen mannichfaltigen Geräthen ſind zunächſt die Namen ihrer einſtigen Beſitzer, ihrer Stifter, ihrer Schenker, mitunter auch die der Künſtler angebracht, welche ſie verfertigt. So namensſelig war der etruskiſche Staatsbürger, daß wir, wenn nicht allein die Einrichtung ihrer Grabkammern, ſondern auch die ihrer Wohnungen erhalten wäre, ſchwerlich einen Stiefelzieher oder eine Schlafmütze finden würden ohne den Namen des edlen Raſeners, der ſie einſt ſein eigen genannt.

Dieſe Namen, die nun wohl in die Tauſende gehen, bieten eigentlich nicht viel abſonderliches, ſondern gleichen im Ganzen vielmehr den römiſchen, wie ſich denn auch eine große Zahl tuskiſcher Namen in Latium und latiniſcher in Etrurien wiederfindet. Der Raſener führte zu ſeiner Zeit, wie heutzutage der Deutſche, einen Vornamen, der auch wieder zu den lateiniſchen ſtimmt (wie Cae = Cajus, Tite = Titus, Sethre = Sextus), und einen Familiennamen. Dazu kommt aber gewöhnlich noch der Vorname des Vaters oder der Familienname der Mutter, oder beide, welche durch —al bezeichnet werden. Larth Vete Arnthal Vipinal heißt alſo: Larth Vete, der Sohn des Arnth (lat. Aruns) Vete und der Frau N. N., gebornen Vipina. Die Benamſung der Frauen iſt etwas umſtändlicher. Es wird nämlich ihre Herkunft durch —ia bezeichnet, welches ſich ihrem Familiennamen anhängt, wogegen —isa, an den Namen des Gemahls gefügt, die Eigenſchaft der Ehefrau anzeigt.

Um auch den deutſchen Frauen, welche dieſer Abhandlung etwa bis hieher gefolgt ſind, eine kleine Aufmerkſamkeit zu erweiſen, wollen wir hier ein auch ihnen verſtändliches Beiſpiel eines etruskiſchen Frauennamens aufſtellen. Wenn ſich nämlich in einem Hypogäum eine Inſchrift finden würde, lautend: Luise Schmidia Huberisa Hansal Gretal Maieral, ſo wäre dieſe zu überſetzen: Luiſe Huber, geborne Schmid, Tochter des Herrn Hans und der Frau Margareta Schmid, gebornen Maier.

Allein dieſe Lehrſätze über die Bildung und Erklärung der tuskiſchen Namen, welche einſt Otfried Müller aufgeſtellt hat, waren zwar in der Theorie ſehr richtig, reichten aber in der Praxis doch nicht für alle Fälle aus. Die Etrusker, unbekümmert um die Mühſal, die ihr Schlendrian uns verurſacht, erlaubten ſich nämlich allerlei Variationen, die mitunter ſehr bedenkliche Verwicklungen herbeiführen. Bald fehlt der Vorname, bald der Familienname, und bald iſt dieſer auch doppelt vorhanden; durch Abwetzung der auslautenden Conſonanten ſind manche männliche Formen den weiblichen ganz gleich geworden; vielfach iſt der Endvocal abgefallen, und Vipi kann z. B. für Vipie, d. h. Vipius, für Vipia oder auch für Vipiâ im Ablativ ſtehen, da mitunter die Abſtammung nicht durch —al, ſondern durch den Ablativ des Mutternamens ausgedrückt wurde. Damit iſt aber nur ein Theil der Schwierigkeiten angedeutet, und es begreift ſich daher, daß faſt jeder neue Name, der aus der etruskiſchen Unterwelt aufſtieg, discutirt werden und zu abweichenden Erklärungen führen konnte. Wenn wir ſagen, daß Hr. Profeſſor Corſſen dieſen Fragen mehr als vierhundert Seiten gewidmet hat,

ſo iſt damit einerſeits ihre Triftigkeit, andrerſeits aber auch ſein Fleiß und ſeine Unermüdlichkeit belegt. Jetzt ſind ſie allerdings bereinigt, alle möglichen Fälle ſind beſprochen, alle möglichen Knoten gelöst. Jetzt mag die deutſche Wiſſenſchaft dem Augenblick ruhig entgegenſehen, wo wieder ein neu aufgefundenes Hypogäum die myſtiſchen Pforten öffnet; ſeine Namen ſind ſchon conſtruirt, ehe ſie noch recht ans Licht des Tages treten.

Uebrigens mußte Hr. Profeſſor Corſſen in vielen Fällen erſt die Lesart ſeiner Namen feſtſtellen, denn die gedruckten Texte ſind nicht immer ganz zuverläſſig. Er ging daher 1870 eigens nach Etrurien, wo er ſeine Vorlagen verglich, revidirte und corrigirte und zwar mit einer Unermüdlichkeit, deren nur ein deutſcher Gelehrter fähig iſt. Von vielen Inſchriften nahm er Papier- oder Staniolabdrücke und prüfte ſie mit der Lupe, um ſeiner Sache ſicher zu ſein. In dem düſtern feuchten Erbbegräbniß der Tarquinier zu Caere kroch er in die Niſchen hinein, um dort bei Kerzenlicht die verblichenen Zeilen aufzuzeichnen und den Aſchenreſten der Leichname zu begegnen, die da vor zweitauſend Jahren beigeſetzt worden. Dabei notirte er mit deutſcher Gründlichkeit jeweils den Tag der betreffenden Thätigkeit. Wir erfahren z. B., daß es am 29. April 1870 geweſen, als er durch Zeichnung und Graffitabdruck in einer Inſchrift des Vaticans, ſtatt der falſchen Lesart Larſi, die richtige Larni herſtellte. Und am 5. Mai desſelben Jahres geſchah es, daß er in einer Spiegelinſchrift ebenfalls zu Rom, ſtatt des unrichtigen Archaze, die echte Lesart Archate fand, ſo daß die Freunde ſeiner Studien den fünften Jahrestag dieſes freudigen Ereigniſſes zugleich

mit dem Todestag Napoleons I. im nächſten Wonnemonat feſtlich begehen können.

Die tuskiſche Literatur enthält aber faſt nichts als Namen. Die Unbill der Zeiten hat nämlich wenig erzählende Texte verſchont. Zu Perugia im Muſeum ſteht zwar ein Denkſtein, der während des Weinmonds 1822 in dortiger Nachbarſchaft gefunden wurde, ſeitdem der Peruſiniſche Cippus heißt und auf zweien ſeiner Seiten ſechsundvierzig Zeilen ſehr lesbaren Textes bietet, aber faſt die Hälfte deſſelben füllen eben auch wieder nur Namen aus. Immerhin iſt dieſer Cippus in ſeiner Gattung das einzige monumentale Ueberbleibſel aus den großen Zeiten dieſes Volkes, und wird daher mit Recht als das theuerſte Kleinod der etruskiſchen Epigraphik betrachtet. Alle andern Inſchriften ſind kurze Sätze, die aus wenigen, den Namen beigefügten Wörtern beſtehen und ſich über dem Eingang der Grabkammern, auf deren Wänden, auf den Stein- und Erzbildern, auf den Spiegeln finden. Alle zuſammen würden mit Lettern von mittlerer Größe gedruckt kaum ein Octavblatt füllen. In allen Inſchriften aber findet ſich anerkanntermaßen kein einziges Wort, dem man auf den erſten Blick ins Geſicht ſagen könnte: du kannſt nur dieß bedeuten und nichts anderes.

Wie der alte Himmel den alten Griechen ſo viele andre Gaben gewährte, ſo verlieh er ihnen auch eine Sprache, in der ſich alle Abkömmlinge des helleniſchen Urſtamms verſtändlich machen konnten. Wenn der Jonier und der Dorier, der Athener und der Thebaner in der Antichambre des großen Königs zu Perſepolis oder zu Tarteſſos bei den Säulen des Hercules zuſammen trafen, ſo verſtanden

ſie ſich ebenſo leicht, als der niederbayeriſche Weizenbauer und der Rorſchacher Getreidehändler auf dem Straubinger Kornmarkt.

Der Italer dagegen war in dieſer Beziehung ganz anders geſtellt. Wenn der alte Latiner die Gränze ſeines Latiums, das nach Theodor Mommſen urſprünglich nicht größer war als der jetzige Kanton Zürich und ſpäter doch die Welt erobern ſollte, in Krieg oder Frieden überſchritten hatte, ſo fand er gegen Süden die Osker, gegen Oſten die Umbrer, die ihm beide, obwohl ihre Sprache nahe verwandt, doch ebenſo unverſtändlich waren, als es dem Oberdeutſchen der Däne oder Schwede iſt. Wenn er aber über den Tiber ging, ſo ſtand er ſchon mit beiden Füßen im Etruskerlande, wo ihm alles noch viel fremder und ſeltſamer vorkam, als in den umbriſchen und oſkiſchen Gauen. Es war auch die gemeine Meinung des Alterthums, daß es kein Volk gebe, welches den Etruskern in Sitte oder Sprache ähnlich ſei.

Wie dem auch ſei, die tuskiſchen Inſchriften traten mehr und mehr aus ihren Grabgewölben in die moderne Welt herein und forderten dieſe zu ihrer Erklärung auf. Man fieng das Geſchäft auch ſchon im vorigen Jahrhundert an, aber man kam nicht weit damit. Abgeſehen von den onomatologiſchen Fortſchritten, welche, wie oben erzählt, Otfried Müller gethan, war eigentlich nichts ſicher, als das Wort ril, welches ſich öfter bei den Ziffern findet, die auf den Grabmälern die Lebensdauer bezeichnen (wie z. B. ril XX, ril XXV), und daher Jahr bedeuten muß. Aber auch dieſes Wort iſt räthſelhaft, denn es paßt offenbar zu keinem andern bekannten Idiom. Die oskiſchen

und umbriſchen Sprachdenkmäler und namentlich die eugubiniſchen Tafeln waren allmählich aufgeklärt worden, weil das Lateiniſche wie ein guter Kamerad in gleichem Schritt und Tritt nebenhergeht, aber für das Etruskiſche ſchien dieſes weit über allen Bergen zu liegen.

Luigi Lanzi, der bedeutendſte Etruscist des vorigen Jahrhunderts († 1810), kam zuletzt gar auf den Gedanken, daß das Etruskiſche eigentlich nichts als ein Garbuglio, ein Durcheinander aller angränzenden Sprachen ſei, und verſuchte alſo die etruskiſchen Wörter dadurch zu erklären, daß er etwa die erſte Sylbe aus dem Umbriſchen, die zweite aus dem Aeoliſchen, die dritte aus dem Lateiniſchen oder andere wieder in derſelben Weiſe nach umgekehrter Sprachenfolge deutete.

Damit gaben ſich aber natürlich nur einige genügſame Anhänger zufrieden; andere Forſcher dagegen, die das Richtige dieſer Deutungsart erkannten, liefen im Geiſt über Berg und Thal, über Land und Meer, durch ferne und fernſte Himmelſtriche, um andere und vermeintlich beſſere Quellen der alten Raſener-Sprache aufzuſtöbern, ſo daß wir nachgerade ſanskritiſche, ſemitiſche, keltiſche, altdeutſche, ſkandinaviſche, ſlaviſche, armeniſche und altaiſch-finniſche Erklärungen haben — eine ſo gut, vielmehr ſo werthlos wie die andere.

Um dieſem mißlichen Zuſtand ein Ende zu machen, gieng nun Profeſſor Corſſen im Geiſt der neueren Wiſſenſchaft daran, zunächſt das grammatiſche Gerüſte herzuſtellen, d. h. zu beſtimmen, wie ſich der etruskiſche Nominativ, der Genetiv, der Accuſativ u. ſ. w. anlaſſe, welche Formen dem Verbum zuzuſchreiben und wie ſie zu

erklären. Dieſes mühſame Geſchäft iſt gewiß ſo weit gelungen, als man bei dem ſpärlichen Material zu hoffen berechtigt war.

Zu gleicher Zeit war aber auch die Bedeutung der Wörter und der Sinn der Inſchriften klar zu ſtellen, jedenfalls der ſchwierigſte Theil der Aufgabe. Der Angelpunkt der ganzen etruskiſchen Philologie iſt übrigens das Wörtlein mi, das etliche ſiebzigmal vorkommt, und zwar immer als erſtes Wort der betreffenden Inſchrift.

Es war nun die frühere Meinung, dieſes mi ſei ſo viel als griechiſch εἰμί, ich bin. Allein es kommt auch in gewiſſen Verbindungen, namentlich mit suthi, vor, wo jene Deutung gar nicht paſſen will, da letzteres offenbar ein Verbum und zwar im Präteritum iſt. So ſteht z. B. auf einem alten Stein, der bei Saluzzo in Piemont gefunden worden: Mi suthi Larthial. Dieſe Inſchrift, dieſe drei Wörter dünkten mir ſchon damals die linguiſtiſche Centralſonne, von der ein fruchtbares Licht auf die ganze raſeniſche Epigraphik ausſtrömen könnte. Wie wäre es, dacht' ich, wenn wir da den Stein ſelbſt ſprechen ließen, der uns nach allem Anſchein ſagen will, wer ihn einſt geſetzt. Mi suthi Larthial wird alſo heißen: Mich ſetzte Larthial. Mi bedeutet ſohin nicht „ich bin," ſondern „mich." Und wenn dann über dem Eingang der Grabkammern geſchrieben ſteht: Eca suthi Larthial, ſo will dieß ſicherlich nichts anderes ſagen als: dieſe (Zelle) ſetzte, widmete (ἀνέθηκε) Larthial. Endlich erklärt ſich dadurch auch jenes suthina, das vielfach auf kleineren Geräthen vorkömmt, als ἀνάθημα, Widmung, Weihgeſchenk.

Hr. Profeſſor Corſſen ſtimmt dieſen Deutungen unbe-

dingt zu. Er ſagt übrigens, daß jenes mi das lateiniſche me vertrete, habe zuerſt G. F. Grotefend erkannt, wenn auch nicht begründet („Neues Archiv für Philol. und Pädag.," 1829, S. 106), und ſpäter habe Steub, wie es ſcheine, ohne die Erklärung Grotefends zu kennen, denſelben richtigen Gedanken gehabt. („Zur rhätiſchen Ethnologie" S. 223.) Hr. Profeſſor Corſſen und mein geſammtes Publicum mögen ſich aber feſt darauf verlaſſen, daß ich Grotefends für mich ſehr abgelegene Abhandlung damals ſo wenig gekannt habe, als ich ſie heute kenne. Ich entlehne nie eine ſolche Aufſtellung, ohne meine Quelle zu citiren und, wenn's immer möglich, auch zu beloben. Ich gehöre nicht zu denen, die ihre Vorgänger gemüthlich ausweiden und dann aus ihren Eingeweiden neue Büchlein zuſammenſtückeln mit hämiſchen Ausfällen auf ihre Fundgruben und mit der Behauptung, daß ſo ein Meiſterwerk, wie das ihrige, noch gar nicht dageweſen.

Seitdem weiß man alſo, was mi, was suthi und suthina bedeuten, und dieſe drei Errungenſchaften werden noch immer zu den ſolideſten auf dieſem Gebiete gerechnet.

Gehen wir aber an die Betrachtung der übrigen. Die etruskiſchen Appellativa, die uns in den ſpärlichen Inſchriften geblieben, hat noch niemand zuſammengezählt, aber es ſcheint nicht, daß ihrer viel mehr als hundert ſind. Dieſe hat nunmehr Hr. Profeſſor Corſſen mit wenigen Ausnahmen erklärt und die Erklärung etymologiſch begründet. Zu manchen Deutungen wird das Lateiniſche verwendet, aber das Verhältniß deſſelben zeigt ſich unſtät und iſt ſchwer zu beſtimmen. Wenn der Forſcher Wörter wie achnaz, acnina, ara, arca, ula, uthur u. ſ. w. ge-

radezu aus lat. agnatus, agnina, (scil. caro,) ara, arca, olla, auctor erklärt, ſo möchte man glauben, das Etruskiſche ſei nur ein lateiniſcher Dialekt, während doch, abgeſehen von dieſen und einigen andern Wörtern, wieder alle Verwandtſchaft abgeſchnitten ſcheint. Der Verfaſſer führt uns dann auf das hohe Meer der Etymologie, wo er bald mit griechiſchen, bald mit ſanskritiſchen, mit gothiſchen, keltiſchen oder litthauiſchen Segeln ſein Schifflein vorwärts bringen muß. Bedächtige Linguiſten dürften da vielleicht manche Theſis bedenklich finden, allein die Zaghaften haben auf dieſem Felde noch nichts namhaftes geleiſtet; dem Muthigen gehört auch die etymologiſche Welt, und ſo darf man ſich dem Forſcher gewiß nicht in den Weg ſtellen, wenn er mit einiger Kühnheit ins Zeug geht. Die italieniſchen Etruſciſten werden freilich manchmal flüſtern: Se non è vero, è ben trovato, aber die deutſchen Kenner dürften, allem Vermuthen nach, die Erklärungen, die hier gegeben ſind, im Großen und Ganzen als gelungen hinnehmen, obwohl die kommenden Zeiten im Einzelnen noch manches zu ändern finden möchten.

Allerdings laſſen ſich die Ergebniſſe dieſer Forſchungen nicht mit denen vergleichen, welche wir der Entzifferung der ägyptiſchen Hieroglyphen, der perſiſchen Keilſchriften zu verdanken haben. Dort wimmelt es von uralten Neuigkeiten, die uns heute noch intereſſiren; hier dreht ſich alles ums Sterben und um Todtenopfer. Der Charakter dieſer unterirdiſchen Epigraphik iſt weſentlich lemuriſch. Demnach gehören auch die enträthſelten Wörter, ſoweit ſie nicht Verba ſind, faſt alle ins Fach der Funeralien. Wir vernehmen nichts von den Dingen, die den Etruskern über

der Erde lieb und theuer geweſen, ſondern nur von Grableuchtern, Todtenladen, Räucherpfannen, Aſchentöpfen u. ſ. w. Auch wird uns im Laufe des Werkes die angenehme Bekanntſchaft von ſieben etruskiſchen Todesgöttinnen vermittelt. In dieſer ganzen Literatur kommt nichts genießbares vor, als die Todtenſchmäuſe, die das Volk wohl mit großer Freigebigkeit auszuſtatten pflegte.

Hr. Profeſſor Corſſen hat auch den Schleier weggezogen, welcher bisher über dem berühmten Cippus von Perugia hieng, aber die Etruscomanen, die etwa Nachrichten über Schlachten und Triumphe, über Friedensverträge und Bündniſſe oder andere Haupt- und Statsactionen erwarteten, können ſich nur unangenehm enttäuſcht finden, denn jene Zeilen enthalten eben auch nichts anderes, als ein Verzeichniß von Weihgeſchenken, welche von einer damals lebenden Sippe in eine Grabkammer gewidmet wurden und zum Theil ſehr unbedeutend ſind. Dieſes Opfer-Menu gewinnt ſelbſt durch ſein hohes Alter nicht weſentlich an Wichtigkeit. Oder was hilft es, zu erfahren, daß dazumal der uns unbekannte Lars Tana einen Aſchentopf, zwölf Raſener einen Becher und einiges Geſchirr, der ebenfalls verſchollene Velthina einen Sarkophag und der treffliche, aber auch vergeſſene Scuna einen Todtenſchmaus und andere ähnliches gewidmet haben? „Höher als die ſachliche," ſagt deßwegen ganz zutreffend der Verfaſſer, „ſteht doch die ſprachliche Bedeutung der großen etruskiſchen Inſchrift. Sie bezeugt die Uebereinſtimmung der etruskiſchen Sprache mit der lateiniſchen durch ſo zahlreiche und ſo ſchlagende Thatſachen, daß ſie allein genügen würde, den italiſchen Urſprung der etruskiſchen Sprache zu erweiſen,

und ſomit dem etruskiſchen Volke den ihm gebührenden Ehrenplatz in dem Familienkreiſe der ächt italiſchen Völker zu ſichern. Sie iſt eine Urkunde von hoher Wichtigkeit für die Geſchichte der Sprachen und der Völker Italiens."

So lebhaft ich nun aber die Ueberlegenheit unſeres Forſchers in ſeinem Wiſſen, ſeinen Studien und ſeinen Leiſtungen anerkenne, ſo geſtatte ich mir doch, in zwei Stücken eine andere Meinung als die ſeinige zu hegen und zu vertreten.

Die etruskiſche Sprache galt nämlich früher für hart und rauh, weil ſie ‚in Verknäuelungen von Conſonanten ſchwelge, welche, ſagt Otfried Müller, kaum ein lateiniſcher, geſchweige denn ein griechiſcher Mund ertragen konnte. Dagegen erlaubte ich mir ſchon vor dreißig Jahren darauf hinzuweiſen, daß die älteſten Inſchriften dieſer Nation, wie z. B. mi Larus Arianes Anasses clan, mi Venerus Vinucenas, Mi Repesunas Aviles u. ſ. w. ganz wohlklingend ſeien und erklecklichen Reichthum an Vocalen verrathen.

In allen Ländern und zu allen Zeiten, wo die Buchſtabenſchrift noch jung war und das Publicum ſich in die neue Kunſt des Leſens erſt mühſam hinein arbeiten mußte, hat man dieſem gewiß keine Abkürzungen vorgeſetzt, ſondern jeden Laut fein ſäuberlich ausgeſchrieben. Die Etruſker haben es in jenen Anfängen ohne Zweifel ebenſo gehalten.

Allein die Steinmetzen und die Erzgießer ſind den Buchſtaben immer feind geweſen, weil ſie Zeit und Raum koſten. Sie ſannen daher auch in Etrurien ſchon frühzeitig auf Abkürzung ihrer Texte. Nun läßt aber jeder, der

abkürzen will, lieber die Vocale als die Conſonanten weg, denn es iſt z. B. Prfſſr, Brgrmſtr viel leichter zu leſen, als wenn man o=e=o oder ü=e=ei=e ſchreiben wollte. Dieß wurde auch den Etruskern bald klar, und als durch ihre Elementarſchulen, welche vielleicht den unſrigen nicht nachſtanden, die Kunſt des Leſens allen Freien geläufig geworden, verſuchten ſie alſo manche Sylben ohne Vocale zu ſchreiben. So entſtanden denn Phänomene wie eprthnevch, exnchvalch, mcertele, welche aber die angebliche barbariſche Härte des Etruskiſchen ebenſowenig beweiſen, als Conſonantenklumpen, wie Bzrksgrchtsſchrber, oder Gnsdrmerie=Ltnt, die ja auch bei uns in Schrift und Druck vorkommen, die barbariſche Härte der deutſchen, beziehungsweiſe der franzöſiſchen Sprache. Da aber niemand zu Abkürzungen gezwungen, da ſie bald angewendet wurden und bald nicht, ſo zeigen ſich zu vocalarmen Formen, wie Marcnſa, immer auch wieder vocalreiche, wie Marcaniſa, zu Prnthna ein Prenthna, zu Prceſa ein Purceſa, zu Mnrva ein Menrva, Mnerva, Menerva u. ſ. w.

Auf dieſe Art ſuchte ich ſeiner Zeit darzuthun, daß die Sprache der Etrusker nicht härter und nicht rauher geweſen, als die lateiniſche oder die griechiſche, und Theodor Mommſen fand die Theſis damals ſo wohl begründet, daß er den Heiligenſchein ſeiner Zuſtimmung um ſie legte. Hr. Profeſſor Corſſen dagegen ſcheint wieder mehr oder weniger ins alte Geleiſe zurückzukehren. Er erklärt die Wörter wie er ſie trifft, und findet ſie nie zu rauh. Er läßt ſich z. B. ein zilchnce gefallen (was faſt an unſer: Schnupfet'n S'n? erinnert), obgleich er auch ein vollſtändiges zilachnūce (ex silice fabricavit) anführt, und das eine zum andern

ſich doch nur verhalten kann wie der Prſſſr zum Profeſſor. Der Hr. Verfaſſer meint zwar S. 676: die geſprochene Form habe zilchnuce mit verſchwindend kurzem u gelautet, allein da das u nach S. 665 lang war, ſo kann es doch nicht gar ſo kurz geweſen ſein. Auch flezrl, sranczl und ähnliche Formen werden uns sans phrase geboten und erklärt. Selbſt bei dem Worte trutnvt läßt ſich der Forſcher nur zu dem Zugeſtändniſſe herbei, daß in -vt für -vit der I-laut nicht völlig geſchwunden, ſondern nur verſchwindend kurz geworden ſei, „ein irrationales ĭ, das in der Schrift nicht mehr ausgedrückt wurde;" allein es iſt faſt zu wetten, daß mit einer ſo ſchwachen Nachhilfe alle italiſchen Stämme zuſammen das Wort nicht herausgebracht hätten, viel weniger die Etrusker allein.[1]

[1] Dieſes trutnvt iſt inſoferne von großer Bedeutung, als es in einer zweiſprachigen Inſchrift ſteht und da dem lateiniſchen haruspex entſpricht. Es war daher des Verfaſſers Aufgabe zu beweiſen, daß auch trutnvt ſich als „Darmſchauer" erklären laſſe. Als Probeſtück ſeiner Methode möge dieſe Beweisführung (S. 354), etwas abgekürzt, hier folgen:

Von vorn herein iſt die Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß trutn-vt ein Compoſitum iſt, deſſen erſter Beſtandtheil dem lat. haru-, der zweite dem lat. -spex von haru-spex in der Bedeutung entſpricht. Ich ſtelle den erſten Beſtandtheil des etruskiſchen Compoſitums tru-t-n zuſammen mit Griech. τρω-τό-ς verwundet, τρω-σ-μό-ς Wunde, τι-τρώ-σκ-ω verwunde, beſchädige, τραῦ-μα Wunde, τρῦ-μα Loch, τρῦ-χο-ς abgeriſſenes Kleid, Fetzen, Lumpen, τρί-ω, τρί-χ-ω reibe auf, kchſl. tru-ti aufreiben, die alle auf eine Wurzelform tru- „durchbohren, durchſchneiden, abreißen, abreiben, beſchädigen" zurückgehen. Auf dieſe Wurzel tru- führe ich alſo auch etr. tru-t-n- in tru-t-n-vt zurück, und zwar ſo, daß von derſelben zunächſt mit dem weiblichen Suffixti ein Nomen tru-ti- „Durchbohrung, Durchſchneidung, Abſchneidung" gebildet wurde, und von dieſem mit dem Suffix-no: tru-ti-no- „durchbohrtes,

Dieſelbe Auffaſſung bekundet ſich übrigens auch da, wo der Forſcher die Namen aus der griechiſchen Mythologie behandelt.

Dieſe haben ſich die Etrusker allerdings etwas rückſichtslos zurecht gemacht, obgleich man fragen könnte, ob ſie unter den helleniſch gebildeten Auguren nicht anders umliefen, als unter den Spiegelzeichnern, welche vielleicht wenig claſſiſche Bildung beſaßen. Wie dem auch ſei, Atalante, etruskiſch Atlenta, heißt einmal auch Atlnta, Clutumuſtha, die einheimiſche Form für das griechiſche Klytämneſtra, wird ein andermal Clutmſta geſchrieben. Hier ſucht nun unſer Forſcher den Unterſchied der beiden Formen

durchgeſchnittenes Ding," insbeſondere „durchbohrtes, durchgeſchnittenes Opferſtück." Der Stamm tru-ti-no-, tru-ti-nu- in tru-t-n-vt iſt zu tru-t-n- gekürzt, indem i vor n ſchwand, wie überaus häufig im Etruskiſchen, und der auslautende Stammvocal o, u des erſten Compoſitionsgliedes ausfiel.

Den zweiten Beſtandtheil des Compoſitums trutn-vt, -vt führe ich auf die Wurzel vid, ſehen, zurück. Dieſes -vt iſt hiernach entſtanden aus -vit, -vit-u, -vit-u-s, -vid-u-s und hat dieſelbe Bedeutung wie das lateiniſche Adjectivum -vid-u-s in provid-u-s, invid-u-s. Der Wurzelvokal des zweiten Compoſitionsgliedes ſcheint alſo in etr. trutnvt geſchwunden wie in den lateiniſchen Compoſiten su-rg-e-re, po-rg-e-re, e-rg-o, e-rg-a, su-rp-ui, po-s-tu-s u. a.

Aber da es nicht glaublich iſt, daß die Etrusker in trutn-vt die Conſonanten tnvt ohne irgend einen vokaliſchen Zwiſchenlaut unmittelbar hinter einander geſprochen haben, ſo muß man annehmen, daß in -vt für -vit der I-Laut nicht völlig geſchwunden, ſondern nur verſchwindend kurz geworden iſt, ein irrationales i, das in der Schrift nicht mehr ausgedrückt wurde. — Nach dem Geſagten bedeutet alſo trutn-vt, entſtanden aus *trutinu-vidu-s: „prosicium videns, Opferſtückſchauer," wie haru-spex „Darmſchauer."

phonetiſch zu erklären durch Vorrückung des Accents, Ausfall ſchwacher Vocale u. ſ. w. Aber wäre es nicht einfacher und vielleicht richtiger zu ſagen: Atlenta und Clutumuſtha kommen auch abgekürzt als Atlnta und Clutmſta vor? Die Sprache lebte allerdings ein ſehr raſches Leben, und mit dem allgemeinen Schwand der Endſylben mögen auch manche Vocale im Innern der Wörter geſchwunden ſein, aber der Herr Verfaſſer ſcheint in dieſem Stücke doch zu weit zu gehen.

Indeſſen ſollen unſre Bedenken hier nur beſcheiden angemeldet werden, denn Herr Profeſſor Corſſen will dieſen Fragen nicht aus dem Wege gehen, ſondern verweist öfter auf §. 483, wo ſie behandelt werden. Dieſer Paragraph ſteht aber im zweiten Bande des Werkes, welcher noch nicht erſchienen iſt. Wir ſehen ihm mit derſelben Spannung entgegen, wie dem erſten, und werden für freundliche Belehrung gewiß ſehr dankbar ſein.

Der Verfaſſer behauptet ferner zu öftermalen, daß die Etruſker die Regeln ihrer Orthographie ſehr genau und ſtreng beobachtet haben.

Bei dem beſtändigen Wechſel zwiſchen u und v, v, p und f, c und ch, t und th (ein b, g, d hatten die Etruſker nicht) kann aber auch der entgegengeſetzte Gedanke aufkommen, nämlich der, daß die Rechtſchreibung in den etruskiſchen Grabkammern keineswegs ſtrammer geweſen, als ſie jetzt noch auf den deutſch-rhätiſchen Kirchhöfen iſt. Indeſſen fehlt hier allerdings der Raum, um dieſe Behauptung näher zu begründen.

Nunmehr gelangen wir aber in das Land der Wunder und der Räthſel, durch welches ich einſt den einſamen

Pfad nach Eturien geſucht, nämlich nach Rhätien, zunächſt nach Tirol. Da wird's nun meinen verſchiedenen Freunden zu großer Befriedigung gereichen, daß Hr. Profeſſor Corſſen die Verwandtſchaft der Rhätier mit den Etruskern, die ich ſeit dreißig Jahren gepredigt, ohne Einwand an- und aufnimmt. Dort ſind ja von jeher Erzeugniſſe etruskiſcher Kunſt, etruskiſche Gräber, und in den letzten fünfzig Jahren auch zwei größere etruskiſche Inſchriften ans Licht gekommen, welche zwar bisher noch keine überzeugende Erklärung fanden, aber doch für jene Theſis mächtig eintraten. Die eine ſteht auf einem Waſſereimer, den man im Cembrathale gefunden, die andere auf einem Schlüſſel, den man im Nonsberg ausgegraben, und beide Alterthümer werden jetzt im ſtädtiſchen Muſeum zu Trient gezeigt. Man könnte nun leicht in den Wahn verfallen, der Waſſereimer und der Schlüſſel würden für den Peruſiniſchen Cippus Erſatz bieten und wichtige Enthüllungen über rhäto-etruskiſche Geſchichte zu Tage fördern; aber den beiderſeits gleichlautenden Anfangsworten: Lavis eselk, welche der Hr. Verfaſſer mit Fluvii sacrum überſetzt, folgen wieder nichts als Namen, dort vier, hier ſieben, welche alle Freude verderben.

Wir lernen nämlich wieder nichts, als daß dazumal vier Rhätier dem Fluſſe Lavis einen Waſſereimer, und ihrer ſieben ebendemſelben einen Schlüſſel gewidmet haben. Da der Waſſereimer damals etwa einen Thaler gekoſtet haben mag — der Schlüſſel iſt ſchwerer zu ſchätzen — und da doch vier und beziehungsweiſe ſieben Männer zuſammenſtehen mußten, um das Weihgeſchenk zuwege zu bringen, ſo ſieht man, daß die damalige Zeit in Opfergaben viel

ſparſamer war, als die unſrige, wo oft ein einziger wohlhabender Rhätier ein Herz beſitzt, das groß genug iſt, um eine ganze fünfzehnpfündige Wachskerze zu widmen. Man wird nicht läugnen können, daß dieß als ein Fortſchritt zu betrachten iſt. Einige andere rhätiſche Inſchriften dürfen wir ganz übergehen, da ſie eben auch nur Namen enthalten.

Warum ſpricht aber Hr. Profeſſor Corſſen nicht von den andern nordetruskiſchen Inſchriften, welche Theodor Mommſen im ſiebenten Bande der „Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich“ veröffentlicht hat? Sollen ſie vielleicht im zweiten Theil ſeines Werkes behandelt werden?

Die gelehrten Schichten in Neurhätien, in Tirol, Graubünden und Vorarlberg werden nun aber wahrſcheinlich die Frage ſtellen: ob aus Profeſſor Corſſens Forſchungen auch ein Streiflicht auf ihre undeutſchen und unromaniſchen, alſo rhätiſchen Ortsnamen falle. Ja, wenn die etruskiſchen Inſchriften ebenſo viel von Berg und Thal, von Wald und Feld, von Weg und Steg, von Haus und Hof zu reden wüßten, als von Grableuchtern, Todtenladen, Räucherpfannen, Aſchentöpfen und anderen Gegenſtänden, die zur Bildung der Ortsnamen nicht leicht verwendet werden, dann wäre allerdings eine ſehr reiche Ausbeute zu hoffen geweſen. So aber dürfte die Ernte ziemlich karg bleiben, denn auch gute Augen werden in dem Werke nur hie und da ein Etymon entdecken, das ihnen auf der rhätiſchen Landkarte wieder begegnet. Was Aguns, Alxna, Alaſina und andere oben vorgeführte Ortsnamen bedeuten, das könnte uns nur aufdämmern, wenn die etruskiſchen Per-

ſonennamen, die ihnen entſprechen, erklärt würden. Ob Hr. Profeſſor Corſſen auch dafür etwas thun konnte, werden wir erſt im zweiten Band ſeines Werkes ſehen.

Uebrigens geht der Verfaſſer an den tiroliſchen Ortsnamen nicht ganz lautlos vorüber, ſondern kommt vielmehr zweimal auf ſie zu ſprechen, freilich in einer Weiſe, die mich faſt annehmen läßt, daß ich dieſe Sächelchen beſſer verſtehe. S. 925 ſagt er nämlich etwas rittermäßig (cavalièrement):

„Wenn ſich in Tiroler Ortsnamen des Flußgebietes der Etſch und der Eiſack vielfach das Suffix in, ein findet, das aus ino, ina abgeſtumpft iſt, wie in Valtin, Lazin, Gamperfin, Partlin, Pazin, Mondin, Plamalin, Tſchamin, Vergin, Galtin u. a. (Steub, „Zur rhätiſchen Ethnol." S. 111 u. ff.) und Valdein, Krimpmein, Valgenein (a. O. S. 120 ff.), ſo läßt ſich aus dieſem Suffix für ſich allein noch gar nicht erſehen, ob dieſe Ortsnamen altrhätiſch oder romaniſch oder mit andern Worten etruskiſchen oder römiſchen Urſprungs ſind. Es müſſen andere Merkmale hinzukommen, um das in jedem einzelnen Falle zu entſcheiden."

Dieß klingt faſt, als ob da zwei Parteien vorhanden wären, deren eine jene Namen altrhätiſch, die andere ſie romaniſch erklären wollte; allein ſo gut ich die Parteien in Tirol auch kenne, ſo weiß ich doch nicht eine, die ſich hiefür im mindeſten intereſſirt. Ich habe Valtin, Valdein, Lazin, Partlin, Galtin u. ſ. w. romaniſch erklärt, weil ſie einem romaniſchen vallettina, lacigno, pratellino, collettino u. ſ. w. ganz genau entſprechen, und weil die Erklärung durch hundert Analogien gedeckt iſt. Die anderen

„Merkmale“, welche hinzutreten müſſen, ſind glücklicherweiſe ſchon da, denn die Deutung beruht ja nicht allein anf dem -in, ſondern auch auf dem vorausgehenden vallett-, lac-, pratell-, collett- u. ſ. w. Ebenſo ſteht es mit Gamperſin, campo de rovina, und Plamalin, plan de molino oder plan maligno.

Dieſe Deutungen beſtehen übrigens ihre Probe abwärts ſo gut wie aufwärts. Wenn nämlich ein Forſcher in Wälſchtirol umherwandert, dabei Ortsnamen trifft wie vallettina, pratellino, collettino und ſich fragt, wie würden dieſe Namen lauten, wenn das Land jetzt germaniſirt wäre, ſo wird er ſich ſelber ſagen müſſen: ſie könnten nicht anders lauten als Valtin, Partlin, Goltin oder Galtin — und umgekehrt, wenn derſelbe Forſcher in Deutſchtirol umherwandert, dabei Ortsnamen trifft, wie Valtin, Partlin, Galtin und ſich fragt, wie würden dieſe Namen klingen, wenn das Land noch romaniſch wäre, ſo kann die Antwort auch nur lauten: vallettina, pratellino, collettino.

Ferner ſagt der Verfaſſer S. 936:

„Das doppelte Suffix -i-ano von Sip=i=anu=s findet ſich häufig in Tiroler Dorf= und Hofnamen der Gegend von Bozen und Meran, die von Mannsnamen gebildet ſind, wie Priſſian, Griſſian, Riffian, Vilpian, Siffian, Andrian, Firmian u. a. (Steub, zur rhätiſchen Ethnologie, S. 126). Aus dieſer Suffixform =i=an für -i-ano, -i-ana läßt ſich nicht erſehen, ob einer dieſer Ortsnamen rhätiſch=etruskiſchen oder römiſchen Urſprungs iſt, da dieſelbe Suffixbildung ſich in den etruskiſchen Namen Sip=i=anu=s, Si=an=s, Jsminth=i=an=s zeigt, wie in den römiſchen Octav=i=anu=s, Aemil=i=anu=s, Veſpaſ=i=anu=s u. a.

Um die Frage nach dem Urſprung jener Ortsnamen auf -ian zu entſcheiden, müſſen alſo für jeden einzelnen Fall andere Kriterien hinzukommen."

Hiegegen iſt nur zu bemerken, daß die Deutung von Priſſian, Griſſian, Riffian, Girlan u. ſ. w. aus römiſch Priſcianum, Criſpianum, Rufianum, Cornelianum durch die früheren urkundlichen Formen gedeckt iſt. Das vermißte andere „Kriterium" liegt darin, daß Priſcus, Criſpus, Rufus, Cornelius römiſche Namen waren; daß ſie auch bei den Rhätiern ſchon üblich, dürfte kaum, jedenfalls nicht für alle, zuzugeben ſein. Es iſt daher immerhin ſicherer, die Entſtehung jener Namen in die römiſche Zeit zu ſetzen.

Ich habe zwar in der rhätiſchen Ethnologie S. 164 ſelber die Möglichkeit angedeutet, daß etwa ein rhätiſcher Ortsname Velthina zu römiſchen Zeiten in vallettina umgedeutet worden ſei, und daß daher das jetzige Valtin durch vallettina hindurch vielleicht auf Velthina zurückgehen könne, allein für derlei teleſkopiſche Durchſichten durch romaniſche Namen auf rhätiſche ſcheint unſere Generation überhaupt noch nicht fein genug organiſirt, und ſie hätten auch kein anderes Ergebniß, als eine Möglichkeit an die Stelle der Gewißheit zu ſetzen.

Und hiemit mag denn die Beſprechung eines Werkes zu Ende gehen, das ſchon in ſeinem erſten Theile ſo viel unerwartete Aufklärungen gewährt, daß es für die Kenntniß der etruskiſchen Sprache eine neue Aera einleitet. Der Verfaſſer hat ſich zu ſeinen hochgeſchätzten Verdienſten auf dem Gebiete der lateiniſchen Sprache nun auch des raſeniſchen Lorbeerkranzes würdig gemacht, und die deutſche

Wiſſenſchaft mag ſtolz ſein, daß dieſes Licht von ihr ausgeht.[1]

Aus Gründen, die bald klar werden dürften, erlaube ich mir übrigens zu bemerken, daß ich dieſe Anzeige ohne Einladung oder Aufforderung des Hrn. Verfaſſers, welcher mir leider unbekannt, lediglich als dankbarer Verehrer zuſammengeſtellt habe, und geſtatte mir nun eine Parabaſe, in welcher ich auch über meine Verehrer einige Worte fallen laſſen will.

Nach einigen Statiſtikern giengen meine „Verehrer" in die Tauſende, nach eigener Erfahrung ſind aber die meiſten

[1] Für eine zweite Auflage des Werkes erlaube ich mir folgende zerſtreute Bemerkungen zur Verfügung zu ſtellen:

(S. 720) Neuptali iſt wohl ein Einwohner von Neoptolis, Neapel. — (S. 277) Da Truials die Trojer ſind, ſo könnten Puials leichtlich die Bojer ſein. — Soll Cale (z B. S. 731) nicht lateiniſch Gallus vertreten? — Meine Deutung von mi ni mulveneke u. ſ. w. (Rhätiſche Ethnologie S. 224) ſcheint mir durch die auf S. 758 gegebene nicht übertroffen. Ich glaube noch immer, daß mulveneke, mulenike mit fecit zu erklären iſt. — Da ich die Anſicht des Herrn Verfaſſers über die ſtrenge Genauigkeit der etruskiſchen Orthographie nicht theile, ſo kann nach meiner Meinung Puinei (S. 855) nicht bloß Poenia, ſondern auch Vulnia ſein, und Puisina (S. 963), das Hr. Prof. Corſſen in Poisina latiniſirt, ſcheint mir identiſch mit Vulsina, wie auch Pelthuri für mich ſo viel iſt als Velthuri (Rhät. Ethn. S. 213). — Die Burg Seben über der Stadt Klauſen (S. 922) liegt nicht bei Sterzing, ſondern eher bei Brixen. — Lavaux und Laval (S. 923) ſind nicht in Lav-aux und Lav-al zu trennen, da ganz gewiß lat. vallis zu Grunde liegt. — Nicht der Eiſack (S. 929) im Genetiv, ſondern des Eiſacks, noch heute nach dem Geſchlecht des alten Iſarcus. — Könnte Upicu (S. 938) nicht ein Ὀπικός, ein Osker ſein? — „Val di Non am Nonsberge" iſt ein Pleonasmus; denn Nonsberg iſt eben das deutſche Wort für Val di Non.

nichts nutz. Namentlich fehlt ihnen das Geſchick, ihre Verehrung ſchicklich an den Tag zu legen. Hätten ſich z. B. Anno 1845 nur Eintauſend hochherzige Verehrer entſchloſſen, die eben erſchienenen Drei Sommer in Tirol mit edler Haſt für ſich zu gewinnen, ſo hätte das verehrliche Publikum nicht dreißig Jahre auf die zweite Auflage warten müſſen. Dagegen bin ich ſchon ſeit langer Zeit einer Verſchwörung angehender Celebritäten auf der Spur, die mir — unter dem Schein der Verehrung — das Leben dadurch zu verleiden ſuchen, daß ſie mir alle ihre neueſten Werke überſenden und dabei dringend um „Anzeigen“ bitten. Da kommen: Harfentöne von einem jungen Poeten am Rhein, der ſeine erſte Lalage beſingt — Das Staatsrecht der Fidſchi-Inſeln, nach den Quellen bearbeitet von einem alten Diplomaten — Neue Leberreime von einem Gerichtsvollzieher — Darf man Schriftſteller achten? von einem Oberpoſtrath — Geiſerich, der Vandalenkönig, oder Rache, Reue und Verſöhnung, romantiſches Ritterſchauſpiel mit Geſang und Tanz, von einem penſionirten Militärarzt — Sphärenklänge aus der Holledau, von dem Verfaſſer der „Sirenenſtimmen aus dem Teufelsgraben“ — Charakterköpfe aus der Zeit der Agilolfinger, von einem k. b. Stationschef — Gleichen unſere Männer ihren Ahnen? von einer deutſchen Frau — Ueber Chignons, Queues, Culs de Paris und andere Eigenthümlichkeiten unſerer Frauen, von einem deutſchen Mann — Ehrenrettung der Semiramis, mit fünfundzwanzig Holzſchnitten, von einem Chevauxlegerslieutenant a. D. — und derlei Weihgeſchenke in unendlicher Reihe. Das ſoll nun alles möglichſt ſchnell und ſo wohlwollend als die Milch meiner Denkungsart erlaubt,

Digitized by Google

in den Spalten der „Allg. Ztg.“ oder wo immer beſprochen werden, was doch vorauszuſetzen ſcheint, daß man den kunterbunten Plunder auch noch leſen müßte. Wer den ganzen Tag nichts zu thun hat, der darf allerdings dankbar ſein, wenn die Verehrer ſtets für ſeine nützliche Beſchäftigung ſorgen; ein anderer aber iſt gewiß zu entſchuldigen, wenn er die wenigen Freiſtunden, die er ſeinen antipathiſchen Geſchäften abringt, lieber nach eigenen Heften verwendet, als für fremde, wenn auch noch ſo liebenswürdige Zudringlichkeiten. Freilich liegt in dieſen am Ende die einzige Aufmerkſamkeit, deren ſich ein bajuvariſcher Autor hienieden zu erfreuen hat, wogegen Engländer und Franzoſen ihre Lieblinge allerdings anders zu ehren verſtehen. Immerhin bedauere ich, jenen Verehrern für ihre Roſen kein „Vergißmeinnicht“ bieten zu können; ich ſehne mich vielmehr, die Tage, die mir etwa noch beſchieden, wenn auch an der Iſar kühlem Strand, doch ungeſtört und in ſtiller Beſchauung verſtreichen zu ſehen — obli s cunctorum, obliviscendus et illis. er

Digitized by Google